This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

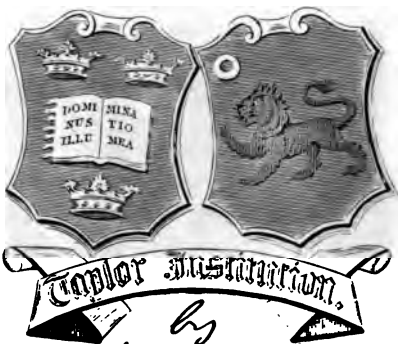
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

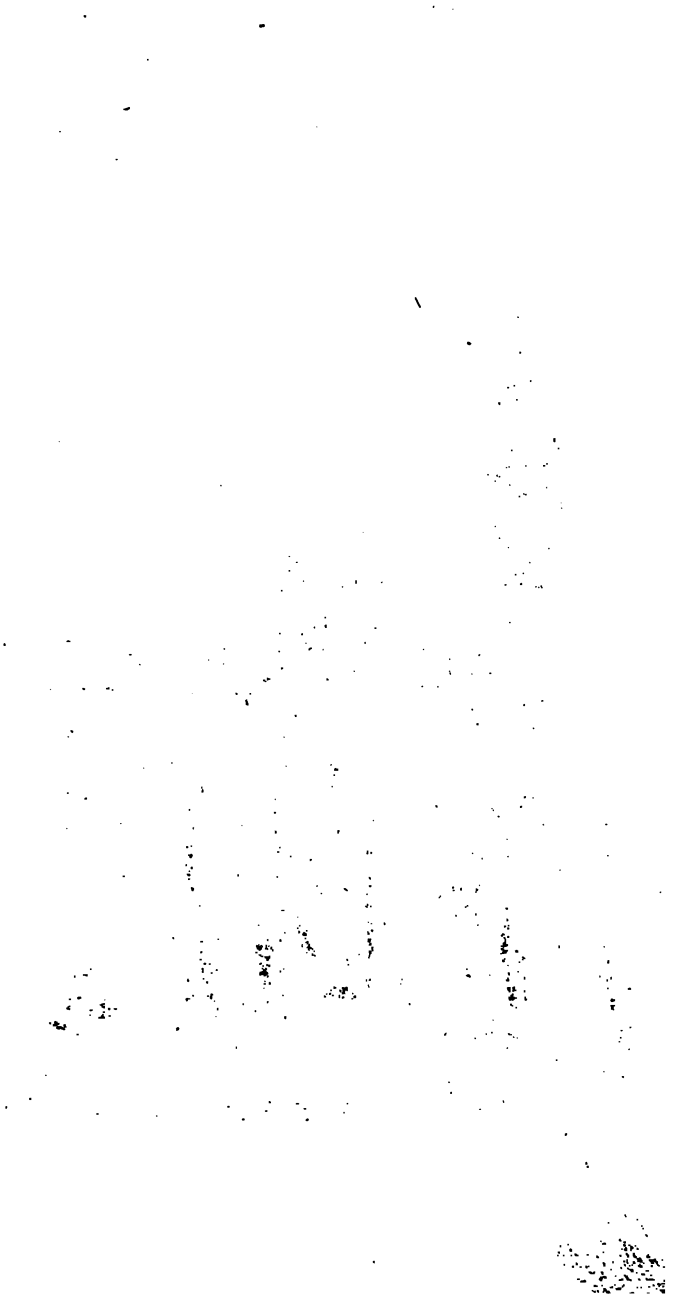
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

93 a 22

Presented to
the



by
the Rev. S. H. Gem
M. A. of University
College.
1911.



Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist!

Beyspiele des Guten.

Eine Sammlung
edler und schöner
Handlungen und Charakter-Züge
aus der
Welt- und Menschen-Geschichte
aller Zeiten und Völker.

Der Jugend und ihren Freunden gewidmet.

Mit einer Vorrede
von
Hrn. Joh. Ludwig Ewald,
der heil. Schrift Doktor und Großherzogl. Badischem
Ministerial- und Kirchenrath.

Erster Theil.
Mit einem Titelkupfer.

Fünfte, verbesserte und nochmals vermehrte Auflage.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1821.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 JUN. 1928
OF OXFORD

Vorrede.

Du erhältſt hier ein Büchlein, lieber Leſer, das nicht Eigennutz und Ruhmſucht, ſondern wirklich bloß Liebe, etwas Gutes zu thun, nicht ohne Fleiß und Bemühung geſammelt hat, wie der Augenſchein zeigt, da ſich der Verfaſſer nicht genannt hat, und weder genannt noch gekannt ſeyn will, und da er durchaus, wie ich ſicher weiß, keinen Geld-Vortheil dabey ſucht. Gewiß lebſt Du gern unter guten Menſchen. Ein edler Zug, den Du erzählen hörſt, oder von dem Du lieſeſt, erhebt Dein Weſen. In Dir regt ſich ein edler Stolz, daß auch Du *zu dem Geſchlechte* gehöreſt, das zu ſo er-

was Edlem fähig ist; und besinnst Du Dich ein wenig, so wird dieser Stolz durch das Gefühl geläutert: „Was hast Du, Mensch, das Du nicht empfangen hättest? Und wenn Du Alles empfangen hast; wie wolltest Du Dich dessen rühmen, als ob Du es nicht empfangen, sondern Dir selbst es erworben hättest?“ So löset sich denn diese Empfindung auf in demüthigem Dank gegen Den, der uns diese Anlagen gab, und uns zu seinem Bilde schuf. Aehnliche Gesinnungen können auch durch solche Sammlungen erhalten werden, deren wir mehrere haben, aber nie genug, so wie wir fader oder abentheuerlicher Romane nie wenig genug haben können. Man lebt in guter Gesellschaft, indem man eine solche Sammlung leset.

Beſonders empfehle ich ſie Euch, Jugend-Lehrer! denen ſittliche und religiöſe Bildung eurer Schüler und Zöglinge das Wichtigſte iſt, die auch allein dieſen Ehren-Titel verdienen. Sie wird Euch wohlfeil genug gegeben; Ihr könnet ſie alſo leicht Euren Zöglingen in die Hände geben. Sie enthält wohlfeile, aber geſunde Nahrung für ihren ſittlichen und religiöſen Sinn. Sie werden auch Geſchmack daran finden, wenn ihr Gaumen noch nicht durch gewürzte Romanen- und Schauſpiel-Speiſe verwöhnt iſt. Jede Freude über eine edle That, die ſie hier leſen, iſt Saamkorn zu einer ähnlichen, und Zeichen, daß es in ein gutes Land gefallen iſt.

So gehe denn hin in alle Welt, du anmaßungsloſes Büchlein; — wecke, leite, be-

lebe Gutes im Stillen, anmaßungslos, wie der, der dich ſammelte! Reinige, ſtärke, veredle, im Namen deſſen, der Urquell alles Guten iſt, und deſſen, der das meiſte Gute in der Welt gewirkt hat, und mit dem guten heiligen Geiſte, der von ihnen ausgeht, und zu ihnen hinführt. Amen!

Heidelberg den 10. Oktober 1807.

Johann Ludwig Ewald,
der heil. Schrift Doktor, und Großherzoglich Badiſcher wirklicher Kirchenrath.

Vorrede des Herausgebers zur ersten Auflage.

Unter den mächtigen Trieben, welche der weise und gütige Schöpfer in die Menschen-Natur gelegt hat, nimmt der Nachahmungstrieb, in Hinsicht seiner kraftvollen Aeusserungen und ausgebreiteten Wirksamkeit, die erste Stelle ein. Ist er es nicht, der die Fähigkeiten des Kindes (das nach dem Ausdrucke eines geistvollen Dichters: „auf Alles merkt, selbst auf das Schweigen") aus ihren ersten Keimen entwickelt; der des Jünglinges Kräfte zu Thaten weckt, und dadurch für sein ganzes Leben den ihm bestimmten Wirkungskreis vorzeichnet; der den Mann in diesem Wirkungskreise thätig erhält, und selbst noch dem Greise, der am Stabe gebückt dem nahen Grabe zuwankt, Führer ist? Ueber den wichtigen Einfluß, den Beyspiele, durch welche das Gemüth in gleichstimmige, sympathisirende Lagen und Regungen gebracht wird, auf Menschen-Bildung, so wie auf Menschen-Wohl und Menschen-Elend, haben, und über die Noth-

wendigkeit der fleißigen Aufstellung guter, nachahmungswürdiger Beyspiele ist daher auch nur Eine Stimme, so sehr auch zu bedauern ist, daß jene Wahrheit nicht von Allen lebendig und immer gefühlt und geübt wird. Und doch ist es einleuchtend wahr, daß jeder von uns dem Andern unaussprechlich nützlich — unaussprechlich schädlich werden kann. Je mehr man mit der Vorwelt durch die Geschichte, und mit der jetzigen durch die Erfahrung bekannt wird, desto heller, fühlbarer, anschauender dringt sich uns diese Wahrheit auf. „Jeder" — so spricht ein ungenannter edler Weiser — „jeder ist des Andern Lehrer oder Verführer, und sein Wegweiser zum Himmel oder zur Hölle. Wir arbeiten, wir wirken — Alle auf Alle. Wir bauen auf, oder wir zerstören. Wir ermuntern Andere, oder wir ärgern sie. Ich gehe in eine Gesellschaft, ich thue den Mund auf, und Fluch oder Segen folget mir nach; nicht nur mir, auch Allen, die jetzt mit mir im Kreise standen. Wie manche meiner, mir selbst noch so unbedeutend scheinenden Reden und Handlungen hat nicht selten den größten Einfluß auf das Wohl oder Wehe meines Nächsten!" Ja, wie oft hängt nicht von dem Entschlusse, der das Werk eines Augenblickes war, von der rechten Anwendung oder von dem Mißbrauche auch nur einer Stunde, von der treuen Erfüllung oder Versäumniß einer Pflicht, von einem Fehltritte

oder von einem Siege über ſich ſelbſt und die Welt — die Ruhe, die Zufriedenheit, der gute Ruf, die Ehre, der Wohlſtand nicht nur einzelner Perſonen, ſondern ſogar ganzer Familien ab! Vielleicht weiß ich's nicht, vielleicht will ich's nicht; aber eine Veränderung, ein neuer Auftritt iſt doch jetzt in der Welt vorgegangen; er hat ſeine Folgen, und dieſe bin ich ſo wenig im Stande zu hemmen, als ich der Luft gebieten kann, ſich nicht zu vertheilen, wenn ich ſpreche, oder der Kugel, ſtille zu halten, wenn ſie wirklich aus einem Feuerrohre fortgetrieben wird. Ich handle alſo, und bin wirkſam durch Mienen, durch Geberden, durch Stellung, durch Kleidung, durch Reden, durch Schweigen, durch Schreiben, durch Beſuche, dnrch eigentliche Thaten, kurz durch Alles, was an mir und durch mich ſichtbar wird. So helfe ich die Andern erziehen, und ſo werde auch ich wieder erzogen von ihnen. Und welche Folgen kann nicht dieß Alles für mich und für Andere in dieſer und in der zukünftigen Welt nach ſich ziehen!

Wie viel liegt alſo nicht daran, daß wir uns, und vorzüglich unſere zarte, noch biegſame Jugend, deren Kopf und Herz, gleich einer glatten — von dem Grabſtichel des Künſtlers noch unberührten Tafel, jeden Eindruck leicht und ſchnell annimmt, mit reißenden und lehrreichen Beyſpielen zu umgeben ſuchen! Wir können ihr Gedächtniß, ihre Einbildungskraft, ihr

Herz frühzeitig an das Gute gewöhnen, und ſie durch die ſo nöthige Kunſt, ſich ſelbſt kennen zu lernen und ſich gut zu betragen, auf den noch ſo wenig gekannten und noch ſeltener wirklich betretenen Pfad des wahren Glückes leiten. Wir wandeln ſo gleichſam in Geſellſchaft von guten und würdigen Menſchen, ſehen, wie dieſer oder jener unſerer Mit-Menſchen und Mit-Chriſten ſich durch keine Schwierigkeit abſchrecken ließ, Verſuchungen zu überwinden, und ungerechte Vortheile zu verläugnen, den Spott und den Undank der Welt zu verachten, ſich in ſeinen Grundſätzen zu befeſtigen, und, durch Gott geſtärkt, im Guten immer weiter zu kommen; mit welcher Mäßigung jener Glückliche die Güter der Erde genoß, und aus dieſer Quelle Segen für Andere ausfließen ließ; wie jener Geehrte ſein Herz bey ſeiner Würde doch in wahrer Demuth zu erhalten ſuchte; mit welch' einer ausgezeichneten Treue jener Edle Menſchenliebe erwies; mit welcher Geduld jener Leidende die Laſt ſeines Erdenlebens trug, u. ſ. w.; — und werden wir dann dadurch innigſt gerührt, durchdringt uns hier eine zärtliche Wehmuth, dort eine reine, heilige Mitfreude, und ſehen wir ſo hinauf an ihnen mit thränendem Auge und klopfendem Herzen, o wie laut ertönt es dann in uns: „ja, ſo will, ſo muß auch ich handeln! dieß iſt wahrhaft ſchön, dieß iſt Gott und Menſchen gefällig!“ Und da dieſer Ruf an uns *durch wirklich* geſchehene Dinge erzeugt wird,

ſo fällt denn auch der Einwurf weg, den man heimlich oft den bloßen Lehren entgegenſetzt: „dieß alles iſt ſchön, aber unmöglich;“ denn Menſchen wie du haben es wirklich vollbracht und geleiſtet. Und wie erfreulich iſt es nicht für unſer Herz, ſo viel Schönes, ſo viel Gutes zu erfahren, das von Mit-Menſchen ausgeführt, und zu der Summe des wahren Menſchen-Adels hinzugethan worden iſt, eines Adels, bey dem es nicht auf die Stufe, auf der wir ſtehen, ſondern auf die Art und Treue ankommt, mit der wir darauf ſtehen. Denn, Großmuth in Hütten, iſt ja eben ſo ſehr Großmuth, als ſie es in Paläſten und auf Thronen iſt; und wir Alle, ſo viel unſerer ſind, die wir zur allgemeinen Menſchen-Familie gehören, wir Alle haben einen Weg, eine Ehre und ein Glück vor uns, und der findet's, welcher ſich redlich beſtrebt, etwas zu ſeyn zum Lobe der Barmherzigkeit Gottes. Jeder von uns iſt auch verbunden, den Strahl ſeiner Tugend beſonders in dem Zirkel leuchten zu laſſen, in welchem ihn die Vorſehung geſtellt hat. Kein Menſch, auch im niedrigſten Stande, iſt ſo weit von Menſchen entfernt, daß nicht Andere auf dieſe oder jene Art ſich nach ſeinem Verhalten bilden ſollten; und die weiſe Vorſehung weiß immer Mittel und Wege, um früher oder ſpäter die Redlichkeit, das häusliche Wohlverhalten, die geheime Selbſt-Verläugnung ihrer ſtillen Verehrer aus der Verborgenheit hervorzu-

ziehen, und als eine Leuchte aufzuſtellen unter die groſſe Menge, um einem oder dem andern ihrer Mit-Menſchen dadurch ſeinen Pfad zum Himmel heller zu machen.

Dieſe Wahrheiten, mit Wärme gedacht, auf uns ſelbſt unmittelbar angewandt, zum unwandelbaren Grundſatze, zur herrſchenden Neigung erhoben, müſſen uns ja nothwendig mit Ehrfurcht für uns und für Andere, und mit Muth und Freudigkeit erfüllen, uns mit Gott und Menſchen durch Chriſtum, den Mittler, innigſt zu verbinden. Wie ſüß und herzerhebend iſt endlich noch der Gedanke: welche Seligkeit es einſt ſeyn wird, wenn wir in einer beſſeren Welt in den Kreis ſo mancher edeln Menſchen eingeführt, ihres Umganges gewürdigt, und mit ſo Vielen bekannt werden, die hier unbekannt geblieben ſind, und im Stillen mit Gott gelebt haben; wenn wir erfahren: auch dieſer, auch jener hat an Gott geglaubt, iſt Wohlthäter und Zierde der Menſchheit geworden. Und wie wohlthuend iſt es ſchon hienieden für unſer Herz, wenn wir bey'm Anblicke eigener und fremder Unvollkommenheiten in Gedanken zu dieſer ſchönen, ehrwürdigen Verſammlung uns hinflüchten, und dann, mit neuem Eifer und beſſeren Vorſätzen geſtärkt, in unſere Welt zurückkehren!

In der angenehmen Hoffnung, daß ein Verſuch, zur Erreichung des obgedachten gemeinnützigen Zweckes einen kleinen Beytrag zu lie-

ſern, mit Güte und Nachſicht aufgenommen werden möchte, widmete der Herausgeber ſeit ein paar Jahren einen Theil ſeiner Erholungs-Stunden dazu, daß er aus größeren und kleineren hiſtoriſchen Werken, Lebensbeſchreibungen und einigen bereits vorhandenen moraliſchen Beyſpiel-Sammlungen, ſo wie aus verſchiedenen guten Zeitſchriften, und einigen, ihm ſehr ſchätzbaren, handſchriftlichen Beyträgen, — wofür er ſeinen Freunden hiemit öffentlich den herzlichſten Dank bezeugt — die gegenwärtige Auswahl veranſtaltete.

Es erſcheinen hier in bunten Reihen Könige und Bettler, Krieger und friedliche Bürger, Städter und Land-Volk; kurz, Menſchen aus allen Ständen und Verhältniſſen, ſo wie man den kultivirteſten Europäer dem, auf der unterſten Stufe der Bildung ſtehenden Neger-Sklaven, den hochbejahrten, würdigen Greiſen dem kleinen, munteren Knaben die Hand wird reichen ſehen. — Sie alle beweiſen ihr Recht, in dieſem ſchönen Vereine aufzutreten, durch ihre Thaten und ihre Dienſte, mit welchen ſie, ſo wie durch ihr Beyſpiel, ein ſchönes Vermächtniß für die Nachwelt ſtifteten. Dieſe Sammlung jedoch iſt zunächſt Deutſchen Söhnen und Töchtern gewidmet, und der Herausgeber hat daher auf Beyſpiele aus der Jugend-Welt und aus unſerm Deutſchen Vaterlande vorzüglich Rückſicht genommen. Sehr gerne würde er *auch Beyſpiele* aus der heiligen Ge-

ſchichte gewählt haben, indem die Bibel für dieſen Zweck einen ausgezeichnet-reichen und trefflichen Stoff darbietet; da indeſſen durch die verdienſtvollen Bemühungen der Herren Schmid *), Geßner, Fedderſen, Förſter, Loſſius, Lange, Kohlrauſch, Morgenbeſſer, und anderer würdigen Männer, bereits ſehr ſchöne, lehrreiche bibliſche Erzählungen vorhanden, und dieſe in vieler jungen Leute Händen ſind: ſo durfte wohl vorausgeſetzt werden, daß ſolche ſchon bey'm Religions-Unterrichte für Geiſt und Herz benützt worden ſind. Billig richtete der Sammler auch ſein Haupt-Augenmerk auf die beſonderen Bedürfniſſe unſeres Zeitalters. So hofft er, daß die Beyſpiele von Vertrauen auf Gott und Ergebung in ſeinen Willen zur Aufheiterung in Stunden trüber Beſorgniſſe wegen der Zukunft, und zu ruhiger Ertragung der unvermeidlichen Beſchwerden des Lebens gereichen, die That-Beweiſe von ächter Vaterlandsliebe und Sorgfalt für das Gemein-Wohl, von Seelen-Stärke in Gefahren, von Redlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, von Berufs-Treue, weiſer Sparſamkeit und Wohlthätigkeit, zur

*) Der Titel der Schrift, womit Hr. Chriſtoph Schmid, nach Kenner-Urtheil, der Jugend ein höchſt ſchätzbares Geſchenk gemacht hat, iſt: „Bibliſche Geſchichte für Kinder, zum planmäßigen Unterricht für ſämmtliche deutſche Schulen Baierns. Vierte Ausgabe. 8. München 1808."

Nachahmung dieſer Tugenden dienen werden. Endlich wollte der Herausgeber dieſe Gelegenheit benützen, um einigen edeln Männern, die ſich durch ihren frommen Chriſten-Wandel und durch ihre Verdienſte um die Menſchheit überhaupt und das Vaterland insbeſondere ausgezeichnet haben, und die Wahrheit der Behauptung: „das Andenken des Gerechten bleibet im Segen" beſtätigen, ein kleines Denkmal zu ſtiften.

Noch eine Bemerkung darf jedoch hier, beſonders um der jüngeren Leſer willen, nicht fehlen. Bey den, unter den Nummern 1. 17. 161. und 275. (dieſer neuen Auflage) aufgeführten Beyſpielen, wollte der Herausgeber nicht ſowohl die Nachahmung, als vielmehr das bezwecken, dem Leſer die Würde der menſchlichen Natur, die Höhe, zu welcher ſie in gewiſſen auſſerordentlichen Lagen ſich zu erheben vermag, lebendig vor das Auge zu ſtellen, und ſo das zu bewirken, was in unſern Zeiten ſo nöthig ſcheint: Achtung für den Menſchen!

Die Beyſpiele ſind nach den Pflichten gegen Gott, gegen uns ſelbſt und gegen den Nebenmenſchen, ohne gerade an eine ſyſtematiſche Ordnung ſich zu binden, aufgeſtellt; doch wollte der Herausgeber mit ſeinen jungen Freunden zuvor in den ſchönen häuslichen Kreis treten, da auf der Gründung pflichtmäßiger Geſinnungen gegen Aeltern, Lehrer und Geſchwiſter ſo viel be-

ruht, ja der Grund aller Tugenden in denſelben zu ſuchen iſt. Am Schluſſe folgen ſodann noch einige Beyſpiele, die ſich nicht wohl unter eine der obgedachten drey Gattungen von Pflichten bringen ließen, und mehr aus der allgemeinen Moral hergenommen ſind. Eine ſolche Eintheilung in Klaſſen hatte freylich ihre Schwierigkeiten. Manche Handlungen können von verſchiedenen Seiten betrachtet werden, und manche Tugenden gränzen ſo nahe an einander, daß es oft zweifelhaft wird, wo man einer tugendhaften Handlung ihren gehörigen Platz anweiſen ſolle, — wie denn der Herausgeber dieſer Sammlung recht willig einräumt, daß auch hier mehrere eben ſo ſchicklich an einen andern Ort hätten geſtellt werden können. — Inſofern aber gewiſſe menſchliche und bürgerliche Tugenden, durch mehrere an einem Orte vereinigte Beyſpiele, in ein helleres Licht geſetzt werden, als durch eine bloße philoſophiſche Beſchreibung, ſo dürfte wohl auch dieß ſeinen moraliſchen Nutzen haben. Bey einigen Beyſpielen ſind da, wo es gelegentlich geſchehen konnte, kurze moraliſche Erinnerungen beygefügt worden. Um das Langweilige zu verhüten, das eine Reihe von Erzählungen in einem Tone mit ſich führt, und um den jungen Leſer mit den verſchiedenen Arten zu erzählen, bekannt zu machen, damit er ſich ſelbſt eine wählen kann, die ſeinem Genie und ſeiner Art zu empfinden

am angemessensten ist, — hat der Herausgeber für zweckdienlich gehalten, den Verfassern, deren der eine wärmer, der andere kälter, der eine einfacher, der andere mit mehr Kunst erzählt, bis auf einige Veränderungen, ihren Erzählungs-Ton zu lassen. Wenn hier eine heroisch-schöne That das Herz erwärmt, und unsere Bewunderung erregt, so werden auf der andern Seite solche Beyspiele, die zwar minder glänzen und mehr aus dem alltäglichen Leben gewählt sind, zu deren Nachahmung man aber öfteren, ganz nahe liegenden Anlaß findet, oder auch einzelne Charakter-Züge, ein großes Interesse gewähren. Durch diese Abwechslung, bey welcher, wie in einem Landschafts-Gemälde, hier die Höhe, dort das Thal erscheint, dürfte auch die Unterhaltung für den Leser gewinnen.

Möchte auch dieser schwache Versuch, unter Gottes weiser und segnender Vorsicht, ein fruchtbarer Samen werden, aus dem viel Gutes emporkeime, und zwar Gutes ohne Geräusche, ohne Sprünge, ohne Ruhmsucht, Gutes in und durch Gott gethan, Gutes in Kraft und in Liebe!

Glücklich sind diejenigen, deren Einbildungskraft nicht bloß durch aufgeführte Beyspiele gerührt und bewegt wird, sondern die selbst dadurch in eine Thätigkeit versetzt werden, welche sie zu Mustern für Andere, für ihre Zeitgenossen und für die Menschen künftiger Tage er-

hebt! glücklich diejenigen, welche, — obgleich in beſcheidenem Sinne einhergehend, doch vorausſehen können, daß ſie als Muſter noch lange leben und Gutes auf der Erde wirken werden, auch wenn ſie nicht mehr auf derſelben ſichtbar gegenwärtig ſich darſtellen!

Vorrede des Herausgebers
zur zweyten Ausgabe.

Früher, als der Herausgeber dieſer Sammlung es je zu hoffen gewagt hätte, ward ihm von ſeinem Freunde und Verleger der Auftrag gemacht, daß, da die erſte Auflage ſich gänzlich vergriffen habe, nunmehr in Bälde eine zweyte beſorgt werden möchte. So erfreulich und aufmunternd für den Herausgeber dieſe, ſo unverhofft gefundene, gütige Aufnahme ſeines Verſuches war: ſo ſah er ſich doch durch obige Nachricht in keiner kleinen Verlegenheit, je mehr er einerſeits die Verpflichtung in ſich fühlte, durch Verbeſſerung der mannigfaltigen, in der erſten Auflage ſtehen gebliebenen Fehler zu zeigen, wie ſehr er das ihm geſchenkte gütige Zutrauen zu ſchätzen wiſſe — und doch andererſeits, bey ſeinen ordentlichen Berufs-Geſchäften, nur wenige Morgen- und Abend-Stunden zur Benützung für dieſe ſeinem Herzen ſo willkommene Arbeit gewinnen konnte. Indeß hat der Herausgeber, ſoviel in der Kürze der Zeit geſchehen konnte, zu leiſten verſucht, und er bezeugt nun auch öffentlich den würdigen Freunden, welche ihn bey dieſer Arbeit mit ihrem Rathe und durch Mittheilung einiger ſchätzbaren Beyträge zu unterſtützen die Güte hatten, ſeinen lebhaft gefühlteſten Dank.

Recht ſehr bedauerte der Herausgeber, daß die Rezenſion in Hrn. Gutsmuth's Neuer Bibliothek für Pädagogik, Schulweſen ꝛc. ihm ſo ſpät zu Geſicht gekommen iſt, nachdem das Werkchen bis auf wenige Bogen bereits gedruckt war; indem er ſonſt die darin enthaltenen belehrenden Winke zu benützen nicht verſäumt haben würde.

Noch eine Bitte möchte derſelbe hier beybringen. Unfehlbar geſchieht noch täglich — Preis ſey dafür der Vorſicht, die über dem moraliſchen Gange der Menſchheit wacht! — ſo manche ſchöne und edle That im Stillen, und ſo, daß nur die Perſonen ſelbſt, welche der Gegenſtand derſelben geweſen, und etwa noch der trauliche Familien- und Freundes-Kreis, worin der Edle lebte, etwas davon erfährt. Und doch würde es zur Aufmunterung im Guten ſehr viel beytragen, wenn dieſe oder jene edle Handlung als Beyſpiel zur Nachahmung öffentlich bekannt gemacht würde. Ungemein erwünſcht wäre es in dieſer Hinſicht für den Herausgeber, wenn ihm zuverläßige Nachrichten aus dem Leben ſolcher Edeln, unter Adreſſe der Verlags-Handlung, mitgetheilt, und dabey gefälligſt bemerkt werden möchte, ob die Namen öffentlich genannt werden dürfen oder nicht. Dieſe Mittheilungen könnten ſodann einen ſehr ſchätzbaren Stoff für den Nachtrag abgeben, der, ſo Gott will, in der Folge erſcheinen dürfte.

Stuttgart im März 1809.

Vorrede des Herausgebers

zur dritten Auflage.

So ſehr der Herausgeber dieſer Sammlung gewünſcht hatte, in kritiſchen Blättern eine Beurtheilung derſelben nach der zweyten Auflage zu finden, um bey einer etwa vorkommenden neuen Auflage die zweckmäßigen Verbeſſerungen vornehmen zu können, ſo iſt ihm doch nur Eine, ganz kurze, Anzeige in Hrn. Gutsmuth's Neuer Bibliothek für Pädagogik ꝛc. zu Geſicht gekommen. Dankbar erfreut über die bisher gütig geſchenkte Aufnahme, aber auch ſich wohl bewußt, daß noch manches beſſer ausgefallen ſeyn würde, wenn er die in der Vorrede zur zweyten Auflage ausgebetenen Vorſchläge zu Verbeſſerungen und neue Beyträge erhalten hätte, übergibt derſelbe hiemit die dritte Auflage. Die vorgenommenen Veränderungen überhaupt beſtehen theils in Abkürzung der Perioden, theils in Beyſetzung der Ausſprache der franzöſiſchen und andern ausländiſchen Namen und Ausdrücke, letzteres vorzüglich aus dem Grunde, weil dieſe Sammlung das Glück hatte, nach einem von Königlichem hochpreißlichen Synodus, unter dem 14. May 1812. ergangenen allergnädigſten Reſcript, in den Schulen des Königs-

reichs Würtemberg eingeführt zu werden, und daher auch häufig ſolchen Leuten, die bloß ihre Mutter-Sprache kennen, unter die Hand kommt. Die Anordnung des Ganzen wurde beybehalten, um nicht durch allzuhäufige Abweichungen in den verſchiedenen Ausgaben den Gebrauch dieſes Buches in öffentlichen Anſtalten zu erſchweren. Inzwiſchen iſt die Zahl der Stücke um etwa 70 Nummern vermehrt worden, ohne daß jedoch der Hr. Verleger den Preis des Buches erhöhet hätte.

Möchte die gütige Vorſehung noch ferner den Gebrauch dieſer Schrift an den Herzen der Jugend geſegnet ſeyn laſſen!

Stuttgart
im November
1821. Der Herausgeber.

Vorrede des Herausgebers zur vierten Auflage.

Mit freudigem Dank-Gefühle über die fortwährende gute Aufnahme seiner Beyspiel-Sammlung hat der Herausgeber diese vierte Auflage derselben besorgt, und dabey die in den früheren Ausgaben zurückgebliebenen Druckfehler und einzelnen Sprach-Unrichtigkeiten zu verbessern gesucht. Die 40 neuen, meist aus der neuesten Zeit-Geschichte aufgenommenen Stücke sind, um keine Störung in der Nummer-Reihe des Ganzen zu veranlassen, gehörigen Ortes, mit den Buchstaben b, c, d. u. s. f. bezeichnet, eingeschaltet worden. — Für das vorzüglich schön ausgefallene Titelkupfer wird man sowohl dem Zeichner als Kupferstecher Dank wissen.

Im künftigen Jahre dürfte, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, ein Bändchen poetisch-schön erzählter wahrer Geschichten, als ein vierter Theil dieser Beyspiel-Sammlung, erscheinen, das aber auch, als von derselben ganz unabhängig, einzeln zu haben seyn wird.

Stuttgart im November 1816.

Vorrede des Herausgebers zur fünften Auflage.

Auch diese fünfte Auflage ist wieder mit einigen neuen Stücken vermehrt worden, welche in einem besondern Anhange des dritten Theils unter Nro. 541 — 560. enthalten sind. Daß der allgütige Gott die in diesem Buche, gleich Samen-Körnern, ausgestreuten Grundsätze der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, ein gutes Land finden lassen wolle, wo sie sich entwickeln, und reiche Früchte tragen, — ist der herzlichste Wunsch

Stuttgart
im August 1821.

des Herausgebers.

Ueberſicht des Inhaltes.

Erſter Theil.

Seite

1. Aelterliche Liebe und Sorgfalt. Nro. 1 — 10. (vergleiche Nro. 11. 23. 30. 457. 521.)
15. Kindliche Liebe und Treue. 11 — 22. (235. 385. 527. 541. 542. 543.)
31. Kindliche Ehrerbietung und Folgſamkeit. 23 — 26.
35. Geſchwiſterliebe. Nro. 27 — 37. (253. 385.)
51. Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher. Nro. 38 — 47.
62. Gute Mit-Schüler. Nro. 48 — 50.
65. Wahre Gottesfurcht. Thätiges Chriſtenthum. Nro. 51 — 60. (526. 544.)
95. Frühe Gottſeeligkeit. Nro 61 — 66. (55. 114. 170. 527. 545.
102. Anbetung Gottes. Nro. 67 — 72. (54. 164. 437.)
109. Vertrauen auf Gott. Nro. 73 — 79. (53. 54. 57. 314. 438. 498.)
118. Stille Ergebung in den Willen der Vorſehung. Nro. 80 — 87 d. (59. 137. 144. 145. 146 — 150.)
136. Ehrfurcht und Demuth vor Gott. Nro. 88 — 93. (67. 443.)
142. Dankbarkeit gegen Gott. Nro. 94 — 98. (54. 87. 209. 314. 546.)
148. Hochſchätzung des Wortes Gottes. Nro. 99 — 101 b. (108.)
154. Treue Anwendung erlangter Religions-Erkenntniſſe. Nro. 102 — 106. (486.)
161. Standhafte Treue und Offenheit im Bekenntniſſe der chriſtlichen Religion. Nro. 107 — 113. (51. 58. 60. 91. 533.)
171. Achtung für äußere Religions-Gebräuche. Nro. 114 — 117. (58. 82.)
174. Heilighaltung des Eides. Nro. 118 — 120. (413. 417.)
178. Selbſterkenntniß und richtige Selbſtſchätzung. Nro. 121 — 127. (54. 98. 158. 237. 404. 454.)
184. Wahre Ehrliebe. Nro. 128 — 132.

Seite
191. Charakterfeſtigkeit und edle Beharrlichkeit. 133 — 136. (54. 92. 107 — 113. 118. 129. 184. 188. 189. 193. 229. 230. 320. 363. 397. 398. 428. 439.)
197. Seelenſtärke in Gefahren und im Unglücke. Nro. 137 — 145.
217. Geduld und Gelaſſenheit im Schmerze. 146—150. (15. 111.)
221. Geiſtesgegenwart. Heldenmüthige Entſchloſſenheit. Unerſchrockenheit. 151 — 161 b. (252. 270. 417. 428. 441. 495. 499. 500. 502. 517. 533.)
234. Beherrſchung des Zornes und der ſinnlichen Lüſte. Nro. 162 — 266.
239. Mäßigung im Glücke und großmüthige Beherrſchung des Ehrgeitzes. 167 — 169. (34. 230.)
245. Keuſchheit. 170 — 171. (63. 65. 206.)
248. Bedachtſamkeit; Vorſichtigkeit; Klugheit. 172 — 180. (211.)
256. Fleiß in nützlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten. 181 — 196. (135. 229. 547.)
275. Arbeitſamkeit und Berufstreue. Nro. 197 — 201. (20. 57. 229. 285.)
286 Weiſe Sparſamkeit. Nro. 202 — 204. (259.)
289. Genügſamkeit; Zufriedenheit. Nro. 205 — 209. (235. 305. 306.)
297. Ordnungsliebe. Nro. 210 — 212.
300. Edle Einfachheit. Simplicität. Nro. 213 — 215 b. (200. 207. 212. 472.)
305. Mäßigkeit. Nro. 216 — 218.

Zweyter Theil.

3. Menſchenliebe. Nro. 219 — 227 d. (52. 55. 56. 97. 106. 134. 258. 326. 378. 451. 470 — 472. 477. 485. 548.)
25. Edelſinn und Großmuth. Nro. 229 — 257 c. (21. 324. 327. 345. 408. 414. 422. 463 — 466. 494. 516. 549. 550. 551.)
90. Zartgefühl. Nro. 258 — 269 c. (229. 236. 248. 277. 305. 330. 336 — 351. 408. 419. 456.)
106. Freundſchaft. Nro. 270 — 277 b. (242. 246. 397. 477.)
121. Gutherzigkeit; Mitleiden. Nro. 278 — 284 b. (9. 40. 141. 226. 247. 298. 385. 386. 448. 451. 467. 469. 478. 495. 510.)
134. Sorge für das geiſtliche Wohl des Nebenmenſchen. Nro. 285 — 291. (9. 54. 66. 88. 109. 133. 181. 184. 309. 362. 406. 457 — 462. 486. 519. 523. 525. 554.)
143. Chriſtliche Feindesliebe. Nro. 292 — 300. (229. 246. 252.)

Seite
158. Barmherzigkeit, Mildthätigkeit. Nro. 301 — 307. (234. 235. 470 — 472. 490 — 493. 534. 553.)
168. Weiſe Wohlthätigkeit. Nro. 308 — 313. (393. 552.)
176. Freude im Wohlthun. Nro. 314 — 388. (298. 305.)
187. Thätige Mitwirkung zum geſellſchaftlichen Wohl. Nro. 319 — 323. (98. 202. 247. 308 — 313.)
195. Dienſtfertigkeit. Nro. 324 — 325 b. (378. 482.)
199. Uneigennützigkeit. Nro. 326—328. (50. 206. 233. 236. 318.)
202. Gerechtigkeitsliebe. Billigkeit. Nro. 330 — 335. (244.)
207. Gewiſſenhaftigkeit, Redlichkeit, Ehrlichkeit. Nro. 336—351. (66. 118 — 120. 131. 136. 229. 258. 317. 338. 406. 455. 484. 512. 522.)
227. Treue und Glauben. Nro. 352 — 357. (242.)
234. Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit. Nro. 358 — 361. (89. 100. 157. 206. 220. 366. 377. 413.)
237. Freymüthigkeit. Nro. 362 — 364. (516.)
240. Edles Vertrauen. Nro. 365 — 370.
247. Anerkennung fremder Verdienſte. Nro. 371 — 373. (233. 411.)
250. Beſcheidenheit, Demuth, Anſpruchloſigkeit. Nro. 374 — 379. (122. 231. 236. 259. 317. 406.)
255. Leutſeligkeit, Höflichkeit. Nro. 380 — 384. (231. 376.)
261. Eintracht, Friedfertigkeit. Nro. 385 — 386.
263. Sanftmuth und Verſöhnlichkeit. Nro. 387 — 390.
268. Dankbarkeit gegen Wohlthäter und Erkenntlichkeit. Nro. 391 — 395 c. (38 — 47. 94. 171. 229. 231. 232. 241. 252. 281. 418. 501. 520. 556.)
284. Verſchwiegenheit. Nro. 396 — 398.

Dritter Theil.

3. Vaterlandsliebe. 399 — 402 e. (127. 138. 167. 220.)
11. Hohes Gefühl von National-Werth. Nro. 403 — 405. (439. 479.)
15. Edle und gute Regenten. Nro. 406 — 412 b. (93. 310. 394. 421. 494.)
24. Unterthanen-Treue und Liebe. Nro. 413 — 419 b. (127. 249.)
31. Achtung gegen die Obrigkeit und Landes-Geſetze. Nro. 420 — 422. (230. 333.)
35. Gemeingeiſt. Nro. 423. 423.
37. *Selbſtaufopferung für das* Vaterland. Nro. 425 — 431 d.

Dritter Theil.

Seite
50. Vaterlands-Vertheidiger. Nro. 432—435 b. (425. 431.)
60. Chriſtliche Kriegs-Helden. Nro. 436—438 b. (69. 251.)
63. Brave Soldaten. Nro. 439—445. (159. 425.)
73. Gutmüthige Krieger. Nro. 446—450 d. (223. 326. 336. 391. 454. 496.)
86. Treue Erfüllung der Amtspflichten. Nro. 451—454. (75. 503. 538.)
91. Eheliche Treue und Liebe. Nro. 455—458. (161. 344.)
98. Gute Dienſtherrſchaften. Nro. 459—462. (241.)
102. Gute Dienſtboten. Nro. 463—466. (241.)
108. Pflichten gegen das Alter. Nro. 467—469. (456. 501.)
112. Sorgfalt für Kranke. Nro. 470—472. (32. 191. 456. 506.)
117. Sorgfalt für die Thiere. Nro. 473—476.
120. Edle Selbſtverläugnung. Nro. 477—485. (204. 259.)
128. Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit. Nro. 486—489.
131. Gute Anwendung des Reichthums. Nro. 490—494. (236. 245. 259. 314. 317. 345.)
138. Menſchenretter. Nro. 495.—510. (22. 30. 139. 151. 160. 231. 233. 236. 465. 557.
166. Chriſtliche Duldung. Nro. 511—515. (55. 312. 550.)
172. Heilighaltung des Gaſtrechtes. Nro. 516—518. (176. 228. 560.)
176. Wahre Reue und Beſſerung. Nro. 519—525. (35. 108. 249. 286. 559.)
191. Der Chriſt im Tode. Nro. 526—533. (51. 52. 53. 54. 59. 80. 81. 91. 100. 150. 498.)
204. Wirkungen guter Beyſpiele. Nro. 534—538. (12. 79. 80. 142. 209. 242. 288. 317. 401. 430. 441. 443. 492. 519.)
213. Wirkungen mit Sanftmuth zuvorkommender Liebe. Nro. 539. (239. 298.)
127. Dein Leben ſey ein ſchönes übereinſtimmendes Ganzes! Nro. 540.
219. Ueber die Klage, daß man in ſeinem Wirkungskreiſe zu wenig Gutes ſtiften könne.
222. Patriotiſches Schul-Feſt.
231. Neueſte Nachricht von der Brittiſch- und ausländiſchen Bibel-Geſellſchaft in London.

235. Alphabetiſches Verzeichniß der vorkommenden Perſonen, nebſt hiſtoriſch-geographiſchen Erläuterungen.

Litteratur.

Allgemeine Weltgeſchichte für Kinder von J. M. Schröckh, 4 Bde. Leipz. 1786. — Hardions allgem. heilige u. weltliche Geſchichte, 18 Thle, Altenburg 1760-74. — Die Weltgeſchichte für Kinder u. Kinderlehrer von C. F. Becker, fortgeſetzt von Pölitz, 12 Bde. Lpz. 1801-14. — Abriß der Geſchichte der chriſtl. Religion und Kirche von J. M. F. Schmid. Nürnb. 1795 — Ladvokat hiſtor. Handwörterbuch, 9 Thle. Ulm 1760-1803. — Bauers hiſtor. Handwörterbuch aller merkwürd. Perſonen, die in dem letzten Jahrzehend des 18ten Jahrh. geſtorben ſind, Ulm 1803. — C. B. Bouginés Handbuch der allgem. Litteratur-Geſchichte, 6 Bde. Zürich 1784-1802. Le grand Dictionnaire histor. par Louis Moréri etc. 9 Tomes. à Basle 1740-1745. — Nouveau Dictionaire historique, par L. M. Chandon et F. A. Délandine, 8. à Paris 1804. 12 Tomes. — Martin Cruſii Schwäbiſche Chronik, herausgeg. von J. J. Moſer, 2 Bde. Frankf. u. Leipz. 1733. — Des Plutarchs von Chäronäa vergleichende Lebensbeſchreibungen, aus dem Griech. von Kaltwaſſer, 10 Bde. Magdeburg 1799-1806. — Denkwürdige Reden und Thaten des Valerius Maximus in 9 Büchern, 2 Bde. Frankf. 1805-1807. — Pantheon der Deutſchen, 3 Thle. Chemnitz 1794-1800. — Hiſtoriſches Magazin für den Verſtand und das Herz, 2 Thle. Strasb. 1807. — Sammlung hiſtor. Schilderungen u. Anekdoten berühmter Männer; aus dem Franz. 3 Thle. Leipz. 1766-70. Allgem. Biographie von J. M. Schröckh, 8 Thle. Berlin 1767-91. Beyſpiele bewundernswürdiger Handlungen aus der röm. Geſchichte, von Scherwinzky, Züllichau 1806. — Anekdoten und Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus verſchiedenen Zeitaltern, Hannover 1798. — Menſchenſpiegel, oder denkwürdige Scenen ꝛc. Berlin 1795. — Vermiſchte Sammlungen merkwürd. Begebenheiten und Beyſpiele aus der Geſchichte, zur Verherrlichung Gottes und Beförderung der Tugend, Halle 1777. — Nekrolog von Friedr. Schlichtegroll vom J. 1790 — 1800. — Nekrolog der Deutſchen für das 19te Jahrhundert von Fried. Schlichtegroll, Gotha 1802. 1808. — Beyträge zur Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen von Ober-Conſiſtor. Rath Büſching, 6 Bde. Halle 1783-1789. — Jugendgeſchichte berühmter Männer, von Sturm. Halle 1777. —

Nachricht von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen, von J. F. Fedderſen, 6 Samml. Halle 1781–1790. — Charakteriſtik edler und merkwürdiger Menſchen von F. W. Wolfrath, 2 Thle. Halle 1791–92. — Kleine Biographien und Züge aus dem Leben großer, wenig bekannter Männer, von L. v. Baczko, Berlin 1787. Erzählungen aus der Geſchichte der Römer unter den Kaiſern, von C. F. Heuſinger. Coburg 1806. — Anekdoten und Geiſteszüge von edeln Menſchen. Altona 1790. — Adel der Menſchheit, in biograph. Schilderungen edler Menſchen, von S. F. Palm. Leipz. 1798. — Annalen der bürgerlichen Tugend, 2 Bde. Flensburg 1792. — Leben und Bildniſſe großer Deutſchen, von Anton Klein. Mannheim 1785. — Hörſtel Leben, Thaten und Meynungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume, 3 Bde. Leipz. 1804–6. — C. H. Stöver, Unſer Jahrhundert ꝛc. 5 Thle. Altona 1795–98. — Große und gute Handlungen einiger Dänen ꝛc. aus dem Däniſchen des Ove Malling, 2 Bde. Kopenhagen 1779. — Biograph. Skizzen aus dem letzten Viertel dieſes Jahrhunderts, 2 Bdchen. Leipz. 1793. — Lobreden in den öffentl. Sitzungen der franzöſ. Akademie, von Hrn. d'Alembert, Tüb. 1783. — Ueber die Tugenden und Laſter ꝛc. von H. W. Lawätz, 3 Thle. Flensburg 1789–92. — La Morale en action ou élite de faits mémorables et d'anecdotes instructives, à Orléans 1791. — Sittenlehre durch Beyſpiele aus der Weltgeſchichte, von J. C. Weland, 4 Bdchen. Braunſchw. 1795–99. Moraliſche Anekdoten von S. C. Wagener, 3 Thle. Lpz. 1793. — Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Kinder aus dem Franz. des Freville, 5 Bdchen. Lpz. 1799. — Anekdoten und Geſchichten zur Ehre und Schande der Menſchheit, Celle 1796. — Hiſtoriſches Bilderbuch des Edlen und Schönen aus dem Leben würdiger Frauenzimmer, Bern 1790. — Für edle Seelen, 2 Thle. Danzig 1786. — Beytrag zu einem Exempelbuch, Strasb. 1781. — Archiv denkwürdiger Begebenheiten, 2 Thle. Gotha 1805–6. — Ein Unterhaltungsbuch zur Beförderung der Menſchenkenntniß von A. F. Jakobi, 2 Thle. Eiſenach 1793. — Unterhaltungen für Chriſten aus allen Ständen von G. F. Kirſch, Lpz. 1787. — Lehrreiche Beyſpiele für junge Chriſten von G. F. Kirſch, Lpz. 1789. — Anekdoten für Chriſten, und auch für ſolche, die es nicht ſind, 5 Thle. Lpz. 1783. — Chriſtliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke von G. Geßner, Winterthur 1815. — Thanatologie ꝛc. von J. L. N. Hacker, 3 Thle. 1795–98. Röchling's Lektüre für die kleinere und für die erwachſenere Jugend, 6 Thle, Gieſſen 1779. — A. B. Engelmanns neuer Kinderfreund, 6 Thle. Frankf. — Erzählungen von Simon. — Natur, Menſchenleben und Vorſehung von Göße, 6 Bdchen. — Bey-

träge und Ephemeriden zu Ehre der Menschheit, Carlsruhe 1776. — Moraliſche Bibliothek für den jungen deutſchen Adel (von Schummel), 3 Thle. Liegnitz 1785. — Vermiſchte Erzählungen guter und ſchlechter Kriegsthaten von J. C. Fröding, Hannover 1794. — Religionslehre in Beyſpielen von H. B. Wagnitz, 2 Thle. Halle 1799. — Hiſtoriſche Gemälde und Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen, 15 Bde. Riga 1797-1807. — Hiſtor. Erzählungen, die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken (von Bodmer), Zürich 1769. — Leſebuch für alle Stände von J. F. Zöllner, Berlin 1782-90. 9 Thle. — Denkmäler der Gottſeligkeit, aus dem Engl. 2 Theile. Züllichau 1765. — Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner von Meirotto, Berlin 1790. — Hauſen, von dem Einfluſſe der Geſchichte auf das menſchliche Herz, Halle 1770. — Geſchichte Guſtav Adolphs, Königs von Schweden, 2 Bde. Breslau 1775-76. — Intereſſante Scenen aus der Geſchichte der Menſchheit, 2 Bdchen. Hannov. 1799. — Les annales de la vertu, ou cours d'histoire à l'usage des jeunes personnes par Mad. Genlis, 3 Tomes. Paris 1790. Polit. und gelehrte Anekdoten unſerer Zeiten, von Paalzow, 3 Bde. Potsd. 1780. — Gedike's Engl. Leſebuch, Hildesh. 1798. — Beyträge zur Geſchichte der Deutſchen im Mittelalter, Leipz. 1798. — Anekdoten, Charakterzüge und Sittengemälde aus der Sächſiſchen Geſchichte, Lpz. 1782. — Schöne Züge aus der Geſchichte der merkwürdigſten Völker, 18 Bdchn. Altenb. 1797. — Fenelons Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Philoſophen des Alterthums, Leipz. 1796. — Sittenlehre in Beyſpielen für Bürger und Landleute von J. P. L. Snell, 2 Thle. Bremen 1797-98. — Obrien's Exempelbuch ꝛc. 3 Bde. Hannover 1801. — Filaſſier's intereſſante Züge und Anekdoten, überſ. von Bruns, 5 Thle. Berlin 1788. — Wagnitz Moral in Beyſpielen, 6 Thle. Halle 1795. — Neue Anekdoten von Peter dem Großen, geſammelt v. Joſ. Golikow. Riga 1802. L. D. Voß hiſtoriſche Gemälde. 4 Thle. Leipz. 1791-93. — Hamerdörfer, Gallerie von Menſchenhandlungen. Lpz. 1787. — Sinkenis Syllegon, 2 Thle. Lpz. 1797. — Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtſchaffener Prediger und Seelſorger. 6 Bde. Halle 1777-79. — Sittenbuch für den chriſtlichen Landmann, von M. C. Pothman. Lpz. 1790. — Gallerie hiſtoriſcher Gemälde aus dem 18. Jahrhundert, von Bauer. 6 Thle. Hof 1806-8. — Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt, herausgeg. von J. G. Müller. 5 Bde. Winterthur 1791-1802. — Joh. Casp. Lavaters Lebensbeſchreibung, herausgegeben von ſeinem Tochtermann Georg Geßner, Winterth. 1802-4. — Rungius Archiv der Vor-

ſehung für die Menſchenwelt, 3 Hefte. Halle 1798–99. — Leben des Matthias Hale, von D. Burnet. — Sedaine discours sur les qualités qui constituent la beauté de l'ame. — Dictionnaire historique d'éducation. — Miscellaneen eines Landpredigers, von Langreuter. — Der Jugendfreund in angenehmen und lehrreichen Erzählungen für Kinder von C. L. Plato, 6 Bdchen. Quedlinburg 1797. — Hiſtoriſch-charakteriſtiſche Züge zur Beförderung geſellſchaftlichen Vergnügens und häuslicher Freude, Bremen 1794. Moraliſche Chreſtomathie für Jünglinge ꝛc. Celle 1797. — Geſchenk für die Jugend auf 1782–84. Strasburg. — Nützliches Hiſtorienbuch für die l. Bürger und Landleute, Quedlinburg 1795. — Der Gang der Vorſehung, oder wird es mit dem Menſchen-Geſchlechte beſſer oder ſchlimmer? 2 Thle. Lpz. 1793. — Ueber die Großmuth. Lpz. 1788. — Ueber Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglücke, Leipz. 1795. — Glaubwürdige Prophezeyungen in Beyſpielen von J. Friedrich. Halle 1794. Traits historiques de vertu et de sagesse par Emmert. Gera 1806. — Dictionnaire d'anecdotes, traits singuliers et characteristiques, 2 Tomes. à Paris 1770. — Der Biograph, oder Darſtellung merkwürdiger Menſchen der 3 letzten Jahrhunderte, 6 Bde. Halle 1802–8. — La Morale en exemple, 3 Tomes. à Lyon 1801. — Edle Züge aus der Schweizer-Geſchichte, Baſel 1806. — Moraliſche Bilderbibel von C. J. Loſſius, 5 Bde. Gotha 1805–14. — Ueber den Heldenmuth, 1794. — Amusemens philologiques, 5. edit. 2 Tomes. à Halle 1778–80.

Deutſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde von R. Z. Becker, 1784–85. — National-Zeitung der Deutſchen von R. Z. Becker, 1796–1821. — Chronik für die Jugend, Augsb. 1785–88. Nürnberger Kinderzeitung, 1780–83. — Iris von J. G. Jakobi, 8 Thle. — Patriotiſches Archiv von Fr. Carl v. Moſer, 12 Bde. 1784–1790. — Kalender für's Volk von Fröbing, Hannover 1784–1801. — Neuer Volks-Kalender m. Kpfn. von G. F. Palm 1793. u. f. — Weſtphäliſcher Volks-Kalender auf 1807. von Pothmann, Lemgo. — Volkskalender von Petri auf 1807. — Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, von Meyer. — Chriſtliche Monatsſchrift von J. L. Ewald, 1800–1805. — Sammlungen für Liebhaber chriſtlicher Wahrheit und Gottſeeligkeit, Baſel 1798 bis 1821. — Chriſtliches Magazin von Pfenninger. — Euſebia, eine Jahresſchrift von Roſegarten, Leipz. 1797. — Journal von und für Deutſchland, 1784–1796. — Bildungsblätter. Eine Zeitung für die Jugend, Leipz. 1806–8. — Neue Jugendzeitung, Leipz. 1810–20. — Neu-Jahrs-Geſchenk für die Jugend, Straßburg 1783–84. — Der bayeriſche Schulfreund, 12 Hefte. — Morgenblatt für gebildete Stände, Stuttgart 1812–21. — Jahrbuch für die Menſchheit von J. B. Benecken, 3 Bände. Hannover 1789 bis 1791.

Aelterliche Liebe und Sorgfalt.

Mit hoher Weisheit und Güte hat der Schöpfer des Menschen die stärksten Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe in das Herz der Aeltern gepflanzt. Als Vater oder Mutter tritt der nicht ganz verwahrlo'ete oder verkünstelte Mensch aus dem engen Kreise, den ihm die Selbstliebe vorzeichnete, heraus, fängt an, das Glück verwandter Wesen mit seinem eigenen Glücke in engster Verbindung zu denken, ja sogar ihr Glück dem seinigen vorzuziehen, arbeitet nun mit beständiger Hinsicht auf sie, die er in seinem Herzen trägt, scheut ihretwegen keine Mühe und Gefahr, ist fähig und bereit, sein Leben für sie aufzuopfern. Es ist wahr, diese Liebe verfehlt oft ihren Zweck, äussert sich oft auf eine Art, welche die Vernunft mißbilligt, sucht durch thörichte und unrechtmäßige Mittel das Wohl der Kinder zu begründen; aber selbst irrend und fehlend ist sie die Frucht eines edeln Stammes, und — durch Vernunft geläutert — gehört sie zu den schönsten, reinsten, edelsten Gefühlen, in deren Sonnen-Wärme die himmlische Pflanze der Sittlichkeit auf Erden gedeihet. Nicht aufgeben dürfen wir den schönen Glauben an die Menschheit, wenn kalte Selbstsucht so viele Herzen mit Eis umzieht; Vater- und Mutterliebe, dieß reine, unaufbrechlich für die Menschheit wirkende Wohlwollen, bewahret die Herzen unter dem Eise, bis der Frühling eines bessern Zeitalters erscheint, und das Eis schmelzen wird. Für wen bedürfte wohl Mutter-Liebe noch vieler Anpreisungen, um sein Herz zu rühren? Welchem neuen Ankömmlinge hat zarte Mutter-Liebe zu süßem Empfange nicht entgegengewallt, welchen Säugling hat sie nicht an ihre mildnährende Brust geschmiegt? Ueber wessen Wiege hat sie nicht freundlich gelauscht, wessen Schlummer nicht bewacht, an wessen Krankenlager nicht den

Schlaf vergessen, wem nicht Freude mit ihren Sorgen erkauft; wen hat nie ihre, durch einen Strahl aus dem Lichte der Gottheit entzündete Flamme auf das wohlthätigste erwärmt? Aus wessen Herzen drängte sich nicht einst das regeste Dankgefühl hervor: wie kann ich dir vergelten, von welcher ich einst alles empfieng, und der ich nichts als Thränen geben konnte?

1.

Das schauervolle Erdbeben, welches im J. 1783. zu Messina in Sicilien ausbrach, veranlaßte ein sehr rührendes Beyspiel mütterlicher Liebe. In dem traurigen Augenblicke, als diese Stadt einen von den schrecklichsten Stößen erlitt, welche sie beynahe in einen Steinhaufen verwandelten, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner seine Zuflucht nach dem Hafen, und unter diesen befand sich auch der Graf von Spadara. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so trug er seine — vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gemahlin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und sah sich so mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und ihr erster Gedanke war ihr Sohn. „Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bey uns!" rief sie jammernd aus. Ihr Gemahl versicherte sie, daß es unmöglich gewesen seye, auch ihn zu retten; er bat sie, sich zu beruhigen, und Gott zu danken, daß wenigstens sie beyde gerettet seyen. Aber vergebens waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, koste es auch was es wolle, eilt sie ihrem Hause zu, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt da stand, wegen dessen fester Bauart sie vielleicht gehofft haben mochte, daß sie mit ihrem Kinde noch unbeschädigt wieder herauskommen könnte. Sie rennt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres schlafenden Kindes, und will mit diesem kostbaren Schatze davon fliehen; aber kaum war sie an die Treppe zurückgekommen, so fiel diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in

den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während daß hinter ihr alles zusammen stürzt. Flammen-Ströme vereinigen sich jetzt mit dem Erdbeben, sie ergreifen die unglückliche Mutter; sie sucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hülfe, und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens! — „Ach!" — ruft sie, ihr Kind fest in ihre Arme drückend — „ach, mein Sohn! mein Sohn!" — und die fürchterliche Flamme verschlingt beyde vor den Augen des untröstlichen Gatten und Vaters.

2.

Im Dörfchen Klein-Nördlingen, ohnweit der Stadt Nördlingen im Ries, brach im Winter 1783. durch Verwahrlosung Feuer aus. Der Wind trieb die Flamme pfeilschnell von Haus zu Haus, so daß man bald Eine klägliche Brandstätte erblickte. Eine Bäuerin, die gerade ausgegangen war, sah ihr Haus in Flammen, und erinnerte sich sogleich ihres hülflosen anderthalbjährigen Kindes, das wirklich ihre Leute in der Betäubung der Flucht zurückgelassen hatten. Herzzerreissend war der Jammer dieser guten Mutter. Aber ihr mütterliches Herz lehrte sie noch mehr als jammern: es fachte in ihr den Heldenmuth an, trotz der augenscheinlichsten Gefahr ihr Liebes zu retten, oder mit ihm zu verbrennen. — Mit der standhaftesten Entschlossenheit wagt sie sich zwischen die ein brennenden Wände, reißt das Kind aus der Wiege, bedeckt es, und entkommt mit demselben unter dem Beystande der göttlichen Vorsehung, zum Erstaunen aller Anwesenden, aus ihrem hinter ihr gleich darauf zusammenstürzenden Hause.

3.

Frau von C. aus Martinique (Martinik) reisete mit ihrem Sohne nach Frankreich. Als sie auf dem Meere sich befanden, fiel sie aus Unvorsichtigkeit mit ihrem Kinde

in's Waſſer. Sie hatte einen Neger bey ſich, der
ſehr ergeben, und ein geſchickter Taucher und Schwimm
war. Dieſer ſprang ihr nach, erhaſchte ſie, und zog
aus der See empor. Allein Frau v. C. ſtieß ihn v
ſich, und gab ihm durch Zeichen zu erkennen, daß
nach ihrem Kinde eilen ſolle. Der Neger verſtand
fangs nicht, was ſie wollte, und bemühte ſich, ſeine G
bieterin auf's Trockene zu bringen. Sie ſah aber imm
nur nach ihrem Sohne, und winkte ihrem Sklaven, daß
ſich nach der Gegend hin wenden ſollte, wo jener mit d
Wellen kämpfte. Endlich begriff der Neger ihre Wünſch
er ließ die Mutter im Waſſer los, und eilte, jed
ſchon mit abnehmender Kraft, dem Kinde zu Hülfe.
war auch noch ſo glücklich, es gerettet an Bord des Sch
fes zu bringen; aber in dem Augenblicke ſank die zä
liche Mutter unter, und wurde ſo ein Opfer ihrer mi
terlichen Liebe.

4.

Alexander Menzikof hatte ſich durch ſein we
umfaſſendes Genie, unter Peter dem Großen, vom P
ſtetenbäckers-Jungen bis zum General-Feldmarſchall u
angeſehenſten Fürſten des Ruſſiſchen Reiches emporg
ſchwungen. Er erfuhr aber die Wandelbarkeit des menſ
lichen Glückes ſo ſehr, daß ihm nach ſeinem erfolgt
Sturze auch nicht die geringſte Spur von der ehemalig
Macht und Hoheit übrig blieb, mit der er, als alles v
mögender Miniſter, zuvor zweymal die kaiſerliche Kro
nach Wohlgefallen ausgetheilt hatte. Entblößt von alle
und nur in rauhe Bauernkleider eingehüllt, wurde
mit ſeiner Gemahlin und drey Kindern 1500 Meil
weit hinter Petersburg nach den Wüſteneyen von Yaku
ka im tiefſten Sibirien abgeführt. Seine Gemahlin
reichte jedoch das Ziel dieſer Reiſe nicht, indem ſie ih
ſchon auf der Hälfte des Weges durch den Tod entriſſ
wurde. Auf der Durchreiſe in Tobolsk erfuhr er von d

igen Einwohnern öfters eine harte Begegnung. Ein
ſe, der während ſeiner Miniſterſchaft dahin in's Exil
ickt worden war, drang durch den Haufen des aus
gierde herbeygelaufenen Volkes, und warf mit ausge-
er Rache dem Sohne und der Tochter Menzikofs
ins Geſicht. Als der zärtliche Vater dieſes ſah, rief
vom äuſſerſten Schmerze durchdrungen, dem Ruſſen
„mir wirf den Koth ins Geſicht, und nicht dieſen
ücklichen Kindern, die dir nichts zu Leide gethan ha-
" Einem Officiere, den er eben daſelbſt traf, erzählte
zikof die Geſchichte ſeines unglücklichen Schickſals,
jedoch ſehr vortheilhaft zur Veredlung ſeines Charak-
mitwirkte, und bemerkte dabey: „der Verluſt mei-
Ehre, aller meiner Güter und ſogar meiner Freyheit,
e mir nicht einen einzigen Seufzer ablocken; aber"
r wollte weiter reden, — doch er konnte nicht, —
ß einen Strom von Thränen, und zeigte auf ſeine
er. „Ihr Anblick" — fuhr er endlich fort — „iſt
e einzige Strafe, die ich durch mein ganzes noch
es Leben aufs ſchmerzlichſte empfinden werde. Dieſe
uldigen Opfer ſind im Schooße der Gröſſe und des
rfluſſes geboren; jetzt haben ſie Mangel an Allem,
ohne Mitſchuldige deſſen zu ſeyn, was man mir
irft, ſind ſie doch gleichem Unglücke preisgegeben."
ld Menzikof an dem Orte ſeiner Verweiſung ange-
war, ließ er ſich angelegen ſeyn, vor allem für
edürfniſſe ſeiner Kinder zu ſorgen, und das fürch-
e Ausſehen ihres Aufenthaltes zu vermindern. Zu
m Ende vergröſſerte er mit Hülfe der ihn begleiten-
Bedienten die ihnen angewieſene kleine Hütte, er-
e auch ein eigenes Gebet-Zimmer, und arbeitete ein
s unangebautes Stück Feld in einen Acker um.
e älteſte Tochter, die einſt mit dem Kaiſer Peter II.
bt geweſen war, übernahm die Sorge für die Küche,
ngeren Kinder die Sorge für die Kleidung und das
gerathe. So lebte dieſe Familie in häuslicher Ge-
tigkeit und eifriger Gottesfurcht. Alle Morgen, ſo

wie Mittags und Abends, verſammelte ſich das ganze Haus zu einem gemeinſchaftlichen Gebete, und das ſchöne Beyſpiel der Gottergebenheit des Vaters hatte auch auf ſeine Kinder den wohlthätigſten Einfluß, ſo daß auch ſie ihr Elend mit heldenmüthiger Verläugnung ertragen lernten. Sechs Monate hatten ſie in dieſer fürchterlichen Einöde verlebt, als die älteſte Tochter von den Blattern befallen wurde. Der unglückliche Vater verſchaffte ſeinem geliebten Kinde alle mögliche Erleichterung, wachte bey ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber vergebens waren alle ſeine Bemühungen; denn ſeine Tochter näherte ſich ihrem Ende. Sobald ſie verſchieden war, drückte er ſein Antlitz auf das ihrige, und benetzte es mit ſeinen Thränen; bald aber bedachte er, daß es Pflicht ſey, ſich ſelbſt ſeinen übrigen Kindern zu erhalten; er ermannte ſich daher, dem Schmerze zu widerſtehen, und ſagte bloß zu ſeinem Sohne und ſeiner Tochter: „lernet ſo wie eure Schweſter ſterben!“ Er ſang hierauf mit ihnen und ſeinen Bedienten einigemal diejenigen Gebete, die nach griechiſchem Gebrauche den Todten gewidmet ſind, beerdigte den Leichnam in dem Gebet-Zimmer, und bezeichnete die Stelle, wo er nach ſeinem Tode an ihrer Seite begraben werden wollte. Kaum hatte er dieſes traurige Geſchäft geendigt, ſo wurden auch ſeine beyden andern Kinder von den Blattern befallen; er verdoppelte ſeinen Eifer und ſeine Sorgfalt, und leiſtete den zwey Kranken dieſelbe Hülfe, welche er zuvor der Einen nun Verſtorbenen erzeigt hatte, jedoch mit beſſerem Erfolge; denn ſie wurden bald wieder hergeſtellt. Aber nun wurde Menzikof ſelbſt krank. Das Ungemach, das er erduldet hatte, die Erinnerung an ſein voriges Leben, und das Unglück ſeiner Kinder erfüllten ſein Herz mit tiefem Kummer, der ſeine Kräfte allmählig verzehrte. Er wurde endlich von einem ſchleichenden Fieber befallen, das um ſo gefährlicher ward, weil er die Sorge für ſich ſelbſt einige Zeit verſäumt hatte, um ſeine Kinder der Gefahr zu entreiſſen. Als er nun den Augenblick her-

annahen ſah, der ihn für dieſes Leben auf immer von ſeinen Kindern trennen ſollte, ließ er ſie vor ſein Bette kommen, und redete ſie alſo an: „Meine Kinder, ich nähere mich der letzten Stunde meines Lebens. Der Tod, mit deſſen Vorſtellung ich ſeit meinem Hierſeyn ſehr vertraut worden bin, würde nichts Schreckliches für mich haben, wenn ich dem höchſten Richter weiter keine Rechenſchaft von meinem Leben, als ſeit der Zeit meines hieſigen Aufenthaltes zu geben hätte. Religion und Vernunft, von denen ich mich vormals, vom Glanze meines Glückes geblendet, nicht hatte leiten laſſen, haben mich gelehret, daß die Barmherzigkeit Gottes ſowohl als ſeine Gerechtigkeit unendlich iſt. Dieß Einzige beruhigt mich, daß ich euch hier noch mit dem Beyſpiele der Frömmigkeit und Tugend vorangegangen bin. Bis jetzt, meine Kinder, ſind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unſchuld in dieſer Wüſte leichter als am Hofe erhalten. Wenn ihr aber ja einſt dahin zurückkehren ſolltet, ſo erinnert euch nur immer des Guten, das ihr hier von mir geſehen und gehört habt!“ — So ſprach er, hob zuletzt noch ſeine Hand auf, wie wenn er ſeinen Kindern den Segen geben wollte, — und ſchlummerte, nach einer leichten Verzuckung, in jenes Leben hinüber.

5.

Ein junger verheyratheter Bauer ward wegen eines Vergehens auf vier Jahre zur Schanz-Arbeit verurtheilt. Ein noch ziemlich raſcher Vater kam, und bot ſich an, für ſeinen die Strafe zu tragen, und führte als Urſache an: „er habe noch Kräfte genug, vier Jahre zu arbeiten, ſo daß die Herrſchaft nichts verliere; — ſterbe er dann, ſo wäre der Schaden nicht ſo groß. Sein Sohn dagegen ſey ein junger, ſtarker Mann, der müſſe ſeine Schande lange Jahre hindurch tragen, und auch ſeine armen, unſchuldigen Kinder würden darunter leiden. Nun könne er ſich beſſern, während der vier Jahre ſeiner

Wirthschaft abwarten, und noch lange ein braver Mann seyn. Damit wäre den Kindern und der Herrschaft mehr gedienet, als mit ihm, einem alten Manne, den das Unglück seines Kindes doch bald zu Boden drücken würde." Der Justizpfleger G** stellte dem Vater vor, er könne den Unschuldigen nicht statt des Schuldigen strafen. — Der Alte antwortete: „Vater und Sohn sind ja eins!" — Euer Sohn, sagte G**, würde das nicht für Euch gethan haben!" — „Darum" — erwiederte der Alte — „ist er auch mein Sohn, und ich bin sein Vater!" — Hr. G** erstattetete Bericht an die Regierung, und der junge Bauer ward seines treuen Vaters wegen begnadigt.

6.

Ein Reisender erzählt, in einem Schreiben aus Nieder-Schlesien, folgenden für seinen Geist eben so interessanten, als für sein Herz rührenden Vorfall: „Ich traf am 28. Januar 1780. gegen Abend in dem Dorfe R.. ein. Zu meinem Unglücke, oder Glücke vielmehr, war der Orts-Herr nicht zu Hause, und der Prediger todtkrank, so daß mir nichts übrig blieb, als in der Schenke mein Nachtquartier zu nehmen. Ich kam dahin, aber alle Stuben waren voll von Bauern, die sich bey einer lärmenden Musik belustigten, so daß ich das Bedürfniß, auszuruhen, unmöglich befriedigen konnte. Es war gerade der Schulze des Dorfes *), ein ernsthafter, ehrbarer und sehr begüterter Mann, in Geschäften anwesend. Er merkte meine Verlegenheit, und bat mich, mit der Herberge in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Dankbar froh gieng ich mit diesem gastfreyen Manne, und wurde in seinem Hause, in welchem Ordnung und Reinlichkeit herrschten, von seiner Frau auf das freundschaftlichste aufgenommen. „Wollen Sie meinen kleinen Garten sehen?"

*) In dem gewerbfleißigen Schlesien findet man selbst auf Dörfern manche sehr vermögliche Einwohner von vorzüglicher *Geistesbildung*.

— fragte mein Wirth; — „es ist zwar Winter, aber vielleicht gefällt er Ihnen doch.“ — Ich folgte, und stieg mit ihm eine aus Tannen gepflanzte Laube hinauf, die so grün war als die schönste Jasmin-Laube im Frühlinge. Als wir hinaufgekommen waren, überraschte mich eine wahrhaft festliche Gruppe. Drey kleine Mädchen und zwey Knaben, alle fünf ächte Bilder der Unschuld, lagen auf ihren Knieen, im Anblicke der untergehenden Sonne, und lasen eine rührend-schöne Schilderung über diese Natur-Scene. Mein Wirth hatte mich aus guter Absicht leise gehen heißen; sonst würden wir diese allerliebste Scene nicht so gefunden haben. Der Hauslehrer dieser liebenswürdigen Kinder bemerkte uns; — doch der Vater winkte, und wir blieben hinter den in Andacht und Entzücken gleichsam versunkenen Kindern stehen. — Als die Kinder aufgehört hatten zu lesen, verrichtete der Haus-Lehrer ein seelerhebendes Gebet, und dankte darin Gott für den glücklich verlebten Tag; fromm und andächtig beteten die Kinder mit, und standen sodann von ihren Knieen auf. — Kaum hatten sie ihren Vater und mich erblickt, so schienen sie halb gerührt und halb beschämt zu seyn. — „Ihr dürft euch nicht schämen, meine Kinder,“ — sagte der zärtliche Vater — „Gott eure Ehrfurcht bezeugt zu haben; dieser Herr ist auch ein Verehrer Gottes, und wird euch lieben, weil ihr eure Tage mit Gott endiget.“ Wir stiegen die Laube hinunter, und fanden eine einfache aber gute Abendmahlzeit für uns bereitet. Nach dem Essen fragte der Vater den Haus-Lehrer nach seiner Rechnung. Ich wußte anfangs nicht, was er damit meynte; endlich sah ich, daß er die guten und fehlerhaften Handlungen seiner Kinder auf einem Blatte aufgezeichnet hatte, und sie dem Vater zum Durchlesen und Urtheilsspruch übergab. — Der ehrwürdige Vater überlas alles mit einer nachdenklichen, ernsten Miene, und als er fertig war, ergriff er seine Frau bey der Hand, und sprach: „freue dich, Mutter, auch an diesem Tage haben deine Kinder mehr gut als

schlecht gehandelt!" Er gab dann denen, die Lob verdienten, Zeugnisse seines Wohlgefallens mit ihrem Betragen, und denen, welche gefehlt hatten, sanfte Verweise, und zeigte sich so als ihren zärtlichen Freund und väterlich-liebreichen Warner. — Nach einem, von allen Mitgliedern des Hauses gemeinschaftlich verrichteten Abend-Gebete, las der älteste Sohn noch einige Seiten aus Gellerts moralischen Vorlesungen, und die älteste Tochter spielte auf dem Klavier das schöne Gellert'sche Abendlied: Herr, der du mir das Leben ꝛc. Alles sang mit, und ich für meinen Theil konnte mich der Thränen nicht enthalten; so gerührt war ich, in einem Bauern-Hause so treffliche Kinderzucht, so viele herzliche Gottesfurcht, Ordnungsliebe und andere Christen-Tugenden angetroffen zu haben ꝛc."

7.

In Böhmen müssen manche Kinder öfters eine Stunde weit von einem Dorfe zu dem andern in die Schule gehen, weil nicht in jedem Schulen sind. An einigen dieser Orte hielten einige Bauern ihre Kinder so eifrig zur Schule an, daß sie dieselben in dem sehr strengen Winter vom J. 1784. durch die mit Schnee angefüllten Thäler und über Anhöhen, die mit Eis bedeckt waren, nach einem andern Dorfe zur Schule trugen, und sich die Mühe nicht verdrießen ließen, sich an vielen Stellen erst mit Schaufeln den Weg zu bahnen. — So sauer lassen es sich oft eure Aeltern werden, liebe Kinder, damit sie euch Gelegenheit verschaffen, etwas Nützliches zu lernen; suchet ihnen durch unermüdeten Fleiß und gute Anwendung des Gelernten dafür zu danken!

8.

Manglou, ein Chineser, verheirathete sich zum drittenmale. Von seiner ersten Gattin hatte er fünf, und von der zweyten drey Kinder. So gut sich auch die *Stiefmutter gegen* die fünf Kinder erster Ehe betrug, so

konnte sie doch ihre Liebe nicht gewinnen; ja diese Unwürdigen bezeugten sich so feindselig gegen sie, daß sie die drey Kinder zweyter Ehe von ihnen trennen mußte, damit das böse Beyspiel der älteren Geschwister nicht auch für diese nachtheilige Folgen haben möchte. Nun geschah es, daß der dritte von den fünf Brüdern eines Verbrechens wegen gefangen gesetzt, und zum Tode verurtheilt wurde. Die Stiefmutter, hierüber untröstlich, erleichterte jetzt dem Gefangenen den Aufenthalt im Kerker, so gut sie konnte, und gab sich alle erfinnliche Mühe, ihn vom Tode zu retten. Alle Nachbarn bewunderten das edle Betragen der Frau, und fragten sie, wie sie sich gegen einen Undankbaren, der sie nur haßte, so verhalten könne? „Ich betrachte ihn," — antwortete sie, — „als meinen eigenen Sohn, und daran werdet ihr doch nichts besonderes finden, daß ich mein Kind liebe; wo ist die Mutter, die dieses nicht thäte? Sein Vater heirathete mich, daß ich Mutterstelle vertreten sollte, und es ist also meine Pflicht, seine Hoffnung zu erfüllen. Hat gleich der Sohn eine Abneigung gegen mich, so spricht mich diese nicht von der Pflicht gegen den Vater frey." Diese Großmuth der Stiefmütter und ihre treffliche Antwort kam vor die Ohren des Kaisers. In Rücksicht auf die rechtschaffene Handlungsweise dieser Frau ließ er dem Verurtheilten Gnade widerfahren. Von nun an ehrte und liebte sie nicht nur der Gerettete, sondern auch die vier anderen Brüder; ja durch die Sorgfalt der Mutter wurden sie so brav, und machten sich so brauchbar, daß sie in der Folge die ansehnlichsten Bedienungen erhielten, und dieselben mit vieler Ehre verwalteten.

9.

Ein Jäger, der bey einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater Franz Ludwig, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem

ſchweren Kummer zu befreyen, der ihm auf dem Herzen läge. „Gnädigſter Herr!“ — ſprach er, — „ich habe viele Kinder, ich ernähre ſie von dem Ertrage meines Dienſtes, und bin damit zufrieden; nur der Wunſch iſt mir übrig, meine Kinder im Chriſtenthume, im Leſen und Schreiben und andern nützlichen Kenntniſſen unterrichten laſſen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo ſich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich ſie nicht anderwärts in die Koſt thun, da ich ſie nicht gerne aus meiner Aufſicht laſſe.“ Der edelgeſinnte Fürſt, der gerne jedem Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen abhalf, und deſſen ſchöne Erziehungsanſtalten beſonders bewieſen, wie ſehr er ſich den Kinder-Unterricht angelegen ſeyn ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte, er ſollte einmal einen Vorſchlag thun, wie ihm zu helfen wäre. „Gnädigſter Herr,“ — antwortete der Jäger, — „in der Gegend von N . . . wohnt ein anderer Jäger, nahe bey einem Dorfe, wo eine gute Schule iſt, und dieſer hat keine Kinder; wenn nun Euer Fürſtlichen Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, ſo wollte ich meine Stelle mit der ſeinigen vertauſchen; zwar trägt dieſe 100 Thaler mehr ein, als die meinige, aber dieſe Summe will ich ihm jährlich herauszahlen: denn es iſt mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, ſondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“ Dieſe väterliche Sorgfalt für die Bildung ſeiner Kinder gefiel dem gnädigen Fürſten; er genehmigte den Vorſchlag, ließ den andern Jäger zu ſich kommen, und ſtellte ihm ſelbſt die Sache vor. Dieſer hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem ſolchen Fürſten zu dienen. „Von Herzen gern,“ — ſagte er, — „willige ich in dieſen Vorſchlag, nur ſoll der Mann mit ſeinen ſieben Kindern die 100 Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann die Summe *leicht entbehren.*“ Den Fürſten rührte es ſehr, ſolche

brave Diener zu haben, und zum Beweiſe ſeines Wohlgefallens ſchenkte er dem Jäger mit den ſieben Kindern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag ſeines neuen Dienſtes, dem andern aber legte er 100 Thaler aus ſeiner Privat-Kaſſe zu.

10.

Die Gattin des Profeſſors Klevefahl, eine Frau von vorzüglicher Geiſtes- und Herzensbildung, war auch eine ungemein zärtliche und treu beſorgte Mutter. Unter allen Geſellſchaften blieb ihr immer die Geſellſchaft ihrer Kinder die liebſte. Sie gieng gern dahin, wo ſie ihre Kinder mitnehmen durfte, und ſelten gieng ſie ohne dieſelben mit ihrem Gatten ſpazieren. Willig that ſie auf jede Bedienung Verzicht, wenn nur ihre Kinder gut bedient wurden. Alle Pflege und Sorge für Reinlichkeit, ſo wie den Anzug bekamen ihre Kinder aus ihren Händen, oder doch unter ihrer beſtändigen Aufſicht. Nie war ſie vergnügter, als wenn ſie ihre Kinder alle geſund und munter um ſich her ſah. „Nie" — ſagte ſie einmal zu einer Freundin, die ſich beklagte, daß ſie ſo viele Kinder bekäme — „nie habe ich ſo ſehr den Werth eines Kindes empfunden, als da ich ſelbſt Mutter geworden bin. Eine Mutter, die ein Kind zur Welt bringt, gibt der Welt einen Menſchen, und wenn ſie es gut erzieht, dem Himmel einen Engel. „Sehr wichtig" — ſetzte ſie hinzu — „iſt es freylich, ſeine Kinder gut zu erziehen. Sie haben aber auch einen himmliſchen Vater und einen Heiland, der der größte Kinder-Freund iſt. Sollte Gott uns, wenn wir ſeinen Segen von ihm auf unſere Kinder herabflehen, nicht hören?" — Sie hatte den richtigen Grundſatz, daß man das Erziehungs-Geſchäft mit den Kindern nicht frühe genug anfangen könne; daß eine Mutter ſchon Unarten des Kindes entdecke, wenn ſie es noch an der Bruſt habe, daß ſie darauf aufmerkſam ſeyn und den Samen des Böſen im Aufkeimen erſticken müſſe.

Sie war die erste Lehrerin ihrer Kinder, und wenn sie auch noch nicht lesen konnten, hörten sie ihr gern zu, wenn sie las, oder ihnen kurze Geschichten, besonders aus der Bibel, erzählte, die sie hernach durch Fragen ihnen nützlicher zu machen wußte. Wenn sie dann z. B. in einen Streit geriethen, sich etwa beneideten, so durfte sie nur fragen: „wer war Kain? was that er?" — und sie kamen zur Erkenntniß ihres Fehlers, und bereueten ihn. Ihre älteste kleine Tochter hatte sie durch vernünftige Liebe so für sich eingenommen, daß es dieser wehe that, wenn sie ihr die Unterweisung oder gar den Umgang versagte. Sie hielt viel auf frühen Religions-Unterricht, und ertheilte ihn nach der Fähigkeit ihrer Kinder. Um sie vernünftig beten zu lehren, hatte sie folgende Methode: sie fragte z. B. wie hast du geschlafen, mein Kind? Wie befindest du dich? Wer hat dich vor allen Gefahren behütet, die dich hätten treffen können? Was ist man dem, der uns Gutes erweiset, schuldig? Du fängst jetzt einen Tag an; um was ist es dir zu thun? Von wem kannst du es erwarten? u. s. w. Hatte sie so ihren Kindern den Stoff zum Gebet bereitet, so ließ sie sie beten.

Kindliche Liebe und Treue.

11.

Ein Agraffi-Neger auf der Küste von Guinea in Afrika war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nicht bezahlen konnte. Er gieng zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als seinen Körper, den er, wenn er wolle, verkaufen könne. Der durch diese Erklärung aufgebrachte Gläubiger gieng sogleich mit ihm auf das benachbarte Dänische Fort Königstein, und verkaufte ihn daselbst an *einen Sklavenhändler*, welcher ihn sogleich in der Hals-

kette abführen ließ. Schon war der Sklavenhändler im Begriffe, mit seinem Schiffe, das mit mehreren Hunderten unglücklicher Schwarzen vollgepfropft war, nach Westindien abzusegeln, als der Sohn des Negers am Borde erschien. Nach den ersten Augenblicken der zärtlichsten Herzensergießungen zwischen Vater und Sohn, machte letzterer jenem auf eine kindlich-ehrerbietige Art Vorwürfe, daß er nicht von der Gewalt Gebrauch gemacht habe, welche die dortigen Gesetze den Aeltern einräumen, nach denen ein Vater seine Kinder für seine Schulden hingeben kann, und bestand nachdrücklich auf dem edeln Vorsatze, den Platz seines Vaters auf dem Schiffe einzunehmen. Jetzt begann ein rührender Wettstreit. Der alte Vater, nicht minder großmüthig als der Sohn, wollte schlechterdings nicht einwilligen; letzterer, unerschütterlich in dem Vorsatze, sich für seinen guten Vater aufzuopfern, sah, daß er ungeachtet der inständigen Bitten nicht durchdringen würde; er gieng also zu dem Eigenthümer des Schiffes, bat und flehte, ihn statt seines Vaters anzunehmen, stellte demselben vor, wie sehr er bey dem Tausche gewinnen würde, da er in ihm statt eines alten, matten und gebrechlichen, einen jungen, kraftvollen und muntern Sklaven erhalten werde. Es fiel ihm nicht schwer, den Kapitän für sich zu gewinnen, und die Sache ward richtig: der Sohn, welcher Thränen der Freude und des Dankes weinte, daß er so glücklich seye, seinen Vater erlösen zu können, wurde in Ketten gelegt, und der Vater, der höchst traurig war, daß er sich ausser Stande sah, seines Sohnes Vorhaben zu vereiteln, in Freyheit gesetzt. Der Dänische Wund-Arzt Isert, der sich damals in jenem Lande aufhielt, war Augenzeuge dieses rührenden Auftritts; seine Empfindung über einen so rührend-schönen Beweis von Vater- und Kindes-Liebe war zu stark, als daß er ihn nicht dem Dänischen Gouverneur hätte bekannt machen sollen. Voll Freude über einen so seltenen Vorfall hatte nun dieser würdige Mann nichts angelegentlicheres zu thun, als

den Sklavenhändler zu bitten, daß er ihm für das ausgelegte Geld, welches er ihm aus seinem Beutel bezahlte, den braven Sohn zurückgab, und er führte denselben seinem bekümmerten Vater wieder in die Arme.

12.

Ein braver Bürger von St. Domingo, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er reich war, wurde aus diesem Grunde auf die Liste der Proscribirten (Geächteten) gesetzt. Die Rasenden, die sich noch den Namen Patrioten beyzulegen frech genug waren, während sie ihre Hände mit dem Blute der besten Bürger besudelten, verklagten ihn als einen Feind des Gemein-Wohls, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verdammt. Zum Glücke war der edle Kolonist Vater, Vater einer kleinen Tochter voll Muth, Zärtlichkeit und Kraft. Als man ihn aus dem Schooße seiner Familie herausriß, da begleitete ihn sein Kind, mit dem heldenmüthigen Entschlusse, das Schicksal seines Vaters, sey es auch noch so furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die ersten hinzurichtenden Schlachtopfer gestellt hatte, die Augen verbunden, und die Hände zusammengeschnürt; schon richteten die Mordgehülfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der, aller Hoffnung beraubt, sich zum Tode gefaßt gemacht hatte; siehe, — da hatte die weise und gütige Vorsehung für ihn eine liebenswürdige Retters-Hand ausersehen! In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeuerung des Geschützes gegeben wurde, sprang ein kleines Mädchen hervor mit dem Geschrey: Mein Vater! ach, mein Vater!.... Umsonst sucht man sie der Todes-Gefahr zu entreissen, umsonst versucht man Drohungen; nichts vermag sie aufzuhalten, nichts sie zu schrecken. Sie springt ihrem Vater entgegen, umschlingt seinen Körper, drückt ihn fest an sich mit ihren kleinen Armen, und erwartet so den Augenblick, wo sie

ſterben wird mit dem Urheber ihres Lebens. „O meine Tochter, theures Kind! einzige ſüße Hoffnung deiner jammernden Mutter, die bald Wittwe ſeyn wird," — ruft ihr der Vater zitternd und unter Thränen zu; — „fliehe, ich beſchwöre dich, ich befehle es dir!" . . . „O mein Vater," — erwiederte ſie — „laß mich, wir ſterben zuſammen!" — Wie ſtark iſt doch die Gewalt der Tugend ſelbſt über die ſonſt gefühlloſeſten Gemüther! Dieß unerwartete Ereigniß entwaffnet den Befehlshaber bey der Mord-Scene. Vermuthlich war er ſelbſt Vater!... Die Stimme der Bewunderung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern ſeines Herzens. Unter einem ſcheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todes-Strafe, und befiehlt, ihn in Geſellſchaft ſeines Kindes nach dem Gefängniß zurückzuführen. Ein Augenblick Aufſchub iſt bisweilen ſehr koſtbar. Bald gewann die Sache ein anderes Anſehen, der gute Vater wurde freygelaſſen, und von dieſem glücklichen Tage an ergriff er jede Gelegenheit, mit der zärtlichſten Rührung die heroiſche That ſeiner kleinen, erſt zehnjährigen Tochter zu erzählen.

13.

In dem Hannöveriſchen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter geringer Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberſchwemmungen und andere Unglücksfälle ſehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabey ein kleiner Garten war Alles, was er mühſam erhalten konnte. In dieſem kümmerlichen Beſitze unter ſchwerer Arbeit und Mangel hatte er das achtzigſte Jahr erreicht, ſeine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht ſehen, und ſie wurde kindiſch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte, und ihre ganze kleine Habe. — Krank, ſchwach, unfähig, ſich ſelbſt zu helfen, wurden ſie in's äuſſerſte Elend verſetzt. Ihre Tochter, Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelaſſen hatte,

ſtand an einem andern Orte in einem ſehr guten Dienſte. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit unſäglichen Schmerzen; aber nicht mit jener bloß leidenden Empfindſamkeit, die ſich in unnützes Wehklagen ergießt, ſondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und ſie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entſchluß, ihren Aeltern beyzuſtehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis ſie ihren Zuſtand verbeſſert hätte, erhob ſich kühn und feurig in ihrer Seele, und ſogleich ſchritt ſie zur Ausführung. Sie verließ mit tauſend Thränen ihren Dienſt, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, ſie ungern miſſen wollte, eilte ihrer Heimath zu, fand die ſchon dem Grabe nahen, verlaſſenen Aeltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte ſie in ein nahgelegenes Haus, und verſprach, für ſie zu ſorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte ſie ſowohl einige gute Kleidungsſtücke, als auch eine kleine Summe Geldes zuſammengeſpart. Dieſer mühſam-erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beſchwerlicher Dienſte ward ſogleich auf die dringendſten Bedürfniſſe ihrer Aeltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und ſie mußte auf neue Mittel denken, die Hülfloſen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speiſen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die ſorgfältige Pflege, die ſie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte ſie mit der äuſſerſten Anſtrengung zur Arbeit an, und erwarb ſo viel, daß ſie den Hunger der Alten ſtillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; ſie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch ſie ihnen dann und wann einige angenehme und ſtärkende Erquickungen verſchaffen könnte. Auch dieſes gelang ihr, da ſie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpftragen entſagte, und ſich durch dieſe Erſparung in den Stand ſetzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen ſtärkenden Labetrunk zu kaufen. Einige edelgeſinnte Menſchen erfuhren die Ge-

ſchichte, und machten ſie bekannt. Das Mädchen ward, unter dem Namen der guten Tochter, in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten anſehnliche Beyträge für die gute Tochter ein, und die Landes-Regierung unterſtützte ſie mit rühmlichem und thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anſtalten der Menſchenfreunde, das Schickſal dieſer Menſchen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle geweſen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für ſie erbauet, und mit allen nöthigen Bedürfniſſen verſehen. O, es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schickſals erſtaunten, und mit ſchwacher, ſtammelnder Zunge Gott dafür prieſen. Auch dem Werkzeuge dieſes Glückes, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menſchenfreundlichen Geſellſchaft ein Brautſchatz beſtimmt, welcher, ſobald ſie ſich verheirathen würde, ausbezahlt werden ſollte. Wirklich fanden ſich auch unter ſolchen Umſtänden mehrere Freyer bey ihr ein, manche freylich einzig um ihres Vermögens willen, manche aber doch auch darum, weil ſie mit Recht erwarten konnten: eine ſo ausgezeichnet gute Tochter ihrer Aeltern werde auch eine überaus gute Frau ihres Mannes werden. Sie erklärte indeß jetzt ein für allemal, daß ſie ſich erſt nach dem Tode der Aeltern zum Heyrathen entſchließen würde, indem ſie nicht glaube, wie ſie ſagte, daß ſich, bey ſolchen Umſtänden ihrer Aeltern, die Pflichten der Tochter mit den Pflichten einer Gattin ganz vereinigen ließen, und daß ein Schwieger-Sohn der Laſt mit den Alten bald überdrüſſig werden möchte; ſie aber könne und wolle ihren hülfloſen Aeltern, bis ſie ihnen die Augen zugedrückt hab', nicht einen Augenblick die beſtmögliche Hülfe entziehen. Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, ſo erkrankten die Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieſer betrübten und gefährlichen Lage blieb das ſtandhafte Mädchen ſich gleich. Sich ſelbſt *und ihre eigene Gefahr* ganz vergeſſend, pflegte

die Edle ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen wie dem andern die Augen zu. Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn: denn am nehmlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer geliebten Aeltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nehmliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

14.

Ein Handelsmann in Frankreich, ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit, hatte durch Bankerotte und andere Unglücksfälle starken Verlust erlitten, und war dadurch in dürftige Umstände gerathen. Er gieng nun nach Paris, in Hoffnung, bey seinen dortigen alten Handelsfreunden, denen er sein unverschuldetes trauriges Schicksal erzählte, einige Unterstützung zu finden. Er versicherte diejenigen, denen er noch schuldig war, daß ihre Befriedigung ihm ein ernstliches Anliegen seye, und daß er nur dann vergnügt sterben werde, wenn er dieses bewerkstelligen könne. — Von Mitleid über das unverschuldete Unglück dieses rechtschaffenen Mannes gerührt, versprachen sie ihm zu helfen. Nur ein einziger, dem er tausend Thaler schuldig war, blieb unerbittlich, und ließ ihn ohne Barmherzigkeit in's Gefängniß werfen, fest entschlossen, ihn lieber darin darben zu lassen, als von seiner Forderung abzustehen. Kaum hatte der 22jährige Sohn dieses verhafteten Handelsmannes von dem betrübten Zustande seines Vaters Nachricht erhalten, so eilte er nach Paris, fiel dem harten Gläubiger zu Füßen, bat mit heißen Thränen bey Allem, was nur immer rühren kann, um die Loslassung seines Vaters, und betheuerte, daß, wenn er ihnen die Liebe erzeigen, und *den Hülfsmitteln, die sie sich mit gutem Grunde versprechen könnten*, keine Hindernisse in den Weg legen

wollte, er zuerst bezahlt werden sollte; beschwur ihn, daß, wenn ihnen auch Alles fehlschlagen sollte, er doch Mitleiden mit seiner Jugend haben, und die Noth einer alten Mutter, die mit ihren unversorgten acht Kindern an den Rand des tiefsten Verderbens gebracht würden, sich zu Herzen gehen lassen solle. Alle Umstehenden, und besonders die Tochter des Kaufmanns, zerflossen in Thränen bey dieser rührenden Scene, und vereinigten ihre Bitten mit denen des flehenden Jünglings. Allein der Gläubiger ward nicht bewegt. „Je nun," — sprach der unglückliche Sohn, und drückte noch fester die Kniee des unbeugsamen Mannes, die er mit seinen Thränen badete — „so bitte ich Sie denn um die einzige Gnade, mich an der Stelle meines Vaters in's Gefängniß zu werfen; gern will ich Hunger und Elend ertragen, gern die ganze Last Ihres Unwillens fühlen, nur retten Sie meine Aeltern, meine armen, unschuldigen Geschwister, — sey'n Sie nicht der Mörder einer ganzen, schuldlosen Familie!" — Gerührt durch diese Stärke der Tugend und diese Großmuth, riß sich jetzt der Kaufmann von dem jungen Menschen los, umarmte ihn, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihm: „Ja, mein Sohn, Ihr Vater soll seine Freyheit erhalten. So viele Liebe und Treue für ihn machen, daß ich mich schäme. Ich habe lange widerstanden. Lassen Sie mich die Erinnerung dessen auf immer austilgen! Ich habe eine einzige Tochter, die Ihrer werth ist. Sie würde eben das für mich thun, was Sie für Ihren Vater gethan haben. Ich gebe Sie Ihnen mit meinem ganzen Vermögen. Lassen Sie uns zu Ihrem Vater eilen, ihm seine Freyheit geben, und ihn um seine Einwilligung bitten!"

15.

Im Herbste 1787. hatte der siebenjährige Knabe des Schmiedes Thiesing zu Diepholz in Westphalen das Unglück, daß ein Holzschlitten, der über ihn hinfuhr, ihm den *Knochen des einen* Beines entzwey brach und

das Fleiſch zerquetſchte. Seine Mutter, die gerade in den Wochen lag, und der man unvorſichtigerweiſe dieß Unglück berichtet hatte, ſprang aus dem Bette, und fiel in Ohnmacht. Bey der ſchmerzhaften Operation, die jetzt vorgenommen wurde, verhielt ſich der kleine Patient ganz ruhig, legte die Hände über ſeinem Haupte zuſammen, und gab nicht einmal einen Laut des Schmerzens von ſich. Die Umſtehenden erſtaunten über dieſe Standhaftigkeit des Knaben, und einer derſelben fragte ihn, ob er denn gar keine Schmerzen empfinde? — „Schmerzen genug!“ — antwortete er leiſe — „aber ich verbeiſſe ſie, damit die Mutter ſich nicht kränke.“ — Am dritten Tage ſchien der Schmerz ſeine Stärke zu überwältigen; er äuſſerte ihn jedoch nur durch leiſes Wimmern. Lange litt dieß zärtliche Kind einer kranken Mutter mit unglaublicher Standhaftigkeit, endlich aber ſiegte die Natur, und es wurde geheilt. — Wenn man die zarte Jugend des kleinen Leidenden in Betracht zieht, und bedenkt, daß das Schreyen für Kinder ein ſo groſſes Erleichterungsmittel der Schmerzen iſt, ſo wird man gegen dieſen jungen Helden, der aus bloßer Zärtlichkeit für ſeine Mutter, ohne in laute Klagen auszubrechen, den Schmerz ertrug, gewiß mit Bewunderung und Liebe erfüllt werden.

16.

Ein achtjähriger Chineſiſcher Knabe gab einen ſehr rührenden Beweis der Zärtlichkeit gegen ſeine Aeltern. Dieſe waren ſo arm, daß ſie nicht einmal eine Bettdecke hatten, um ſich vor der Menge groſſer Mücken, die ſich im Sommer in die Häuſer drängen, zu verwahren. Der Kleine verſuchte es auf mancherley Art, ſeine Aeltern vor ihren Stichen zu ſchützen, aber vergebens. — Endlich gerieth er auf einen Entſchluß, welcher zeigt, daß dem, der einen feſten Willen hat, keine Aufopferung zu *ſchwer iſt*. Er ſetzte ſich, wenn ſeine Aeltern ſchliefen, *nahe an ihr Bett*, entkleidete ſich bis auf den Gürtel,

und überließ sein zartes Fleisch ruhig den Mücken, ohne sie zu verjagen. — „Wenn sie sich an meinem Blute gesättiget haben," — sagte der liebe, edle Kleine — „so werden sie meine Aeltern in Ruhe lassen." — Wer könnte, wenn er selbst auch nur einige Herzensgüte besitzt, bey der so feinen, so zartfühlenden Liebe dieses Knaben ungerührt bleiben!

17.

Leonardo di Casanova, Herr von Tyrsani, (unweit Corte auf der Insel Corsika) und General-Lieutenant, wurde von den Genuesern, die in einem Hinterhalte lagen, gefangen genommen. Zum Glücke fiel er in die Hände seiner Neffen, die bloß die Feinde seiner Parthey waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde auf Befehl des Senates von Genua in das Gefängniß zu Bastia, der Hauptstadt von Corsika, gebracht. Sein jüngster Sohn Antonio, fest entschlossen, den geliebten Vater aus seiner Gefangenschaft zu befreyen, wenn es selbst sein eigenes Leben kosten würde, führte seinen edeln Entschluß auf folgende Weise aus. Da einzig die Magd des Leonardo, welche ihm das Essen brachte, den Zutritt in den Kerker hatte, und jeder andern Person, besonders seinen Verwandten, derselbe strenge verweigert war, so legte er sich die Kleider der Magd an, hieng, wie sie, ein leinenes Tuch über's Gesicht, und gieng mit einem Korbe auf dem Kopfe, worin das Essen war, durch alle Thüren des Gefängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung gewahr wurde. Er umarmte seinen Vater, löste seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, welche Arbeit er zuvor erlernt hatte, tauschte seines Vaters Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich zu seiner Freyheit, und blieb an seiner Stelle im Gefängnisse. Die Genueser fällten ein Urtheil, das zur Ehre der Menschheit bis jetzt in der Welt noch unerhört gewesen war. Sie verdammten einen Sohn zum Tode, *der nichts verschuldet* hatte, als daß er sein Le-

den wagte, um das Leben seines guten Vaters zu retten. Er erduldete diese grausame Strafe mit eben dem Heldenmuthe, womit er sich in die Gefahr begeben hatte, und nahm die Achtung aller Redlichen mit sich.

18.

In der Schreckens-Periode der französischen Revolution ließen die Volks-Anführer Marat, Robespierre ꝛc. viele tausend Menschen, besonders aus den gebildeten Ständen, auf die unmenschlichste Weise hinrichten. Mit diesen unschuldigen Schlachtopfern war bereits auch die Mutter des Generals Desaix (Deséh) gefänglich eingebracht, gerade da ihr Sohn an den Grenzen seines Vaterlandes sich befand, um dasselbe gegen die eindringenden Feinde zu vertheidigen. Sie saß zu Rioms (Riohm) mit ihrer Tochter in einem Gefängnisse, wo es ihr nicht nur an den Bequemlichkeiten des Lebens, sondern sogar an den nothwendigsten Dingen fehlte. Desaix gab sich alle erdenkliche Mühe, denselben wieder ihre Freyheit zu verschaffen; er entzog sich, was er nur konnte, um es ihnen zukommen zu lassen. Als er bey den Linien von Weissenburg verwundet worden war, schrieb er an seine Mutter: „Mutter, zärtlich-geliebte Mutter, ich habe endlich eine Wunde erhalten; aber ich freue mich darüber, ja ich wünsche mir Glück dazu, weil ich mit meinem Blute Ihre Freyheit wieder erkaufe.“ Aber er irrte sich. — Auf die Nachricht von seiner erhaltenen Wunde begaben sich die Volks-Deputirten dieser Gegend in das Gefängniß, um der Mutter Glück zu einem Sohne zu wünschen, der sich so großmüthig für die Republik aufopfere. Dieß war aber auch der einzige Trost, den sie ihr jetzt brachten: denn erst lange hernach ward sie in Freyheit gesetzt.

19.

König Gustav III. von Schweden, der im J. 1792. *Karl, ritt einst, nach* einer gehaltenen Musterung, wie

ein gewöhnlicher Reisender durch ein Dorf, und erblickte ein junges barfuß-gehendes Bauern-Mädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, und so viel Anstand zeigte, daß er sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtete. Er bat sie um einen Trunk. „Gerne, mein Herr," — war ihre Antwort, indem sie ihm mit der rührendsten und unschuldigsten Anmuth Wasser reichte; — „aber erlauben Sie, daß ich mich nicht lange bey Ihnen verweile; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht schnell genug wieder bey ihr seyn." — „Du hast noch eine Mutter?" — „Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; sie ist aber arm, meine Mutter, und hat ohne mich keinen Menschen in der Welt, der sie verpflegen würde." — „Wo wohnt sie?" — „Dort unten, mein Herr." — „Wie, in jener elenden Hütte?" — „Mein Herr, sie ist unsere Wohnung." — Der König stieg vom Pferde, und führte es am Zügel fort. — „Nun, mein gutes Kind, ich will dich begleiten, will die Mutter kennen lernen, die du so herzlich zu lieben scheinst." — „O, ich liebe meine Mutter von ganzer Seele, wenn ich nur so glücklich wäre, es ihr recht beweisen zu können." — Unter diesem Gespräche war das Bauernmädchen an ihre armselige Wohnung gekommen. Gustav gieng mit ihr hinein, und hörte schon von aussen das Seufzen der Mutter. Das Mädchen trat an ein schlechtes Bett hin: „Liebe Mutter, da ist ein Herr, dem ich zu trinken gegeben habe, und der euch sehen will." — Der König war schon bey'm Anblicke einer Hütte, welche ganz die Wohnung hülfloser Dürftigkeit zu seyn schien, gerührt worden; noch höher aber stieg seine Rührung, als er eine alte Frau, von vielen Schmerzen gemartert, auf einem elenden Strohbette liegen sah. — „Arme Mutter!" — rief er aus — „wie bedaure ich euch!" — „Ach, mein Herr," — erwiederte die Kranke — „mein Zustand würde noch weit trauriger seyn, hätte mir Gott nicht diese liebe, zärtliche Tochter gegeben, die ihn durch alle *nur ersinnliche* Sorgfalt mir zu erleichtern

ſucht. Sollten Sie's glauben, Tag und Nacht arbeitet ſie, und ihrem Fleiße habe ich meine Erhaltung zu danken. Gott ſegne, Gott belohne ſie!" — ſetzte ſie mit Thränen hinzu. — „Würdige Tochter!" — rief Guſtav, bis zu Thränen gerührt — „höre mein liebes Kind! wollteſt du wohl mit mir nach Stockholm gehen? Ich will dich daſelbſt glücklich machen, will dir einen braven Mann verſchaffen." — „O, mein Herr! meine Mutter verlaſſe ich nicht, wenn ich auch Königin werden ſollte." — Der Monarch lächelte über die naive Antwort. — „Nun denn, gutes Mädchen, wenn du durchaus hier bleiben, und dich nicht von derjenigen trennen willſt, die dir das Leben gab, ſo will ich doch deine Tugend belohnen; nimm hier dieſen Beutel!" — „Geld, mein Herr? — Soll ich's annehmen, liebe Mutter?" — „Fürchte dich nicht, liebes Kind, und nimm dieſen ſchwachen Beweis meiner Hochachtung an!" — „O, dieß iſt für meine Mutter," — und alsbald gab ſie ihr den Beutel. „Du kannſt dieß Geld" — fuhr Guſtav fort — „ohne alle Gefahr deiner Tugend annehmen; ich habe das Recht, dir beyzuſtehen, dich zu unterſtützen, ich bin dein König." — „Unſer König!" — riefen Mutter und Tochter zugleich. Die erſte wollte dem Monarchen zu Füßen fallen, das Mädchen aber lag ſchon vor ihm auf den Knieen. Guſtav eilte auf die Kranke zu und zwang ſie, im Bette zu bleiben. — „Bleibt, gute Mutter; ja ich bin euer König, euer Vater, und will euch Proben meiner Liebe geben!" — Zum jungen Mädchen ſprach er: „fahre fort, ſo für deine Mutter zu ſorgen!" — nahm hierauf huldvoll Abſchied, und ſagte: „Ihr Guten, — durch euch hab' ich einmal wieder die Wonne gefühlt, König zu ſeyn, und ich werde euch mein Mitleiden und mein Wohlgefallen an eurer Rechtſchaffenheit durch die That beweiſen." — Kaum war der König in Stockholm angelangt, ſo ſetzte er für die beyden tugendhaften Seelen einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach der einen Tode auf die andere fallen ſollte. Und

als er in der Folge erfuhr, daß das Mädchen einem jungen Bauern aus ihrem Dorfe nicht ganz gleichgültig ſey, ſo ließ er ihr bezeugen, daß ihm dieſe Verbindung gefalle, und fügte zu jenem Gehalte noch eine Summe zur Ausſteuer hinzu. Sie heyrathete dann, und vergaß als Frau ſo wenig ihre Mutter, daß dieſelbe vielmehr noch immer der Gegenſtand ihrer zärtlichſten Sorgfalt blieb.

20.

Im Winter 1788. ward die alte Mutter des Joh. Conrad Herwig, Tagelöhner auf dem von Hugo'ſchen Rittergute Großenſchneen bey Göttingen, ſehr gefährlich krank. Ihr hochbejahrter Ehemann kam faſt nicht von der Seite der Leidenden, und war untröſtlich bey dem Gedanken: in ſeinem hohen Alter die Gefährtin ſeines langen Lebens zu verlieren. Einſt, als der alte Chriſtoph Herwig eben auch am Bette der guten Leidenden ſaß, kam der Prediger des Ortes, um die Kranke zu beſuchen. Der Greis hatte ſich die Augen roth geweinet, und der Geiſtliche ſuchte ihn zu tröſten. „Ach, Herr Paſtor!“ — rief er, und rang die abgezehrten Hände — „hier auf dem Bette liegt meine bisherige Tröſterin; wenn die nun Gott zu ſich nimmt, der will ſich eines alten ſchwachen Greiſes annehmen; der will meine beyden jüngeren Kinder verſorgen, wovon eines ſehr ſchwächlich iſt?“ — „Ich, Vater!“ — rief ſein Sohn Conrad, und ſprang von ſeinem Weberſtuhle hervor, der, wenn es keine Tagelöhner-Arbeit gibt, ihn beſchäftigt. — „Seyd nur zufrieden, Vater,“ — fuhr er fort — „Ihr ſollt an mir die Hülfe und Stütze wieder haben, die Ihr an meiner Mutter verliert. Und wenn ich auch arbeiten ſollte, daß das Blut mir aus den Nägeln ſpritzte, ſo ſollt Ihr doch keine Noth im Alter leiden!“ — „Recht gut, mein Sohn!“ — ſagte der Greis — „aber wenn ich alter Mann nun deiner Mutter nachfolge: wie wird es alsdann meinen beyden un-

erzogenen Kindern gehen?" — hiemit meynte er eine schwächliche Tochter von 16 Jahren, und einen 10jährigen Sohn. „Auch diese" — sagte der rechtschaffene Sohn — „will ich nicht eher verlassen, bis sie entweder als Dienstboten ihr Brod verdienen, oder sich sonst ernähren können." — Der Alte schien sich zu trösten, und bald darauf starb seine geliebte Kranke. Conrad wiederholte jetzt sein Versprechen, und that noch mehr, als er versprochen hatte; denn er entlehnte eine Geld-Summe, wovon er seiner Mutter ein so anständiges Leichenbegängniß hielt, als es im Dorfe nur immer gewöhnlich war, welches dem betrübten alten Wittwer ein sehr großer Trost war. Von diesem Augenblicke an übernahm der gute Conrad ganz allein die Sorge für die Familie, die aus sechs Personen bestand. — Er bezahlte die Hausmiethe und alle Abgaben, und schaffte die nöthigen Lebensmittel und Kleidungsstücke an: da sein Vater, ausser seinem monatlichen Gnadengehalte von einem Thaler, nichts eigenes hatte. Diese kleine Beyhülfe, und die geringe Handreichung zweyer jüngeren Geschwister abgerechnet, verdiente der Sohn Alles mit seiner Händearbeit. So sauer auch sein Beruf als Tagelöhner war, so stand er doch immer sehr früh auf, um noch vorher auf seinem Weberstuhle etwas zu verdienen; und selbst in der Mittagsstunde und des Abends nach vollendetem Tagewerke nahm er jede Gelegenheit wahr, um bey redlicher Geschäftigkeit, vermittelst eines kleinen Nebenverdienstes, sein gegebenes Wort zu erfüllen. Der Prediger des Ortes, ein gewissenhafter, rechtschaffener Geistlicher, hatte oft Gelegenheit, Zeuge von dem eisernen Fleiße dieses dankbaren Sohnes zu seyn, wobey er dann öfters den Wunsch äusserte: daß manche Miethlinge von Berufs-Arbeitern bey diesem emsigen Johann Conrad Herwig in die Schule gehen möchten. — So trocknete die kindliche Treue des Sohnes die Thränen wieder, die der hinwelkende Alte zuweilen in seiner Kammer weinte.

21.

Minſum, ein Mann von geringem Stande in China, verlor durch den Tod ſein braves Weib, die ihm einen Sohn geboren hatte. Einige Zeit hernach verheirathete er ſich wieder, und bekam von dieſer zweyten Frau wiederum zwey Kinder. Das Kind erſter Ehe wurde nun von ſeiner Stiefmutter auf die unbarmherzigſte Weiſe mißhandelt; deſſen ungeachtet ertrug es alles geduldig, ohne ſich darüber zu beklagen. Einſt aber hatte ſie daſſelbe ſo ſehr mißhandelt, daß es ſeinem Vater ohnmächtig zu Füßen fiel. Dieſer, da er die Sache unterſucht und gefunden hatte, daß das Kind unſchuldigerweiſe ſo übel behandelt worden war, wollte die grauſame Stiefmutter ſogleich aus dem Hauſe jagen. „Thue dieß nicht, mein Vater!“ — bat darauf flehentlich der gute, gemißhandelte junge Minſum — „ſiehe,“ — ſagte er — „unſer ſind drey Kinder; jetzt leide ich nur allein, verſtößeſt du aber unſere Mutter, ſo werden wir alle drey leiden; und wer wird denn dich nachher verpflegen? Verſtoße ſie nicht, lieber Vater!“ — Der Vater — bis zu Thränen gerührt, erſtaunte über den Edelmuth und die Einſicht des Kindes, und — gab nach. — Aber auch die Stiefmutter wurde durch dieſe ſeltene Großmuth ſo gerührt, daß ſie von Stunde an ganz andern Sinnes und die beſte Mutter wurde.

22.

Am 4. Julius 1811. brannten in dem franzöſiſchen Dorfe Pontoiſe (Pontoahs) bey Noyon vier Wohnhäuſer ab. In einem derſelben befand ſich während des Brandes ein ſchwacher, blinder, 73jähriger Greis, Namens Gohard, den man in der Eile der Flucht herauszuführen vergeſſen hatte. Als ſeiner 20jährigen Tochter, Honorie, beyfiel, daß ſie ihn nicht habe aus dem Hauſe herausgehen ſehen, kehrte ſie zu demſelben zurück. Obſchon es bereits in lichten Flammen ſtand, ſteigt ſie doch *durch ein inwendig verriegeltes* Fenſter, deſſen Schei-

den ſie mit ihren Händen einſchlägt, und ſich dadurch ganz blutig macht, hinein. Sie eilt nun auf ihren Vater zu, bey dem die Flamme ſchon ganz nahe war, umſchlingt ihn mitten um den Leib, ſchleppt ihn mit ſich fort, und, die Flammen hindurch trägt ſie ihn, zum nehmlichen Fenſter, durch welches ſie hineingeſtiegen war, hinaus, und ſo gelingt es ihr, ihn völlig unbeſchädigt in der Straße niederzuſetzen. Erſchöpft durch dieſe übernatürlichen Anſtrengungen — denn ihr Vater war ſehr groß von Wuchs, ſie aber jung, zartgliederig und klein, — und vor Freude, ihren Vater glücklich gerettet zu ſehen, fällt ſie in Ohnmacht; jedoch kommt ſie auf die angewandten Mittel wieder zu ſich. Jetzt wirft ſie ſich zu den Füßen ihres Vaters nieder, mit den Worten: „Wie bin ich doch ſo glücklich! immerhin mag mich jetzt die Flamme verzehren! Du biſt gerettet; der Verluſt alles Uebrigen macht mir keinen Kummer.“ Sie dachte hiebey ſo wenig an ſich ſelbſt, daß ſie weder darauf achtete, wie das Blut aus den Wunden floß, die ſie ſich durch das Einſchlagen der Glasſcheiben verurſacht hatte, noch daß ihr der Verluſt ihrer Kleidungsſtücke und alles deſſen, was ſie beſeſſen, den geringſten Kummer machte.

Kindliche Ehrerbietung und Folgſamkeit.

23.

Ferdinand II. der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts das Königreich Leon (jetzt eine Spaniſche Provinz) beherrſchte, liebte ſeinen Sohn ſo zärtlich, daß er vom Throne ſtieg, und denſelben, ungeachtet ſeiner Weigerung, an ſeine Stelle ſetzte. Alphons, ſein Sohn, *verdiente dieſe* unbegrenzte Liebe: denn er lebte, ſo zu

ſagen, bloß für ſeinen Vater. Wenn er ſich genöthigt ſah, gegen die Feinde der Chriſten zu Felde zu ziehen, ſo gieng er nie aus dem Pallaſte, ohne den Segen ſeines Vaters zu haben; und kehrte er dann zurück, ſo führte ihn ſein Herz vor allen Dingen zu Ferdinands Füßen hin. Sein Tagewerk war zwiſchen der Sorge für den Staat und ſeinen Vater getheilt. War er nicht um ihn, ſo brauchte er die Vorſicht, Leute bey ihm zu laſſen, deren Eifer und Treue er kannte. Oft ſtand er des Nachts auf, um ſelbſt zu ſehen, ob ſein Vater ſchliefe, oder ob er etwa durch eine ihm zugeſtoßene Unpäßlichkeit in ſeiner Ruhe geſtört worden ſeyn möchte. In Ferdinands Gegenwart ſetzte er ſich nicht eher nieder, als bis er die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Alphons erhielt einſt einen glänzenden Sieg über die Mauren *). Ferdinand fühlte ein brennendes Verlangen, ſeinem Sohne entgegenzugehen, und über den jungen Helden ſeine väterlichen Segnungen mit Thränen der Freude zu ergieſſen. Der gute Greis verlangte durchaus, daß man ihn in ſeiner Sänfte, ungeachtet ſeiner Schwächlichkeit und gegen die Vorſtellungen derer, die ihm ergeben waren, ſeinem Sohne entgegen tragen ſollte. — Zu den Bedienten, welche durch die Aeuſſerung: „Sie wiſſen es, gnädigſter Fürſt, daß der König uns ausdrücklich befohlen hat, für Ihre Erhaltung zu wachen" — ihn zurück zu halten verſuchten, ſagte er: „O meine Freunde, daß ich meinen Sohn, daß ich ihn als Sieger umarmen kann, wird mir ſicher alle meine Jünglingskraft wieder geben. Verſagt mir das nicht, und ich werde glauben, daß ihr mir den wichtigſten Dienſt geleiſtet habt!" — Ferdinand gieng alſo dem jungen Könige entgegen, und kaum hatte ihn Alphons erblickt, als er vom Pferde ſtieg, und in ſines Vaters Arme eilte, von dem man ihn nicht trennen konnte. „O, wenn mein Sieg mir eine ſüße Trun-

*) Ein der muhamedaniſchen Religion zugethanes Volk, das aus dem nördlichen *Afrika nach Spanien* eingewandert war.

keuheit einflößt, so ist es, weil er mir durch die Liebkosungen meines Vaters belohnt wird," — rief er aus, und folgte der Sänfte Ferdinands zu Fuße nach. Vergebens suchte der Vater ihn zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen sollte, weil es doch nicht schicklich seye, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. — „Dieß sind nicht Ihre Söhne," — antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. — Als sie vor dem Pallaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. „Mein Vater!" — sagte er zu ihm — „Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen reicht, das wissen Sie nicht; sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleite; ich beneidete sogar ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heissen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen." — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten.

24.

Der Preussische Rittmeister Kurzhagen vom ehemaligen von Ziethen'schen Leibhusaren Regimente, war eines, an der Mecklenburgischen Grenze ansässigen, märkischen Landmannes Sohn, und hatte sich seinen Posten bloß durch persönliches Verdienst erworben. Bey seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Chef einer Schwadron in Parchim wieder ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beyden alten Aeltern, arme Landleute, nach Mecklenburgischer Sitte gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Sie sehen, vom Pferde springen, seinem Lieutenant die Schwadron übergeben, und sie öffentlich umarmen, war eins. Er behielt sie nachher lebenslang bey sich, und *ließ sie* stets an seiner Tafel sitzen, wenn auch der vor*nehmste Besuch* da war. Kleine Geister machten ihre

Bemerkungen, und murrten zum Theil so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals Ziethen kam. Und was that der große Ziethen? — Was jeder große und ehrwürdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde; er besuchte Kurzhagen, sagte ihm, daß er alle Officiere seiner Garnison zu sich einladen solle, und fragte den guten Kurzhagen an der Tafal: „Wo sind Ihre würdigen Aeltern? lassen Sie sie gleich herkommen, und meinethalben ja nicht von der Tafel wegbleiben. Er gieng sogar selber hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater traulich die Hand, und stand dann, das Glas in der Hand, mit den Worten auf: „Meine Herren, auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Aeltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!" — Kurzhagens Betragen fand in Prof. Engels Schauspiele: „der dankbare Sohn" eine dem Gegenstande angemessene Verewigung. Ziethens nicht minderes Gefühl von Menschen-Werth und Menschen-Würde sollte aber auch nicht dabey vergessen werden.

Friedrich der Einzige hatte Kurzhagen, welcher Ritter des Verdienst-Ordens war, einst mit zur Tafel einladen lassen. „Von was für einem Hause stammt Er ab?" fragte ihn der große König, vermuthlich um seine Gesinnungen zu prüfen. „Von gar keinem, Ew. Majestät," — erwiederte der Rittmeister — „bloß Landleute sind meine Aeltern, und ich möchte sie um keine anderen Aeltern in der Welt vertauschen." „Das heißt edel gedacht," — sprach der große Monarch, und eine Freudenzähre floß seine Wangen herab. „Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Aeltern und Verwandten zu schämen, er ist kein edler Mann, und kann auch keiner werden!"

25.

Zu Wien ereignete sich im Jahre 1787. folgender rührende Vorfall. Als die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das *Pflaster kehrten*, eilte ein wohlgekleideter

junger Mensch herbey (er hieß Krappenberger), und küßte einem der Züchtlinge ehrfurchtsvoll die Hand. Dieß sah der Staatsrath, Baron von Kressel, aus seinem Fenster, ließ den jungen Menschen zu sich holen, und sagte ihm: daß es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. — „Aber" — erwiederte der bestürzte Jüngling, — „dieser Missethäter ist mein Vater!" — Gerührt durch diese kindliche Handlung erzählte der Baron dem Kaiser den Vorgang; und dieser gab Befehl, dem jungen Menschen das erste ledig werdende Stipendium zu ertheilen.

Wie beschämt nicht dieser edle Sohn so manche Söhne und Töchter, die sich, wenn sie groß geworden sind, über die Pflichten gegen ihre Aeltern hinaussetzen; oder wenn sie vornehmer, reicher, oder gelehrter, als ihre rechtschaffenen Aeltern sind, sich derselben wohl gar schämen! —

26.

Ferdinand, König von Arragonien, der Großmüthige genannt, war der Vater Alphons V. und regierte in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Auf dem Sterbebette bat Ferdinand diesen seinen ältesten Sohn, seinem jüngern Bruder, Johann, doch das Königreich Castilien zu überlassen. — „Mein lieber Vater!" — antwortete Alphonsus, — „der Ruhm, Ihnen gehorsam gewesen zu seyn, wird von mir immer höher geachtet werden als mein Erstgeburts-Recht. Wenn Sie glauben, daß mein Bruder Ihre Stelle besser ersetzen wird als ich, so bin ich es gern zufrieden, daß Sie ihm alle Ihre Königreiche hinterlassen. Ich werde Ihre Anordnungen so heilig befolgen, als wenn sie von Gott selbst kämen." — Diese Worte rührten Ferdinanden so sehr, daß er noch im Sterben Thränen der Rührung über diesen guten Sohn weinte.

Geschwister-Liebe.

27.

Bey der Belagerung von Lyon im J. 1793. lebte daselbst ein glücklicher Vater zweyer Söhne, von denen der eine nicht gar 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte sich bey den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor schon während der Belagerung sein Leben, und nur die Mutter wurde noch erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, so setzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen: „der schwarze Keller" so bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall gesucht, und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinausgeht, und rief ihm bey seinem Namen. Als der kleine Gefangene seines Bruders Stimme hörte, streckte er, allein vergebens, seine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens des gefangenen Bruders Hand berühren und küssen zu können. — „O mein Bruder!" — rief der jüngere — „dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?" — „Ja, Bruder! — antwortete jener — „ich habe alles gesagt, aber sie wollen nichts hören. Geh und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehreren Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!" — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte und rief unaufhörlich: „Ach er soll sterben, und ist noch nicht 15 Jahre alt!" — Man drohete ihm,

damit er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich auf seiner Stelle, bis er durch eine Wache mit Gewalt hinweggerissen, und vor einen der Commissäre gebracht wurde. Zum Glücke war dieser nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen, und sich in sein Geschick zu fügen. — Aber wie konnte er das? — Er warf sich nun, da alle seine Bitten zurückgewiesen wurden, nieder vor dem bisher Unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte so herzlich und so dringend: er möchte ihn doch für seinen Bruder sterben lassen, — daß dieser gerührt wurde, ihn freundlich aufhob, und einige Zeilen schrieb, die er sogleich absendete, indem er ihn warten hieß. Nach einer Viertel-Stunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. — „Gott im Himmel," — riefen Beyde — „mein Bruder!" — Sie umarmten sich einige Minuten, und dann waren die ersten Worte des Kleinen: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!" — „Das sollst du auch nicht!" — sagte der Commissär, — geht zu eurer Mutter, und seyd eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seyd!"

28.

Ein Herr v. Remonsat zu Marseille (Marselj') ließ kurz vor seinem Tode seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln. Er dankte seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit gemacht hatten, besonders durch die zärtliche Geschwister-Liebe, die unter ihnen herrschte. — „Aber" — fügte er hinzu — „ich habe euch ein Geheimniß zu entdecken, das einen von euch aus eurem Kreise entfernen wird. So lange ich Hoffnung hatte zu leben, verschwieg ich es euch; aber eure Rechte bey der Theilung meines Nachlasses darf ich nicht schmälern. Einer von euch ist ein von mir angenommenes Kind; das Kind der *Amme, an* deren Brust mein wahres Kind starb. Soll

ich ihn nennen?" — Nein, Nein! riefen alle, wir wollen alle Geſchwiſter bleiben.

29.

Ein Transport Portugieſiſcher Truppen, die nach Indien ſchifften, litt unterwegs Schiffbruch. Ein Theil der Geretteten trat auf der Küſte der Kaffern ans Land, und der Reſt ſtach auf einem aus den Trümmern des Schiffes erbauten Boote in die See. Als ſie eine ziemliche Strecke weit geſteuert hatten, nahm der Steuermann wahr, daß das Fahrzeug überladen war, und bemerkte dem Anführer, daß es in Kurzem unterſinken müßte, wenn man nicht ein Dutzend Schlachtopfer in's Meer würfe. Das Loos fiel unter andern auf einen Soldaten, deſſen Namen die Geſchichte nicht aufbehalten hat. Sein jüngerer Bruder fällt dem Commandanten des Schiffes, Eduard v. Mello, zu Füßen, und bittet flehentlich, die Stelle ſeines ältern Bruders vertreten zu dürfen. „Mein Bruder" — ſagte er — iſt geſchickter als ich; er ernährt meinen Vater, meine Mutter, meine Schweſtern; wenn ſie ihn verlieren, ſo müſſen ſie alle im Elende verderben. Erhalten Sie ihr Leben, indem ſie das ſeinige erhalten, und laſſen Sie mich umkommen, der ihnen keine Hülfe leiſten kann. Mello willigte darein, und ließ ihn in's Meer werfen. Der Jüngling ſchwimmt dem Boote ſechs Stunden lang nach; endlich erreicht er es. Man droht ihm mit dem Tode, wenn er es verſuchen würde, ſich hinein zu ſchwingen. Die Liebe zu ſeiner Erhaltung ſiegt über die Drohung; er klettert hinauf; man will ihn mit einem Degen durchſtoßen, er fängt ihn auf, und hält ihn feſt, bis er ſich ins Boot geworfen hat. Dieſe auſſerordentliche Standhaftigkeit gieng Jedermann zu Herzen. Es ward ihm erlaubt, bey den andern zu bleiben; und ſo gelang es ihm, ſein und ſeines Bruders Leben zu erhalten.

30.

Zu Vernanton (Wernanton) an der Yonne (Yohn) im südwestlichen Frankreich, lebte noch vor wenigen Jahren ein Floß-Schiffer, Namens Aubry (Ohbry), arm an Gütern und Schätzen, aber reich durch eine Reihe würdiger Kinder, die in der innigsten Eintracht und Zärtlichkeit mit einander lebten. Furchtbare Ueberschwemmungen der Yonne, eines reissenden Flusses, auf welchem sehr viel Bauholz abwärts geführt wird, hatten die Floßgassen und Wehre zerstört: man hatte neue unternommun, und mit großen Kosten zu Stande gebracht. Am letzten October 1800. wurde das neue Fahrwasser eröffnet, und auf dem Floße, welcher zuerst Gebrauch davon zu machen bestimmt war, sollte der kaum 13jährige Sohn Aubry's seine erste Fahrt machen. Es war ihm aufgetragen, das hintere Ende des Floßes zu leiten. „Nein," sagte sein Vater, — „diese Stelle ist zu gefahrvoll für dein zartes Alter, und die Gewalt des Wassers ist zu groß; ohne mich sollst du dieses Wagestück nicht beginnen, ich werde dir zur Seite stehen." Der Sohn lehnte des Vaters Hülfe ab. „Wenn i ch unglücklich wäre, verlören meine übrigen Geschwister nicht viel," — sagte er, — „noch bin ich nicht im Stande, vieles für sie zu thun; aber wenn auch dich mein Unglück mit hinab in die Wellen riße, guter Vater, alsdann hätten sie Alles verloren, ihren Rathgeber, ihren Freund und Helfer. Darum laß mich allein, mich beschirmt die Vorsehung, und ich habe die frohe Hoffnung, dich bald wieder zu sehen!" — Der Vater, ohne auf diese Rede seines Sohnes zu achten, bestieg den Floß mit dem Sohne, und stand schützend neben ihm; er hatte den einen Arm um den Jüngling geschlungen, der muthig steuerte, mit dem andern hielt er sich am Gebälke fest. Kaum war der Floß im Gange, als die hintere Hälfte 4 bis 5 Fuß tief sank. *Die schäumenden* Wellen tobten so ungestümm und mit *solcher Gewalt*, daß es der stärksten menschlichen Kraft

unmöglich war, ihrer Wuth zu widerſtehen. So feſt der Vater den Sohn umklammert hielt, ſo konnte dieß doch die Wogen nicht hindern, beyde von einander loszureiſſen. Laut auf ſchrie Aubry, als er ſeinen geliebten Sohn von dem Strudel ergriffen ſah; noch ſucht er alles anzuwenden, um ſeinen Sohn zu retten, aber bald ergreift auch ihn der Strudel, und verſchlingt ihn wie jenen. Am Geſtade hatte ſich eine Menge neugieriger Perſonen eingefunden, die das ſchreckenvolle Schauſpiel mit anſahen; man ruft inſtändig um Hülfe und Rettung für die Unglücklichen; gute Menſchen eilen herzu, und bieten den im Schwimmen geübten ſtarken Strandbewohnern Geld zur Belohnung an. Aubry und ſein Sohn kämpfen mit den Wellen; der Alte, erfahrner in ähnlichen Gefahren, hält ſich lange empor: ſein Blick ſucht Hülfe, für ſeinen Sohn mehr als für ſich ſelbſt. Auch der Jüngling kämpft rüſtig, aber der Strudel iſt zu gewaltig, ſeine Kräfte ermatten. Jetzt eilen noch andere menſchenfreundliche Einwohner herbey mit Stangen und Schlingen, und Tauen, die ſie dem kämpfenden Aubry zuwerfen, ſo weit ſie können; einige wagen ſich bis über die Hälfte des Leibes, und ſo gelingt ihnen die Rettung des Vaters; er wird an einem Taue, das er ergriffen hat, an das Geſtade gezogen; ſinnlos liegt er hier, denn jetzt erſt hemmt ihm die ſchreckliche Begebenheit den Gebrauch ſeiner Sinne. Indeſſen waren auch Aubry's Töchter, welche die Angſt kaum aufrecht erhalten hatte, herbeygekommen; dankbar und flehend zugleich erhoben ſie die Hände gegen den Himmel: in ihrem Danke für den wiedergeſchenkten Vater lag zugleich die heiſſe Bitte um des geliebten Bruders Rettung. Aber mit jedem Augenblicke verſchwand die Hoffnung mehr und mehr: vergebens waren die Thränen und Bitten des durch die Pflege ſeiner Töchter wiedererwachten Vaters: Niemand wollte ſich in den tiefen Strudel wagen, in welchem jetzt nur noch eine Hand, jetzt ein Theil des Kopfes auf Augenblicke ſichtbar wurde. Jetzt war auch

der ältere Bruder, den die Trauer-Botschaft zuletzt erreicht hatte, herbeygeeilt. „Weh uns, mein Sohn!“ — ruft ihm der Vater entgegen, und reckt die Hände nach dem Strome aus. — „Ach!“ — seufzte der Jüngling, dem einige Jahre zuvor in Italien eine Kanonenkugel den linken Arm genommen hatte, — „armer Bruder! Ist denn Niemand der ihn rettet! Erbarmt sich kein Mensch dieses Hülflosen?“ So rief er, und zeigte mit thränenvollen Blicken auf den elenden Rest seines in der Schlacht verlornen Armes. Umsonst ist sein angstvoller Hülfe-Ruf; er stürzt sich zu den Füßen seines Vaters, und schwört: ich rette ihn, oder ich sterbe mit dem Bruder! Gott mit mir!“ — Mit diesen Worten rafft er sich auf, und stürzt sich besonnen in den rauschenden Strom. Nur eine Hand blieb ihm zum Schwimmen; dennoch gelangt er an die gefahrvolle Stelle, erreicht den Bruder, hebt ihn durch eine geschickte Wendung auf seinen Rücken, und ist so glücklich, ihn unter lautem Jubel der anwesenden Menge, an das Gestade und in die Arme des geliebten Vaters zu bringen. Zwar schien der 13jährige Knabe jetzt ohne Leben; aber die Vorsehung segnete den Gebrauch der zu seiner Erhaltung angewandten Mittel, und der Triumph der Tugend, in welcher hier Vater und Söhne wetteiferten, ward dadurch vollständig.

31.

Während der Streitigkeiten zwischen Antonius und Augustus, die den ganzen römischen Staat beunruhigten, war Adiatorix, aus dem Geschlechte der Vierfürsten in Gallo-Gräcien, von Antonius zum Oberherrn oder Fürsten der Stadt Heraklea in Pontus gemacht worden. Ein Theil dieser Stadt war durch eine römische Kolonie bewohnt. Adiatorix, der die Römer haßte, und sich von ihnen unabhängig zu machen wünschte, suchte aus den Zwistigkeiten derselben Vortheile zu ziehen; er überfiel einst, unter dem Vorwande eines Befehls von Antonius, des Nachts die Einwohner dieser Stadt, und

ließ ſie alle umbringen. Nach der Niederlage des Antonius gerieth Adiatorix in die Gewalt des Auguſtus, gegen den er ſich zwar dieſer ausgeübten grauſamen Handlung wegen mit dem Vorwiſſen des Antonius ſelbſt zu entſchuldigen ſuchte, der aber hierauf nicht achtete, ſondern ihn und den älteſten ſeiner drey Söhne zum Tode verurtheilte. Vor Vollziehung des Urtheils mußte erſt Adiatorix nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen drey Söhnen den Triumph-Einzug des Auguſtus noch glänzender machen helfen. Nach dieſer erlittenen Demüthigung wurde die ganze fürſtliche Familie zum Richtplatze geführt, wo die Mutter mit ihren übrigen Söhnen der Hinrichtung der Verurtheilten zuſehen ſollte. — Was geſchah? Die Soldaten konnten den Vater von den Söhnen wohl unterſcheiden, aber den älteſten Sohn nicht von dem zweyten, weil dieſer für den älteſten ſich ausgab, und durchaus für ſeinen Bruder ſterben wollte. Dytevus, der älteſte, fühlte tief die Seelengröße des Bruders, vergalt ſeine Liebe mit Liebe, und behauptete ſtandhaft ſein Erſtgeburtsrecht. Da ſtanden die Soldaten, wußten nicht, welchen von beyden ſie hinrichten ſollten. Der Wettſtreit der Brüder dauerte fort, ward immer heftiger, und ſetzte alle Zuſchauer in Erſtaunen. Jeder von ihnen wollte der älteſte, — beyde wollten hingerichtet ſeyn. Wer konnte den Streit entſcheiden als die Aeltern? Und — wie entſchieden ſie ihn? Der ſcheidende Vater und die hinterbleibende Mutter nahmen den Aelteſten auf die Seite, und redeten ihm zu, dießmal der zweyte zu ſeyn. — Komm du, Dytevus, nicht mit mir, ſprach jener. — Bleib du, Dytevus, lieber bey mir, ſprach dieſe: — du kannſt, als der älteſte, — ſprachen beyde, — am beſten deine Mutter und deinen andern Bruder beſchützen. — Dieſer letzte Beweggrund allein vermochte den Dytevus nachzugeben, und ſein jüngerer Bruder wurde an ſeiner Statt enthauptet. Ein ſo auſſerordentliches Beyſpiel zärtlicher Liebe wurde ſelbſt von den Feinden der unglücklichen Familie bewundert. Auguſtus, als er es hörte,

ließ es nicht dabey bewenden, daß er über diese auf seinen Befehl geschehene Hinrichtung Thränen vergoß; er ließ den edeldenkenden Bruder an seinen Hof kommen, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und suchte dadurch den Hinterbliebenen einigen Ersatz für ihren erlittenen Verlust zu leisten. — Lernet, Brüder, hier Bruder-Liebe, und übt sie doch, wenn auch nur zur Hälfte so aus! Zu sterben für einander habt ihr wohl nicht nöthig: lebt wenigstens für einander! — Dytevus, der ältere, ließ, weil Vater und Mutter es so wollten, den jüngern mit dem Vater sterben, und lebte für die Mutter und für den Bruder; der Jüngere, wenn auch Vater und Mutter es nicht verlangt hätten, starb mit dem Vater für Mutter und Bruder. — Sagt, welcher von beyden erscheint als der Größere?

32.

Zu Treuen, einem Sächsischen Städtchen, lebten drey Geschwister, Kinder des schon längst verstorbenen Webermeisters Schildbach, im schönsten Bunde der Liebe und Zuneigung. Alle drey zeichneten sich eben so sehr durch Fleiß, Sittlichkeit und Ordnungsliebe, als insbesondere durch kindliche Dankbarkeit gegen ihre noch lebende Mutter aus. Diese war von ihrem Manne in dürftigen Umständen zurückgelassen worden, aber ihre guten Kinder arbeiteten für sie, und gaben ihr gern alles, was sie verdienten. Es konnte nicht fehlen, solche musterhafte Aufführung mußte ihnen nicht nur die Achtung des ganzen Orts, sondern auch manchen schönen Genuß häuslicher Glückseligkeit verschaffen. Diese letztere wurde nur dadurch etwas vermindert, daß die Schwester mehrere Wochen hindurch mit Anfällen von tiefer Schwermuth behaftet wurde. Zwar verrichtete die bedauernswürdige Gemüthskranke auch an solchen Tagen, wo sie insgeheim zu leiden schien, ihre gewöhnlichen Geschäfte *mit aller* Ordnung und Sorgfalt. Einmal aber verleitete *doch ihr Tiefsinn* sie so weit, daß sie ihre Mutter und

Brüder heimlich verließ, und erſt nach acht Tagen von ihren ſie ängſtlich ſuchenden Brüdern in einem Walde gefunden wurde, wo ſie, ihrer Ausſage nach, ohne Genuß ordentlicher Nahrungsmittel, ſich aufgehalten hatte. Kaum war ſie wieder zur Beſonnenheit gekommen, als ſie auch ihren Brüdern willig nach Hauſe folgte, und gut und arbeitſam, wie zuvor ſich betrug. Aber nicht lange darauf bekam ſie ihre Zufälle der Schwermuth in einem noch heftigeren Grade. Die liebenden Brüder thaten jetzt alles, um die gute Schweſter aufzuheitern; ſie arbeiteten für ſie, und ließen es an nichts fehlen, was ihr ihre vorige Stimmung wieder verſchaffen konnte. Es war rührend anzuſehen, wenn ſie ſo mit ihrer Schweſter am Arme die ſchönen Gegenden in der Nähe ihres Wohn-Ortes durchwandelten. Alles zeigte dann den hohen Grad von Liebe und Theilnahme, der ſie beſeelte, und wer ſie kannte, der wußte auch, daß ſie gern Alles, auch das Liebſte, einer für das Glück des andern aufgeopfert hätten. Wie nothwendig dieſe liebevolle Sorgfalt der Brüder für ihre arme Schweſter geweſen ſeye, lehrt der traurige Ausgang dieſer Geſchichte. Am 11. Juny 1799. hört die Mutter ſie früher als gewöhnlich aufſtehen, folgt ihr ſogleich, kann ſie aber im ganzen Hauſe nicht finden. Augenblicklich weckt ſie ihre beyden Söhne, die auch gleich eilen, die Verſchwundene aufzuſuchen. Nicht weit von dem Städchen begegnen ihnen einige Bekannte mit der Nachricht: ihre Schweſter ſey vor einigen Minuten auf dem Wege, den ſie gekommen, hingegangen. Die bekümmerten Brüder verdoppelten nun ihre Schritte. Man kann ſich denken, mit welcher Aengſtlichkeit die Mutter auf ihre Rückkunft wartete. Unterdeſſen verſtrich dieſer Tag und die Hälfte des folgenden, ohne daß ſie Nachricht von ihren Kindern erhält, noch auch Jemanden ihren Kummer zu entdecken wagt. Erſt am dritten Tage hört ſie, ein Holzbauer habe am Rande eines Teiches im Walde Kleidungsſtücke *von zwey Mannsperſonen* gefunden, im Teiche

ſelbſt aber etwas ſchwimmen ſehen, und als er es mit Hülfe mehrerer Perſonen ans Ufer gezogen, eine ertrunkene Weibsperſon entdeckt. Mehrere Perſonen aus dem Städtchen eilen auf dieſe Nachricht nach dem Teiche, und erkennen in der Ertrunkenen die unglückliche Schildbach. Das Waſſer wurde nun abgelaſſen, und erſt gegen Mittag fand man auch die beyden Brüder in der größten Tiefe des Teiches, bis aufs Hemd entkleidet, im Schlamme liegen. — Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe ihre Schweſter, der ſie auf dem Fuße nachfolgten, im Teiche liegend gefunden haben, und daß ihre brüderliche Liebe ihnen den Entſchluß eingeflößt hatte, für die Rettung derſelben Alles zu wagen, den ſie auch um ſo gewiſſer glücklich auszuführen hofften, da der ältere von ihnen ein guter Schwimmer war. Sie entkleideten ſich alſo, ſprangen, erhitzt vom ſtarken Laufen, in den Teich, der tiefer war als ſie es erwarteten, und ſtarben, da es an demſelben Morgen ſehr kühl war, nicht am Erſticken, ſondern am Schlage, als Opfer ihrer treuen Anhänglichkeit an einander. — Welch' ein ſeltenes edles Brüderpaar! — Sie verfehlten zwar ihres guten Zweckes, — den ſie gewiſſer erreicht haben würden, wenn ſie nicht ſo erhitzt in das Waſſer gegangen wären, — und verbreiteten bangen Gram über das Herz ihrer troſtloſen Mutter; aber dennoch ruft es laut zu ähnlichen Geſinnungen den, der auch Geſchwiſter hat, und im Stande iſt, etwas zu ihrer Ruhe und Beglückung beyzutragen. Sie ſind ihnen ja ſo nahe, und näher als andere Menſchen; ſollten ſie nicht auch gern etwas für ſie thun, und um ihretwillen willig ein Opfer bringen, ſelbſt wenn es ihnen ſchwer würde?

33.

Bey der im Jahre 1793. im Hannöveriſchen gemachten Truppen-Aushebung, war auch der Meier, Heinrich Chriſtoph Weber, aus dem Flecken Grohnda an der Weſer, mit ſeinen drey Söhnen, vor Oberamt zu erſchei-

nen beſtellt, damit einer von den letztern zum Rekruten ausgewählt werden könnte. Den älteſten Sohn, Ludwig Weber, als künftigen Erben der Meierey, konnte und durfte man dem alten Vater und dem väterlichen Hofe nicht wohl entreiſſen; auch den zweyten Sohn trug man Bedenken, wegzunehmen, weil ſeine an einen Meier in der Nachbarſchaft verheirathete Schweſter, die keine Kinder hatte, dieſen Burſchen von Jugend auf erzogen, und gleichſam an Kindes-Statt angenommen hatte, und er deren Meierhof antreten ſollte. Das Loos traf alſo den jüngſten der drey Brüder, einen Jüngling von 17 Jahren; er wurde, da er groß und ſtark genug war, als Rekrut aufgezeichnet. Die Augen ſchwer von Thränen, umarmten ſich nun Vater und Sohn, Bruder und Bruder, und ſagten einander ein Lebewohl auf immer; kurz, es eröffnete ſich ein Auftritt, der alle Anweſenden erſchütterte, und den kein Mann von Gefühl ohne innige Theilnehmung mit anzuſehen vermochte. Der älteſte Bruder war am meiſten bewegt, und jeder aufmerkſame Menſchen-Beobachter konnte in ſeinem Geſichte den Kampf, der im Innerſten ſeiner Seele vorgieng, und den Schmerz über die Trennung von ſeinem geliebten Bruder, gar leicht entdecken; er erbot ſich, ſtatt ſeines Bruders dem Vaterlande zu dienen, wenn er unter die Kavallerie abgegeben würde, welches man ihm jedoch nicht verſprechen konnte. Des andern Tages, einige Stunden vorher, ehe der Rekruten-Transport abgeführt werden ſollte, kam Ludwig Weber vor das Amt, und bat, ihn unter die Rekruten aufzunehmen, und ſeinen Bruder loszugeben. „Er habe" — ſagte er — „dieſen Schritt reiflich überlegt, und nichts könne ihn nunmehr von der Ausführung deſſelben abhalten." — Als Haupt-Beweggrund ſeines Entſchluſſes führte er vorerſt an: die große Anhänglichkeit ſeiner Aeltern an ſeinen jüngſten Bruder, denen die Trennung von dieſem ihrem Lieblinge gar zu nahe gehe; ſodann das noch jugendliche Alter deſſelben, welches zu den *im Kriege* unvermeidlichen Strapazen

noch nicht abgehärtet genug, auch den Verführungen mehr als ein reiferes Alter ausgeſetzt ſeye; und endlich Vaterlands-Liebe, er könne nehmlich, da er ſchon 24 Jahre alt ſeye, dem Feinde thätigern Widerſtand thun, als ſein Bruder. — Der würdige Beamte rief ihm zu: „Ihr ſeyd ein edler Mann!“ — reichte ihm dabey die Hand, und ſagte: „bleibt künftig mein Freund, und ein eben ſo biederer deutſcher Mann, wie Ihr euch jetzt zeigt; ich kann Euch zwar nicht belohnen, nur bewundern muß ich Eure erhabene Seele; Ihr habt meine ganze Hochachtung und zugleich die Verſicherung, daß Euch, nach der Landesherrlichen Beſtimmung, das nächſte Recht zu dem väterlichen Meierhofe zuſtehe.“ — Ludwig Weber, der bey dieſen Worten ſeinem Obern die Hand drückte, und dem die Thränen aus den Augen rollten, ſagte weiter nichts, als: „Sorgen Sie für mich!“ und ward jetzt in die Mannſchafts-Liſte eingetragen, und mit den andern Rekruten abgeführet.

34.

Artemenes und Xerxes machten beyde nach ihres Vaters, Darius Hyſtaſpes, Tode Anſpruch auf den Perſiſchen Thron. Da Artemenes, der ältere Bruder, auf die Welt gekommen war, ehe noch ſein Vater die Regierung angetreten hatte: ſo betrachtete ſich Xerxes, der jüngere Bruder, als den eigentlichen Sohn des Königes Darius. Weil nun ihr Vater über die Erbfolge nichts feſtgeſetzt hatte, ſo mußte erſt entſchieden werden, — wer von ihnen die Perſiſche Krone erhalten ſolle. — Inzwiſchen da Artemenes eben abweſend war, als Darius ſtarb, ſo nahm Xerxes ſogleich alle Zeichen der königlichen Würde an, und übte alle ihre Gewalt aus. Als aber ſein Bruder nach Hauſe kam, verließ er den Thron, legte die Krone und den königlichen Schmuck ab, gieng ihm entgegen, und empfieng ihn auf das liebreichſte. Sie kommen nun miteinander überein, daß ſie ihren Oheim Artaphernes zum Schiedsrichter in ih-

rer Angelegenheit machen, und ſich bey ſeinem Ausſpruche beruhigen wollen. — Ehe dieſer darüber entſchieden hatte, gaben ſich beyde Brüder gegenſeitige Beweiſe einer aufrichtigen Liebe, machten einander Geſchenke, und ſtellten Gaſtmahle an, wobey Achtung und Zutrauen von beyden Seiten alle Furcht und allen Argwohn entfernten. — Als Artaphernes ſich zu Gunſten des Xerxes erklärt hatte, warf ſich ſein Bruder, nach Landes-Sitte, vor demſelben nieder, erkannte ihn als ſeinen Herrn, und ſetzte ihm mit eigener Hand die Krone auf. — Wenn man bedenkt, wie viele Kinder ſich oft um einen noch ſo geringen Nachlaß ihrer Aeltern zanken und ſogar Prozeſſe führen: ſo verdient die Handlungsweiſe dieſer beyden Brüder vorzügliche Bewunderung, da ſie die Entſcheidung über das Recht, eines der größten Reiche der damaligen Welt zu beherrſchen, ſo ruhig erwarteten, und der Verlierende ſich dem gefällten Urtheile ſo willig unterwarf. —

35.

Der Sohn eines reichen Kaufmannes zu London hatte ſich in ſeiner Jugend allen Ausſchweifungen ergeben. Statt auf die Erinnerungen und Warnungen ſeines guten Vaters zu achten, verachtete er dieſelben, und verurſachte dadurch ſeinem Vater ſo vielen Kummer, daß er krank wurde, und ſtarb. Vor ſeinem Tode errichtete er aber noch ein gerichtliches Teſtament, nach welchem er dieſen ſeinen jüngern Sohn, der Dorval hieß, enterbte. Dorval ſtellt, da er den Tod ſeines Vaters erfährt, ernſtliche Betrachtungen an, geht in ſich, und beweint ſeine vorigen Verirrungen. Er hört bald, daß er enterbt ſeye. Dieſe Nachricht entreißt ſeinem Munde kein Murren. Er ehrt dieß Andenken ſelbſt noch in der ſeinem Vortheile ſo äuſſerſt nachtheiligen Lage; er ſagte weiter nichts, als: „ich habe es verdient.“ Dieſe Mäßigung kommt ſeinem ältern Bruder Jenneval zu Ohren, welcher voll Freude über Dorvals glückliche Her-

zens- und Sinnes-Aenderung, ihn ſogleich aufſucht, ihn umarmt, und mit folgenden Worten anredet: „Lieber Bruder! unſer gemeinſchaftlicher Vater hat nach ſeinem Teſtamente, das du hier ſiehſt, mich zu ſeinem einzigen rechtmäßigen Erben eingeſetzt, aber er wollte nur den Menſchen ausſchließen, der du ſonſt warſt, und nicht denjenigen, der du jetzt biſt! ich gebe dir den Theil, der dir zukommt!“

36.

Poireſe (Poarehs), der Sohn reicher und vornehmer Aeltern in der Provence (Prowahnſ', Name einer Provinz, jetzt einiger Departements im mittäglichen Frankreich), zeigte ſchon in ſeiner frühen Jugend eine unbeſchreiblich große Lernbegierde. Bey Allem, was ihm vorkam, hörte er nicht auf, nach deſſen Namen, Urſprung und Nutzen zu fragen, und nicht ſelten wurden, bey ſeinem Scharfſinne und frühreifen Verſtande, ſelbſt die Erwachſenen um ihn her durch ſeine Fragen dergeſtalt in Verlegenheit geſetzt, daß ſie nicht wußten, was ſie ihm antworten ſollten. Sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Betragen gewann ihm die Herzen Aller, die ihn näher kennen lernten, und Jedermann ſuchte ihm Vergnügen zu machen. Vorzüglich verdient hier auch ſeine edle Bruder-Liebe als Muſter aufgeſtellt zu werden. Er war noch nicht älter als ſieben Jahre, da er ſeinen fünfjährigen Stief-Bruder Valave (Walaw) unter ſeine Leitung nahm. Er ordnete nicht nur ſeine Geiſtes-Beſchäftigung, ſondern wachte auch über ſeine Sitten; er leitete ſeine Handlungen mit der Geduld und mit dem Eifer eines in der Erziehungs-Kunſt erfahrenen Mannes. Das Anziehendſte bey dieſem Benehmen war, daß der kleine Lehrer ſeinen Schüler nie die Ueberlegenheit ſeines Alters, ſeines Geiſtes und ſeines Geſchäftes empfinden ließ, ſeinen kleinen Zögling, auch wenn er *fehlte*, mit brüderlicher Schonung behandelte, bey'm *Unterrichte alle* Geduld und Aufmerkſamkeit auf ihn

wandte, in den Erholungs-Stunden aber, voll Frohsinnes, ganz nach Kinderart, mit ihm spielte. So gab nun dieser verständige und rechtschaffene Knabe, indem er selbst mit anhaltendem Eifer studirte, seinen Lehrern pünktlich gehorchte, und seine Pflichten mit größter Strenge beobachtete, dadurch seinem Bruder ein sehr einladendes Beyspiel zu einer guten Aufführung. Und dieß schöne Bezeugen des jungen Erziehers war keineswegs nur von kurzer Dauer; er setzte vielmehr seine Bemühungen bis ins Jünglings-Alter fort. — Welch' ein schönes, nachahmungswürdiges Muster für junge Leute, die daraus lernen können: wie die ältern Geschwister die kleineren unterstützen, in Aufsicht halten, unterrichten, und zärtliche Sorgfalt für sie beweisen sollen; so wie es Pflicht der jüngeren ist, gute Ermahnungen und Lehren ihrer älteren Geschwister bescheiden und gerne anzunehmen, und zu befolgen!

37.

Der berühmte Englische General Elliot hatte im J. 1786. durch eine Gesandtschaft, und durch die Ehrfurcht, welche sein Name einflößte, den Dey von Algier bewogen, vierzehn Engländer, welche ein Jahr vorher auf einem Portugiesischen Schiffe von einem Seeräuber waren weggenommen, und in Algier als Sclaven verkauft worden, wieder loszugeben. Einer von ihnen — er hieß John Williams (Tschon Willjähms) — bediente sich der erhaltenen Freyheit, ehe sie von Algier abreiseten, die verschiedenen Sklaven-Behältnisse zu besehen, und fand in einem derselben ganz unvermuthet seinen älteren Bruder, den er lange für todt gehalten hatte. Die Freude des Wiedersehens, welche die beyden Brüder genoßen, läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Aber der ältere hatte die Ketten schon 10 Jahre lang getragen, und unter der anstrengendsten Arbeit, die ihm sein Herr auflegte, seine Kräfte und Gesundheit völlig zugesetzt. Der jüngere Bruder konnte es nicht über's

Herz bringen, ihn in einem so betrübten Zustande zurückzulassen. Das süße Geschenk der Freyheit, und die Hoffnung, sein Vaterland wiederzusehen, verlor allen Reitz für ihn, weil sein geliebter Bruder so elend war. „Weißt du was, Bruder!“ — sagte er zu ihm — „ich bin jung und stark. Ich kann eine solche Lebensart noch länger ausdauern. Kehre du statt meiner nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Gibt dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine Loslassung sorgen wirst.“ — Der Kranke weigerte sich lange: aber endlich gab er den Bitten seines jüngern Bruders nach, den er auch bald darauf aus der Sklaverey loskaufte. —

Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher.

38.

Der römische Kaiser Marcus Aurelius hegte stets die größte Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer; und was sein Herz für sie empfand, davon zeugten auch seine Handlungen. So bat er sich für den Fronto und den Rusticus Ehrensäulen von dem Senate aus, und erhob den Julius Proculus zu der Würde eines Consuls. Als die Dürftigkeit des letztern mit dieser Würde, welche zu den ersten im römischen Staate gehörte, sich nicht zu vertragen schien, gab er die zu dessen standesmäßigen Lebensart erforderlichen Kosten aus seinen eigenen Mitteln her. Diesen seinen Lehrer hielt er auch so werth, daß er ihm, so oft er ihn sahe, mit einem Kusse seine Ehrfurcht bezeugte, und ihn vor allen übrigen Vornehmen immer zuerst zu grüßen pflegte. *Einen andern sehr schönen* Beweis seiner dankbaren Ge-

ſinnungen gegen ſeine Lehrer legte er dadurch ab, daß er ihre Namen mit großen Lobſprüchen ſeinem unter dem Titel: „Betrachtungen über ſich ſelbſt" geführten Tagebuche vorſetzte, und öffentlich bekannte: wie vortreffliche Männer ſie in ihren Geſinnungen geweſen, wie rechtſchaffen ſie an ihm in ſeiner Jugend gehandelt, und wie viele Verdienſte ſie um ſein ſittliches Wohlſeyn hätten. Nachdem er ſie, ſo lange ſie lebten, mit Ehre und Gütern überhäuft hatte, ſo ließ er nach ihrem Tode ihre Bildniſſe aus Gold verfertigen, ſtellte dieſelben unter die Hausgötter in ſeine Capelle, beſuchte ihre Gräber, beehrte dieſelben mit Opfern, und beſtreute ſie mit Blumen.

39.

Der Prediger N... zu Eiſenberg hatte, neben andern vermöglichen Bauern-Kindern, einem armen Hirten-Knaben den Vorbereitungs-Unterricht auf ſeine Confirmation ertheilt. Der Hirten-Knabe, der das Glück, ein Chriſt zu ſeyn, und ſo viele gute Lehren erhalten zu haben, hochſchätzen gelernt hatte, ſchrieb bald darauf ſeinem obgedachten Lehrer folgendes, hier unverändert eingerückte herzliche Dankſagungs-Schreiben: „Mein lieber Herr Paſtor! Ich bedanke mich vielmahl für die Mühe, die Sie von meinetwegen gehabt haben; ich wünſche, der liebe Gott wird es viel tauſendmal vergelten, weil ich bis hieher in der Irre gegangen habe, und Sie mich auf den rechten Weg des Lebens geführet haben, welches ich Ihnen nicht vergelten kann, und ich hoffe durch die Hülfe Gottes treulich bey dieſem Vorſatz zu verbleiben bis an mein letztes Ende." — Den Prediger, welcher zwar von den begüterten Eltern der übrigen Kinder wohl manches Geſchenk erhalten haben mochte, rührte der herzliche Dank des armen Hirten-Knaben um ſo mehr, je häufiger der Fall iſt, daß die Bemühungen treuer Lehrer vergeſſen werden, und das Andenken an ihre wohlgemeinten Ermahnungen gleichſam mit den Kinder-Schuhen abgelegt wird. —

40.

Ein junger Savoyarde hatte es durch sein rechtschaffenes und verständiges Betragen so weit gebracht, daß er als Schließer eines Gefängnisses in Paris angestellt wurde, und er bewies hiebey auch so viel Menschenliebe, daß er sich nie harte Drohungen oder gar Beleidigungen gegen die Gefangenen erlaubte. Einst erfuhr er, daß derjenige, der ihn bey seinem ersten Ausfluge aus seiner Heimath in Paris aufgenommen, ihn unterrichtet und für alle seine Bedürfnisse auf das väterlichste gesorgt hatte, daß der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Motte-Fenelon (Salingniak d' la Mött' Fenlon) auf der Liste der Gefangenen stehe, welche aus dem Kerker zum Blutgerüste geführt werden sollten. Eiligst sucht er ihn jetzt auf, stürzt sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, herzt ihn, und weint die heißesten Thränen. Und als man den ehrwürdigen Greis wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der Soldaten, die ihn wegführen wollten, zurück, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. „Tröste dich, mein lieber Joseph" — sagte Fenelon zu ihm — „der Tod ist kein Uebel für den, der kein Gutes mehr thun kann. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Freund, und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner!" — „Ach, niemals werde ich Ihrer vergessen," — rief der dankbare Savoyarde, und vergoß einen Strom von Thränen. — Nur mit den bittersten Schmerzen und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreissen.

41.

Der Seifen- und Lichter-Fabrikant Friderich Wilhelm Günther zu Karlsruhe, war ehemals als ein *armer Knabe* von dem Seifensieder Burkhart zu Al-

tenburg in dieſer Profeſſion gut und unentgeldlich unterrichtet worden, ließ ſich einige Jahre nachher in Karlsruhe nieder, traf eine vortheilhafte Heirath, und kam ſowohl dadurch, als durch Fleiß und Ordnungsliebe in die anſehnlichſten Vermögensumſtände. Nun ſann er darauf, ſeinem ehemaligen Lehrmeiſter einen thätigen Beweis ſeiner Dankbarkeit zu geben. Er nahm daher zwey Söhne deſſelben zu ſich, lehrte beyde nicht nur unentgeldlich ſeine Profeſſion, ſondern ließ ſie auch im Schreiben und Rechnen durch Privat-Lehrer gehörig unterrichten, und ſchickte ſie wohlausgeſtattet in die Fremde. — Auch nach ihrer Zurückkunft fuhr er fort, ſich der beyden Jünglinge väterlich anzunehmen. Er verſchaffte dem älteſten eine Verſorgung, und gab ihm und ſeiner dermaligen Frau eine Ausſteuer von 10,000 Gulden. Den jüngern Bruder nahm er zu ſich in ſeine Fabrik, und ſicherte ihm ebenfalls zu ſeinem dereinſtigen Auskommen eine Ausſteuer von 5000 Gulden zu. — Wenn dieſe Züge den Dankbaren empfehlen, ſo darf es auch zu ſeiner Ehre nicht übergangen werden, daß, ungeachtet ſeines Reichthums, in Günthers Hauſe nichts weniger als Verſchwendung herrſcht, und daß ſein größtes Vergnügen darin beſteht, Nothleidende zu unterſtützen.

42.

Ein Beyſpiel fortwährender Dankbarkeit gegen ſeinen Lehrer gab der vor wenigen Jahren verſtorbene Freyherr Chriſtian Heinrich v. Palm, ein Edler, der ſeine Ehre und Freude im Wohlthun fand, und dem viele junge Männer die großmüthigſte Unterſtützung auf ihrer wiſſenſchaftlichen Laufbahn verdanken. Er hatte vernommen, daß die zwey Söhne ſeines ehemaligen Hofmeiſters, Friederich Molters, in einem Alter von 10 und 12 Jahren Merkmale eines beſondern Fleißes und aufkeimende Talente zeigten. Die guten Kinder dachten wohl ſchwerlich, auf der Laufbahn ihrer Studien bemerkt *zu werden, als ihnen* unvermuthet ein anſehnliches

Capital, nebst folgender schöner lateinischen Inschrift von dem edelmüthigen Freyherrn zugeschickt ward:

Molteriis, Friderici filiis, tironibus, in castris Minervae strenue militantibus, leve peculium dat Palmus veteranus, veteris cum Patre initae amicitiae, quo duce imbellis militaverat, memor. V. Non. Oct. *MDCCLXXXVI.*

welche deutsch etwa folgendermaßen lautet:

„Den beyden Söhnen Friderich Molters, Jünglingen, die unter der Fahne Minervens rüstig kämpfen, gibt Palm, der alte Kriegsmann, eingedenk der ehemals mit dem Vater errichteten Freundschaft, unter dessen Anführung er in der Jugend ebenfalls auf diesem Kampfplatze sich übte, dieses kleine Taschengeld."

43.

Ein Goldarbeiter zu Berlin, der fünf unerzogene Kinder hatte, war aus Mangel an Arbeits-Verdienste in große Noth gerathen. Ein Geselle, der bey ihm ausgelernt hatte, und ein Lehrbursche, ertrugen diese Noth mit ihrem Herrn, ohne ihn verlassen zu wollen. Jener (er hieß Willmann) beobachtete lange im Stillen das Härmen und den oft lauten Unmuth desselben, und wenn er ja etwas mit ihm sprach, so waren es Worte des Trostes, mit denen er die gedrückte Seele desselben aufzurichten, und Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihr zu erwecken suchte. Endlich, da es so weit gekommen war, daß die Verleger, für die er um den Lohn arbeitete, ihre Waare nicht mehr absetzten, und daher auch nicht fortarbeiten lassen konnten: und der Goldarbeiter Schulden machen mußte, so wurde dieser Geselle der Retter seines unglücklichen Herrn. Ohne Vorwissen desselben setzte er an den Bankier Schickler in Berlin ein Schreiben auf, das dem Kopfe und Herzen des Jünglinges Ehre machte. Folgendes ist ein kurzer Auszug davon: „Ich nehme Zuflucht zu Euer Hochedeln

für eine unglückliche Familie, deren Vater, ein Goldarbeiter, mein Lehrer gewesen ist. Sie ist ohne Schuld äusserst arm. Da entsteht in mir der Gedanke, ob sich nicht Jemand auffinden ließe, der diesem unglücklichen Vater, um sich und die Seinigen zu retten, eine gewisse Summe vorstreckte. — So dacht' ich lange, aber ich getrauete mir nicht, Jemanden darum zu bitten, aus Furcht, abgewiesen zu werden. Jetzt ist kein anderes Mittel. Ich wage es daher getrost, auf den Ruf des Edelmuthes E. H., Sie zu bitten, diesem unglücklichen Manne 100 Rthlr. gegen Zinsen zu leihen. Sie werden eine Familie wieder fähig machen, Freuden des Lebens zu fühlen, und Segen der Gottheit, die keine gute Handlung unbelohnt läßt, würden die Geretteten für E. H. erflehen."

Der treffliche Jüngling trug diesen Brief, ohne Namens-Unterschrift zu dem Bankier hin, und erhielt mündlich die Antwort: daß man sich nach den wahren Umständen der Sache erkundigen wolle. Ein dortiger Kaufmann erhielt diesen Auftrag, und fand Alles so, wie es in dem Briefe vorgestellt war. Auf diesen Bericht händigte Schickler dem Goldarbeiter 100 Rthlr. ein, mit der Versicherung, daß diese ein Geschenk für ihn sey sollen. Erstaunt erfuhr dieser jetzt erst, daß sein Geselle die Veranlassung dazu gewesen, und Thränen der Freude und des Dankes waren alles, was er in den ersten Augenblicken erwiedern konnte. Der Menschenfreund Schickler konnte die Treue und Rechtschaffenheit eines so guten Menschen, wie der Geselle war, nicht unbelohnt lassen, und machte ihm ein Geschenk, das aber dieser, zufrieden seinen Herrn gerettet zu sehen, sich lange weigerte anzunehmen. Um dieser Familie noch mehr Gutes zu thun, bat sich der edle Wohlthäter auch eines von den fünf Kindern, ein zehnjähriges Mädchen, aus, und sorgte dafür, daß dasselbe in dem Berliner französischen Waisenhause aufgenommen wurde.

Capital, nebst folgender schöner lateinischen Inschrift von dem edelmüthigen Freyherrn zugeschickt ward:

Molteriis, Friderici filiis, tironibus, in castris Minervae strenue militantibus, leve peculium dat Palmus veteranus, veteris cum Patre initae amicitiae, quo duce imbellis militaverat, memor. V. Non. Oct. *MDCCLXXXVI.*

welche deutsch etwa folgendermaßen lautet:

„Den beyden Söhnen Friderich Molters, Jünglingen, die unter der Fahne Minervens rüstig kämpfen, gibt Palm, der alte Kriegsmann, eingedenk der ehemals mit dem Vater errichteten Freundschaft, unter dessen Anführung er in der Jugend ebenfalls auf diesem Kampfplatze sich übte, dieses kleine Taschengeld."

43.

Ein Goldarbeiter zu Berlin, der fünf unerzogene Kinder hatte, war aus Mangel an Arbeits-Verdienste in große Noth gerathen. Ein Geselle, der bey ihm ausgelernt hatte, und ein Lehrbursche, ertrugen diese Noth mit ihrem Herrn, ohne ihn verlassen zu wollen. Jener (er hieß Willmann) beobachtete lange im Stillen das Härmen und den oft lauten Unmuth desselben, und wenn er ja etwas mit ihm sprach, so waren es Worte des Trostes, mit denen er die gedrückte Seele desselben aufzurichten, und Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihr zu erwecken suchte. Endlich, da es so weit gekommen war, daß die Verleger, für die er um den Lohn arbeitete, ihre Waare nicht mehr absetzten, und daher auch nicht fortarbeiten lassen konnten: und der Goldarbeiter Schulden machen mußte, so wurde dieser Geselle der Retter seines unglücklichen Herrn. Ohne Vorwissen desselben setzte er an den Bankier Schickler in Berlin ein Schreiben auf, das dem Kopfe und Herzen des Jünglinges Ehre machte. Folgendes ist ein kurzer Auszug davon: „Ich nehme Zuflucht zu Euer Hochedeln

Mein lieber Freund!

„Wem könnte ich mit mehrerem Rechte dieſen Namen geben, wem bin ich mehr Verbindlichkeit, höhern Dank ſchuldig, als dem Manne, der meinem einzigen Sohne Freund, Leiter und Verſorger war; wer verdient wohl größere Hochachtung als derjenige, welche dreyzehn Jahre lang allen ſeinen Pflichten ſo pünktliche Genüge leiſtete, der ſie ſogar übertraf an Sorgfalt, Wachſamkeit und liebreicher Behandlung gegen den Zögling? Wer iſt wohl dieſer Mann? — mein lieber Herr H.! dieſer ſind Sie! ich ſchätze mich für die glücklichſte Mutter, nicht allein, weil Gott mich mit wohlgerathenen Kindern ſegnete, ſondern weil mir auch eine gute Schickung an Ihnen, theuerſter Freund, den Mann zum Erzieher für meine Kinder ſchenkte, der ganz dazu gemacht war, meinen einzigen Sohn, der aller meiner Erwartung entſprochen hat, auf den Weg der Tugend, der Rechtſchaffenheit und des Edelmuths zu leiten. Glück wünſche ich Ihnen und mir zur erwünſchten Vollendung Ihres wichtigen Amtes. Heil ſey Ihnen geſagt für dieſe Wonne! Der Segen Gottes, der jede ſchöne That belohnt, vergüte Ihnen alle die Wohlthaten, die Sie meinem Sohne erzeigt haben! Die Erziehung iſt nun zwar zu Ende: aber das Gefühl meiner Dankbarkeit und meiner wahren Verehrung für Sie, wird erſt mit meinem Leben endigen. Bleiben Sie der Freund meines Sohnes, bleiben Sie auch der meinige! Gott ſegne Sie! Mit gerührtem Herzen, mit der ganzen Empfindung der mütterlichen Liebe ſchreibe ich dieſe Zeilen; mein Herz flößte mir jedes Wort ein, es wird ewig für Sie ſchlagen; Leben Sie wohl, mein Freund!

Geſchrieben in Ortenburg,
am 25. Oct. 1799.

Ihre verbundenſte, dankbarſte Dienerin
Chriſtiana v. Ortenburg.

Beyliegendes geringfügiges Andenken (es waren 1000 fl. Rheinl.) bitte ich gütigſt und nachſichtsvoll von der Hand der *Dankbarkeit und der* Freundſchaft anzunehmen.“

44.

Gellerts köstlicher Nachruhm wird immer der seyn, daß er zum Nutzen der Welt gearbeitet, und der Tugend viele Verehrer verschafft hat. Diesen Ruhm bestätigt auch folgende Geschichte: Ein Reisender von vornehmem Stande verlangte, als er nach Leipzig kam, Gellerts Grab, das auf dem dortigen Johannis-Kirchhofe befindlich ist, zu sehen. Es wurde ihm gezeigt. Er blieb einige Minuten in tiefen Gedanken stehen, und hielt seine Blicke auf das Grab gerichtet. Dann warf er sich auf dasselbe nieder, umfaßte den Leichenstein, und rief aus: „Ich hab's gefunden, dein Grab, theuerster Gellert! Ich hab's gefunden! Hier ruhen also deine Gebeine, und ich stehe über deiner Asche! Tausend Dank für die Lehren der Weisheit und Tugend, die du mir gabst! Du hast mich auf den Weg der Glückseligkeit geführt, und durch deine Schriften meinen Geist und mein Herz gebildet." — Und diese Lobrede hielt er ihm mit einer Begeisterung, wobey ihm die Thränen über das Gesicht herab floßen. Er raufte hierauf bey dem Leichensteine einen Rasen mit der Erde aus, wickelte ihn in ein Sacktuch, und sagte: „Das will ich mit mir nehmen, und es wird mir heilig seyn, weil es Erde von Gellerts Grabe ist." —

45.

Als sich der Erb-Graf Joseph Karl von Ortenburg im Herbste 1798. mit einer Gräfin von Erbach vermählte, und dessen bisheriger Lehrer und Erzieher, Herr H. nun auf eine anderwärtige Anstellung abgehen wollte, fand dieser, der mit Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit und Treue seinem Posten 13 Jahre vorgestanden hatte, in seinem Arbeits-Pulte folgendes Schreiben von der Mutter seines bisherigen Zöglinges, mit der Aufschrift: „Denkmal mütterlicher Dankbarkeit, dem verdienstvollen Freunde und Lehrer meines Sohnes gewidmet mit herzlicher Ergebenheit."

Mein lieber Freund!

„Wem könnte ich mit mehrerem Rechte dieſen Namen geben, wem bin ich mehr Verbindlichkeit, höhern Dank ſchuldig, als dem Manne, der meinem einzigen Sohne Freund, Leiter und Verſorger war; wer verdient wohl größere Hochachtung als derjenige, welche dreyzehn Jahre lang allen ſeinen Pflichten ſo pünktliche Genüge leiſtete, der ſie ſogar übertraf an Sorgfalt, Wachſamkeit und liebreicher Behandlung gegen den Zögling? Wer iſt wohl dieſer Mann? — mein lieber Herr H.! dieſer ſind Sie! ich ſchätze mich für die glücklichſte Mutter, nicht allein, weil Gott mich mit wohlgerathenen Kindern ſegnete, ſondern weil mir auch eine gute Schickung an Ihnen, theuerſter Freund, den Mann zum Erzieher für meine Kinder ſchenkte, der ganz dazu gemacht war, meinen einzigen Sohn, der aller meiner Erwartung entſprochen hat, auf den Weg der Tugend, der Rechtſchaffenheit und des Edelmuths zu leiten. Glück wünſche ich Ihnen und mir zur erwünſchten Vollendung Ihres wichtigen Amtes. Heil ſey Ihnen geſagt für dieſe Wonne! Der Segen Gottes, der jede ſchöne That belohnt, vergüte Ihnen alle die Wohlthaten, die Sie meinem Sohne erzeigt haben! Die Erziehung iſt nun zwar zu Ende: aber das Gefühl meiner Dankbarkeit und meiner wahren Verehrung für Sie, wird erſt mit meinem Leben endigen. Bleiben Sie der Freund meines Sohnes, bleiben Sie auch der meinige! Gott ſegne Sie! Mit gerührtem Herzen, mit der ganzen Empfindung der mütterlichen Liebe ſchreibe ich dieſe Zeilen; mein Herz flößte mir jedes Wort ein, es wird ewig für Sie ſchlagen; Leben Sie wohl, mein Freund!

Geſchrieben in Ortenburg,
am 25. Oct. 1799.

Ihre verbundenſte, dankbarſte Dienerin
Chriſtiana v. Ortenburg.

Beyliegendes geringfügiges Andenken (es waren 1000 fl. Rheinl.) bitte ich gütigſt und nachſichtsvoll von der Hand der *Dankbarkeit und der* Freundſchaft anzunehmen.“

46.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreibemeister, welcher der vor mehreren Jahren verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen, in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bey der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse diese weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen seye, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag: daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen, und um Ein Uhr sich wieder einfinden, und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das letzte anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm im vollen Ernste, und sagte ihm noch: sie wären ganz allein; er sollte nur kommen. Der Schreibemeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etuis (Etwi), auf welchem Ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können.“ Der alte Mann, im höchsten *Grade überrascht* und gerührt, konnte keine Sylbe her-

vorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sey, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extra-Post frey zurückreisen könne.

47.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der Bayerische Marktflecken Alberswied sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schul-Lehrers Gruber war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbey geeilt kam, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Bewunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestümm an seinen Busen drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer es wohl seyn möchte. — „Mein Gott! — rief der narbige Kriegsmann, — „kennen Sie Ihren armen Jakob nicht mehr?" — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nehmlich so: In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre, und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, und zwey Knaben führte sie an den Händen. Der eine davon, ein Junge von sieben Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes blondes Haar, und *sein offenes*, gescheutes Aussehen besonders

auf. — Schon lange hatte er ſich einen talentvollen Knaben gewünſcht, den er, fern vom älterlichen Einfluſſe, ganz nach den Grundſätzen einer von ihm ſelbſt erfundenen Lehr-Methode möchte unterrichten können, aber in ſeinem Dorfe keinen gefunden. Er fragte ſcherzhaft die Frau: ob ſie ihm den Kraus-Kopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort, es ſollte ihr lieb ſeyn, wenn ſie einen Brod-Eſſer weniger in der Koſt hätte. Gruber machte nun Ernſt, hielt es für verdienſtlich, den Kleinen einer gefühlloſen Mutter zu entreiſſen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Hauſe war, auch verſprach, öfters Kundſchaft über ihren Jakob einzuziehen, ſo koſtete es nicht viel Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn ſogleich bey ſich. Jakob ſaß ſeinem Pflege-Vater ſtets zur Seite, horchte achtſam auf das warme, ſeelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb ſich in kurzer Zeit mancherley Kenntniſſe. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beſtändiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menſchlichen Kunſtfleißes aufmerkſam gemacht, die man ſonſt zu überſehen pflegt. Im Schreiben und Leſen machte er die ſchleunigſten Fortſchritte, und da er ſich zum Rechnen ſo gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungs-Arten ſchnell begriff, ſo gieng ſein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höheren mathematiſchen Kenntniſſen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehr-Stunden mit ihnen theilte, ſondern auch auſſer der Schul-Zeit im Umgange mit ſeinem Lehrer die nützlichſten Uebungen anſtellen konnte. Kein Wunder, daß er bey vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorſprung abgewann, ſo daß der arme Bettel-Knabe bald ein Gegenſtand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde. Jakob ſtand im vierzehnten Jahre ſeines Lebens, und war unſchlüſſig, welches Fach er ergreifen ſollte, als eine benachbarte Herrſchaft einen Be-

dienten ſuchte, wozu der Pfarrer von Alberswied unſern Jakob empfahl. Um ſeiner ſchönen Geiſtes- und Leibes-Bildung willen wurde er mit Freuden angenommen. Späterhin machte ſeine Herrſchaft eine Reiſe auf ihre Güter am linken Rhein-Ufer. Durch ein Zuſammentreffen verwickelter Umſtände ward Jakob wie im Sturmwinde vom franzöſiſchen Kriegs-Heere, wider ſeinen Willen, in Reihe und Glied mit fortgeriſſen. Seiner Tapferkeit und ſeltenen Geſchicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offizier, und als ſolcher trat er als Beſchützer ſeines ehemaligen Wohlthäters auf. Der Schullehrer Gruber begnügte ſich aber nicht bloß mit ſeiner eigenen Rettung, ſondern verwendete ſich auch bey dem Biedermanne für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit Vergnügen bot dieſer Alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er ſeine alte, größtentheils innige Bekanntſchaft; er beſuchte ſie alle in Geſellſchaft des gemeinſchaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drey Tage raſtete er in dem Hauſe ſeines Lehrers, dann zog er mit ſeiner Kriegs-Schaar gegen die Erb-Staaten des öſtreichiſchen Kaiſers. Die Segenswünſche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß ſich mit der Bitte aus ſeiner langen und ſtummen Umarmung: daß er allenthalben der Schutzgeiſt der Bedrängten und Wehrloſen ſeyn möchte.

Gute Mit-Schüler.

48.

Der berühmte Abt Steinmetz, der in ſeinem älterlichen Hauſe *eine wahrhaft* chriſtliche Erziehung genoß

ten hatte, kam nach dem Tode seines Vaters auf das Gymnasium zu Brieg. In dem ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes gewann er sich durch sein sittlich gutes Betragen, und durch seine glücklichen Talente im Lernen den Beyfall und die Liebe seiner Lehrer. Allein die Macht des Beyspiels von ungesitteten Mitschülern hatte bald einen so mächtigen Einfluß auf den Jüngling, daß er auf Abwege gerieth; und Jeder, der es gut mit ihm meinte, war seinetwegen in banger Besorgniß. In dieser unglücklichen Periode, — es war im sechszehnten Jahre seines Alters — wurde einer seiner Mit-Schüler sein Retter. Dieser sah den so fähigen Jüngling ausschweifen, und redete ihn also an: „Im Innersten schmerzt es mich, mein theurer Freund, Sie an dem Rande eines so tiefen sittlichen Verderbens zu erblicken. Wie konnten Sie Ihrem eigenen Glücke so muthwillig zuwider handeln! Hätte ich das Talent von Gott erhalten, das Sie besitzen, so wollte ich recht fleißig studiren, und meine Zeit recht weise auskaufen; aus Ihnen könnte einmal ein recht brauchbares Werkzeug in der Kirche Gottes werden.“ — Diese treuherzige Anrede fand bey dem noch nicht ganz verdorbenen Jünglinge Eingang. „Hast du, — dachte er, — ein Talent von Gott, so mußt du es besser anwenden als bisher.“ Und dieser Gedanke wurde in ihm so lebhaft, und die Rührung, durch das herzliche wiederholte Zureden seines Freundes so stark, daß er nun den festen Vorsatz faßte, sein Leben zu ändern, seine bösen Gesellschaften zu verlassen, und aus allen Kräften zu studiren. Diesem Vorsatze blieb er auch getreu, und erwarb sich durch seine Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften auf's Neue die Werthschätzung seiner Lehrer, die sich seine so schnelle und glückliche Veränderung kaum erklären konnten.

49.

Ein dürftiger Schüler der Cölnischen Stadt-Schule in *Berlin, des Schuhmachers* Ladebach Sohn, pflegte

oft während der Lehr-Stunden seine Beinkleider etwas ängstlich mit dem Oberrocke zu bedecken. Einer seiner Nachbarn in der Klasse bemerkte, daß er dieses aus Schaam that, um solche nicht sehen zu lassen, weil sie sehr zerrissen waren. Darüber lachte er aber den armen Ladebach nicht aus, sondern sprach heimlich mit einem andern davon, und schlug ihm vor, ob nicht die ganze Klasse zusammenlegen, und ihrem dürftigen Mit-Schüler ein Paar neue Beinkleider machen lassen könnte? Auf ihre gemachten Vorstellungen waren alle Schüler, auch die ärmeren, die selbst nicht viel übrig hatten, zu einem Beytrage bereit. Sie brachten, ohne von einem Lehrer dazu veranlaßt zu seyn, und ohne daß es der arme Ladebach gewahr wurde, bald so viel Geld zusammen, daß sie die Beinkleider und noch dazu eine Weste kaufen konnten. Einer der Schüler, der Ladebachs Größe hatte, ließ sich statt seiner das Maaß nehmen, und da die Kleidungsstücken fertig waren, bestellte der Angeber dieses herrlichen Einfalles Ladebachen, unter dem Vorwande, etwas mit ihm auszuarbeiten, eine Stunde früher als gewöhnlich in die Schule, wo er ihn durch das Geschenk seiner guten Mit-Schüler so sehr überraschte, daß er bis zu Thränen gerührt wurde. Alle empfanden über seine Freude ein größeres Vergnügen, als wenn sie für das Geld eine Lustbarkeit angestellt hätten. Die beyden braven Schüler, welche im Namen der übrigen die Besorgung übernahmen, hiessen Sommermeier und Richard. Jener war damals fünfzehn, und dieser erst dreyzehn Jahre alt.

50.

Ein armer junger Mensch, der sich der Theologie widmete, und in einem der Berlinischen Gymnasien sich auf die Universität vorbereitete, hatte sich während der ganzen Zeit seiner Schul-Studien so vorzüglich gut gehalten, daß ihm bey seinem Abgange auf die Universität zwey Stipendien *auf* drey Jahre, eines von 100,

und das andere von 75 Reichsthalern zu Theil wurden. Einer seiner Mit-Schüler, eben so reif als er die Schule zu verlassen, auch eben so arm, hatte sich gleichfalls zu einem Stipendium Hoffnung gemacht, ja Hoffnung machen müssen, wenn er es irgend für möglich hatte halten dürfen, seine Studien fortzusetzen, und — gieng leer aus. Schon hatte dieser alle Hoffnung dazu aufgegeben, als sein glücklicherer Mit-Schüler, der übrigens in keiner nähern Verbindung mit ihm stand, zeigte, daß nicht Eigennutz, sondern einzig der Trieb, sich zu vervollkommnen die Ursache seines Wohlverhaltens gewesen seye. Er trat ihm das kleine Stipendium auf alle drey Jahre ab, zufrieden mit den ihm noch übrig gebliebenen 100 Rthlrn., entschlossen, wenn es auch kümmerlich gienge, sich zu behelfen, und glücklich, durch das Bewußtseyn, seinen Schul-Freund gerettet zu haben.

Wahre Gottesfurcht; Thätiges Christenthum.

Es ist eine eben so erfreuliche, als in der Geschichte aller Zeiten gegründete Bemerkung, daß das Christenthum unter seinen aufrichtigen und innigen Verehrern, Männer von ausgezeichneten Talenten, und von der gründlichsten und ausgebreitetsten Gelehrsamkeit zähle.

51.

Boërhave, einer der berühmtesten Aerzte seines Jahrhunderts, der sich durch seinen vorzüglichen Verstand, durch seinen Scharfsinn, und unermüdeten Fleiß im Studiren, unter den Gelehrten einen unsterblichen Namen gemacht hat, zeigte durch seine ganze Denk- und Handlungsweise, wie hoch er das Glück, in der christlichen *Religion erzogen* worden zu seyn, und an ihren vortreff-

lichen Anstalten Antheil nehmen zu können, zu schätzen wisse. Täglich widmete er des Morgens und Abends eine Stunde zur Unterhaltung mit Gott im Gebete, und zum Lesen der heiligen Schrift, und verband damit die innigste Verehrung für Jesus und seine Lehre, durch die allein sein Herz beruhigt und aufgeheitert wurde. Er war zugleich ein Muster der Christen-Tugenden, besonders aber der Liebe, Demuth und Bescheidenheit. — Gestärkt durch seine lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums blieb er auch unter den peinlichsten Schmerzen, die er in seiner letzten Krankheit empfunden, geduldig und gelassen. Als die geliebten Seinigen den Anblick seines jammervollen Zustandes nicht ertragen konnten, munterte er sie auf, standhaft zu bleiben; und damit Gott durch seine Geduld möchte geehret werden, so bezeugte er: daß er nicht aus stoischer Fühllosigkeit die Schmerzen verachte, sondern daß er, als ein wahrer Christ, durch Glauben, Hoffnung und Liebe zu Gott alle Schmerzen gelassen überstehe.

Der berühmte Englische Groß-Kanzler Franz Bacon von Verulam, ein Mann, der wegen der Größe seines Geistes und seiner ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur seinem Zeit-Alter und seinem Vaterlande, sondern dem menschlichen Geschlechte selbst Ehre machte, verdient nicht minder auch in Ansehung seines religiösen Charakters und ächtchristlichen Glaubens die größte Hochachtung. Zu den unzweydeutigen Beweisen, die er hievon in seinen vortrefflichen Schriften gegeben hat, gehört insonderheit sein ausführliches Glaubens-Bekenntniß *),

*) Dieses Glaubens-Bekenntniß, die Frucht des ernsten Nachdenkens eines Mannes, der bey allem, was er schrieb, mit seinem Geiste zu Rathe gieng, drückt die Summe der ganzen göttlich geoffenbarten Heils-Lehre eben so wahr als vollständig, in reiner und erhabener Verbindung aus. (Vergl. Lord Franz Bacon's von Verulam Glaubens-Bekenntniß, mit Sach-Erläuterungen und Bemerkungen darüber, von Prof. Kleuker in Kiel — in Ewalds christlicher Monatsschrift 1802. 2r Bd. S. 241 — 266 und 333 — 357).

das so ganz den Charakter und das Bild dieses großen Geistes trägt, und das vortreffliche, von ihm eigenhändig aufgesetzte Gebet, das sich nach seinem Tode vorgefunden hat. —

Isaak Newton, welcher der Philosophie und insbesondere der Mathematik ein neues Licht aufsteckte, war ebenfalls ein so eifriger Verehrer der Religion, daß er seine Entdeckungen, die Gestalt und das System des Welt-Gebäudes betreffend, dazu anwendete, das Daseyn eines Gottes und seine Macht und Weisheit in der Schöpfung zu beweisen. Ueberzeugt von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, wählte er unter den mancherley Büchern, die er beständig in Händen hatte, die Bibel zu seinem Lieblings-Buche, worin er am öftesten las, und gab auch selbst verschiedene christliche Schriften im Druck heraus.

52.

Der beseligende Einfluß des wahren Christenthums zur Beruhigung des Herzens und Heiligung des Wandels, und der Geist des geläuterten, auf biblische Erkenntniß und Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Evangeliums gegründeten Glaubens an Jesum, äusserten sich auf eine sehr schöne Weise in dem Leben der regierenden Gräfin Casimire von der Lippe, welche im Jahr 1778. schon in dem 29. Jahre ihres Alters, zum großen Bedauern ihrer Unterthanen und Aller, die diese vortreffliche Fürstin kannten und verehrten, in jenes bessere Leben übergieng. Die aufrichtigste und wärmste Liebe Gottes und des Nächsten regierte jede ihrer Gesinnungen und Handlungen. In jedem erfreulichen und traurigen Ereignisse ihres Lebens erkannte sie Gottes Güte mit dem lebhaftesten Danke, und ihr zartfühlendes Herz wurde durch alles Gute, das Gott den Menschen durch Natur und Religion erzeigt, zu seiner Anbetung ermuntert. Gerne und oft betrachtete sie daher die großen und herrlichen Werke Gottes, und vergnügte

ſich über ihre Schönheit und Nutzbarkeit; aber ſie betrachtete ſie immer mit Anwendung auf ſich ſelbſt. Der ſtille Mond war ihr das Bild eines ſanften, in der Stille wohlthätigen Herzens. Der Anblick eines vollen Gartenfeldes beſchäftigte ihre Seele mit der ſüßen Vorſtellung und Hoffnung der künftigen Auferſtehung. — „Das Reich der Natur" — ſchrieb ſie an eine Freundin — „iſt ein unermeßlicher Reichthum, ein Meer von Wohlthaten Gottes; und ſein Reich der Gnaden, ſein Evangelium iſt die Liebe, eine über alle Beſchreibung erhabene Liebe und Barmherzigkeit!" — Dieſe unendliche Liebe Gottes und unſers Heilandes rührte vorzüglich ihr Herz aufs innigſte; beſonders lebhaft fühlte ſie den hohen Werth der Erlöſung durch Chriſtum, und der herrlichen Wohlthaten und Segnungen, die der Menſchheit dadurch zu Theil wurden. Der Glaube an Jeſum war ihr die Quelle aller wahren Beruhigung, der herzlichſten Liebe zu Ihm, des eifrigſten Gehorſams gegen ſeine Gebote, der zärtlichſten Menſchenliebe, wie aller chriſtlichen Tugenden, und der gewiſſen Hoffnung ihrer Seligkeit. Sie bekannte und bewies bey jeder Gelegenheit ihre Ehrfurcht gegen Gott, und ihren Glauben an den Erlöſer. Gott war ihr höchſtes Gut, das ſie allem andern vorzog. Sie lebte beſtändig im kindlichen Vertrauen zu Gott, fieng alles mit Gebet und Zuverſicht zu Ihm an, und hatte in Anſehung künftiger Schickſale immer den feſten Glauben: „Gott wird Alles gut machen, denn das thut Er ja immer." — Jedes von der Hand ihres guten himmliſchen Vaters über ſie verhängte Leiden trug ſie mit muſterhafter Geduld. Durch die Kraft der Religion bezwang ſie ihr von Natur heftiges Temperament, und machte ſich eine ſolche ruhige Gemüths-Art eigen, daß ſie allen Menſchen mit Liebe und Sanftmuth Vorſtellungen machen, und Beleidigungen großmüthig verzeihen konnte. Sie war eine gewiſſenhafte Beobachterin des öffentlichen und häuslichen Gottesdienſtes, *eine fleißige Leſerin* der Bibel und anderer erbau-

lichen Bücher, ohne deßwegen zu glauben, daß darin hauptſächlich das Chriſtenthum beſtehe; vielmehr übte ſie mit Freuden das Gute, das ſie hörte, las, und zum Gegenſtande ihres Gebets zu Gott machte. Darum erwies ſie ſich auch als eine unermüdet-thätige Menſchen-Freundin; Wohlthun und thätiges Mitleiden war ihre herrſchende Neigung, die ſo weit gieng, daß ſie ſich ſelbſt dasjenige entzog, was ihr Stand zu fordern ſchien. Sie war eine Stütze und Verſorgerin der Armen und Wittwen, eine Mutter der Waiſen, eine Helferin der Kranken und Verunglückten. Noch als junge Prinzeſſin gab ſie in Deſſau einigen Wittwen Gnaden-Gehalte, ließ Waiſen Handwerke lernen, und ſie bezahlte in den Apotheken beträchtliche Rechnungen für arme Kranke. Sie ſchämte ſich nicht, im Namen des verarmten Landmannes bey edeln Menſchen-Freunden des In- und Auslandes um Beytrag in die Unterſtützungs-Kaſſe, die ſie zur Aufhelfung deſſelben in den damaligen ſchweren Zeiten ſtiftete, zu bitten; und Gott ſegnete dieſe gute Anſtalt auch dergeſtalt, daß einer Menge verarmter Bauern dadurch wirklich geholfen werden konnte. Nicht minder war ſie darauf bedacht, wahre Aufklärung und fromme Geſinnungen unter ihrem Volke zu befördern. Allen Pflichten der chriſtlichen Menſchen-Liebe getreu, ließ ſie es ſich recht angelegen ſeyn, von Andern immer mit ſchonender Liebe zu urtheilen. Das Gute und Lobenswürdige an ihnen ſuchte ſie auf, und rühmte es; die Schwachheiten überſah ſie, und kehrte gern Alles zum Beſten. Sie war im Reden ſo behutſam und gewiſſenhaft, daß ſie immer große Unruhe empfand, wenn ſie befürchtete, daß irgend etwas von dem, was ſie erzählte, einem andern hätte nachtheilig ſeyn können, und ſie ward nicht eher beruhigt, als bis ſie die üble Vorſtellung vertilgt hatte, die man ſich etwa aus ihren Reden zufälligerweiſe von einem Andern gemacht haben konnte. So ſehr ſie fremde Verdienſte ſchätzte, ſo demüthig dachte ſie von ihren eigenen; ſo billig ſie andere

beurtheilte: so streng war sie im Urtheile über sich selbst. In der Kenntniß ihrer selbst suchte sie täglich weiter zu kommen. Oft dachte sie an die Abwechslungen und Veränderungen des irdischen Lebens, und hegte feurige Wünsche nach den Seligkeiten des Himmels. — „Wie wohl wird uns seyn" — schrieb sie einst einer schwesterlichen Freundin — „wenn unser Morgen anbricht, und unsere Prüfungs-Nacht vorüber ist! Wie bald vergeht Alles in der Welt, wo Alles Wechsel ist. Nur in Gott ist Ruhe und ewige Freude. Unser Gott leite uns beyde glücklich durch dieses in das zukünftige Leben!" — Auf ein christlich-schön zugebrachtes Leben folgte ein erbauliches und schönes Ende. Ihre letzten, sehr schmerzhaften Leiden ertrug sie mit musterhafter Geduld und Standhaftigkeit, und kein Schmerz konnte ihre Freundlichkeit gegen diejenigen, die ihr dienten, und ihre Aufmerksamkeit, keinem beschwerlich zu fallen, auch nur auf Augenblicke unterbrechen. Voll heiterer Seelen-Ruhe, die sich auf ihren lebendigen Glauben an Jesum gründete, gieng sie dem Tode entgegen. Laute Lobes-Erhebungen Gottes strömten aus ihrem Munde. — Im Verscheiden lächelte sie ihre gute Schwester an — und entschlummerte.

53.

In der Reihe vortrefflicher Männer, die mit großen Kenntnissen eine vorzügliche Frömmigkeit verbanden, und sich der letzteren sehr frühzeitig ergaben, nimmt Dr. Johann Albrecht Fabricius, der als Professor der Rede-Kunst und Sitten-Lehre am Gymnasium zu Hamburg im Jahre 1736. starb, mit Recht eine Stelle ein. So wie er sich durch seine Gelehrsamkeit einen großen Ruhm erworben hat, so wurde er auch um seines ausgezeichneten guten Charakters willen allgemein hochgeschätzt *). Schon in seiner Jugend lernte er die

*) Sein Biograph, Professor Schröckh, sagt von ihm: „Wenige Deutsche sind zugleich so berühmt, so sehr in allen gelehrten Ländern hochgeschätzt, den Wissenschaften so nützlich, und so fruchtbare und glückliche Schriftsteller gewesen ꝛc."

ſchwere Kunſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und nie ſah man bey ihm Ausbrüche einer heftigen, ſträflichen Leidenſchaft. Stets war er froh und heiter, in der innigſten Ueberzeugung: daß der fröhliche Genuß des Guten, das uns der gütige Gott in unſerem Leben ſchenkt, ſelbſt ein Theil der ihm ſchuldigen Verehrung und Dankbarkeit ſeye. Von ſeinen Gaben und Schriften dachte er ſehr beſcheiden, und dieſe Beſcheidenheit war, wie ſeine übrigen Tugenden, eine Frucht ſeiner ausnehmenden Frömmigkeit, bey der er demuthsvoll erkannte, daß ihm Gott viele unverdiente Barmherzigkeit erzeige, und mit ſeinen menſchlichen Schwachheiten viele Geduld trage. Schon in ſeinen Jünglings-Jahren ſetzte er eine fromme Selbſt-Betrachtung auf, worin er, unter andern chriſtlichen Entſchlüſſen, ſich die Regeln vorſchrieb, wie er täglich die Prüfung ſeines Herzens und Lebens anſtellen wollte; und er hatte es ſich, wie man aus ſeinem Tagebuche ſehen kann, zur liebſten, heiligen Pflicht gemacht, alle ſeine Geſchäfte im ehrerbietigſten Andenken an Gott zu unternehmen und auszurichten. Gern und oft redete er mit den Seinigen von der Vorſehung Gottes, und von der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts durch Chriſtum. Bey allem, was ihm begegnete, ſah er auf Gott; mit herzlicher Freude dankte er ihm für jedes Gute; — trug die ihm zugeſchickten Leiden mit ſtiller Ergebung in Gottes Willen; hatte in bedenklichen und gefährlichen Umſtänden Vertrauen zu Gott; — ſo wie er künftige Schickſale ſeiner Regierung mit einem gläubigen und eifrigen Gebete empfahl, — und wenn er dieß gethan, Ihm alles überließ, in der gewiſſen Hoffnung: Er werde es wohl machen. Einen Beweis dieſer ſeiner Geſinnungen legte er, unter andern, bey folgendem Vorfalle ab. Einſt warf ein Maler aus Unvorſichtigkeit von einem hohen Gerüſte einen Farbe-Topf auf ihn, deſſen ſcharfe Füſſe gefährlich tiefe Wunden in ſein graues *Haupt ſchlugen.* Seine Freunde zitterten bey dieſem *Unfalle*, er aber blieb ruhig und ſagte, indem er be-

zeugte, daß er seine Gefahr kenne: „ich weiß es aus dem Zeugnisse Jesu, daß kein Haar von meinem Haupte ohne den Willen Gottes falle, darum kann es unmöglich geschehen, daß, ohne Gottes Zulassung, meinem Haupte oder dem Gebrauche meiner Vernunft ein gefährlicher Zufall begegne.“ — Er war auch so wenig erbittert auf den Mann, durch dessen Unbehutsamkeit ihm das Unglück widerfahren war, daß er vielmehr scherzend sagte: „Der Maler mag es mir danken, daß sein Farben-Topf ganz geblieben ist; er wäre gewiß zerbrochen, wenn er platt auf die Erde niedergefallen wäre.“ — Was Fabricius in seinem Herzen und Hause war, das war er auch in seinem öffentlichen Leben — ein freudiger Verehrer Gottes. Immer sah man in ihm den Mann, der die Gottseligkeit für seine wahre Ehre und höchste Glückseligkeit achtete. Miene und Ausdruck zeigten deutlich, was er empfand, wenn er von Religions-Wahrheiten sprach; so wie seine Schriften ein Beweis sind, daß er die Gründe für die Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion gesammelt, durchdacht, und in ihrer ganzen Stärke gefühlt habe. Ein großes Anliegen war es ihm, den Jünglingen tiefe Ehrfurcht gegen die Religion einzuprägen, und nie bestrafte er sie ernstlicher, als wenn sie in Worten und Handlungen Geringschätzung derselben zeigten. Dem öffentlichen Gottes-Dienste wartete er nicht nur selbst mit allem Fleiße ab, sondern empfahl ihn auch bey jeder Gelegenheit Andern, als eine sehr heilsame Christen-Tugend. — Mit fester, heiterer Gemüths-Fassung gieng der christliche Greis seinem Tode entgegen. Zwar hatte er bey zunehmender Engbrüstigkeit viele Angst: aber nie hörte man einen ungeduldigen Seufzer aus seinem Munde, und auch unter den größten Schmerzen bekannte er immer: er verlange nicht einen Augenblick eher zu sterben, als bis es Gott gefallen werde, ihn abzurufen. In seiner Krankheit wurden ihm einige Blumen gebracht, die er vorzüglich liebte, und mit *welchen er seine* Studier-Stube immer ausgeschmückt

hatte; er sah sie an, und sagte: „Gewiß, der gütige Gott schenkt uns schon in diesem Leben so viele angenehme Dinge; aber ach, wie weit größere und dauerhaftere Freuden wird Er uns im Himmel geben!" Voll froher Erwartung des ewigen Lebens stärkte er sich noch einmal durch den andächtigen Genuß des heiligen Abendmahles, und wiederholte dabey zu seinem Troste die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." — Oft seufzte er, aus der Tiefe seines Herzens, die Worte: „der Geist bekräftigt, daß sie selig sind, — der Geist, der die Wahrheit ist!" — Und so blieb er, bis zum letzten sanften Schlummer, fest, getrost und selig im Glauben.

54.

Der edle, und durch seine ausgebreitete Wirksamkeit für gereinigte Erkenntniß des Christenthums und verbesserte Jugend-Bildung unsterbliche August Herrmann Franke überließ sich schon als heranwachsender Jüngling, und mitten im Geräusche der Welt, einem öftern stillen Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung. Als er noch in Kiel studirte, gieng er oft einsam an dem Gestade des Meeres umher, und sann darüber nach, wie er es anzufangen habe, um zur wahren Gottseligkeit zu gelangen. Die Schwierigkeiten, die er hiebey fand, bekümmerten ihn oft sehr. Hoffnung und Vertrauen auf Gott hoben zwar seine Seele nach und nach wieder etwas; indessen kostete es ihm doch mehrere Jahre des rastlosesten Kampfes und der größten Anstrengung, um zu dem heißersehnten Ziele der christlichen Herzens-Veredlung zu gelangen. — Je mehr er nehmlich sich bemühete, für Andere nützlich zu werden, desto tiefer empfand er, wie viel ihm selbst noch fehle. „Meine Theologie war nur in meinem Kopfe" — sagt der edle Vollendete von sich selbst — „nicht in meinem Herzen. Sie

war eine todte Wissenschaft, die mein Gedächtniß und meine Phantasie beschäftigte. Wenn ich die heil. Schrift las, geschah es nur, damit ich recht gelehrt werden möchte, nicht um ihren Inhalt auf mich anzuwenden. Ich forschte sehr viel darin, um alles auf's Papier zu bringen; in mein Herz aber etwas zu schreiben, das war mir ein zu seltener Gedanke. So hatte ich sieben Jahre lang Theologie studiert, und wohl gefaßt, bis ich endlich einsah, daß ich, weil das Wort Gottes bey mir nicht Leben gewann, sondern unfruchtbar blieb, auf's Neue den Anfang machen müsse, ein Christ zu werden. Ich fand mich so tief in die Dinge dieser Welt verstrickt, war von Anlockungen zur Sünde auf allen Seiten so umgeben, daß ich die Kräfte nicht hatte, mich loszureissen, so sehr ich mich auch sehnte, von diesen Hindernissen frey zu werden. Gott rührte zwar mein Herz, daß ich mich vor Ihm demüthigte, und Ihn oftmals auf meinen Knieen anflehte, daß Er mir zu einer gründlichen Herzens- und Lebens-Besserung Gnade schenken, und mich zu einem rechtschaffenen Christen machen wolle. Das Verlangen darnach war auch sehr groß in meinem Herzen; aber die alte Gewohnheit brachte so vielfältige Uebereilungen in Worten und Werken hervor, daß ich dadurch recht geängstet ward. Wie elend würde ich gewesen seyn, wenn ich in einem solchen Zustande geblieben wäre, da ich mit einer Hand den Himmel, und mit der andern die Erde ergriff, Gottes und der Welt Freundschaft zugleich geniessen wollte, abwechselnd beyden widerstrebte, und es so mit keinem recht hielt! Aber Gott warf mich nicht weg, und stärkte mich, daß ich den Muth nicht sinken ließ; Er leitete mich, wie die Mutter das schwache Kind leitet; ja, Er ergriff mich wieder, wenn ich mich von seiner Hand losgerissen hatte. Nachdem ich eine geraume Zeit lebhaft und schmerzlich empfunden hatte, was das seye, keinen Gott haben, an den sich das Herz halten könnte; seine Mängel und sein Elend *täglich sehen, und* doch keinen Heiland und keine

Zuflucht wissen und kennen; und nachdem ich in der Angst darüber, den Gott und Heiland, den ich nicht recht erkannte, um Rettung aus diesem elenden und ungewissen Zustande flehentlich anrief, da erhörte mich der Herr. Ich ward versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu; ich konnte Ihn meinen Vater nennen. Mit Freude und Gewißheit darüber stand ich vom Gebete auf, meine Unruhe war weggenommen; aus vollem Herzen und Munde lobte ich Gott, der mir so große Gnade erzeigt hatte. In dieser glücklichen, mit unzähligen Thränen erkämpften Stunde hätte ich Himmel und Erde, Engel und Menschen mögen in meine Freude einstimmen hören. Ich ward tief überzeugt, daß alle Welt, mit aller ihrer Herrlichkeit und Lust, solche Ruhe und solches Wohlseyn im menschlichen Herzen nicht erwecken könne, als ich genoß, und konnte hoffen, daß nach solchen Erfahrungen der Gnade und Güte Gottes, die Welt mit ihren verführerischen Reitzungen wenig bey mir ausrichten werde." — So schildert Franke selbst den Erfolg seines Strebens nach Gottseligkeit. Ihre Kraft hatte nun seinen Geist ergriffen, und gleichsam über die Menschen-Natur, über die Erde erhoben. Sein Sinn stand von nun an allein nach dem Himmlischen. Unabläßig arbeitete er von jetzt an (er war nur erst 24 Jahre alt) an der Befestigung und Erhöhung seines Glaubens und seiner Frömmigkeit. In Hamburg, wohin er sich eben (1687.) begeben hatte, ward durch einen der rechtschaffenen Freunde, die er hier gewann, und mit dem er sich recht innig verband, Namens Lange, eine lebendige Vorstellung von der hohen Wichtigkeit eines sorgfältigen Unterrichts der Jugend in ihm erweckt. Er erkannte, daß es unmöglich seye, die Gottseligkeit so allgemein und in dem Grade, als es ihm am Herzen lag, zu befördern, wenn nicht Erziehung und Unterricht den Grund dazu gelegt haben. — Sogleich eröffnete er eine Privat-Schule, um zu versuchen, wie durch zweckmäßigen praktischen Unterricht das Gute früh und

unvertilgbar den Herzen eingepflanzt werden könnte. Dabey ward er aber auf die vielen Mängel des damaligen Schul- und Erziehungs-Wesens erst recht aufmerksam, und es erhob sich in seiner Seele der Wunsch, daß ihn Gott würdigen möchte, zur Verbesserung desselben mitzuwirken. Er versichert selbst: seine damaligen Erfahrungen und Ueberlegungen über diesen Gegenstand seyen als die Grundlage alles dessen anzusehen, was Gott in der Folge durch ihn verrichtet habe. — Er ward nach einigen Jahren Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen auf der Universität Halle und Pastor zu Glaucha, und nun hatte er den Schauplatz seiner — in ihren Folgen nicht zu berechnenden Wirksamkeit betreten. — Mit inniger Betrübniß bemerkte der fromme Mann das in seiner Gemeinde herrschende Sitten-Verderben, und die äusserste Gleichgültigkeit gegen Gott und Religion, und als er den Quellen dieses Elendes nachspürte, fand er sie bald in — Unwissenheit und Armuth. Dieser abzuhelfen, war ihm unmöglich; jene auszurotten schien nicht viel leichter; muthig wagte er indessen den Versuch hiezu. Die Bettler, die sich gewöhnlich Donnerstags vor seiner Thüre versammelten, um ihre Gabe zu empfangen, ließ er in sein Haus kommen, hieß die Alten auf die eine, und die jungen Leute auf die andere Seite der Hausflur treten, fieng nun an, mit den letzteren sich über Religions-Wahrheiten nach Anleitung des Katechismus zu unterreden, und schloß die Unterredung, die kaum eine Viertelstunde dauerte, mit einem kurzen, herzlichen Gebete. So machte er es jeden Donnerstag. Durch diese Unterredungen fand er erst, in welch' hohem Grade die geringen Volks-Klassen unwissend und verwahrloset seyen, und fühlte mit Kummer, daß er dem dringenden Bedürfnisse einer Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt für dieselben nicht abzuhelfen vermöge. Endlich weckte ein unvermuthet eingetretener Vorfall jenes feste Vertrauen auf die Vater-*Güte Gottes, wodurch* in der Folge das große Werk

zu Stande kam, das die Kraft dieſes Felſen-Glaubens noch jetzt zum Erſtaunen aller, die es betrachten, bezeugt. Er hatte eine Armen-Büchſe an einem Fenſter ſeiner untern Wohn-Stube befeſtigt, und durch zwey bibliſche Ueberſchriften (1 Joh. 3. 17. und 2 Kor. 9, 7.) die Vorübergehenden zu Beyträgen darein aufgefordert. Nun fand er einſt die Summe von 4 Thlrn. 16 Groſchen (8 fl. 24 kr.) darein, die eine wohlthätige Nachbarin eingelegt hatte. Auf einmal wurde der lang gehegte Wunſch, für beſſern Unterricht armer Kinder zu ſorgen, in ihm zu lebendigem und feſtem Entſchluſſe. „Das iſt ein ehrlich Kapital," — rief er aus — davon muß man etwas Rechtes ſtiften." Sogleich kaufte er für einige Gulden Bücher, richtete ein Zimmer ſeines Hauſes für eine Armen-Schule ein, und übertrug einem armen Studenten den Unterricht, wofür er ihm einen Gehalt von wöchentlich ſechs Sgr. (27 kr.) verſprach. Die Schule ward eröffnet, und erweiterte ſich zuſehends. Der Werth der Anſtalt und der ſeltene Muth des Stifters erregten Aufmerkſamkeit, und verſchafften ihm bald größere Unterſtützungen. Noch in demſelben Jahre (1695.) beſtimmte ihn ein milder Beytrag von 500 Thalern (900 Gulden) zu dem Entſchluſſe, mit dem Unterrichte auch eine planmäßige Erziehung, durch Errichtung eines Waiſenhauſes zu verbinden. Er wagte es, wie er ſelbſt erzählt, auf Gott, vier vater- und mutterloſe Waiſen — die ihm jetzt eben zugewieſen wurden — aufzunehmen, und gab ſie einſtweilen bey chriſtlichen Perſonen in Verpflegung. Gleich Tags darauf fanden ſich noch zwey Kinder dazu, und in wenigen Tagen hatte er deren ſchon neun beyſammen. Ein benachbartes Haus, das er anfangs für ſeine Anſtalt gemiethet hatte, kaufte er jetzt für dieſelben an. Zu gleicher Zeit wurden ihm einige Kinder adelicher Aeltern zur Erziehung anvertraut, und er dadurch veranlaßt, neben der Waiſen-Anſtalt ein Erziehungs-*Haus für Kinder* aus höheren Ständen anzulegen, das *bald in hohen Flor* kam, und unter dem Namen des

Pädagogiums in entschiedener Nutzbarkeit neben dem Waisenhause fortbesteht. Zur Erweiterung des letztern mußte bald ein zweytes Haus angekauft werden. Um die armen Studenten, die den Unterricht der Waisen besorgten, besser zu berathen, und mehrere Gelegenheit zu ihrer geistigen Bildung zu erhalten, errichtete er für sie einen Frey-Tisch, an welchem schon im Jahre 1696. zwey und vierzig derselben gespeist wurden. Die immer anwachsende Zahl der Waisen-Kinder belief sich jetzt bereits auf zwey und fünfzig. Nun mußte sich Franke zur Aufführung eines geräumigern und für den Zweck seiner Anstalten passendern Gebäudes entschließen. Im J. 1697. begann er den Bau desselben, und in zwey Jahren war das große, durchaus von Steinen aufgeführte Gebäude vollendet. Immer mehr erweiterten sich seine Anstalten, so daß 1698. schon ein hundert Kinder im Waisenhause verpflegt, und 72 Studenten gespeiset wurden. Die Zahl der Lehrlinge in den Anstalten belief sich auf fünfhundert. — Welche Thätigkeit erforderte nicht die wachsende Ausdehnung und Leitung dieser Anstalten, mit denen jetzt auch noch eine Buchhandlung, eine Buchdruckerey und eine Apotheke verbunden wurden! Dennoch setzte Franke, neben der Besorgung dieser Privat-Anstalt, seine Lehr-Aemter mit der seltensten Treue fort. Als akademischer Lehrer begnügte er sich nicht damit, die ihm angewiesenen Lehrstunden zu halten. Durch mannigfaltige Mittel suchte er den Geist einer edeln Forsch-Begierde, noch mehr aber den Geist der Frömmigkeit und Sittlichkeit in seinen Zuhörern zu wecken, und als Prediger verwandte er auch in seinem Hause auf die Erbauung seiner Gemeinds-Glieder bestimmte Stunden. — Auch die Armen ausser seinem Institute lagen ihm am Herzen. Er entwarf eine Almosen-Ordnung für Glaucha und Halle, die noch besteht; zwey Stunden des Tages hatte er zur Berathung auswärtiger Armen, die Hülfe und Trost bey ihm suchten, und zur Beantwortung ihrer Briefe ausgesetzt. Besonders lag ihm *die Unterstützung* der edleren, verschämten Ar-

men sehr am Herzen. Als er einmal in seinem Neuen Testamente die Stelle las: „Gott kann machen, daß allerley Gnade unter euch reichlich seye, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt, und reich seyd zu allen guten Werken," wurde er darüber ganz niedergeschlagen und betrübt. „Wie kann Gott machen?" — dachte er bey sich selbst, nach seinem eigenen Geständnisse — „ich wollte gern manchen Armen Gutes thun, wenn ich Vermögen dazu hätte. Nun muß ich Manchen leer und ohne Hülfe von mir gehen lassen." — Gerade während dieser Betrachtungen erhielt er von einem Freunde in Magdeburg einen Brief, worin dieser klagte: „er müsse mit den Seinigen in Kummer verderben; borgen könne und wolle er nicht. Wer ihm etwas um Gotteswillen gäbe, von dem wolle er es dankbar annehmen." Franke, um diesem Manne zu helfen, widmete nun, da er den ganzen Tag mit Amts-Geschäften überhäuft war, einen Theil der Nacht seinem Freunde, entzog sich eine Zeitlang sein Abend-Essen, und schrieb seine biblischen Anmerkungen, ließ diese Schrift auf seine Kosten drucken, und widmete den ganzen Ertrag, der sich auf 150 Thaler (270 Gulden) belief, seinem leidenden Freunde. „Nun" — sagte Franke — „lernte ich verstehen, wie Gott machen könne, daß man reich werde zu guten Werken;" — durch eigene Thätigkeit und Aufopferung.

Und nun bedenke man dabey die Schwierigkeiten, unter welchen der treffliche Mann seine Unternehmungen bis zu dieser Höhe von Vollendung durchführte! Ihre Einrichtung, Erhaltung und Vervollkommnung bey allem Mangel eines sichern Fonds erforderten unendliche Sorgen und Arbeit, ein stetes Ringen mit Mangel, Argwohn, Vorurtheilen, Verläumdung und Entgegenwirken. Aber durch alles dieß wurde sein Muth nur mehr gehoben, seine Thätigkeit mehr belebt, sein Glaube und Vertrauen auf Gottes Vater-Güte mehr gestärkt. Aeußerst rührend ist es, wie der ausserordentliche Mann, *nach Anführung einer* Reihe von auffallenden Beyspielen

des erfahrnen göttlichen Beystandes, den Sieg seines Glaubens über die Hindernisse und Bedenklichkeiten schildert, die seinem Unternehmen von allen Seiten im Wege stunden. „Da war" — sagte er — „kein Vorrath, das weiß der Herr! nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein paar hundert Menschen. So fehlte es auch nicht an solchen, welche die schweren Unkosten vorstellten, die dazu würden erfordert werden, auch fragten: ob man viel dazu hätte? Andere riethen zur Ersparung der Kosten, es nur von Holz zu bauen — und weil es dann hieß: wozu dieser Unrath? vermochten sie leicht soviel bey mir, daß ich anfieng, ihnen zu gehorchen. Aber der Herr stärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir gesagt: „„baue du es von Steinen, ich will dir's bezahlen."" So hat Er's auch mit der That bewiesen, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Nothdurft erfordert, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten, und auch die Bauleute wohl und zu ihrem herzlichen Vergnügen bezahlt worden. Es heißt immer: das Werk könne nicht bestehen, weil es keinen Fond habe. Ist denn Gott nicht gewiß genug? Oder will man Gott und den Mammon mit einander rechten lassen, wer am gewissesten seye? Ist der Himmel nicht fixer als der Menschen Kapital, darauf sie sich so gewiß fundiren? Und siehe, Gott hat *ja auch* den Himmel und die Erde erschaffen, und ist der rechte Monarch, der alle Welt kann schätzen lassen, wenn es Ihm wohlgefällt. Ich habe aber aus dergleichen unglaubigen Reden allemal einen großen Trost: denn sie gereichen nur zur Stärkung meiner Hoffnung, daß Gott seine Ehre gewiß retten wird. — Ich thue nur dieses hinzu: Mit Gott hat es mir auch niemals gefehlt; aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals, auch oft ohne ihre Schuld; wenn's aber mit dem *einen* gefehlt, hat Gott den andern erweckt, wenn sich *eine* Quelle verstopft, hat sich die andere eröffnet. Darum *bleibt's dabey*: Gott ist allein mächtig, und al-

lein gewiß. Wer ſich auf Ihn verläßt, und dann das Seine thut, wird nie zu Schanden.“

Und in dieſer vertrauensvollen Anhänglichkeit an Gott ſetzte denn Franke ſeine ſegensvolle Thätigkeit unermüdet fort, und erweiterte ſeine Anſtalt, ohne ihr gewiſſe Gränzen zu beſtimmen, ſo ſehr, daß — beſonders aus den Einkünften der Apotheke, die durch geſchenkte Rezepte zu vorzüglich wirkſamen Heilmitteln, in auſſerordentliche Aufnahme kam, und deren Arzneyen ſogar nach Oſtindien verſchrieben wurden, auch aus dem Ertrage des anſehnlich ausgedehnten Buchhandels ſeiner Anſtalt, — noch mehrere Waiſen-Kinder darin aufgenommen, eine Induſtrie-Schule für dieſe angelegt, mehrere Frey-Tiſche für Studierende errichtet, Gärten und Gebäude zu vollſtändigerer Einrichtung des Ganzen angekauft, Waſſerleitungen und Spielplätze für die Jugend darin angelegt, auch eine Bibliothek und ein Naturalien-Kabinet für die Anſtalt geſammelt werden konnten. Im Jahr 1727. waren im Pädagogium 152 Perſonen, in den großen Schulen 2125 Kinder, welche von 130 Lehrern und 3 Lehrerinnen unterrichtet wurden; im Waiſenhauſe wurden 134 Waiſen, 235 Studenten und einige hundert Arme geſpeiſet, und überdieß noch eine beträchtliche Anzahl von Perſonen unterhalten. Schon 27 Jahre vorher hatte ſeine Anſtalt durch ein, aus Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit, von dem Könige von Preußen (als Landesherrn) ihr ertheiltes Privilegium Anſpruch auf den Schutz des Staates, und damit eine größere Conſiſtenz erhalten; aber auſſer dieſem Beyfalle und den unverſtellten Beweiſen der Achtung ſeines Monarchen hatte ſich Franke keiner öffentlichen Unterſtützung dazu zu erfreuen. — Mit den Unterrichts- und Erziehungs-Anſtalten für junge Leute ſuchte Franke auch eine Bildungs-Anſtalt für künftige Lehrer zu verbinden. Von Dänemark aus verlangte man von ihm junge Männer, welche als Miſſionnäre zur Bekehrung der Heiden nach den *Malabariſchen* Küſten geſchickt werden ſollten. Auf

dieſe Weiſe ſtand nun auch ein Miſſions-Inſtitut mit jenen Anſtalten in Verbindung.

Wer erſtaunt nun nicht, wenn er die Entſtehung eines ſolchen Werkes durch ſolche unſichere Mittel, und aus einem ſo geringfügigen Anfange betrachtet, und es dann in ſeiner Vollendung überſieht! Ohne dieſe ſeltene Treue trefflicher Gehülfen konnte freylich Franke das Alles nicht allein beſtreiten. Aber er war es doch, der auch einem Herrnſchmid, einem Neubauer und andern, die ihm bey der Entſtehung und Ausbildung ſeiner Anſtalt zur Seite ſtanden, ſeinen Geiſt einzuhauchen, und ihrem Muthe die Ausdauer zu geben wußte, welche die Größe und Schwierigkeit des Unternehmens erforderte. — Ueber dreyßig Jahre lang ſtand Franke demſelben vor, und hatte den hohen Genuß, das Gelingen, und den immer ausgedehnteren und mannigfaltigeren Nutzen deſſelben anzuſchauen. Im Jahre 1727. ſanken endlich ſeine Kräfte, nach einer mehr als halbjährigen ſchmerzlichen Unpäßlichkeit, bis zu tödtlicher Ermattung herab. Er fühlte ſeinen Tod, und erwartete ihn mit Ruhe und Freudigkeit. Am 29. May gedachten Jahres, — einem ſchönen heitern Tage, beſuchte er zum letztenmale die Gärten des Waiſenhauſes. Mehrere ſeiner Gehülfen und Freunde hatten ſich hier um ihn verſammelt. Es waren heilige Stunden der Erhebung und Rührung, welche ſie hier noch mit dem bereits faſt Verklärten verlebten. Als von einem erhabenen Standpunkte herab überſchaute er mit dankbarem Blicke ſein ganzes, ſo mannigfaltig ſegensvolles Leben. Sein Gefühl des Dankes und der freudigen Rührung ſtrömte in Worten über. Er zählte ſeinen Freunden die Wohlthaten auf, die er von ſeiner früheſten Kindheit an von Gott empfangen habe, und verweilte beſonders bey den Freuden, die er aus der Gottſeligkeit geſchöpft hatte. Durch ſie habe er den Genuß der reinſten Wolluſt des Geiſtes empfunden. — „Oft — ſagte er — „habe er zwar geſtrauchelt; aber bald ſeye er wieder aufgeſtanden. Oft ſeye die Empfindung der göttlichen Liebe ſo ſtark in ſeinem

Herzen gewesen, daß er vor Freuden hätte vergehen mögen. Unter freyem Himmel habe er oft mit Gott den Bund gemacht: So Du willst mein Gott seyn: so will ich dein Knecht seyn! Oft habe er, vor inniger Sehnsucht, recht Vielen zu den reinen Geistes-Freuden zu verhelfen, bey welchem ihm so wohl gewesen, ausgerufen: „Gott, meine Kinder, zahllos wie der Morgenthau, wie die Sterne am Himmel!"

Die Vorstellung, daß dieß Gebet erfüllt seye, verwandelte seine Erzählung in das feurigste Dankgebet, und dieß lößte sich wieder in die rührendste Fürbitte auf für alle die, so ihm Gott gegeben habe. „Einst," — so schloß er — „müsse ich sie Alle wiedersehen und sagen können: Hier bin ich, Herr, und die Kinder, die Du mir gegeben hast!"

Er kehrte nun nach seiner Wohnung zurück — und seine Freunde folgten ihm mit traurigen Ahnungen. Am andern Tage warf ihn sein schmerzhaftes Uebel auf's letzte Lager. Vierzehn Tage litt er, mit der größten Fassung und Ruhe, die heftigsten Schmerzen. — Sein Abscheiden (am 9ten July 1727.) war sanfter Uebergang in eine bessere Welt. — Er hat Gutes gethan, und ist nicht müde geworden! Er erndtet ohne Aufhören! Sein Andenken bleibe im Segen!

55.

Das Leben des am 18ten Januar 1805. zur seligen Vollendung eingegangenen Würtembergischen Ober-Hofpredigers und Ober-Konsistorialrathes D. Gottlob Christian Storr, stellt uns das nachahmungswürdigste Bild eines sehr ehrwürdigen Mannes auf, der durch seine ganze Denk- und Handlungs-Art sich als ein Christ — im edelsten Sinne des Wortes — erwiesen hat. Bey seiner gründlichen, vielumfassenden Gelehrsamkeit und damit verbundenen unermüdeten Thätigkeit, durch die er sich besonders in Hinsicht der Beförderung des ächten *Bibel-Studiums* ein unsterbliches Verdienst erworben hat,

war er Allen, die ihn kannten, eben so achtungswürdig durch seine vortrefflichen Gemüths-Eigenschaften. Bereits in seiner frühern Jugend zeigte sich bey ihm, ungeachtet der natürlichen Lebhaftigkeit seines Geistes, eine mit seinen ausserordentlichen Verstandes-Anlagen zusammenhängende natürliche Richtung seiner Neigung auf ernsthafte, würdige Gegenstände, die er mit einem seltenen Eifer ergriff, so wie eine ungewöhnliche Feinheit des Gefühls und Empfänglichkeit des Herzens für das Edle, Schöne und Gute: welche Eigenschaften ihn, in Verbindung mit seinem Frohsinne und seiner Freundlichkeit für Jeden, der mit ihm im Umgange stand, ungemein liebenswürdig machten. — Christliche Religiosität war mit dem ganzen Wesen dieses edlen Weisen innigst verwebt, und er bewies in seinem Beyspiele durch die That, wie geschickt ein lebendiger Herzens-Glaube an Gott und an das Evangelium Jesu ist, den ganzen Menschen zu veredlen, und seinen Trieben, Gefühlen, Neigungen und Handlungen die würdigste Richtung zu geben. In seiner Amts-Führung zeigte er den gewissenhaftesten, bedächtlichsten, aber dabey thätigsten und einsichtsvollsten Eifer für das Beste der Religion und Kirche, und ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit fand er keine Aufopferung von Zeit, Bequemlichkeit und Kräften des Geistes und Körpers zu groß, um für diesen erhabenen und edlen Zweck mitwirken zu können. — Bey aller Sanftmuth und Billigkeit gegen Andersdenkende erklärte er sich, da wo es Pflicht war zu reden, für das, was ihm nach gewissenhafter Untersuchung Wahrheit, besonders praktisch-wichtige Wahrheit war, ohne alle Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Es war ihm Gewissenssache, bey allen seinen Untersuchungen mit einer — keine Mühe scheuenden Redlichkeit zu Werke zu gehen, und das, was er als wahr und gut erkannte, mit dem Muthe des christlichen Wahrheitsfreundes zu bekennen. — Seine Menschenliebe war so innig und so rein, daß er, seines eigenen Vortheils vergessend, an den Umständen Anderer mit inniger

Herzlichkeit thätig theilnehmend, ſtets bedacht war, Andere zu erfreuen, zu berathen, zu beruhigen, ihr Beſtes nach den verſchiedenſten Umſtänden, auch ohne ihr Wiſſen zu befördern, im Stillen, und je geräuſchloſer deſto lieber, Gutes zu thun. Gegen Geringere war er herablaſſend und freundlich; ſeinen Beleidigern vergab er gerne, und vergalt ihnen Böſes mit Gutem. Seine Heiterkeit, die keine unſchuldige Freude ſtörte, und auch auf Andere erfreuend wirkte, ſtand im ſchönſten Einklange mit einem milden Ernſte, der gegen den liebenswürdigen Mann in eben dem Grade Achtung gebot. Mit Klugheit und einer Feinheit des Gefühls für das Schickliche im Umgange mit Menſchen aller Art und in den verſchiedenſten Verhältniſſen, mit einer weiſen Zurückhaltung und Behutſamkeit auch in verwickelten Fällen und ſchwierigen Lebens-Lagen, verband er eine Redlichkeit und Geradheit, welche nie eine Lüge ſich erlaubte, nie durch Zweydeutigkeit Jemand ſchadete, nie verſprach, was ſie nicht halten konnte oder wollte. Verſtändig, bedachtſam in Reden, Urtheilen, Fürwahrhalten, auch in Beziehung auf Vorfälle, Verhältniſſe und Erzählungen des täglichen Lebens, hütete er ſich aufs ſorgfältigſte, durch nichts, wenn es auch noch ſo unbedeutend ſcheinen konnte, Andere zu kränken, oder ihnen unrecht zu thun, vielmehr handelte er immer mit zarter Schonung. Eine vorzüglich ſchätzenswürdige Seite ſeines Charakters war die unverkennbare Demuth ſeines Herzens, die allein den Chriſten adelt, und ſeine wahrhaft erbauliche Einfalt: ſo daß man mit Recht auf ihn anwenden kann, was Pope von Gay ſagt: „Sanftmüthig in Sitten; gütig in Neigungen; ein Mann an Scharfſinn; ein Kind an Einfalt!“ — Mit dankbar-frohem Herzen genoß der Selige die mannigfaltigen reinen Freuden des Lebens, beſonders jene, welche die Verbindung mit ſeiner würdigen, ganz für ſein Herz geſchaffenen Gattin, und der theils längere, theils kürzere Beſitz von fünf liebenswürdigen Kindern mit ſich führte. Es war für alle Freunde ſeines Hauſes

ein eigener wohlthuender Genuß, den scharfsinnigen Denker, und den tiefforschenden Gelehrten im Zirkel seiner Familie auch als zärtlichen Gatten und liebevollen Vater kennen zu lernen, und den reinen Frieden, die zarte Eintracht, die heitere Ruhe, die Würde, den Anstand, und den ungezwungenen religiösen Geist, die in harmonischer Zusammenwirkung zweyer edlen Gatten in diesem Hause herrschten, zu beobachten und zu empfinden. Aber auch unter den mannigfaltigen und schweren Leiden, worunter besonders die öfteren bedenklichen Krankheits-Anfälle, die ihn selbst und die geliebten Seinigen trafen, so wie wirklicher Verlust eines durch treffliche Anlagen die schönsten Hoffnungen erweckenden Sohnes, und dreyer innerhalb zwey Monate durch einen frühen Tod den Aeltern entrissener liebenswürdigen Töchter gehörten, — zeigte er eine ruhige, — durch den Hinblick auf eine bessere Welt gestärkte Ergebenheit gegen Gott und eine unerschütterliche Gegenwart des Geistes. Und in den letzten Tagen seines Lebens, da immer noch Hoffnung für seine Erhaltung übrig geblieben war, hörte man aus dem Munde des edeln Mannes selbst die bedeutende charakteristische Aeusserung: „man sagt: es seye besser mit mir! — ich liege da, leide, folge, des Herrn Wille geschehe!“ — Er duldete, was er litte, vor seinen Lieben verbergend, mit dem Sinne des hohen Glaubens, der sein ganzes Herz erfüllte, und gab, ohne viele Worte, verständlich genug für die, welche ihn kannten, die Fassung zu erkennen, mit der er jeden Augenblick bereit war, dem zu sterben, dem er lebte. So schlummerte der Edle, sanft und stille, sterbend wie er gelebt hatte, hinüber in jene Welt, welcher sein Geist schon hienieden angehörte.

56.

Der berühmte Dänische Minister, Johann Hartwig Ernst Graf von Bernstorff, hat durch sein Beyspiel bestätigt, daß wahre Staatsklugheit und wahres Christenthum mit einander in der freundschaftlichsten Ver-

bindung stehen können, und daß vortreffliche Talente nie zuverlässiger zum Segen der menschlichen Gesellschaft angewendet werden, als wenn diejenigen, welche sie besitzen, von dem Geiste der Religion beseelt sind. Er hatte den Muth, von ganzem Herzen ein Christ zu seyn, und schämte sich nicht, sein Christenthum auch vor Andern zu zeigen. Seine Gottesfurcht gründete sich auf eine helle, richtige, sehr ausgebreitete und eben so gewisse Erkenntniß der Religion, und diese Erkenntniß hatte er aus der heiligen Schrift selbst geschöpft, die er täglich las, und immer besser zu verstehen suchte. Er lebte auch in steter Anwendung seiner Religions-Erkenntnisse. Jeden Tag begann er mit Erhebung des Herzens zu Gott, und eben so beschloß er ihn, ungeachtet er selten vor Mitternacht zu Bette kam. So sehr er auch mit Arbeiten überladen war, so wußte er doch seine Geschäfte so einzurichten, daß ihm der größte Theil des Sonntages für den öffentlichen und Haus-Gottesdienst übrig blieb. Wenn er, welches sehr fleißig geschah, in den Versammlungen der Christen erschien, so konnte Niemand in ihm den Mann verkennen, der hier, wie überall, ganz das war, was er seyn sollte, ohne es scheinen oder verbergen zu wollen. Mit sorgsamster Treue benützte er jede Gelegenheit, die Ehre Gottes und die Ausbreitung des Christenthums zu befördern. So entwarf er das Edikt wegen Einschränkung der Eide, worin Alles, was die gesetzgebende Gewalt thun kann, angewandt ist, um leichtsinnigen und falschen Eidschwüren vorzubeugen, und dagegen Wahrhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und die Heiligung des anbetungswürdigen Namens Gottes unter dem Volke aufrecht zu erhalten. So wendete er Alles an, um den Negersklaven auf den Westindischen Inseln die Mittel, zur Erkenntniß des Christenthums zu gelangen, zu erleichtern. Die freye Religions-Uebung der Dissidenten in Polen gehörte unter diejenigen seiner Ministerial-Geschäfte, bey denen sein Herz die Zufriedenheit gehabt hat, indem er die Befehle des Königs vollzog, zugleich seinen Eifer

für die Sache Gottes zu Tage zu legen. Er war von Herzen demüthig, und gründete seine Gemüthsruhe nicht auf das viele Gute, das er that, sondern einzig auf Gottes Erbarmen gegen die Menschen. Die innigste Menschenliebe war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er unterstützte eine große Anzahl Arme, suchte aber seine Wohlthaten geheim zu halten. Auf seinem Landgute Bernstorf hob er die Gemeinschaft der Felder auf, schaffte den Frohndienst völlig ab, und schenkte seinen Unterthanen ihre Freyheit und ihr Geburtsrecht. Er übergab jedem seinen Hof, und die ihm zugefallenen Ländereyen zum beständigen Eigenthum, wodurch dann ihr Wohlstand sichtbar verbessert wurde. — Seinen edeln Christensinn bewies er auch in den Leiden, die ihn trafen. Er war nichts weniger als gefühllos gegen dieselben. Um desto bewunderswürdiger war die Herrschaft, die er über sich selbst übte. Er war gewohnt, seine hohen Ehrenstellen nicht um des äussern Schimmers willen, der sie umgab, zu lieben; vielmehr das irdische Glück nur nach dem Vermögen zu schätzen, das es darreicht, Gutes zu thun. Aber er war auch von dem Gottergebenen Sinne erfüllt, der in allen Begebenheiten eine höhere Schickung anbetet, immer erhaben über alle Rachgier und unordentliche Empfindlichkeit. — Gestärkt durch den Trost eines guten Gewissens, und in der beständigen Aussicht in die zukünftige Welt, wo einem Jeden sein Lob widerfahren wird, *ließ* er sich durch nichts aus seiner sanften Fassung bringen, sondern blieb ruhig und heiter in Widerwärtigkeiten.

57.

Lüdeke Leissenberg, Wirth und Kirchenältester im Cellischen Dorfe Klein-Burgwedel, war ein Mann, an dem die Verheißung der Bibel: „Die den Herrn fürchten, haben keinen Mangel an irgend einem Gute," — in die genaueste Erfüllung gieng. Er hatte gerade so viel wie nichts, als er seine Haushaltung anfieng, *und weil es* ihm an allem Nöthigen fehlte,

ſo fiel ihm auch nicht bey, auf eine reiche Heirath zu rechnen. Er wählte ſich daher ein Mädchen von geſundem Körper, das brav zu arbeiten verſtand, und den beſten Willen hatte. Armuthshalber mußte er ſich mit ſeiner Frau ein ganzes Jahr ſtatt des Federnbettes mit einem Stroh-Lager behelfen, auf dem jedoch dieſe jungen Leute, bey ihrem guten Gewiſſen und geſunden Körper, ſo ſanft ſchliefen, wie ehmahls Jakob auf ſeinem Steine. Und weil ſie, wie dieſer fromme Erzvater, ihr ganzes Vertrauen auf den Herrn ſetzten, und Fleiß und kluge Sparſamkeit damit verbanden, ſo gab ihnen Gott nicht nur die nothwendigen Bedürfniſſe, ſondern ſegnete ſie auch noch reichlich. Denn ſie zahlten eine Kapitalſchuld nach der andern heim, vermehrten ihren Viehſtand, verbeſſerten ihr Feld, und baueten ihr Wohnhaus, das ſie noch durch ein niedliches Nebengebäude vergrößerten, und Leute zur Miethe darin aufnahmen. Er legte auch bald einen einen Nothpfennig zurück, zu dem er ſeine Zuflucht nehmen könnte, wenn der Regierer unſerer Schickſale etwa Krankheiten oder andere Unglücksfälle verhängen würde. Er war aber nicht nur ein guter Landwirth, ſondern auch ein rechtſchaffener Chriſt. Jedoch ſetzte er ſein Chriſtenthum nicht, wie viele andere Menſchen, die dabey wohl in ſchweren Sünden leben, und Brandmale im Gewiſſen haben, etwa bloß darein, daß er oft in die Kirche und zum Abendmahl gieng, ſondern er bemühete ſich auch, alle Pflichten der Religion wirklich auszuüben, wozu er bey'm Gottesdienſte Erkenntniß, Muth und Stärke geſammelt hatte. Er war ein gehorſamer Unterthan ſeiner Obrigkeit, ehrte ſeinen Beichtvater, und würde beyden, wenn man es von ihm verlangt hätte, die ſchwerſten Proben ſeiner Liebe gegeben haben. Seinen Nächſten liebte er ſo aufrichtig, daß er einem Jeden, der ſeiner Hülfe bedurfte, mit allen Kräften, die ihm Gott gegeben, und auch mit ſeinem Vermögen diente und Freude machte. Er unterſtützte daher ſo manche mit Rath *und That, wenn* ſie ihre Häuſer, Scheunen und Ställe

ausbesserten. Dem bejahrten Kirchen-Aeltesten, dem er als Gehülfe zugegeben war, ließ er die Besoldung; er hingegen verrichtete die Dienstgeschäfte. — Seine Herzensgüte war so groß, daß er mit seiner Hülfe immer zuvorkommend war, und nie so lange wartete, bis man ihn darum ansprach. — Einst, als er gerade in Groß-Burgwedel war, hörte er, daß eine kranke Wittwe daselbst, die kein Fuhrwerk mehr hatte, ihre Früchte auf dem Felde in aufgebundenen Garben stehen habe, und daß Niemand ihr diesen Erndte-Segen einführen wolle. Sogleich eilte Leisenberg nach Klein-Burgwedel zurück, ließ seine eigene Feldarbeit liegen, kam mit seinem Fuhrwerke und seinen Leuten eine Stunde Weges herbey, und fuhr der Wittwe alle ihre Früchte ein. — Wohlthun war seine Freude; dieß erfuhren nicht nur die Armen seines Dorfes, sondern auch fremde Arme; oft brachte er, wenn er des Sonntags nach Groß-Burgwedel zur Kirche gieng, unter seinem Rocke ein Brod für Arme mit, kam nicht selten von seinen Reisen nach Hannover und Celle hungerig und durstig zurück, weil er das mitgenommene Zehrgeld sammt den eingesteckten Lebensmitteln an Arme ausgetheilt hatte. Mit diesen Gesinnungen brüstete er sich aber nie; sprach nicht einmal davon, sondern suchte vielmehr das Gute, welches er that, geheim zu halten, und erst nach seinem Tode erfuhr man, wie viel Gutes er im Stillen gethan hatte. Unwillig werden konnte dieser vortreffliche Mann nur dann, wenn er sahe, daß man seinem Nächsten Unrecht that; und da nahm er sich des Leidenden mit der Wärme eines Bruders an. Trat man aber ihm selbst zu nahe, so wollte er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. — Er starb im Jahre 1776. nach einem kurzen Krankenlager. Die ganze Gemeinde, Vornehme und Geringe, Alte und Junge beklagten den frühen Verlust dieses rechtschaffenen Mannes, und begleiteten seine Leiche unter Vergiessung so vieler Thränen, daß es schien, als ob der allgemeine Vater und Versorger der ganzen Gegend begraben würde. —

58.

Der Chur-Hannöverische General der Infanterie, Georg Wilhelm von dem Busche, welcher am 11. Decemb. 1794. in einem Vorposten-Gefechte an der Waal erschossen wurde, nachdem er die Franzosen über den genannten Fluß zurückgetrieben hatte, war ein Mann von vortrefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften, dessen Verlust mit Recht allgemein bedauert wurde. Ein würdiger Prediger, der ihn durch langen Umgang kannte, theilt folgende Züge von seinem Charakter mit: „Er benützte Alles, wovon er nur irgend glaubte, daß es dazu beytragen könne, ihn zu einem immer bessern Manne zu machen. Daher kam auch wohl, außer der ihm eigenen, reinen, herzlichen Ehrerbietung vor Gott, sein so ganz ausgezeichneter Eifer, die öffentlichen Religions-Vorträge auf alle Weise zu benützen. Er war überzeugt, es müsse sich noch immer in den Religions-Vorträgen nachdenkender, guter Lehrer etwas finden, was zur Bildung und Besserung des menschlichen Geistes und Herzens nützlich seyn könnte, wenn man nur von einem warmen Eifer beseelt seye, alles Gute, wo man es findet, treulich anzuwenden. Aber fürwahr! ihm war es nicht bloß um das Wissen zu thun. Bey ihm fand sich gewiß nicht minder das, was eigentlich den rechtschaffenen Mann ausmacht, — das Bestreben, auch alles das in Ausübung zu bringen, was er für gut erkannt hatte. Ihm durfte man nicht erst mit dem Apostel Paulus (2 Thess. 3, 13.) zurufen: „werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun!" — Er ward nie müde, Gutes nach seinem Vermögen zu thun, wenn er nur überzeugt seyn konnte, das, was man von ihm begehrte, sey wirklich gut. Und dieser sein Eifer, überall Gutes zu stiften, wo er nur konnte, war nicht nur in seinen eigentlichen Dienst-Geschäften, wo er als Kriegsmann und Staatsbürger, sondern auch da, wo er als Privatmann handelte, unverkennbar. Dieß *Alles wurde* nun bey ihm von einer innigen, vornehm-

lich aus einem reinen Dankgefühle für das in seinem Leben empfangene mannigfaltige Gute entsprossenen, Ehrfurcht gegen Gott begleitet. Und diese wurde von ihm, so viel es seine Geschäfte nur erlaubten, durch stillen Umgang mit der Natur genährt, wo er sich so gern in stiller Einsamkeit, bald seinen ernsten Betrachtungen überließ, bald sich selbst und die Schicksale seines Lebens überschaute. Von diesen einsamen, stillen Beschäftigungen mit sich selbst und mit der Natur kehrte er ganz heiter und froh zu den Menschen, die er so herzlich liebte, zurück; und wo er nur hinkam, da waren getroster Muth und herzliche Fröhlichkeit ihm zur Seite. Aber mit diesem wohlthätigen, stillen Umgange mit der Natur verband er auch die fleißigste Beschäftigung und innigste Vertraulichkeit mit den höheren Wahrheiten des Evangeliums Jesu, welches er für das unschätzbarste Kleinod seines Lebens hielt. Gerne und freudig gab er diese Gesinnung bey jeder Gelegenheit zu erkennen, und versicherte: „er kenne und wisse nun einmal nichts Besseres und Vortrefflicheres als unsers Jesu Lehre. Was ihn denn bewegen sollte, das unbedachtsam und undankbar aufzugeben, wodurch er sich im Guten so merklich gestärkt, in der so bedenklichen und ungewissen Lage, in welcher der Mensch sich befinde, getröstet und beruhigt, und in Hoffnung froh und selig fühle, wofür ihm doch Niemand, wenn er es auch aufgeben wollte, etwas Besseres wieder zu geben wisse?“ — Wenn man ihm etwa klagte, daß man, bey Unternehmung irgend eines bedenklichen und mißlichen Geschäftes sich verzagt und muthlos fühle, so war es sein gewöhnlicher Rath: „ich würde sogleich, wenn ich an ihrer Stelle wäre, mit meinen Gedanken zu Gott mich erheben, und in diesen Gedanken Muth und Stärke für mich suchen.“ —

59.

Ein frommer Greis, der noch vor wenigen Jahren in einem *Dorfe Nord-Deutschlands* lebte, verlor seine Ehe-

gattin durch den Tod, die er immer ſehr geliebt hatte, und die ihm durch eine fünf und fünfzigjährige Ehe ganz unentbehrlich geworden war. Ihr Tod erſchütterte ihn ſo ſehr, daß er ein heftiges Fieber bekam, und in's Bett gebracht werden mußte. Seine Verwandten, beſonders ſeine Kinder, die ihn alle auf das zärtlichſte liebten, wichen nicht von ſeinem Bette. Am Morgen des vierten Tages nach dem Tode ſeiner Frau, ſollte dieſe begraben werden. Er war mit heiterer Miene von einem kurzen Schlummer erwacht. „Nun werden ſie wohl bald die Hülle meines guten Weibes zur Ruhe tragen?" — fragte er die Umſtehenden, und bat ſie, ihm aus dem Bette zu helfen und ihn anzukleiden, damit er ſeine treue Lebens-Gefährtin noch einmal ſehen könne. Man ſuchte ihn von dieſem Wunſche abzubringen, weil man fürchtete, daß der Anblick der Leiche ihn von neuem heftig angreifen, und daß er ſich erkälten möchte. Er bat aber ſo dringend, forderte dieß als ſeinen größten Troſt, und verſicherte, er ſey ſo gefaßt, ja ſo heiter, daß der Anblick des Leichnams gewiß nicht nachtheilig auf ſein Gemüth wirken werde. Er wurde nun angekleidet, und geſtützt von ſeinen Kindern, gieng er in das Zimmer, wo die Leiche im offenen Sarge lag. Er trat heran, ſtrich mit der Hand über die bleichen Wangen der Entſchlafenen, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen. Mit einemmale fiel er neben dem Sarge auf ſeine Kniee nieder, und faltete mit Inbrunſt ſeine Hände, blickte mit thränenvollen Augen, aber heiterer Miene, zum Himmel empor, und ſprach aus der Fülle ſeines Herzens: „Gott, Du nimmſt mir mein Theuerſtes; aber ich murre nicht! Nein, danken muß ich Dir, daß Du mir dieſe treue Gefährtin meines Lebens ſo lange gelaſſen haſt; danken aber dir beſonders, lieber Vater! daß Du durch meinen Heiland mich zum Glauben an ein beſſeres Leben nach dem Tode geleitet, und mir die Hoffnung gegeben haſt, daß auch wir uns dort wieder ſehen werden. Ach, ohne dieſen Glauben müßte ich vergehen in meinem Elende.

Dein Name sey gepriesen von mir! Erbarme dich der Seele meines guten Weibes, sey ihr gnädig im Gerichte, und laß mich, wann ich nach deinem Rathschlusse sterben soll, laß mich ruhig entschlummern! Amen!" Alle Umstehenden trockneten sich die Thränen; sie mußten ihn halten, als er sich erhob. Noch einen freundlichen Blick warf er auf die Leiche. Gute Nacht! sprach er leise, und dann bat er selbst, daß man ihn in sein Bett zurückbringen möchte.

60.

Eine zum Christenthum bekehrte Heidin legte nach ihrer Taufe, ganz in ihrer Einfalt und Herzens-Sprache, folgendes schöne Bekenntniß ab: „Nun will ich die Sünde hassen und fliehen, zu dem Herrn Jesu kommen und flehen: Du hast für mich gelitten, Du hast meine Sünden weggeschafft; vergib sie mir, ich halte Dich fest, ich vertraue auf Dich!" Als man sie fragte: Wenn du nun wieder in dein Vaterland zurückkehrest, und zu deinem heidnischen Dienst-Herrn kommst, und unter deinen Landsleuten wieder heidnische Thorheiten und Laster siehest, was wirst du thun, wenn sie dich zwingen wollen, dieselben nachzuahmen? antwortete sie: „Wenn mich mein Herr arbeiten heißt, will ich gehorchen; wenn er mir aber etwas Böses befiehlt, so will ich sagen: das darf *ich nicht* thun, ich bin ein Kind Gottes geworden, und darf Ihn nicht betrüben. Des Sonntags will ich sagen: Gebt mir Erlaubniß, heute in die Kirche zu gehen; wir haben heute einen Festtag, an den andern Tagen will ich euch gern arbeiten." — Auf die fernere Frage: „wenn dich deine heidnischen Landsleute nicht mehr leiden können, wenn sie dich schelten, und spottend zu dir sagen: Pfuy! du bist eine Christin geworden, bist ins Christengeschlecht gekrochen, — wirst du dann wieder schimpfen?" — antwortete sie: „Nein! ich will sanftmüthig, geduldig seyn, und für die Feinde beten." — Christen! die ihr von *Jugend auf Jesu* herrliche Lehre kennet, werdet ihr

nicht unruhig und schaamroth, indem ihr diese edlen, christlichen Entschließungen einer ehemaligen Heidin leset? —

Frühe Gottseligkeit.

61.

Philipp Jakob Spener, Probst zu Berlin, einer der ehrwürdigsten und verdienstvollsten Gottes-Gelehrten seiner Zeit, war zugleich in seinem ganzen Leben ein ausgezeichnet-gottseliger Mann. Er brachte schon seine ersten Jugend-Jahre in einer so ernstlichen Frömmigkeit zu, wie man sie sonst selten bey jungen Leuten findet. Sorgfältig vermied er die bösen Lüste, Thorheiten und Ausschweifungen, welche man in der Jugend bey vielen Kindern findet, und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das, was ihn fähig machte, einst der Glückseligkeiten des Himmels, wohin sein Verlangen gieng, theilhaftig zu werden. Eine Gräfin von Rappoltstein, die seine Taufpathin war, half besonders diese guten Gesinnungen in ihm pflanzen. Als er in seinem 14ten Jahre, an ihrem Todes-Tage, zu ihr gerufen ward, rührte ihn der Anblick der ihm sehr gewogenen Sterbenden, die schon mehrere Tage lang sprachlos da lag, und sich jetzt vergebens bemühete, mit ihm zu reden, so ungemein, daß er sich eine geraume Zeit täglich von Gott den Tod erbat, auch durch diese Empfindungen desto mehr in dem Vorsatze, sein ganzes künftiges Leben Gott zu weihen, bestärkt wurde. Gern und oft las er schon in seiner Jugend die Bibel, und neben derselben gute und erbauliche Bücher, wodurch seine Erkenntniß in der Religion und seine Frömmigkeit beständig zunahmen. Eine Folge seiner frühen Gottesfurcht war sein großer jugendlicher Fleiß, den er *zu Hause und in der* Schule zeigte, nützliche Wissenschaf-

ten zu lernen. Beyde Tugenden bewahrte er auf Univerſitäten, wo damals viele wilde Sitten herrſchten, mit aller Gewiſſenhaftigkeit, und führte ein ſtilles, eingezogenes Leben. Mit den Guten und Geſchickten ſeiner Mitſchüler lebte er in vertrauter Freundſchaft, auch ſuchte er den Umgang mit gelehrten und rechtſchaffenen Männern. Schon frühe übte er Barmherzigkeit aus. Gern gab er den Armen, und insbeſondere that er ſeinen armen Mitſtudierenden viel Gutes, ob er gleich ſelbſt nichts Ueberflüſſiges hatte. Von Kindheit auf, und auch nachher, als er nicht mehr unter der Aufſicht ſeiner Aeltern und Lehrer ſtand, bewies er ihnen Ehrerbietung, Gehorſam und Liebe. Gern folgte er ihrem Rathe. Er bat ſie immer ſelbſt, wenn er ſich nicht zu rathen wußte, ſie möchten ihm doch ſagen, was ihm nützlich und ſchädlich ſey. Einer von ſeinen Lehrern gab ihm in der Jugend die Ermahnung: „Er ſolle dem innerlichen und äuſſerlichen Gottesdienſte am Sonntage mit Eifer und Andacht abwarten, und niemals ohne dringende Noth die Kirche verſäumen.“ — Dieſe Ermahnung behielt er auch beſtändig in ſeinem Herzen, und folgte derſelben in ſeinen jüngern und ältern Jahren.

62.

Gellert hatte das Glück, durch ſeine rechtſchaffenen *Aeltern*, von früher Jugend an, zu einer wahren und herzlichen Hochachtung für die Religion geführet zu werden. Er empfand auch, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, zu allen Zeiten ſeines Lebens ihre wohlthätige Kraft. Sein Eifer in der Abwartung der öffentlichen Gottes-Verehrung war auſſerordentlich groß, und er blieb ſich hierin bis an's Ende ſeines Lebens immer gleich. Er beſuchte die Kirche ſo regelmäßig und unausgeſetzt, daß ihn, ſeines ſchwächlichen Körpers ungeachtet, keine noch ſo rauhe Witterung davon abhielt. So wichtig ihm der öffentliche Unterricht in der Religion war, mit eben *ſo ernſtlicher Andacht* nahm er an der feyerlichen

Religionshandlung des Abendmahles Theil, und immer erhöhete ſeine ungeheuchelte Andacht die Andacht aller derer, die mit ihm das heil. Mahl genoßen. Eben ſo eifrig und gewiſſenhaft war er auch in ſeinen häuslichen Andachtsübungen, beſonders im Gebete, weil er von dem Segen deſſelben für Frömmigkeit und Tugend die hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben.

63.

Das jugendliche Leben des Fürſten Georg von Anhalt, der im Jahr 1553. ſtarb, und deſſen Namen unter den deutſchen Regenten mit Ehrfurcht genannt zu werden verdient, liefert ein vortreffliches Beyſpiel zur Nachahmung. Schon frühzeitig fieng er an, ſich der Frömmigkeit zu ergeben, und benützte dabey ſeine Jugendjahre mit vielem Fleiße und anhaltendem Eifer zur Erlernung der Wiſſenſchaften, die ihn zu einem einſichtsvollen Manne bildeten.

Die Pracht und Fülle, und all' die rauſchenden Vergnügungen am Hofe ſeines Vaters konnten ihn weder ſtolz noch leichtſinnig, weder weichlich noch träge zur Arbeit machen. Obgleich er ein munterer Jüngling von blühender Geſundheit, feſtem Körper und ſehr ſchönem Ausſehen war: ſo mißbrauchte er doch dieſe Naturgaben nicht zu jenen Laſtern, zu welchen, leider! ſo viele, welche ſolche beſitzen, ſich verführen laſſen. Durch innige Liebe zur Religion und Tugend, durch ſteten Fleiß im Arbeiten, und durch das Beſtreben, ſich zur Uebernehmung wichtiger Geſchäfte geſchickt zu machen, überwand er alle Lockungen ſeiner Jugend zu Thorheiten und Ausſchweifungen. Er enthielt ſich darum auch ſogar mancher ihm erlaubten Ergötzlichkeiten. Frühzeitig war ſchon der Gedanke in ſeiner Seele lebhaft: „welche wichtige Stelle ihm Gott auf Erden anvertrauet, was er vor Andern für große Pflichten zu erfüllen habe, da er zum öffentlichen Wohl geboren worden, da alle Rechtſchaffenen,

und das ganze Vaterland, von ihm nicht allein eine weiſe und geſegnete Regierung der allgemeinen Angelegenheiten, ſondern auch beſondere Verdienſte, Wohlthaten und Tugenden erwarteten." — Durchdrungen von dieſen vortrefflichen Grundſätzen wandelte er den Weg der Jugend, worauf er ſo viele Reitzungen und Gelegenheiten zur Befriedigung jugendlicher Lüſte hatte, dennoch unſträflich als ein frommer, keuſcher und fleißiger Jüngling. Vorzügliche Tugenden in ſeinem Charakter waren noch: eine aufrichtige Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, mit dem er ſich oft und gern im Gebete unterhielt, und worin er den Seinigen mit einem vortrefflichen Beyſpiele ungeheuchelter Andacht vorangieng; große Begierde, die Wahrheit zu erkennen, ſie ſelbſt zu bekennen und gegen Andere zu vertheidigen; Güte, Sanftmuth und Beherrſchung ſeiner ſelbſt; ſeine auſſerordentliche Zärtlichkeit und Liebe gegen ſeine Aeltern und Geſchwiſter, und ſeine Dankbarkeit gegen ſeinen würdigen Lehrer Georg Held, dem er nicht nur als Schüler mit aller Bereitwilligkeit und Lernbegierde folgte, ſondern ihm auch taglebens vorzügliche Hochachtung und Liebe bewies.

64.

Schon in den erſten Jugend-Jahren machten die Lehren der Religion einen tiefen Eindruck auf das Herz der regierenden Gräfin Caſimire von der Lippe (ſ. Nro. 52.), und ſie bewies durch ihre Handlungen, wie durchdrungen ſie von der Vortrefflichkeit derſelben und von der Schönheit der Tugend ſeye. Auch auſſer den dem Religions-Unterrichte beſonders gewidmeten Stunden, waren Unterredungen über Chriſtenthums-Wahrheiten ihr angenehmſtes Geſchäfte. Selbſtbeſſerung und beſtändiges Wachsthum in chriſtlichen Tugenden war ihr eifrigſtes Beſtreben; und ſie erhielt dadurch ein ungemein zartes Gefühl von dem, was recht und unrecht iſt; blieb ihrer Jugend-Pflichten ſtets eingedenk, und wurde in allen ihren Reden und Handlungen äuſſerſt gewiſſenhaft. Wir

wollen hier nur einen Beweis davon anführen: Ihr Lehrer gab ihr bisweilen einen von ihm in ihrem Namen aufgeſetzten Brief; ehe ſie denſelben abſchrieb, erwog ſie nun jedes Wort, und wenn ihr ein Ausdruck ſtärker ſchien, als ſie es in ihrem Herzen empfand, ſagte ſie: „Nein, das fühle ich in meinem Herzen nicht ſo, das kann ich nicht ſagen; das bitte ich Sie zu ändern!“ Bey ihrem Beſtreben nach einer immer völligeren Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion prüfte und überlegte ſie ſelbſt die Gründe derſelben; that Fragen — und wiederholte die Fragen, und entdeckte ihre Zweifel, bis ſie zur beruhigendſten Gewißheit gelangte. Fleißig und mit vieler Aufmerkſamkeit las ſie darum die Bibel, empfand die edle und ungekünſtelte Einfalt der bibliſchen Schriftſteller, und ſuchte Belehrung, ſo oft ihr etwas in den Lehren und Ausdrücken derſelben nicht deutlich genug einleuchtete. Von der hohen Würde und der Wichtigkeit der Verpflichtungen des Chriſtenthums innigſt überzeugt, bereitete ſie ſich mit einem Herzen voll Andacht auf den Tag ihrer Taufbundes-Erneuerung; und man bemerkte von dieſer Zeit an recht ſichtbar, wie ſehr ſie in der Gottſeligkeit befeſtiget war, und in derſelben zunahm. Unter allen Reitzungen zum Weltſinne, unter allen gefährlichen Lockungen zur Gottes-Vergeſſenheit und Religions-Verachtung, die ſo häufig in der Welt der Großen gefunden werden, bewahrte ſie immer in ihrem Herzen eine aufrichtige Gottesfurcht, und zeigte ſie beſtändig thätig in allen ihren Reden und Handlungen.

65.

Die vortrefflichen Wirkungen einer frühzeitigen Gottesfurcht äuſſerten ſich vorzüglich auch an dem Herzen des ſeligen Herzogs Chriſtoph von Würtemberg. Dieſer hatte ſich als junger Prinz acht Jahre am Franzöſiſchen, und faſt eben ſo lange am Wiener Hofe aufgehalten, und wurde überall mit der größten Auszeichnung behandelt, und zu anſehnlichen Militärſtellen be-

fördert. Aber weder die Pracht und wollüſtige Lebensart bey Hofe, noch das ſo leicht zu Untugenden verleitende Leben im Kriege, waren im Stande, ihn zur Untreue gegen ſeine, ſchon in früher Jugend erlangten guten Ueberzeugungen von Chriſten-Pflicht und Chriſten-Glückſeligkeit zu verleiten. Die vielen in der Schule der Leiden gemachten Erfahrungen dienten vortrefflich zu ſeiner Veredlung und Stärkung im Guten. So widerſtand er als ein Held den öftern Verſuchungen zum Unrecht und zur Sünde, und zeigte auch dieſelben guten Eigenſchaften als nachmaliger Regent, indem er ſeinen Unterthanen mit ſeinem Beyſpiele des Guten vorleuchtete, und durch die vortrefflichſten Einrichtungen im geiſtlichen und weltlichen Fache ſich ein unvergängliches Verdienſt erwarb.

66.

Ein rechtſchaffener Vater zu Mietau in Kurland, F. W. Z. . . ; welcher die Seelen-Bildung ſeiner Kinder ſeine vorzüglichſte Sorgfalt ſeyn ließ, und ihnen frühzeitig feſte Grundſätze der Tugend und Frömmigkeit beyzubringen ſuchte, hatte die Freude, den erwünſchten Erfolg ſeiner väterlichen Bemühungen an ſeinem zehnjährigen Töchterchen zu ſehen. In einer der Prüfungsſtunden, die er mit ſeinen Kindern über ihr ſittliches Verhalten anzuſtellen pflegte, entfaltete ſie vor ihm, mit der kindlichſten Offenherzigkeit, die geheimen Züge ihrer Seele, und dieß bewog ihn, ihr aufzugeben, daß ſie ihm den ganzen Fall ſchriftlich entwerfen ſollte. Sie that es, und folgender Aufſatz — ſo wie er aus ihrem Herzen und ihrer Feder floß, ohne daß ein Buchſtabe darin geändert wäre, — war es, den ſie ihrem Vater überreichte: „Ich gieng neulich mit etwas Gelde, das mir die Mutter gegeben, nach dem Markte, weil ich für die Kleinen etwas zum Weihnachts-Geſchenke einkaufen ſollte. Als ich nun vor einem Becker-Laden vorbeygieng, bekam ich einen großen Appetit zu Pfeffernüſſen, aber ich gieng geſchwind weg,

damit ich keine Sünde thäte. Hätte ich nun von dem Gelde der Mutter etwas genommen, und hätte mir etwas gekauft, so wäre mein Appetit gestillt worden; aber ich hätte meinen Aeltern nicht frey unter die Augen treten können. Mein Gewissen hätte mir immer Vorwürfe gemacht, und hätte gesagt: Du bist ein Dieb. Ich entgienge aber auch der Allwissenheit Gottes nicht. Ich würde auch anderemale in Versuchung gerathen seyn, und würde noch mehr gestohlen haben: denn die Hunde lernen am Riemchen Leder kauen. Dieß war das erstemal, daß ich in eine wirkliche Versuchung zur Sünde gerathen bin; aber sie auch, Gottlob! glücklich überwunden habe." —

Anbetung Gottes.

67.

Der Englische Capitän Carver traf im J. 1783. auf seinen Reisen durch die inneren Gegenden von Nord-Amerika einen jungen Indianischen Prinzen (sogenannten Amerikanischen Wilden) von der Nation der Winnebagoer an, der als Gesandter zu den Nadoweſſischen Völkerschaften gieng. Da dieser hörte, daß Carver den berühmten Wasserfall Niagara am Flusse gleiches Namens besuchen wollte, so bezeugte er Lust, ihn dahin zu begleiten. Beyde giengen mit einem Bedienten dahin ab. — Schon in einer Entfernung von beynahe vier Stunden konnten die Reisenden das Geräusch des Wassers deutlich hören; je näher sie aber diesem erhabenen Meisterstücke der Schöpfung Gottes kamen, um so größer ward ihr Vergnügen und Erstaunen. Kaum hatte der Prinz die Spitze erreicht, von welcher man diesen bewundernswürdigen Wasserfall überschauen kann, so fieng er an, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste zu beten,

weil er glaubte, daß dieß einer von seinen Wohnplätzen wäre. Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg gereiset wäre, um ihn anzubeten, und daß er ihm jetzt das beste Opfer, das er in seiner Macht hätte, darbringen wolle. Er warf hierauf seine Pfeife in den Strom, und das Futteral, worin er seinen Taback verwahrte; dann folgten die Armbänder, die er an sich trug, sein aus Drath und Glasperlen bestehendes Halsband, und zuletzt seine Ohrenringe. Kurz, er schenkte seinem Gotte alles, was er am liebsten hatte, und was in seinem Anzuge von einigem Werthe war. Zugleich setzte er sein Gebet immer fort, wie es ihm Herz und Natur eingab, und endigte es damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf seiner Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel, und helles, heiteres Wetter bat. Er gieng auch nicht von der Stelle weg, bis er mit Carvern, nach Indianischer Sitte, dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatte.

68.

„O, mein Sohn" — sprach der edle Cambyses, Statthalter von Medien, zu seinem Sohne Cyrus, dem nachmaligen großen Monarchen von Persien, als er ihn zu dessen Großvater Astyages schickte — „mein Sohn! denke ja immer daran, daß du nie etwas unternehmest, bevor du zu dem höchsten Wesen gebetet hast! Inbrünstige Gebete müssen stets bey allen deinen Handlungen, es seyen öffentliche, oder solche, die nur dich selbst betreffen, vorhergehen; und in allen Vorfällen bemühe dich, den Willen der Götter kennen zu lernen! Unser Verstand ist mir dicker Finsterniß umhüllt, und der Irrthum dringt in unsere Seele leichter ein als die Wahrheit. Das Licht der Götter verdunkelt keine Wolke. Das Vergangene und das Zukünftige ist ihnen so bekannt wie das Gegenwärtige, und wenn man sie anruft, leitet ihre ewige Weisheit die Gesinnungen der Menschen; sie belohnen ihr demüthiges Zutrauen dadurch, daß sie ihnen

zur rechten Zeit eingeben, was ſie thun, und was ſie laſſen müſſen."

„Wozu biſt du geboren?" — fragte man einſt den griechiſchen Welt-Weiſen Anaxagoras. — „Um den Himmel anzuſchauen," — antwortete derſelbe. „Aber," — fragte man weiter, — „welches iſt denn dein Vaterland?" — „dieſes hier," — verſetzte er, indem er mit dem Finger auf jenes unermeßliche Gewölbe zeigte, — „deſſen Pracht die Erde aufruft, den Urheber deſſelben zu verehren." —

Wenn ſchon Heiden ſolche Geſinnung zeigen: — — wie vielmehr ſollten Chriſten, durch das volle Licht der Religion Jeſu erleuchtet, ihren Gott und Herrn, in kindlicher Liebe und Ehrfurcht, verehrend anbeten!

69.

Der fromme und tapfere König Guſtav Adolph von Schweden kam im dreyßigjährigen Kriege (welcher im 17. Jahrhundert geführt wurde) ſeinen bedrängten Glaubens-Genoſſen von der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland zu Hülfe. Als ſeine Kriegs-Flotte die Seereiſe aus Schweden ſo weit glücklich geendigt hatte, daß ſie bey der Inſel Rügen Anker warf, war er der Erſte, der an der Pommer'ſchen Küſte an das Land ſtieg. Sobald er das Ufer betreten hatte, fiel er auf ſeine Kniee nieder, dankte Gott für die Erhaltung ſeiner Perſon, ſeiner Flotte und Armee, und flehte Ihn um Segen zu ſeinem Vorhaben an. Es war ein rührender Anblick für ſeine Officiere, die nach ihm an das Land gekommen waren, und um ihn herum ſtanden, aus dem Munde ihres, auf ſeinen Knieen liegenden Königes folgenden ſchönen Herzens-Erguß vor Gott zu hören: „Gott! der du über Himmel und Erde, über Wind und Meer herrſcheſt, wie ſoll ich Dich preiſen, daß Du mich auf dieſer gefährlichen Reiſe ſo gnädig beſchützet haſt! O, ich danke Dir von Grunde meines Herzens, und bitte Dich, zu dieſer Unternehmung, die ich nicht zu meiner, ſon-

dern allein zu deiner Ehre, zur Vertheidigung deiner Kirche, und zum Troſte der Gläubigen angefangen habe, deine Gnade, deinen Segen zu geben. Du Herr, der Du Herzen und Nieren prüfeſt, kenneſt die Lauterkeit meiner Abſichten. Du wolleſt auch gut Wetter und günſtigen Wind verleihen, damit ich meine noch zurückgelaſſene Armee mit fröhlichen Augen bey mir ſehen, und dein heiliges Werk fortſetzen möge!" — Seine Officiere konnten hierüber ihre Thränen nicht zurückhalten, und als der König ihre große Rührung wahrnahm, ſagte er zu ihnen: „meinet nicht, meine Freunde, ſondern betet mit aufrichtigem Herzen; je mehr Betens, deſto mehr Sieges: denn fleißig gebetet iſt halb geſiegt; der beſte Chriſt iſt immer der beſte Soldat." — Auf ſeinen Fahnen ſtanden mit goldenen Buchſtaben die Worte: „Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn?" — Nicht nur, wenn er im Kriege etwas Wichtiges vornehmen wollte, ſondern auch im Frieden pflegte er oft aus dem 90ſten Pſalm zu beten: „Herr, kehre dich wieder zu uns, und ſey deinen Knechten gnädig! Fülle uns frühe mit deiner Gnade, ſo wollen wir Dich rühmen und fröhlich ſeyn unſer Lebenlang! Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre (deine Majeſtät) ihren Kindern! Der Herr, unſer Gott, ſey uns freundlich, und ſegne das Werk unſerer Hände, ja das Werk unſerer Hände wolleſt du, Herr, fördern!" — Als er über *Tilly*, den grauſamen Zerſtörer Magdeburgs, einige Monate nachher, als derſelbe ſich dieſen ſchrecklichen Namen in der Trauer-Geſchichte der Menſchheit gemacht, — einen glorreichen Sieg bey Leipzig erfochten hatte, und den Feind allenthalben fliehen ſah: ſo warf er ſich mitten unter den Todten und Verwundeten auf ſeine Kniee nieder, und dankte Gott, mit dem ihm eigenen Andachts-Eifer, für den verliehenen Beyſtand in der Schlacht, und für den geſchenkten völligen Sieg. — Kurz vor der Schlacht bey Lützen, in welcher dieſer Held ſein Leben verlor, hielt er mit der ganzen Armee

seine Morgen-Andacht. Es wurden dabey die Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. „Es wolle Gott uns gnädig seyn ꝛc. „Verzage nicht, du Häuflein klein ꝛc.“ (dieß letztere Lied hat der König selbst verfertigt), gesungen, und die Feldmusik begleitete diesen Gesang. Der König warf sich auf die Kniee, und betete mit inniger Andacht. Hierauf stieg er zu Pferde, ritt durch die Glieder, und munterte die Officiere und Soldaten auf, ihre Schuldigkeit zu thun. Am Tage dieser seiner letzten Schlacht gab er zum Losungswort: Gott mit uns! Als das Treffen seinen Anfang nehmen sollte, ritt er noch einmal vor seine in Schlacht-Ordnung stehende Armee hin, und rief den Soldaten laut zu: „Nun wollen wir daran, das walte der liebe Gott! — Jesu, Jesu, hilf du mir heute streiten, zu deines heiligen Namens Ehre!“ — Mit einem solchen Sinne und mit solchem Gebete gieng der Held muthig in die Schlacht, in der er die tödtliche Wunde empfieng. Er fiel sterbend vom Pferde, mit dem Seufzer: „mein Gott! — mein Gott!“ —

70.

Der berühmte Französische Admiral Colligny war ein eifriger Verehrer des Christenthums. Er hatte aus Prüfung und Ueberzeugung glauben gelernt, und übte die Pflichten der Religion aus wahrer Zuneigung gegen sie aus. So wenig er die Religion bloß in Worte oder in äusserliches Gepränge setzte: so suchte er doch auch durch sein ganzes Betragen seine guten Gesinnungen gegen dieselbe an den Tag zu legen. Er bekannte sich zur reformirten Kirche. Seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit wurden aber selbst von vielen Römisch-Katholischen so sehr bewundert, daß man behauptete, sein Beyspiel allein würde einen Theil dieser letztern in Frankreich dahin gebracht haben, die protestantische Religion anzunehmen, wenn sie nicht die Furcht vor Verfolgungen und Martern zurückgehalten hätte. In seinem häuslichen Leben herrschte insonderheit ein edler Geist der An-

dacht, der aber nicht die Stelle seiner Geschäfte einnahm, sondern sie belebte und ehrwürdiger machte; auch ein Kennzeichen war, daß sein Christenthum zu etwas mehr diente, als um bloß zur Schau getragen zu werden. Sobald er aus dem Bette aufgestanden war, verrichtete er knieend mit seinem ganzen Hause das Gebet, welches er auch selbst vorzusprechen pflegte. War es ein Tag, an welchem eine Predigt gehalten wurde, so wandte er die Zeit vor derselben dazu an, daß er die Abgeordneten der Gemeinden anhörte, die an ihn geschickt worden waren, oder andere öffentliche Angelegenheiten besorgte. Nach der Predigt arbeitete er wieder unabläſſig, bis die Stunde des Mittag-Mahls kam. Alsdann versammelten sich fast alle seine Hausgenossen bey der Tafel, und er betete mit ihnen gemeinschaftlich, oder sang, wenn an demselben Tage keine Predigt gehalten worden war, einen von den Psalmen Davids. Er beobachtete diese Ordnung nicht allein zu Friedenszeiten auf seinem Schlosse, sondern auch selbst im Lager ununterbrochen. Eben so vereinigte er sich auch nach dem Abendessen mit allen den Seinigen zum Singen und Abend-Gebete. Sehr viele Französische Edelleute machten eben diese Einrichtung in ihren Häusern, und zwar um so lieber, weil sie der Admiral auch besonders an ihre Schuldigkeit erinnert hatte, ihre Hausgenossen zur Gottseligkeit anzuführen. Wenn die Zeit herannahte, da er mit den Seinigen das heilige Abendmahl zu genieſſen pflegte, so versammelte er sie alle um sich her, und stellte ihnen vor, daß er nicht nur für sein Leben, sondern auch für ihre Aufführung Gott dereinst werde Rechenschaft geben müssen. Wenn unter ihnen Zwistigkeiten entstanden waren, so suchte er bey dieser Gelegenheit eine Versöhnung zu Stande zu bringen; und wenn einer unter ihnen keine würdigen Begriffe von dieser heiligen Handlung zu haben schien: so ließ er ihm einen bessern Unterricht in der Religion ertheilen.

71.

Ein Aegyptischer Einsiedler fragte einst den durch seine Frömmigkeit berühmten Makarius den Großen aus Thebais, wie er beten müsse? — „Lieber Bruder," — gab ihm Makarius zur Antwort — „man braucht eben nicht viel Worte zu machen; es ist genug, die Hände mit Andacht gen Himmel zu heben, und zu sagen: O mein Gott, dein Wille geschehe! — Und wenn du fühlst, daß du gegen eine heftige Versuchung zu kämpfen hast: so sprich aus dem Innersten deines Herzens: O mein Vater, stehe mir bey! denn Gott weiß recht gut, was dir fehlet." —

72.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges wohnte eine gottesfürchtige Jungfrau, die wohlgebildet, aber in ihrer Kindheit blind geworden war, mit den Ihrigen in einem Dorfe in der Neumark. Als die Russen und Kosacken auch nach diesem Orte streiften, so nahm Jedermann aus Furcht vor ihnen die Flucht, und die Häuser ließ man leer stehen. Obige, wahrscheinlich jetzt gestorbene Christin, wurde von den Ihrigen aus strafbarer Nachläßigkeit allein zurückgelassen. In der großen Angst, die sie wegen der üblen Behandlung hatte, welche jenes Volk an ihr ausüben möchte, warf sie sich auf ihre Kniee nieder, betete inständig zu Gott um Bewahrung. Die Feinde kamen, und durchsuchten alle Häuser des Dorfes, aber in ihr Haus kam kein einziger. Und als die feindlichen Truppen wieder fortgezogen waren, fanden die Ihrigen sie zur Verwunderung unbeschädigt wieder. Diese gnädige Bewahrung gab sowohl ihr, als auch den Ihrigen täglich reichen Stoff zum innigsten Dank gegen den Herrn. — „Rufe mich an in der Noth: so will ich dich retten, und du sollst mich preisen;" — an diese Verheißung darf sich der wahre Christ fest halten.

Vertrauen auf Gott.

Das Vertrauen auf Gott, die Ueberzeugung, daß Er uns mit seiner Macht beystehe, daß alle Kräfte der Natur zu unserm wahren Besten beförderlich seyn müssen, — macht uns beynahe allmächtig. Wir verachten jede Gefahr und Schwierigkeit: weil wir überzeugt sind, daß der Allmacht, die uns schützt, Nichts widerstehen kann. Gottes Treue, seine nie irrende Weisheit, alles vermögende Kraft, unbegrenzte Liebe und allergenaueste Vorsehung sind die felsenfesten Grundsteine, worauf sich ein Vertrauen bauen läßt, das auch der Umsturz der Welt nicht erschüttert, das fester ist als Erde und Himmel. Zu einem wohlgeordneten, starken Vertrauen auf Gott gehört aber, daß wir nicht mehr von Gott erwarten, als was Er versprochen hat, und dieses nur unter der von ihm gesetzten Bedingung erwarten: daß man in Ausübung jeder Pflicht so geschäftig ist, als müsse Alles bloß von uns, und nichts von Gott geschehen; daß man aber auch Gott so fest vertrauet, als thäte Er Alles, und wir nichts; und daß man jedes erlaubte Mittel, sein Unglück zu hindern, und sein Glück zu befördern, sorgfältig gebraucht: denn diese Mittel kommen auch von Gott. Man muß sich endlich auf dem Wege der Pflicht *keine* Gefahr, keine anscheinende Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, keinen noch so langen Verzug der Hülfe abschrecken lassen, sondern auch da, wo man nichts als Finsterniß und Abgründe vor sich sieht, dennoch fest versichert bleiben, daß Er Alles wohl mit uns machen werde.

73.

König Gustav Adolph von Schweden, jener Held im Glauben an Gott wie im Kriege, sagte bey'm Anfange eines seiner Feldzüge: „Jetzt bin ich zwar gesund, und mit meiner Sache steht es noch gut; aber ich

gehe aufs neue einem erbitterten Feinde entgegen, der mir auf alle Weise zu schaden, und mich und mein Kriegs-Heer zu vertilgen suchen wird. Vielleicht läßt es Gott zu, daß mir das Glück zuwider ist, daß ich meine Gesundheit oder gar mein Leben verliere, Aber, ich scheue keine Noth und Gefahr: ich bin vielmehr fest überzeugt, daß mir ohne Gottes gnädigen Willen nichts Widriges begegnen kann, und daß Alles, was mir in meinem Berufe widerfährt, wenn es auch, nach menschlichen Gedanken, das Unglücklichste und Aergste seyn oder scheinen sollte, mir doch zum Besten gereichen muß. Ja, ich will mich glücklich schätzen, wenn Christus mich würdig halten wird, daß ich zu seiner Ehre etwas, es sey Unglück, Gefahr oder Tod, leiden möge." — Einst rettete Gott ihn selbst sichtbar aus einer Lebensgefahr, aber neben ihm wurde der junge Markgraf von Baden, den er sehr liebte, durch eine Kanonenkugel getödtet. Es baten ihn seine Generale bey dieser Gelegenheit, sich in Zukunft nicht so sehr der Gefahr auszusetzen; da an der Erhaltung seines Lebens so unaussprechlich viel gelegen wäre. Er antwortete ihnen aber: „der Tod des Markgrafen, dieses so hoffnungsvollen Prinzen, und die Kugel, die mir heute so nahe war, erinnern mich an meine Sterblichkeit, und daß ich eben dem Zufalle unterworfen bin wie der geringste Soldat bey meiner Armee, und davon können mich weder meine königliche Geburt und Krone, noch meine Waffen und Siege befreyen. Ich muß mich deßwegen dem Willen Gottes und seiner Fügung unterwerfen. Er wird, wenn Er mich auch von dieser Welt wegnehmen sollte, doch die gerechte Sache, die ich jetzt verfechte, nicht verlassen, und es wird Ihm etwas leichtes seyn, einen Andern an meine Stelle zu erwecken, und mit Verstand, Tapferkeit und Glück auszurüsten, der diesem Kriege ein gutes Ende machen, die wahre evangelische Religion und deren Anhänger in vollkommene Sicherheit, und Deutschland in seine vorige *Freyheit setzen wird.*"

74.

Unweit Königswusterhausen in der Churmark lebte vor etwa 40 Jahren ein altes Mütterchen, arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Liebe zu Gott und zu den Menschen, denen sie, nach ihren geringen Kräften, half und diente. Als im J. 1786. ein großer Schnee fiel, war das kleine, einsam stehende Häuschen, worin sie wohnte, gleichsam verschneiet, und der Weg dahin mit Schee fast zugedeckt. Zum Glücke dachte die Frau des Amtmanns im Orte an die Noth dieser alten Frau, die sie kurz vorher durch einige Züge ihrer edlen Gesinnung kennen gelernt hatte, und befahl jetzt ihrem Bedienten, sich durch den Schnee einen Weg dahin zu schaufeln. Als dieser nun nach vieler Mühe bis an's Häuschen gelangt war, rief ihm diese Frau von dem Bette aus, auf dem sie lag, mit freudig-lächelnder Miene entgegen: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß das Vertrauen auf Gott den Menschen nicht sinken läßt. Schon liege ich seit zwey Tagen von allen Menschen verlassen: aber zu Gott habe ich immer das Vertrauen gehabt, er werde mich nicht verlassen noch versäumen; — und nun sendet Er mir Hülfe, da die Noth am größten ist." — Sie bat hierauf den Bedienten, daß er ihr ein wenig Wasser holen möchte, um eine Mehl-Suppe, zur Fristung ihres Lebens, bereiten zu können. Der Bediente half ihr treulich, und während sie die Suppe mit vielem Appetit verzehrte, erzählte sie ihm eine Geschichte aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, worin sie, bey augenscheinlicher großer Noth, besondere Hülfe und Segen von Gott erfahren hatte, und endete mit dem Wunsche: „o wenn ich nur mein Vertrauen auf Gott jedem Menschen ans Herz legen könnte! denn es macht so ruhig und zufrieden, wie sonst nichts in der Welt."

75.

Ein gewisser Lord wollte aus Irland nach England überfahren. Als er in's Packetboot stieg, riß die Stricke

Leiter, so daß er ins Boot fiel, und ein Bein zerbrach. „Es ist gut," — sagte er, — „es dienet alles zu meinem Besten." Seine Freunde fragten ihn, wie denn sein Beinbruch und der Aufschub einer so nöthigen und wichtigen Reise ihm zum Besten gereichen könnte? „Die Vorsehung," — antwortete er — „weiß es am besten, ich bleibe dabey, es dienet zu meinem Besten." — Er mußte nun zurückbleiben, und das Packetboot segelte ab, gieng aber auf der See unter, und nur ein einziger Mensch wurde erhalten. — Wohl dem, der diesen Glauben hat: es dienet Alles zu meinem Besten; denn Er hat den kräftigsten Trost, womit er bey allen widrigen Zufällen sich aufrichten, und sein Herz beruhigen kann; er hat gelernt, auch die traurigsten Begebenheiten und Veränderungen seines Lebens als Schickungen einer väterlich-treu über ihn waltenden Vorsehung anzusehen. Voll Ueberzeugung spricht er zu sich selbst: „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat vorgesehen, und was mir nützlich ist."

76.

Ein rechtschaffener Prediger zu Kleinern, einem unbedeutenden Dörfchen in dem Fürstenthum Waldeck, erfuhr mehrere besondere Beweise der göttlichen Vorsehung. Er war sehr arm, hatte sechs Kinder, und nicht mehr als 80 Gulden jährliche Besoldung; indessen lebte er bey seinem aus Haber- und Gersten-Mehl gebackenen Brode vergnügt, und nahm von seinen sehr armen Zuhörern nur selten die ihm zustehenden Gebühren. — Einst war er ohne Früchte, ohne Mehl und Geld, und hatte nur noch ein Brod, als ihm eine arme Wittwe klagte, daß sie schon seit 24 Stunden keinen Bissen Brod genossen habe. Sogleich gab ihr der mitleidige Mann die eine Hälfte seines noch übrigen Brodes, und überließ die andere Hälfte seiner Frau und seinen Kindern; er selbst *aber gieng* in den Garten, um seinen Hunger mit Kirschen zu stillen. Hier fand er zufälligerweise Gelegen-

heit, einem seiner Freunde in der Nachbarschaft ein Körbchen von diesen seinen Früchten zu schicken; und dieser, der gerade gutes frisch-gebackenes Brod im Hause hatte, sandte dem Prediger einige Laibe desselben zum Gruße zurück, weil er immer so schlechtes Brod essen müsse. — Als dieser Vorrath verzehret war, dachte der redliche Mann, ein paar Thaler zu entlehnen, denn er hoffte, aus seiner schönen Winterfrucht 10 bis 12 Thaler lösen, und dann das Entlehnte wieder bezahlen zu können; allein des andern Tages ward die Saat vom Wilde gänzlich verderbt und abgefressen. Dessen ungeachtet verharrte er im Vertrauen auf Gott, und sah seiner Hülfe getrost entgegen. Jetzt wollte er ein Füllen, das er hatte, an einen Juden für 11 Thaler verkaufen; da aber der Jude nicht so viel geben wollte, verstrich die Zeit, und der Prediger mußte in die Kirche. Indessen hatte sich das Füllen losgemacht, wollte über eine alte Mauer setzen, und brach unglücklicherweise den Hals. Als der Prediger zurückkam, sagte er zu seiner bestürzten Frau und seinen Kindern: „wir sollen nicht auf den Acker und das Füllen unser Vertrauen setzen, der Herr wird selbst helfen!" Und gerade jetzt begehrte ihn eine Dame in der Nachbarschaft in einer gewissen Angelegenheit zu sprechen. Bey der Unterredung mit ihr kam die Rede auf ein gewisses Buch, und die Dame wunderte sich, daß es der Pfarrer nicht besitze; er bekannte aber offenherzig, daß er zu arm sey, um sich solches anschaffen zu können. Sogleich schenkte ihm die Dame 25 Thaler; und nun war der Verlust seines Getraides und Füllens ersetzt. Etlich und zwanzig Jahre blieb dieser würdige Mann in diesem armen Dörfchen, und erhielt nur kurz vor seinem Ende eine einträglichere Pfarre. — Wohl dem Menschen, der sich auf Gott verläßt!

77.

Wie in vielen christlichen Tugenden, so war Luther *auch im Hoffen* auf Gott ein großer Held. Er

bewies dieß durch die auſſerordentliche Herzhaftigkeit, mit welcher er im Namen Gottes das Werk der Reformation bey unabſehbaren Hinderniſſen übernahm, und durch die unerſchütterliche Standhaftigkeit, womit er daſſelbe unter den gröſten Schwierigkeiten, Verfolgungen und Gefahren fortſetzte. Im Jahr 1521. befahl Kaiſer Karl V., daß Luther nach Worms kommen ſollte, um über ſich und ſeine Lehre eine Unterſuchung anſtellen zu laſſen. Dieſe Reiſe war für Luther ſehr gefährlich, indem ſeine Feinde ihm nachſtellten, und der päbſtliche Bann ihn mit Schmach, Gefängniß und Tod bedrohete. Allein er ſprach zu ſeinen Freunden voll hohen Muthes: „wenn auch meine Feinde gleich ein Feuer zwiſchen Wittenberg und Worms machten, deſſen Flammen bis in die Wolken reichten, ſo will ich doch im Namen Gottes getroſt erſcheinen, Chriſtum bekennen, und denſelben walten laſſen.“ — Als er nach ſeiner Ankunft in Worms die Treppe des Rathhauſes hinaufſteigen wollte, ſagte der wachhabende Offizier zu ihm: „mein lieber Mann, ihr habt jetzt einen weit ſchwerern Gang hier hinauf, als ich nie gehabt habe, wenn ich ehedem in eine Schlacht gieng.“ — Aber Luther blieb unerſchrocken, und bewieß die Standhaftigkeit des gröſten Helden. Mit hohem Muthe trat er in Worms vor den Kaiſer, vor ſieben Churfürſten, viele Herzoge und andere vornehme Herren, und erklärte ſich, aller Warnungen und Drohungen ungeachtet, kurz und deutlich: daß er nie widerrufen werde, ſo lange man ihm nicht aus der heiligen Schrift beweiſen könne, daß er geirrt, und falſch gelehrt und geſchrieben habe. Seine Rückreiſe war, beſonders da er einige Wochen nachher, nebſt ſeinen Anhängern, in die Reichs-Acht erklärt wurde, mit noch gröſeren Gefahren verbunden als ſeine Hinreiſe; allein er verließ ſich auf ſeine gute Sache und auf den Allmächtigen. Er kam in den groſen Thüringer Wald, den damals eine Räuberbande für Reiſende gefährlich *machte.* Ein verdienter Volks-Schriftſteller ſagt in ſei-

ner Geschichte Luthers: „Etwas klopfte ihm sein Herz, als er in den großen Wald kam. Jetzt fuhr er in einem Hohlwege, über ihm ragten hohe Gebirge daher; eine Todtenstille herrschte weit und breit; nur dann und wann rauschte der Wipfel einer Tanne, oder ein flüchtiges Reh eilte neben ihm vorbey. Das Schicksal dieser verjagten Thiere erinnerte ihn an das seinige, und der Gedanke, daß ein Haufen erkaufter Mörder ihn in diesem einsamen Thale überfallen, und seinen Feinden in die Hände liefern könnte, machte ihm etwas bange; dennoch aber verzagte er nicht, sein Mund stimmte vielmehr das hohe Lied an: „Eine feste Burg ist unser Gott" und sein Herz ward wieder ruhig, so fest und unerschütterlich, als der Felsengrund der hohen Berg-Schlösser, die vor ihm lagen. Plötzlich kamen zwey Reiter, welche ihn im Namen des Churfürsten Friedrich von Sachsen auf das Schloß Wartburg bey Eisenach in Sicherheit brachten, wo er unter dem Namen Junker Jörgen neun Monate in nützlicher Thätigkeit zubrachte."

78.

Wolfgang Musculus, der im Jahr 1563. als Professor der Theologie in Bern starb, trat in seinem Vaterlande Lothringen in den Benediktiner-Orden, wurde aber durch das Lesen der Schriften Luthers bewogen, sein Kloster zu verlassen, und nach Straßburg zu gehen, wo ihm der Reformator Bucer anfänglich Unterhalt verschaffte, und wo er sich verheirathete. Nach einiger Zeit fiel es ihm aber schwer, durch die Wissenschaften für sich und seine Gattin Brod zu erwerben. Dessen ungeachtet ließ er keinen Kleinmuth in sich aufkommen; und um sich zu ernähren, lernte er die Weberkunst, und half auch einige Zeit, als Taglöhner, bey Straßburg Graben und Dämme machen. Als er einst des Abends seine vollendete Arbeit ansah, und überlegte, wo er sie den folgenden Morgen wieder anfangen wolle, erfuhr er die Wahrheit seines Wahlspruches: „Es lebt ein Gott

im Himmel, der für Alles ſorgt; die Ihm vertrauen, kann er nie verlaſſen.“ — Seine Frau kam eilends mit der Nachricht zu ihm, daß er am folgenden Morgen bey dem Stadt-Bürgermeiſter erſcheinen ſolle. Er gieng zu demſelben, und erhielt den Ruf zu einer Dorf-Pfarre. Freudig nahm er denſelben an, und dankte Gott, der für ihn geſorgt hatte. Er mußte aber, um ſeiner Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe willen, noch mancherley Prüfungen erfahren, und ſein Gehalt wurde durch feindſelige katholiſche Geiſtliche, worunter beſonders der damalige Biſchof von Straßburg war, zurückgehalten. Indeſſen fand er an Reinhard von Rotenburg einen großen Freund und Beſchützer. Dieſer ſetzte einſt des Musculus Unerſchrockenheit und Zuverſicht zu Gott in der Noth folgenderweiſe auf die Probe. Er ritt, in ganz unkenntlicher Kleidung, mit einigen Reitern vor die Thüre der Dorf-Kirche, worin Musculus predigte, und ließ ihn unter vielen Drohungen herausrufen. Dieſer, der nichts anders vermuthen konnte, als daß es der Biſchof von Straßburg mit ſeinem Gefolge ſeye, bat nur, daß man ihn ſeine Predigt erſt endigen laſſen möchte, dann wolle er mit ihnen hingehen, wohin ſie es verlangten. Sie erlaubten ihm dieſes, und nun predigte er weiter fort mit einer ſolchen Gegenwart des Geiſtes, daß man auch nicht das geringſte Zeichen von Furcht an ihm wahrnahm. In der Meinung, daß ihm eine große Lebensgefahr bevorſtehe, ermahnte er am Schluſſe der Predigt ſeine Gemeinde zum Glauben und zur Beſtändigkeit im Guten, und bat ſie, für ihn zu beten. Alle Gemüther der in der Kirche anweſenden Zuhörer wurden von Furcht und Schrecken befallen, er aber gieng mit getroſtem Muthe von der Kanzel, und ergab ſich unerſchrocken in die Gewalt derer, die er für ſeine Feinde hielt, feſt und entſchloſſen, für Jeſu Chriſti Lehre Glück und Leben aufzuopfern. Voll Verwunderung über ſeine Unerſchrockenheit und Vertrauen auf Gott, entdeckte ſich ihm hierauf Reinhard, umarmte und ermahnte

ihn, Zeitlebens einen solchen christlichen Heldenmuth zu behaupten. Gott belohnte ihn auch für sein Vertrauen, erweckte ihm Wohlthäter, und führte ihn nach Straßburg, wo er die Stelle eines Diakonus erhielt.

79.

Wie belebend für das Vertrauen auf Gott selbst Kleinigkeiten seyn können, wenn man sie mit frommer Seele und nach den Anweisungen Jesu zu nützen weiß, zeigt folgende Geschichte: Melanchton, der ehrwürdige Freund und Gehülfe Luthers, war einst mit diesem und mit mehreren Gottesgelehrten zu Torgau versammelt, um bey den drohenden Gefahren, in welchen sich die kaum entstandene evangelische Kirche befand, Berathungen anzustellen, und den Fürsten der protestantischen Parthey Vorschläge zu ertheilen. Man hatte schon viel gesprochen, sich schon lange angestrengt, etwas Ersprießliches ausfindig zu machen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen: als der ermüdete, fast trostlose Melanchton auf einige Augenblicke herausgerufen wurde. Bey'm Zurückkehren in die Versammlung kam er zufälligerweise in ein Zimmer, wo er die Gattinnen dreyer Prediger beysammen fand, die unter häuslichen Geschäften ihre kleinen Kinder Gebete zu Gott für die Erhaltung des Evangeliums lehrten. Mit inniger Rührung hörte der fromme Melanchton das Rufen dieser Unmündigen; — und was war natürlicher, als daß ihm die Worte beyfielen: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir eine Macht zugerichtet." — Nun erhob sich daher auch sein niedergedrückter Geist, und mit fröhlicher Miene kam er in die Versammlung zu seinen bekümmerten Freunden zurück. Mit Verwunderung fragte Luther nach der Ursache dieser schnellen Veränderung. — „Laßt uns nicht zagen," — antwortete der jetzt getroste Melanchton — „ich habe so eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen, und unüberwindlich seyn werden; es sind un-

sere Kleinen, deren Rufen zu Gott ich jetzt gehört habe; und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen!“

Stille Ergebung in den Willen der Vorsehung.

80.

Johann Nikolaus Johns, ein Landmann zu Sahms im Hannöverischen, war einer der edelsten, unter mannigfaltigen und schweren Leiden bewährten Christen. Schlecht und recht und gottesfürchtig arbeitete er mit stillem Wesen und unverdrossenem Fleiße, und ließ sich dabey die Sorge für seinen höhern Christen-Beruf beständig angelegen seyn. Die gute Erziehung seiner Kinder, und die ihnen verschafften nützlichen Kenntnisse bewiesen es, was in diesem Stücke auch der Ungelehrteste vermag, wenn er nur will. Er war ihnen selbst Beyspiel, strebte redlich nach mehrerer Einsicht, ohne sich etwas damit zu wissen; that Niemanden etwas zu Leide, lebte mit Allen in Frieden: denn da er Allen mit Rath und That beystand, so konnte Niemand ihm böse seyn. — Er erfuhr aber viele und schwere Prüfungen, und es war merkwürdig, daß alle möglichen Unglücksfälle gerade ihn zuerst trafen, der vor Vielen besserer Schicksale werth zu seyn schien. Riß die Vieh-Seuche im Dorfe ein, so traf sie sein Vieh; und war Mißwachs im Jahre, so litten seine Felder am meisten. Ausserdem gieng selten ein Jahr hin, daß er nicht bald hier, bald da, an seinem Vermögen irgend einen Schaden erlitt. — Er selbst, sein Weib und seine Kinder waren kränklich. — Seine Scheune wurde zur Nachtzeit, Niemand wußte woher, mit allem darin Befindlichen ein *Raub der Flammen*; und der arme Mann, der, um Ei-

niges noch zu retten, ſich zu ſehr gewagt hatte, ward ſelbſt vom Feuer beſchädigt. Doch dieß alles waren nur noch geringere Leiden! Sein einziger Sohn, der mit den Pferden auf dem Felde war, blieb über die Zeit aus. Der Vater eilt, voll banger Ahnung, um ihn aufzuſuchen, und findet ihn in ſeinem Blute — vom Pferde erſchlagen. Stumm vor Schmerzen und thränenlos ſchließt er ſein Kind in die Arme, und trägt es mit wankenden Schritten in die Hütte, ſetzt ihn in einen Stuhl gegenüber, und blickt ſo ſtundenlang, ſprachlos, und mit gefalteten Händen die Leiche an, indeß Frau und Töchter das Haus mit lautem Wehklagen erfüllten. — So war das Leben dieſes Mannes eine Kette von Leiden, die Gott ihm ſandte, unter denen er aber nicht erlag. Beynahe aller Güter beraubt, ſuchte er doch keine fremde Hülfe, klagte nicht, ſondern trug ſein Kreuz mit ſtiller Geduld und im Aufſehen auf Gott; ſetzte den erſten Unglücksfällen noch größere Einfachheit und Arbeitſamkeit entgegen; dem letztern aber Glauben und Hoffnung auf frohes Wiederſehen im himmliſchen Vaterlande. Einige Zeit vor ſeiner ſeligen Verewigung ließ er ſeinem Beichtvater, Paſtor Langenreuter, wiſſen, daß er mit den Seinigen ſehr krank ſeye. — Dieſer kam. Aber welch' einen erſchütternden Anblick hatte dieſer edle Seelſorger hier auszuhalten! Auf einem Bette lag der chriſtliche Landmann ſelbſt nebſt ſeinem Weibe, das nicht unwerth war, mit ihm zu leben und zu leiden, auf dem andern aber ſeine vier unerwachſenen Töchter, alle krank an der Ruhr. — Der würdige, theilnehmende Prediger traf ihn auch jetzt in der beſten Faſſung an; und bey allen ſeinen nachherigen Beſuchen fand er zwar mehreren Jammer, aber auch immer größere Standhaftigkeit und gänzliche Ergebung in den Willen ſeines himmliſchen Vaters; indem der gute Landmann erkannte, daß Gottes Abſichten und Wege mit ihm — wie dunkel und rauh ſie ihm auch oft vorgekommen — doch immer lauter Güte und Weisheit *geweſen ſeyen*, und daß Gott doch zuletzt

ſeinen heiligen und liebevollen Zweck an ihm erreichen werde. Und dieſe ſelige Stimmung ſeines Herzens hatte ihren Grund in dem Glauben, daß ſein Erlöſer lebe, und auch ihm ewiges Leben ſchenken werde. — Es fieng nun an, ihm ſo unausſprechlich ruhig und heiter zu werden; und ſeine Seele ſehnte ſich hinüber in das Land der ſeligſten Wonne, um daheim zu ſeyn bey dem Herrn, an den er geglaubt, und dem er gelebt hatte. — Und ſo gieng ſein frommer Lehrer, der gekommen war, ihn und ſeine Familie zu tröſten und zu erbauen, jedesmal erbauter, geſtärkter und beſchämter aus dieſer Hütte zurück. Einſt fühlte derſelbe Abends, — es war ſchon ſpät, — einen heftigen Antrieb noch einmal hinzugehen. Er gieng. Tiefe Stille herſchte im Zimmer, das von einer ſchwachen Lampe nur wenig erleuchtet ward. Man bemerkte ihn kaum, als er hineintrat; Frau und Kinder vergaßen ihrer eigenen Krankheit, und jammerten nur über den Vater. Als jener nun ins dunkle Bett hinein ſah, fand er ihn aufrecht ſitzend, ſein Haupt entblößt, die Mütze in beyden gefalteten Händen, und ſein brechendes Auge gen Himmel gerichtet. Er redete ihm zu, und noch ſchien der Sterbende ihn zu kennen; doch war er ſeiner Sinne nicht ganz mehr mächtig. Aber mit Inbrunſt hielt er ſeine Hände empor, ſah gen Himmel, und betete mit abgebrochenen Worten, aus dem innigſten und vollſten Herzen; gedachte auch noch in ſeinem Gebete der Seinigen, ſeiner Wohlthäter, und auch ſeines Freundes, des Predigers. Dieſer fand am folgenden Morgen die Frau allein auf dem Bette. Sie ſah ihn ſtarr an, zeigte auf ein langes, in der Ecke des Zimmers auf der Erde ausgebreitetes Bahrtuch, unter welchem die Leiche ihres Mannes lag. „Er iſt — ſanft eingeſchlafen" — ſagte ſie mit ſchwerer Zunge, zeigte auf ſich, dann gen Himmel, und ſchien ſagen zu wollen, daß ſie ihm bald folgen würde. — Nach 24 Stunden hatten fünf unerzogene Kinder keine Aeltern mehr. Beyde

wurden an Einem Tage beerdigt, und ein gemeinschaftliches Grab deckt ihre Asche.

81.

Als man gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in Frankreich die Protestanten mit unglaublicher Härte verfolgte, traf dieses traurige Schicksal, unter vielen andern vortrefflichen Männern, auch den Advokaten Isaak le Febvre (le Febb'er), einen Mann, der aus einer der angesehensten Familien des Reiches abstammte, und nach seiner eigenen Versicherung in so glücklichen Umständen sich befand, daß ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb. Dieser Unglückliche mußte 16 Jahre in Gefängnissen und auf Galeeren die schrecklichste Mißhandlung, um seines Glaubens willen, erdulden. Mehr als 10 Jahre lang wurde er in einem Gewölbe der St. Johann-Schanze zu Marseille, die ehedem als Pferdestall gebraucht worden, bisher aber wüste gestanden, weil sie zu feucht, und folglich ungesund für die Pferde gewesen, eingesperrt gehalten. Es war ihm nicht mehr Licht vergönnt, als so viel durch eine mit Gittern versehene Thüre in das Gewölbe fiel. Ueberdieß hatte er hier den garstigsten Geruch auszustehen, und Alles vermoderte und verschimmelte daselbst. Als man den le Febvre hieher brachte, nahm man ihm selbst das einzige Buch, das er bisher noch gehabt hatte. Die Speisen und Getränke, die ihm gereicht wurden, waren voll Unrath, unerachtet er sie selbst bezahlen mußte. Oft hatte er weder Wäsche noch Kleider, und eben so wenig eine Matratze oder Decke. Verschiedene Personen, die ihm aus Mitleiden nur einige kleine Gefälligkeiten erwiesen hatten, wurden zum Tode verdammt und gehangen, ungeachtet man ihre Unschuld und Redlichkeit kannte. Kein Wunder war es, daß bey diesen harten und unmenschlichen Begegnungen seine Gesundheit aufs empfindlichste litt. Er bekam einen Fluß an den Zähnen, große Nieren-Schmerzen, Schnupfen, Durch-

lauf, verſchiedene Fieber, und mehrere andere ſchwere Krankheiten. Nichts aber konnte ſeinen Glauben wankend machen, nichts ſeine Geduld, welche im Vertrauen auf Gottes Vorſehung und im Gebete Nahrung fand, erſchüttern. „Ich ſetze" — ſchrieb er an einen ſeiner Freunde, — „allen meinen Leiden den Willen Gottes entgegen. Wenn Armuth, Krankheiten, Schmerzen und Gefängniſſe die Mittel ſind, deren Gott ſich bedienen will, mich noch mehr zu läutern und ſelig zu machen, warum ſollte ich dieſelben verwerfen? Ich werde mit Freuden ſterben, wenn es Gott gefällt, mich abzurufen. Mein Schickſal iſt zwar hart; allein, wenn mich Gott auch einen ſchmerzvollen Tod leiden laſſen ſollte, ſo will ich Ihn dennoch loben, ſo lange ich hier bin." In dieſen vortrefflichen und ſeligen Geſinnungen verharrte er bis an ſein Ende, welches in dem obgedachten harten Gefängniſſe, im Jahre 1700, in der Nacht zwiſchen dem 13. und 14. Junius, erfolgte.

82.

Die verſtorbene Herzogin Philippine Charlotte von Braunſchweig, war ſo eben voll Freude über die Hoffnung, ihren zärtlich geliebten Sohn Leopold bald wieder zu ſehen, und in ſeiner Geſellſchaft glückliche Tage zu verleben, als höchſt unerwartet die Nachricht ankam: — „ihr geliebteſter Leopold ſey in der Waſſerfluth ertrunken, und als ein Opfer ſeines menſchenfreundlichen Herzens gefallen." Ueberall herrſchte Trauer und Wehklagen um den Verluſt dieſes edelmüthigen Prinzen. Eine Stunde, nachdem die Herzogin die Todes-Botſchaft erhalten hatte, fand ſie ihr Hofprediger (der nachherige Däniſche Conſiſtorialrath Feddersen) an ihrem Leſe-Tiſche, und die Bibel vor ihr. Sie redete ihn ſogleich an: „Gott hat mich wieder tiefgebeugt, — aber Gott hat es gethan, — und was Gott thut, das iſt wohlgethan! — Murren wider Gott wäre *Sünde, und murren* will ich nicht. — Gott hat mich

gewiß auch dieses Leiden aus Weisheit und Güte erleben lassen: — Er will mich dadurch noch näher zu sich ziehen. — — Mein Sohn hatte noch ein gutes unverdorbenes Herz; wäre er noch länger in dieser Welt geblieben, vielleicht hätte dieses sein Herz verderbt werden können; er war aufrichtig, und kannte keine Falschheit, — die Falschheit der Welt hätte ihn vielleicht verführt und unglücklich gemacht. Gewiß hat ihn Gott zu seinem Besten so plötzlich aus der Welt genommen.“ Es war schon ihr Entschluß gewesen, nach einigen Tagen mit ihrem Hofe das heil. Abendmahl zu genieſſen. Bey der Frage: ob Sie auch jetzt diese feyerliche Religions-Handlung begehen wolle, antwortete sie: „Nun noch desto eher; denn in der Welt und ihren Zerstreuungen finde ich keine Ruhe für mein bekümmertes Mutter-Herz! Bey Gott und in der Religion will ich diese Ruhe suchen; da finde ich sie gewiß.“ Sie hielt die Abendmahls-Feyer mit musterhafter, christlicher Gemüths-Fassung, und ward dadurch so gestärkt, daß sie nun andern Tiefbekümmerten Trost mit den Worten in's Herz sprechen konnte: „Wie gehorsam gab Abraham seinen Sohn an Gott hin, als Er denselben von ihm verlangte! Sollte ich meinen Sohn, den mir Gott gegeben hat, nicht auch gelassen wiedergeben, da er mir denselben abfordert?“

83.

Gottfried von Häseler, der im Jahr 1752. als Königlich-Preußischer Geheimer-Rath starb, erlebte das harte Schicksal, daß er innerhalb sieben Tagen seine vier ältesten, sehr hoffnungsvollen Söhne an den Blättern verlor. Drey derselben wurden an Einem Tage zu Grabe getragen. Mit großer Fassung folgte der weinende Vater ihren Särgen nach. Als der letzte eingesenkt war, kam ihm die Nachricht zu Ohren: eben sey der vierte auch gestorben. Jetzt fiel er in Ohnmacht: aber sobald er sich erhohlt hatte, sprach er von diesem vielfachen sehr *schmerzlichen* Verluste mit aller Gelassenheit eines

Christen. Sein zärtliches Vaterherz empfand denselben freylich, so lange er lebte; er bezeugte es oft, daß er durch diese harte Göttliche Schickung sehr gebeugt worden seye; aber mit welcher Gemüthsfassung er solche ertragen habe, können seine eigenen Worte, womit er diesen Trauerfall in seinem Tagebuch aufzeichnete, am besten beweisen. Es sind folgende: „Im October 1743. hat uns der Herr über Leben und Tod ein Hartes erzeiget, innerhalb sieben Tagen sind unsere vier ältesten hoffnungsvollen Söhne uns an den Pocken durch den Tod entrissen worden, nämlich August den 19ten, Friederich den 20sten, Wilhelm den 23sten, und Carl den 25sten; — Gott erfreue ihre, durch das Blut Christi theuer erkauften Seelen vor dem Throne des Lammes in alle Ewigkeit! Uns arme, schmerzlich gebeugten Aeltern lehre Er, seinen heiligen Rathschluß erkennen und bedenken: daß, was Er thut, wohlgethan sey! — Einst sehen wir im Lichte, was hier auf Erden dunkel war, und rufen dann, vereint mit unsern Kindern, aus: „„Vater! hier sind wir, und die Du uns gegeben hast.““

84.

Epiktet, ein Griechischer Philosoph, sagt in irgend einer Stelle, wo er von der Göttlichen Vorsehung spricht: „Erhebe dein Auge mit Zuversicht zu Gott, und sage: von nun an, o Herr! mache es mit mir, wie Du willst! was Du willst, will auch ich; ich weigere mich keines Dinges, das Dir gut scheint. Lege mir Lasten auf, welche Du willst! kleide mich, wie Du willst; stelle mich in ein öffentliches Amt, oder laß mich wie einen Privat-Mann leben; laß mich in meinem Vaterlande wohnen, oder aus demselben verbannt werden; gib mir Reichthum, oder laß mich mit Armuth kämpfen — für Alles dieses will ich Dich vor den Menschen rechtfertigen. Tadeln sie, was Du über mich verhängst, und nennen es ein grausames Schicksal, so will ich die Schutzrede für Dich machen, und Deine Wege rechtfertigen, daß Alles, was

Du thust, das Beste für mich seye." — So hoch im Glauben an eine weise und gütige Regierung unserer Schicksale schwang sich dieser Heide, der manchen Christen beschämt!

85.

Carl Christoph Hofacker war ein berühmter und rechtschaffener Lehrer der Rechtswissenschaft in Tübingen, woselbst er am 20. April 1793. starb. Durch mannigfaltige Leiden wurde seine Religiosität geläutert und bewährt. Eine seiner geliebten Töchter wurde durch eine Augen-Krankheit eben so sehr verunstaltet, als sie vorher schön gewesen war. Diese Krankheit, welche über 10 Jahre dauerte, verursachte ihr viele Schmerzen, so daß sie oft halbe Tage und Nächte hindurch laut schrie, und sich auf dem Boden wälzte. Der gute Vater bestrebte sich, bey allem Hauskreutze, welches er erfuhr, immer besser, immer tugendhafter zu werden, und in der That wurde er vollkommener in der Schule der Leiden. Er war fest überzeugt, daß kein irdisches Leiden dem standhaft vertrauenden Menschen zu schwer und unerträglich seye. Er betrachtete jedes Leiden als Mittel zum Fortschreiten in der Frömmigkeit und Tugend, wozu er es selbst benützte, und wodurch er sich sein Leiden erleichterte. Noch kurz vor seiner letzten Krankheit, da der größte Theil seiner Familie in Jammer versunken lag, und seine Gattin ihn wehmuthsvoll fragte: warum denn nur sie so viel Unglück treffe? — antwortete er lächelnd: „wir haben doch auch der Freuden nicht wenig gehabt!" — und kurz darauf sagte er bey einer andern Gelegenheit: „Vieles, sehr vieles haben wir gelitten; allein ich wünschte doch nicht, nur Ein Leiden weniger gehabt zu haben." Christus war das Muster, das er stets vor Augen hatte, dem er immer ähnlicher zu werden suchte. — Er behauptete, daß er ohne Religion ganz gewiß sehr lasterhaft geworden wäre. Aufrichtige Liebe zur Religion erzeugte bey ihm ein

festes Vertrauen auf die Vorsehung, besonders in solchen Fällen, wo menschliche Kräfte nicht ausreichen. Bey diesem Vertrauen machte ihm seine zahlreiche Familie keinen Kummer, wenn er dachte, daß er vielleicht frühzeitig von ihr durch den Tod getrennt würde: wie er denn auch nur ein Alter von 44 Jahren erreichte.

89.

Philipp von Mornay (Mornäh), Französischer Staats-Minister, der nicht nur als Krieger, Staatsmann und Gelehrter, sondern auch als der aufgeklärteste und tugendhafteste Christ gleich groß und liebenswürdig war, verlor bey der Belagerung von Geldern im J. 1605. seinen einzigen Sohn, und im folgenden Jahre seine geliebte Gattin. Der erste Schlag zwang ihn, wie er sich ausdrückte, zum Schreien, und der andere machte ihn ganz sprachlos. Seine Gott-Ergebenheit siegte aber doch zuletzt über die Natur, und statt sein Leben unthätig zu verseufzen, widmete er es jetzt von Neuem ganz dem Dienste seines Vaterlandes. Der Tod seines guten Königes, Heinrich *IV.* im Jahr 1510, beraubte ihn nicht nur seiner Statthalterschaft, sondern auch aller Gelegenheit, dem Vaterlande ferner nützlich zu seyn. Er verlor sogar auch das einzige noch übrig gehabte Vergnügen, seine Bibliothek. Als ein christlicher Weiser drückte er sich über diese äusserste Kränkung also aus: „Man redet viel von meinen Verdiensten um den Staat, behandelt mich aber dabey auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Jedoch, ich habe mich längst daran gewöhnt, alle Belohnung in mir selbst zu suchen, und überdieß nahet ja die Zeit heran, da ich sie auch bey Gott finden werde.“ Nur die Bedrängnisse seiner Glaubens-Genossen, die immer mehr zunahmen, hielten ihn noch in seinem undankbaren Vaterlande zurück, daß er nicht in England oder Holland diejenige Ruhe suchte, welche man ihm wetteifernd anbot. Er fand sie im Jahre 1623. bey Gott,

der ihn im 74sten Jahre seines Lebens von dieser Erde zu sich abrief.

87.

Für Menschen, die ein zartes Gefühl für Ehre mit großmüthiger Menschenliebe verbinden, gibt es kaum ein drückenderes Leiden, als das Zurückkommen in seinem Vermögens-Zustande, wodurch man seine Hände zum Wohlthun gebunden, und noch sogar sich selbst, wenn auch nur zum Theil, von Andern abhängig sieht. Nur der christlich-kindliche Sinn kann sich in einer solchen Lage auf eine würdige Weise aushelfen; und er hilft nicht mit leeren Worten von Vertrauen auf Gott, sondern mit wirklichem Vertrauen, das sich mit eigener, reger Thätigkeit auf die schönste Weise vereiniget. Diesen edeln Charakter bewies vor einigen Jahren ein Privatmann, Namens K..., in einer der ersten Städte der Schweiz. Schon von Jugend auf befand er sich in sehr glücklichen Umständen. Nach seinem Stande verdiente sein Loos beynahe glänzend zu heißen. Sein äusseres Glück beruhte auf einer Handlung, die zwar nicht sein war, und er konnte zum bessern oder schlechtern Gange derselben nichts beytragen; aber sein ganzes Vermögen lag darin. K... führte ein Leben, das beynahe beneidenswerth war; seine Kinder, seine Freunde und die Armen waren seine Welt, in welcher zu nützen, zu erfreuen und wohlzuthun sein Leben war. Die gute Erziehung seiner Familie, die Unterstützung der Armen, welche von ihm mit einer Treue aufgesucht wurden, die der Himmel mit Lust ansieht, und die Erfreuung seiner Freunde, kurz das, was mit dem Genusse reiner häuslicher Glückseligkeit verbunden ist, war sein einziges Vergnügen, was er sich mit seinem Gelde schaffte. In allen andern Rücksichten war er immer ein Muster der Eingezogenheit. Nach Verlauf mehrerer Jahre fieng die Handlung, in welcher er sein Vermögen stehen hatte, an zu sinken, was ihm erst verheimlicht wurde, und sein

Verluſt war ſchon beträchtlich, ehe er es nur inne ward. Da er nun den groſſen Verluſt, der ihn betraf, wirklich erfuhr, und die Verminderung ſeiner Einkünfte ſchmerzlich tief empfand, ſo faßte er ſich mit würdigem Sinne. Nicht nur ertrug er dieſen von ihm ganz unabhängigen Schlag des Schickſals mit bewundernswürdiger Gott-Ergebenheit; nicht nur erwartete er mit hoffnungsvollem Vertrauen, daß Gott ihm das Nöthige nicht verſagen werde, ſondern er lernte auch, mit Gelaſſenheit ſeinem ſo gerne gebenden und erfreuenden Herzen Gewalt anthun. K... ſonſt immer gewohnt, tief zu greifen, wenn es um Freude zu machen zu thun war, konnte freylich noch jetzt nichts anders, als mit inniger Liebe ſtets darauf denken, wie er erfreuen könne; — aber er begnügte ſich nun, auf ſolches Freudemachen zu ſinnen, was nicht Geld koſtete, damit er wenigſtens denen nichts entziehe, für die zu ſorgen er die nächſte Pflicht hatte. Weit entfernt, an jener Klippe zu ſcheitern, in welche manchmal auch Fromme gerathen, — daß ſie nämlich in eine Art von Unthätigkeit gerathen, weil ſie denken, daß Gott ihnen Auswege zeigen müſſe, und dann die kleinen ihnen nahe liegenden Fußſteige zu ihrer Rettung überſehen — merkte er darauf, was wohl der Wink des Vaters im Himmel ſeyn möge, daß er thun ſolle. Ein kleiner Erwerb öffnete ſich ihm, und ungeachtet derſelbe mit einer ihm ganz fremden Art von Mühe verbunden war, arbeitete er ſich mit ſeltener Treue hinein, und der Segen Gottes blieb nicht aus. Und am Schluſſe jenes für ſeine äuſſeren Umſtände ſo unglücklichen Jahres ſchrieb er einem Freunde: „Ja, ſo habe ich Gott noch nie gedankt, wie jetzt. Bis hieher hat mir der Herr geholfen und mich, das allerſchwächſte ſeiner Kinder, durch dieß heiſſe Leidens-Jahr ſo väterlich hindurch getragen. Auch die Leiden, durch welche Er mich läuterte, waren bloß Segen und Wohlthat. Nur mein Eigenwille, der nicht immer gern wollte, was Gott wollte, füllte bisweilen mein Auge mit Thränen, — aber der Herr

war langmüthig und gnädig. Er vergab, und führte mich dennoch, wie es Ihm wohlgefiel."

87 b.

„Vor mehreren Jahren" — so erzählt eine edle Dame von ächt-christlicher Gesinnung — „hatte ich hier in E... die große Freude, einen dem Ansehen nach recht elenden armen Kranken kennen zu lernen, den ich in einem Zustande des Leidens erblickte, den ich mir kaum größer hätte denken können. Es war ein armer Leine-Weber, mit Namen S..., der hier lebte, und den das Unglück traf, den Krebs in's Gesicht zu bekommen. So lange er's vermochte, arbeitete er mit aller Treue, um sich und den Seinen, einer Frau und seinem noch jungen Kinde, das Brod zu verdienen. Als dieses nicht mehr möglich war, machte er diejenigen, so bey ihm hatten arbeiten lassen, mit seiner Noth bekannt. Sein Leiden ertrug er dabey still, und mit der ausgezeichnetsten Gelassenheit und Ergebung. Von ungefähr kam er auch mir vor die Augen, wo ich ihm sagte, er möchte künftig auch aus unserem Hause sich eine kleine Gabe holen. Er dankte aber ganz bescheiden, und meynte, er hätte genug an dem, was er von denen erhalte, die ehemals bey ihm hätten arbeiten lassen. Ich mußte ihn recht dringend nöthigen, auch meine Gabe anzunehmen, da ich wohl wußte, wie sehr er ihrer bedurfte. Endlich nahm sein Uebel in solchem Maaße zu, daß er nicht mehr ausgehen konnte, sondern das Bett zu hüten genöthiget war. Da er sich solchergestalt bey mir nicht weiter sehen ließ: so schickte ich ihm die kleine Gabe durch eine Frau, seine Nachbarin, zu, die dieß Geschäft, aus Mitleid mit den Armen, auch recht gern übernahm. Doch endlich wollte diese nicht mehr zu ihm gehen, weil ihr der Anblick des Kranken gar zu entsetzlich, und der Geruch in seinem elenden Zimmer gar zu widerlich sey. So hatte der Arme, Höchstbedauernswürdige, einige Wochen nichts von uns erhalten, *denn nie schickte* er seine Frau zu uns, welche

vielmehr durch Arbeit auſſer dem Hauſe das Allernöthigſte mußte zu verdienen ſuchen. Jetzt wollte ich auf einen Monat verreiſen. Ich gieng deßhalb mit derſelben zuvor zu unſerem Kranken, um ihm die rückſtändige Gabe zu bringen, und vielleicht noch ſonſt etwas zu ſeiner Erquickung zu thun. Ich trat in die Stube des Kranken; aber ach! welch' ein Anblick von Jammer und Noth! nie hatte ich je dergleichen geſehen. Da lag der Unglückliche mit einem viel ſchrecklicheren Geſichte als das eines Skelets. Augen, Naſe und ein Theil des Mundes waren weggefreſſen. Ich ſchauderte zurück — Doch, was ſahen, was hörten von dieſem Lager des Elendes die Augen und Ohren des Geiſtes? Daß keine Noth der Seele ſchaden kann, welche ſicher in Gottes Händen ruht. — Ich redete den armen Dulder mit dem Gefühle des innigſten Mitleids an, und beklagte ihn herzlich. Als er meine Stimme hörte, reichte er mir freudenvoll die Hand, und mit Inbrunſt des Geiſtes ſagte er: wie er hier liege, ſchmecke und ſehe er nur die Freundlichkeit ſeines Gottes und Heilandes. „Gott iſt meine Zuverſicht und Stärke, meine Hülfe in den großen Nöthen, die mich getroffen haben.“ So gieng ſein Mund über von lauter Lob- und Dank-Sprüchen, die der Geiſt Gottes zu ſeiner Labung und Stärkung für ihn auserleſen hatte. Auf meine in Abſicht ſeiner leiblichen Noth an ihn gerichteten Fragen antwortete er, daß all' ſein Leiden leicht und nicht werth ſeye der Herrlichkeit, die nun bald an ihm ſolle offenbart werden, und gieng gleich wieder aufs Lob Gottes über. Und als ich mich erkundigte, ob ihn kein Prediger beſuche, antwortete er: Ach nein! wie könnte ich auch das einem zumuthen! Und überdieß iſt der Geiſt Gottes ſo geſchäftig an meiner Seele, daß ich keines menſchlichen Troſtes bedarf. Noch iſt mir nie die Zeit auf meinem Krankenlager zu lang geworden. Und nun ſagte er mir ein von ihm ſelbſt gemachtes Lied, *das ganz paſſend auf* ſeine Umſtände war, und ſang nach-

her mit sichtbarer Freude mehrere Verse desselben. Sehr gern hätte ich mir dasselbe zum Gedächtnisse der großen Wunder Gottes an den Menschen, zum Nachschreiben vorsagen lassen, allein für dieß Mal war die Zeit zu kurz, und als ich von der Reise zurückkam, war der fromme Dulder aufgenommen zu den Sängern der himmlischen Schaaren:

Wo nicht mehr die Streiter ringen,
Wo sie Sieges-Lieder singen.

87 c.

„Eine Bauersfrau, in der Gegend des Bieler-Sees," — so schreibt Meiners in seinen Briefen über die Schweiz — „gab mir ein Beyspiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Führungen der Vorsehung, das wirkliches Erstaunen bey mir erregte. Als ich mich der Hausthüre näherte, erblickte ich vor dem Ofen am Fenster eine alte Frau mit einem kränklichen, aber interessanten, heitern Gesichte, die mit großer Begierde Kirschen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmählig zu einem Gespräche über ihren Zustand, indem ihr ganzer Körper zeigte, daß sie vor kurzem krank gewesen war. Sie erzählte mir, daß sie seit dem letzten Herbste die Wassersucht, und fünf beynahe tödtliche Anfälle von dieser Krankheit gehabt habe. Bey der letzten Rückkehr derselben habe sie fünf Wochen hintereinander in dem Stuhle, worin sie jezt sitze, ohne Schlaf und Essen unter unaussprechlichen Beängstigungen zugebracht, allein sie preise Gott dafür, daß sie niemals von dem Zutrauen zu Ihm und von der Geduld im Leiden verlassen worden. Vielmehr habe sie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Töchter geschlafen, für die Wohlfahrt dieser theuren Menschen gebetet, und dem lieben Gott für alle die unzähligen Freuden gedankt, die Er ihr in einem langen glücklichen Leben geschenkt habe. Ungeachtet jezt Schlaf und Appetit zurückgekehrt seyen, so wäre

sie doch immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wann der Herr des Lebens sie abfordern wolle."

87 d.

„Lange Jahre" — sagt Hr. Pfarrer Geßner in seinen christlichen Unterhaltungen für Leidende — „war eine mannigfach leidende und sehr arme, aber in noch höherem Grade als dieß beydes fromme, und in ihrer Frömmigkeit sehr einfache Person, der Gegenstand meiner lernenden Beobachtung, und jeder meiner Besuche bey ihr wahre Erbauung für mich. So lange sie gesund war, stand sie in einem Dienste, den sie mit musterhafter Treue versah. Ihr kleiner verwachsener Körper wurde bald zu schwach, schwerere Arbeit zu verrichten, und, ich weiß nicht was für ein Zufall, hatte die Bänder ihres einen Hüftgelenkes so locker gemacht, daß sie beynahe keine Festigkeit mehr hatten. Dennoch konnte sie noch ausgehen, und ihr liebster, am öfterſten betretener Weg war der zur Kirche. Ohne in ihrer frühen Jugend eine andere als die gewöhnlichste Bildung erhalten zu haben, war sie bloß durch Umgang mit verständigen Personen, durch Lesung sehr wohlgewählter Schriften, und durch Besuch guter Predigten wirklich merkwürdig gebildet worden. In ihrem guten, beynahe einzig der Religion geheiligten Gedächtnisse bewahrte sie einen köstlichen Schatz von Bibel-Sprüchen und christlichen Liedern. Sie gehörte zu keiner besondern Religionspartey, keiner Art religiöser Gesellschaft, sondern sie hatte bloß die einfache Evangeliums-Religion im Herzen, und mit ihrem gesunden Verstande recht wohl verdaut.

Sie hatte nun ihren eigenen kleinen Haushalt; ein sehr kleines Stübchen war ihre Wohnung; ein Bett, ein Tischchen und zwey Stühle ihr Geräthe, ein Spinnrad ihr fleißig-gebrauchtes Werkzeug; und das N. Testament sammt einigen religiösen Büchern ihre Unterhaltung in Feyerstunden. So lange sie konnte, erwarb sie

sich mit fleißigem Spinnen die dringende Nothdurft. Sparsamkeit, ein weises zu Rathehalten des Geringsten, und eine Genügsamkeit, wie ich sie nur selten vereinigt sah, machten ihr ärmliches Leben glücklich. Nun mehrten sich nach und nach ihre Beschwerden und Schmerzen, mit diesen auch ihre Armuth, denn sie konnte nun erst wenig, dann nichts mehr erwerben. Menschenfreundliche Güte unterstützte sie, und die Unterstützung wurde durch die obengenannten Tugenden und den Segen von Gott gekrönt. Sie wurde elender, und nun glaubte sie ihre Lage zu erleichtern, wenn sie zu einer andern Haushaltung einzöge, um dort nicht so ganz allein und verlassen zu seyn. Allein bald fühlte sie den Mangel ihres ungestörten Friedens und ihrer Gebetes-Stille weit tiefer, als vorher den Mangel auch der nöthigsten Pflege. Deßhalb kehrte sie in Gottes Namen nach ungefähr Jahres-Frist wieder in ihr kleines einsames Stübchen zurück. Konnte sie das Bett verlassen, so that sie es — und jeden Mittag wankte sie, an den Wänden sich haltend, zur Thüre hinaus in ihre kleine Küche, kochte sich ihre Suppe, machte des Winters Feuer in den Ofen, und vom Mittag bis Abend wurde der Rest des Süppchens warm erhalten, und am Abend mit mehr Dank gegen Gott genossen, als je eine reiche Mahlzeit verzehrt zu werden pflegt. Einige Freundinnen, die sie von Zeit zu Zeit besuchten, machten ihr das Bette zurechte. So gieng's, bis auch dieß nicht mehr gehen konnte, dann sorgte der liebe Gott auch wieder für sie. Eine brave jüngere Base zog zu ihr ein, und übernahm neben ihrer Hände-Arbeit, womit sie ihr Auskommen erwarb, die tägliche und besonders nächtliche Pflege der armen Alten.

Eine Demuth, ein Gefühl eigener Kleinheit und der Größe der Güte Gottes durchdrang ihre ganze Seele. Ihr kam nie ein Sinn daran, daß ihre Geduld, ihre Zufriedenheit und Frömmigkeit ihr vor Gott und Menschen einen *Werth geben* könnte. „O der liebe himm-

liſche Vater iſt ſo gut" — ſagte ſie oft — „wenn's mit meinen Schmerzen ſo arg wird, daß ich's nicht mehr tragen mag, ſo ſendet Er mir wieder Erleichterung; Er iſt ſo gut und gnädig!" Ich habe ſie in den mannigfaltigſten Leidens-Lagen, unter großen Schmerzen, ſo daß ſie oft Tage lang nicht ruhig liegen konnte, geſehen, aber nie an ihr eine andere Miene geſehen, als die der kindlich-ruhigen Zufriedenheit, des herzlichen Dankes und der hohen Freude über jedes Wort Gottes, unſers Herrn, das ihr zugeſprochen, oder von ihr war ausgeſprochen worden. Mit einer Einfachheit, die wenig ihres gleichen findet, hielt ſie an Gott. Ihr Vertrauen war ſo kindlich, und ſo weit entfernt von allem Künſtlichen und Geſpannten, war ſogar nicht Sache der Lippen, ſondern reine Sache des Herzens. Ihre Frömmigkeit und ihre Liebe äuſſerte ſich weder in ſchönen geſchmückten Worten, noch im bloßen Feſthalten an einzelnen Ausdrücken, ſondern ſie war reine Einfalt, daher auch ihr Urtheil über Andere immer mild und freundlich. Wie wenig haſt du edle, nun vollendete Seele daran gedacht, daß du in der ſchlichten Einfalt deiner unbekannten Verborgenheit, deiner anmaßungsloſen Demuth gerade eine lebendige Predigt, ein ſchön geprägter Ausdruck deſſen warſt, was Paulus ſagte: „Die Liebe bläht ſich nicht auf, ſie iſt nicht ungeberdig, ſie ſucht nicht das Ihrige, ſie läßt ſich nicht zum Zorn reitzen, ſie mißt nichts zum Argen, ſie freut ſich nicht über die Ungerechtigkeit, ſie freut ſich aber über die Wahrheit, ſie verträgt Alles, ſie glaubt Alles, ſie hofft Alles, ſie duldet Alles."

Oft hatte ſie in den letztern Jahren heftige Anfälle, von denen ſie glaubte und hoffte, daß ſie dadurch zum Ziele geführt werden ſollte, und doch erreichte ſie immer das Ziel nicht. Dieß hatte bey ihr das bewirkt, daß ſie in den letztern dieſer Anfälle immer nur an ſich arbeitete, um nicht unzufrieden und muthlos zu werden,

wenn sie doch wieder in's Leidens-Leben zurück müsse, wo sie schon am Ziele zu stehen schien.

Der letzte, ihre Kräfte verzehrende Fieber-Anfall wurde eben so von ihr angesehen; und da man sie fragte, ob man mich nicht rufen solle? lehnte sie es aus Besorgniß, beschwerlich zu fallen, ab, da sie wisse, daß ich ohnedieß bald kommen werde. Man ließ es mich indeß wissen, und als ich sie freundlich anredete: „So, Liebe, Gute! ihr seyd auf dem Heim-Wege? Bald, bald daheim!" ergriff sie eine sichtbare Freude. Sie glaubte nun sich dem Ziele nahe hoffen zu dürfen. Was ich mit ihr redete, mit ihr betete, bezog sich Alles auf ihr nahes Vollbracht. War sie gleich so schwach, kaum mehr verständlich sprechen zu können, so hatte sie doch Alles ganz verstanden, war bey voller Geistes-Gegenwart, und zeigte in den noch wenigen Stunden ihres letzten heissen Kampfes, daß diese Freude sie zum Kampfe stärke.

Sie hat ihn ausgekämpft, und der Herr wird ihr die Palme gereicht haben. Sie ist worden wie ein Kind, und darum muß sie eingegangen seyn in das Reich Gottes, — zu ihrem so oft und nie ohne innige Herzlichkeit so genannten lieben Vater im Himmel. Ja solcher ist das Reich Gottes."

Ehrfurcht und Demuth vor Gott.

88.

Das eifrige Studium der Natur und die darin erlangten großen Kenntnisse, erfüllten den berühmten Boërhave (S. 65.) mit der tiefsten Ehrfurcht gegen den Schöpfer derselben. In den kleinsten Dingen erblickte er die unendliche Macht, Weisheit und Güte Gottes; er erklärte öffentlich, daß er viel zu schwach seye, dieselbe *zu ergründen*, und rief oft bey Betrachtung der

unerforſchlichen Natur-Begebenheiten aus: „welch' eine Tiefe, beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes!“ — Bey jeder Gelegenheit ließ er ein Herz blicken, in welchem ſich die tiefſte Ehrerbietung und die zärtlichſte Liebe gegen Gott in ihrer ganzen Stärke zeigte, und ſuchte ſie auch ſeinen Zuhörern einzuflößen: indem er die Hoheit und Majeſtät Gottes immer in ein helles Licht ſtellte; dabey hingegen die Niedrigkeit und Ohnmacht der Menſchen zeigte. „Wohlan nun!“ — ſagte er in einer ſeiner Vorleſungen, — „laſſet uns die Erfindungen aller Jahrhunderte und die vorzüglichſten Unternehmungen der größten Künſtler an einem einzigen Körperchen anbringen! Man fordere alle diejenigen auf, welche große Meiſter in der Mechanik, Hydroſtatik, Hydraulik, der Naturlehre, der Zergliederungskunſt, der Chymie und Arzney-Wiſſenſchaft ſind! werden dieſelben nur Einen Tropfen desjenigen Thaues zuwege bringen können, womit die Augen oder die inneren Gänge der Naſe benetzt werden? Ich ſage es öffentlich: es wird hier nichts dergleichen zu Stande gebracht werden. — Hier iſt Brod! Hier iſt Wein! — Man rufe alle großen Chemiſten, und diejenigen unter ihnen, die ſich vor Andern den prächtigen Namen der Weiſen beylegen, zuſammen, und laſſe ſie ein einziges Tröpflein Blut ausziehen! Alle ihre Mühe wird vergebens ſeyn. Damit ein einziger Tropfen dieſes heilſamen Saftes entſtehe: ſo müſſen Millionen von allerhand kleinen Röhren arbeiten; tauſend Säfte, die ſchon in dem menſchlichen Körper erzeugt worden, müſſen dazu kommen. Wenn nur ein einziges von dieſen allen ſeine gehörige Wirkung nicht thut, ſo wird zwar ein Saft erzeugt, der aber der Natur des Körpers nicht gemäß iſt. — O Sterbliche! Betet Gott an, welcher die feſten und die flüſſigen Theile in einen Bau alſo zuſammengefügt hat, daß er im Stande iſt, eben ſolche Theile, als ihm abgehen, wieder hervorzubringen! *Kein einziges* anderes Werkzeug iſt ſolches zu thun im *Stande.*“

89.

Der berühmte Engliſche Naturkundige Robert Boyle bewies bey allen ſeinen Reden und Handlungen die tiefſte Ehrfurcht gegen Gott. Nie ſprach er den allerheiligſten Namen „Gott" aus, ohne dabey in ſeiner Rede inne zu halten. Er gab dadurch ſehr deutlich zu erkennen, wie ſehr er es fühle, daß er in Allem gänzlich von Gott abhänge, und daß Gott viel mächtiger, größer und erhabener ſey, als der Menſch zu faſſen vermöge. Dieß that er ſo anhaltend, daß einer ſeiner Freunde, der über zwanzig Jahre mit ihm umgegangen war, verſicherte: er könne ſich nicht entſinnen, daß Boyle jemals dieſe Bezeugung ſeiner Ehrfurcht unterlaſſen hätte. Er bemühte ſich auch zugleich, bey andern Leuten, durch ſeine Geſpräche ſowohl als durch ſeine Handlungen, dieſe Ehrfurcht gegen Gott zu befördern, indem er ihnen richtige Erkenntniſſe von Gottes Größe, Allmacht, Weisheit und Güte beybrachte.

90.

Ein Deutſcher Fürſt, der weiſe regieret, große Heldenthaten gethan, und ſich in ſeinem Lande, wie im Auslande, allgemeine Hochachtung und Liebe erworben hatte, kam einſt an der Spitze ſeines Heeres in eine Feſtung, die er von einer ſchrecklichen Belagerung befreyet hatte. Alle Glocken ertönten, alles Volk ſtrömte ihm entgegen, alles fiel bey ſeinem Anblicke auf die Kniee, und faltete die Hände zu ihm hinauf. Als er auf dem Marktplatze ſtille hielt, und ſeine Krieger ſich ordneten, redete ihn der Präſident der Stadt mit äuſſerſt ſchmeichelhaften Worten an, und das Freuden-Geſchrey und die Lobes-Erhebungen des Volkes wurden immer lauter. „Mein Herr" — antwortete er dem Präſidenten mit lauter Stimme — „ich freue mich, daß das Volk meinen guten Willen anerkennt; aber jene Lobes-Erhebungen und jenes Freuden-Geſchrey und aller Dank

gebühret Gott, der mir gute Feldherren und Soldaten, der mir den Sieg verliehen hat. Ohne Ihn bin ich, sind und vermögen wir Alle nichts. Sagen Sie dem Volke, es soll auf den Knieen liegen bleiben!" Hier wandte er sein Pferd, und gab seinen Adjudanten Befehle. Diese sprengten fort, und im Augenblicke wurden alle Fahnen und Sieges-Zeichen zur Erde gesenkt; der König entblößte sein Haupt, die volle Feld-Musik begann, und das ganze Armee-Corps und das ganze Volk sang: „ un danket alle Gött!"

91.

Die reinen und edeln Begriffe, welche die Christen, die in den drey ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt lebten, von Gott hatten, erhielten sie auch in heiliger Ehrfurcht vor Ihm. Sie scheueten das Böse um Gottes willen, und wenn Andere sie deßwegen verhöhnten, ermahnten sie dieselben, sich vor Gott zu fürchten. Justin der Märtyrer, ein gelehrter und erfahrner Mann der damaligen Zeit, der lange nach der wahren Weisheit geforscht, und sie in der christlichen Religion gefunden hatte, sagte den Feinden derselben gerade in's Gesicht: „Ich habe erfahren, daß die christliche Religion die einzige gewisse und selige Weisheit in sich fasse; denn sie hat etwas Rührendes, und kann diejenigen aufs kräftigste von ihrem Unrechte überzeugen, welche von dem rechten Wege abgewichen sind: weil sie eine heilige Ehrfurcht und Scheue vor der Majestät des Höchsten in's Herz bringt." — Doch strebten diese ersten Bekenner des Christenthums durch Wort und That zugleich dahin, daß ihre Ehrfurcht vor Gott nicht in knechtische Angst ausarten, und diese nicht das Vertrauen und die kindliche Liebe zu Gott schwächen möchte. Es wird von ihnen bezeuget: „Es war ihre Hauptsache: dem Willen Gottes folgen, seinen Gesetzen nachzukommen, und auf seine Verheißung zu trauen. Sie suchten die Gottesfurcht *nicht in* Zittern und Zagen vor Gott, sondern im Gehor-

ſam, in Erkenntniß der Wahrheit und in den Werken eines unſchuldigen Lebens.“ Ein alter, geübter Chriſt verſicherte: „er fürchte ſich nicht mehr vor Gott, ſondern liebe ihn. Das halten wir“ — ſagte er, — „für unſer beſtes Werk, und zugleich für die Hauptſache in unſerm Leben, wenn wir uns Gott ganz zum Eigenthum übergeben, und Ihn von Herzen verehren. Keiner wird bey uns für einen wahren Chriſten gehalten, auſſer der da redet und lebet, wie es recht und gut iſt. Wie unſere Geſinnungen ſind, ſo ſind auch unſere Reden; wie unſere Worte, ſo auch unſere Thaten; wie unſere Thaten, ſo iſt auch unſer Leben und Wandel. Wir beten den Herrn, unſern Gott, an, und dienen Ihm allein.“

92.

Eliſe Embert (Ahmber), die Tochter eines Bürgers in Paris, verdient wegen ihrer tiefen Hochachtung für das edelſte Gut, welches Menſchen, welches Chriſten beſitzen, für Religion und Tugend, eine Stelle, in der Reihe guter, vortrefflicher Menſchen. Ihr ehrwürdiger, religiöſer Charakter wird aus folgendem Umſtande in einer der wichtigſten Angelegenheiten ihres Lebens ſichtbar. Sie war mit einem jungen Manne verlobt, und ſollte im September 1776. ihm angetraut werden. Am Abend vor der Hochzeit befand ſich der Bräutigam in einer Geſellſchaft mit ſeiner Braut; er war munter; ſprach viel, und in der Selbſt-Gefälligkeit, Alles um ſich her luſtig zu machen, kamen ſeine Scherze auch auf die Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich; er aber lehnte den Verweis mit dem Tone des Weltmannes ab, der nicht ſo kleinſtädtiſch ſcheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erſchrak, faßte ſich aber ſogleich, und ſagte: „Von dieſem Augenblicke an, da ich bemerke, daß Ihnen die Religion nicht ehrwürdig iſt, bin ich nicht mehr die Ihrige; wer Gott nicht liebt, kann ſeine Frau nicht redlich lieben.“ Und dabey blieb ſie ſtandhaft. Umſonſt

wollte jetzt der Bräutigam Gefühle für Religion und Unschuld heucheln, sie verabscheuete ihn nur desto mehr; umsonst versuchten die Aeltern, die Sache beyzulegen: das Mädchen blieb bey ihrem Entschlusse, und die Obrigkeit und alle Rechtschaffenen, die es hörten, billigten ihre Grundsätze. Denn es ist eine durch Erfahrung erprobte Wahrheit, daß ohne wahres, tiefes Gefühl für Religion und Tugend, ohne feste religiöse Grundsätze, keine enge Verbindung zwischen mehreren Personen, am wenigsten das engste, heiligste Band in der menschlichen Gesellschaft, die Ehe, weder diejenige Festigkeit und Dauer erhalten, noch das Glück und den Segen zur Folge haben könne, die man sich davon verspricht.

93.

Christian der Dritte, König von Dänemark, verband mit den vortrefflichsten Regenten-Eigenschaften die edelsten Christen-Tugenden. Ungeachtet er selbst alle Lasten der Regierung trug, sich nach Allem erkundigte, Augen und Gedanken allenthalben hatte, und seine Staaten wohl eben so sorgfältig überschaute, als ein rechtschaffener Haus-Vater sein Haus überschaut, so wußte er doch auch Zeit zu Religions-Uebungen zu finden. Er besuchte auf's fleißigste die öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen, er las gewöhnlich selbst die Bibel, oder ließ sich daraus vorlesen; er knieete täglich im Verborgenen vor Gott, und betete für sich und sein Reich. Es war eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, mit seinen Kindern und Hofleuten von den Wahrheiten des Christenthums, von Gottes Wohlthaten gegen die Menschen, und von den Pflichten der Menschen gegen Gott zu reden. Einst beichtete er vor seinem Hof-Prediger Andreas Martini. Als der König niederknieete, fieng Martini, der erst vor kurzem in dieß Amt gekommen war, mit schüchterner Unterthänigkeit zu reden an: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!" — „Meister Andreas!" — fiel ihm der gottesfürchtige König in's

Wort, — „wie fangt ihr die Beicht an? Ich kniee hier als ein Sünder vor Gott. Ihr müßt also mit mir nicht reden, wie ein Unterthan mit dem Könige, sondern als ein Beichtiger, ein Diener Christi, mit seinen Kindern. Hier heisse ich nicht Großmächtigster, Allergnädigster, sondern schlechtweg Christian.“ Des Königes Ehrfurcht und Demuth vor Gott war weder Heucheley noch Schwachheit. Wo es auf die Vertheidigung des Reiches gegen die äusseren Feinde ankam, wo die Gesetze mit Nachdruck gehandhabt werden mußten; wo das Wohl des Staates Wachsamkeit und Wirksamkeit eines Gebieters forderten, da war er ein eben so kühner Held, ein eben so scharfblickender Richter, ein eben so eifernder Oberer, als er in der Kirche und in seinem einsamen Gemache ein sanftmüthiger Christ war.

Dankbarkeit gegen Gott.

94.

„Ueberall gibt es gute Menschen“ — sagte einst ein katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Berufe nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, um sich besser und glücklicher zu machen, — zu einer Dame unter andern Gesprächen — „das habe ich unter meinen Wilden gelernt. Einst gegen Abend“ — fuhr er zu erzählen fort — „als ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurückkehrte, hörten wir, am Eingange eines Waldes die Stimme eines Jammernden; wir giengen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfänglich wollte er uns nicht antworten, ob ich ihn gleich in seiner Landessprache anredete. Endlich sagte er mit einer kläglichen Stimme: „Ach! heute *Morgen, als der Himmel* roth wurde, machte ich mich

auf, und hoffte nach meiner Heimath zu kommen; aber ich habe mich verirrt; es wird schon dunkel, ich bin müde, nun muß ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib! Meine armen Kinder!" Uns jammerte seiner; ich bat ihn mitzugehen. — „Aber du kennst mich nicht!" — erwiederte der Wilde. „Ich brauche dich nicht zu kennen — sagte ich — „komm!" — und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß nur eine dünne leinene Wand zwischen uns befindlich war. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusche, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde, die Furcht ergriff mich. Ich horchte genau, und erkannte bald, wie unrecht ich ihm gethan, daß ich mich vor ihm gefürchtet hatte. Nie werde ich vergessen, was ich von ihm sah und hörte. Der Wilde lag auf seinen Knieen und betete. Sein Gebet war ungefähr Wort für Wort folgendes: „O Gott! ich danke Dir, daß Du auf meinem Wege die Sonne mir hast leuchten lassen, ich danke Dir dafür, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir keiner meiner Feinde begegnet ist. Ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen sich einst auf Reisen befinden: so laß ihnen auch Deine Sonne leuchten, nehme sie in Deinen Schutz gegen Schlangen und wilde Thiere, und gegen ihre Feinde! Und wenn sich einer von ihnen verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!" So war sein Gebet, und das meinige war: „Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in Deinem Paradiese!"

95.

Vor mehreren Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgs-Gegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten oben mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind) — und nahmen einen alten, der Gegend kundigen Mann zum Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose Straße über die Gletscher auf der Limmer-Alp zu zeigen, bemerkten sie unvermuthet eine Thräne in seinen Augen. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — „Gottesvergessen wäre ich" — sprach er — „wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeygehen könnte, ohne mich dankbar Seiner mir hier erwiesenen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher (Eisberge) — sehet ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? es ist ein Firnspalt (ein Graben, wo das Eis-Wasser oft viele Klafter tief unter den Schnee-Bergen hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunterstürzt? Nun hier, auf diesem Gletscher und in diesem Graben, würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beynahe, wieder aus demselben herausgezogen. Zwey Gefährten und ich jagten hier auf diesen Bergen einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beyden Eiswänden fest hielt, so daß ich noch über dem Eiswasser

Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an dieſem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Feſtigkeit belebte jetzt den durch ſo viele Anſtrengungen erſchlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als bald das heftige Kanonen-Feuer bey Liſſa gehört ward, wollte es einer dem andern an Geſchwindigkeit zuvorthun, ſeinem Könige beyzuſtehen." —

97.

Als die Stadt Frankenberg im Erzgebirge am 29ſten März 1788. abbrannte, verlor ein Buchbinder, dem nur acht Jahre vorher in Gera, wo er ſich niederlaſſen wollte, all' das Seinige durch die Flammen entriſſen worden war, ſein ganzes während dieſer Zeit mühſam erworbenes Vermögen. Mit ſeinen kleinen Kindern ſaß er nun da, unter freyem Himmel, faſt ganz nackt, und beweinte troſtlos ſein Schickſal. In dieſem höchſt elenden Zuſtande fanden ihn zwey ſeiner Zunftgenoſſen von Chemnitz. Jeder von ihnen nahm ein Kind auf den Arm, und ſo führten ſie die unglückliche Familie nach Chemnitz, wo ſie der Buchbinder Anger zu ſich ins Haus nahm, und ihre Noth erleichterte. Dieſer chriſtliche Mann ſagte dabey: „Warum ſollten wir es nicht thun, da Gott uns immer vor Unfällen bewahret hat, und uns gibt, was wir brauchen, damit wir Andern geben?" — Und das iſt eben die rechte und beſte Dankbarkeit, wenn man es nicht bloß bey einem kalten: „Gottlob!" bewenden läßt, ſondern auch Andern wieder wohlthut, ſo wie uns Gott — unverdienter Weiſe Gutes erzeigt.

98.

Timoleon von Korinth — einer der größten Feldherren und edelſten Männer unter den alten Griechen — der in wenigen Jahren Sicilien von der drückendſten Herrſchaft, unter welcher die Einwohner dieſer

Inſel ſeufzten, befreyt, und dem Lande Ruhe, Sicherheit und Wohlſtand wieder verſchafft hatte, — pflegte oft zu ſagen: er danke der Gottheit, welche Sicilien habe erretten, und ſeinen Namen bey dieſem Werke mit nennen laſſen wollen. — So groß auch die Achtung war, worin er zu Syrakus ſtand, ſo ſcheueten ſich doch zwey Männer nicht, ihn öffentlich anzugreifen. Der eine klagte ihn in einer Volksverſammlung wegen vieler Verſehen bey ſeinen Feldzügen an. Timoleon aber antwortete nichts als: „Ich danke den Göttern, daß ſie meine Bitte erfüllt, und durch mich die Syrakuſaner in Freyheit geſetzt haben.“ — So müſſen wir alles Gute, welches wir thun, Gott zuſchreiben, und Ihm dafür danken, daß Er es uns hat vollbringen laſſen. Denn Er iſt es, der uns Fähigkeiten, Kräfte und Gelegenheit dazu gibt, und die Umſtände ſo kommen läßt, daß es gelingt. Dieß dankbare Hinſehen auf Gott bey allem Guten, das wir haben und thun, macht unſere Freude darüber deſto reiner und dauerhafter.

Hochſchätzung des Wortes Gottes.

99.

Auf einem Dörfchen in Deutſchland lebte noch vor wenigen Jahren eine arme betagte Wittwe, welche die heilige Schrift nicht leſen, und doch ohne das Wort Gottes nicht leben konnte, da ſie ſchon ſo viel Unterricht und Vergnügen aus dem Vortrage deſſelben geſchöpft hatte. Unglücklicherweiſe fand ſich auch in dem Hauſe, worin ſie wohnte, Niemand, der leſen konnte. In eines Nachbars Hütte aber war ein kleiner Knabe, eines Hirten Sohn, der zwar leſen konnte, jedoch weil er in ſeine Spielereyen verliebt war, ſich nicht zum Leſen aufgelegt zeigte. Die gute Wittwe kommt auf den Ge-

danken, ihn durch Geschenke zu bewegen, daß er ihr diesen Dienst erweise; sie entschließt sich, täglich des Morgens eine Stunde früher aufzustehen, um mit Spinnen einen Kreuzer mehr zu verdienen, den sie dem kleinen Hirtenknaben gibt, um ihr jeden Abend ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, wozu er sich auch verstand. Und die Erreichung dieses, ihrem Herzen so angelegentlichen Wunsches machte sie so vergnügt in ihrer Hütte, daß sie sagen konnte: „das Loos ist mir gefallen aufs lieblichste.“ — Ihr kleinen Knaben! lernet lesen, und leset die heilige Schrift auch deßwegen, damit ihr die Alten um euch her trösten könnet! Welche Freude für euch, wenn der Lahme, der nicht in die Kirche gehen, und der Blinde, der nicht lesen kann, um euretwillen sagen kann: „das Loos ist uns gefallen aufs lieblichste, uns ist ein schönes Erbtheil geworden.“ Eben so beweist diese Geschichte, daß das Verlangen nach dem Worte Gottes alle Hindernisse überstehen kann, und sich auch da Nahrung zu verschaffen weiß, wo Andere darben müssen.

100.

Der berühmte Schwedische Reichskanzler Graf von Oxenstierna hatte sich in den letzten Jahren seines thatenvoll geführten Lebens von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. In seiner Einsamkeit erhielt er einen Besuch von dem Englischen Gesandten Whitlock, zu dem er beym Abschiednehmen folgende merkwürdige Worte sprach: „Ich habe Vieles in der Welt erfahren, und manche vergnügte Stunde in derselben gehabt. Aber die Kunst, recht froh und glücklich zu leben, habe ich nicht eher verstanden als jetzt. Ich danke meinem Gott, daß er mir die Zeit gönnt, Ihn und mich selbst recht kennen zu lernen. Mein einziges Vergnügen, das ich habe und suche, das mir mehr gilt als alles, was die Welt geben kann, ist die Erkenntniß der Liebe Gottes in meinem Herzen, und das Lesen dieses herrlichen Buches.“ (Bey diesen letzteren Worten legte er die Hand auf die Bibel.)

— „Sie, mein Herr," — fuhr Oxenstierna fort zu reden — „sind jetzt in der schönsten Blüthe Ihrer Jahre, stehen in großer Gunst bey Königen und Fürsten, werden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, und verrichten dieselben mit völliger Gesundheit und der größten Munterkeit; aber Alles dieses verläßt Sie einmal. Alsdann werden Sie meine Worte besser verstehen und wahr finden. Alsdann werden Sie erkennen, daß mehr Weisheit, Trost, Wahrheit und Vergnügen bey einem stillen, Gott geheiligten Leben, und im Lesen seines Wortes zu finden seye, als an allen Höfen und bey allen Gunstbezeugungen der Fürsten." —

101 a.

Der berühmte Engländer John Loke, einer der scharfsinnigsten Philosophen seines Jahrhunderts, erkannte die Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion, hatte sie deßhalb von Herzen lieb, und übte sie in seinem Leben. Er schrieb ein Buch von der christlichen Religion, worin er beweist, daß nichts Vernünftigeres gefunden werden könne als das Christenthum, wie solches in der Schrift vorgestellt wird. Und in dem letzten Jahre vor seinem Tode antwortete er einem Freunde, der ihn fragte: welches der kürzeste Weg für einen jungen Menschen seye, der eine wahre Erkenntniß von der christlichen Religion zu erlangen wünsche? „Lassen Sie ihn die heilige Schrift, insonderheit aber das neue Testament fleißig lesen! Sie enthält die Worte des ewigen Lebens, hat Gott zu ihrem Urheber, und die Veredlung und Seligkeit der Menschen zu ihrem Zwecke." —

101 b.

Am 2ten August 1815. feyerte die Preußische Haupt-Bibel-Gesellschaft zu Berlin ihr Stiftungs-Fest. Es war gerade ein Jahr verflossen, seitdem der edle Britte, Pinkerton, diesen heiligen Verein zur Ausbreitung des Evangeliums dort gegründet hatte. Nachmittags 4 Uhr

fanden sich nicht nur die Präsidenten, Direktoren, Sekretaire und Mitglieder der Bibel-Gesellschaft, sondern auch eine große Anzahl der übrigen Bewohner der Hauptstadt in der Dreyfaltigkeits-Kirche ein, so daß diese geräumige Kirche die Menge von wenigstens 3000 Menschen kaum fassen konnte. Für die Mitglieder der Gesellschaft waren die Sitze unten in der Kirche, für die übrigen Theilnehmer und Zuhörer die Chöre bestimmt. Die Präsidenten, Direktoren und Sekretaire der Gesellschaft nahmen ihre Plätze in einem großen Halbkreise um den Altar. Vor dem letztern war der Tauf-Tisch errichtet, auf welchem ein schönes Crucifix und eine Bibel aufgestellt waren. Eigene auf das Fest sich beziehende Gesänge waren gedruckt und an den Kirch-Thüren vertheilt worden. Die berühmte Sing-Akademie eröffnete das Fest mit einem sanften Chorgesang nach der Melodie des Liedes: „Man lobt Dich in der Stille ꝛc.“ worauf dann die Gemeinde nach eben dieser Melodie einfiel, und den Preis-Gesang anstimmte. Nach Endigung desselben trat Hr. Probst Ribbeck vor den Altar und sprach ein von sanfter Wärme durchdrungenes, salbungsvolles Gebet, welches das Gemüth zu ernster, rührender Betrachtung vorbereitete. Die Gemeinde sang dann abermals ein Danklied nach der Melodie: „Nun danket alle Gott ꝛc.“ Hierauf erhob sich der Chor, und sang mit abwechselnden Solo-Stimmen nach Psalm 68, 12. Jes. 52, 7. Ps. 119, 130. Ps. 119, 109. und die Gemeinde schloß mit dem Aufrufe: „Halt fest an Gottes Wort!“ Nun bestieg Hr. Probst Hanstein die Kanzel, und hielt über die Worte: „den Armen wird das Evangelium gepredigt,“ eine tiefe Verehrung des göttlichen Wortes aussprechende, und das Bedürfniß der Ausbreitung und Vertheilung der Bibeln unter den Armen klar machende, herzliche Predigt. Unter derselben fielen ebenfalls der Chor und die Gemeinde mit Gesang ein, und nach derselben stimmte die Gemeine einen Vers an, nach der Melodie: „Eine

feste Burg ist unser Gott ꝛc." welcher hohes Vertrauen auf den ferneren Schutz Gottes ausdrückte. Nunmehr begannen die Verhandlungen der Gesellschaft. Hr. Staatsrath Rosenstiel eröffnete dieselben mit einer rührenden, ganz von christlich-religiösem Geiste durchdrungenen Anrede, worin er zeigte, daß wir noch immer des höheren Lichtes des göttlichen Wortes bedürfen, noch immer sagen müßten: „dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege," und mit dem Wunsche schloß: „der Morgenstern dieses höhern Lichtes möchte immer mehr aufgehen in den Herzen der Menschen!" Hierauf verlas der Sekretair der Gesellschaft, Hr. Kaufmann Elsner, mit sichtbarer Freudigkeit und Rührung den historischen Bericht über die Gründung, die Wirksamkeit, die Erfahrungen und die Hoffnungen der Gesellschaft. Es erregte ein allgemeines wehmüthiges Staunen, als man aus den Berichten einiger Mitglieder der Gesellschaft in fernen K. Preussischen Provinzen hörte, daß das Bibel-Bedürfniß an einigen Orten so groß ist, und daß es Gemeinden und Schulen gibt, in denen wenige, ja sogar auch gar keine Bibeln vorhanden sind, und wegen großer Armuth nicht angeschafft werden können. Es erfreute jeden christlichen Menschenfreund, zu vernehmen, daß die Gesellschaft immer mehr Theilnehmer findet, immer mehr Interesse erweckt, immer mehr Töchter-Gesellschaften stiftet, und bereits eine bedeutende Anzahl Bibeln und neue Testamente vertheilt, auch von der großen Bibelgesellschaft in England 3000 Rthlr. Unterstützung erhalten hat. Nach diesen Verhandlungen sang die Gemeinde ein Loblied, und dann bestieg Hr. Jänicke die Kanzel, um das Schlußgebet und ein Wort der Erbauung zu sprechen. In ungekünstelter schriftmäßiger Rede aus dem innersten bewegten Gemüthe legte der ehrwürdige Greis, welcher schon so viele Jahre unter sichtbarem Segen Gottes für die Ausbreitung des Christenthums und zur Ehre des Herrn in seiner Gemeine und in den entfernten Welt-

theilen ganz im Stillen gearbeitet hat, hier vor mehreren Tausenden ein öffentliches Zeugniß des Glaubens an die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums ab, und machte darauf aufmerksam, wie sehr alle Menschen als arme Sünder einer rettenden Gnade, eines Erlösers und einer Unterweisung zur Seligkeit bedürfen. Es war ein schönes Zeichen des wieder auflebenden christlichen Sinnes, daß diese Rede, mit religiösem Ernste von den gebildetsten Christen angehört, und nach dem Werthe ihres vollwichtigen Inhalts geschätzt wurde. Nun folgte der Schlußgesang der Gemeinde mit einem: „Gebt unserm Gott die Ehre!" Jetzt verfügten sich mehrere der Herren Präsidenten und Direktoren nach den Kirchthüren, um Beyträge für die Bibelgesellschaft zu sammeln.

Es war ein rührender, das Herz mit einer ganz eigenen heiligen Ehrfurcht erfüllender Anblick, hier Minister des Königes und die höchsten Staats-Beamten, einen Justiz-Minister v. Kircheisen, einen Staatsrath Rosenstiel, Nicolovius und mehrere andere, in demüthiger, christlicher Entäußerung ihrer weltlichen Würden, nur die höhere Würde des Christen darstellend, voll Freundlichkeit, Demuth und Liebe an den Kirchthüren stehen zu sehen mit der Büchse in der Hand, um zur Ehre Gottes und seines Wortes selbst von dem Geringsten und Niedrigsten Beyträge in Empfang zu nehmen. Um so größer, reiner und inniger war aber auch die Hochachtung, welche alle Anwesende gegen diese edeln Christus-Verehrer empfanden; so wie die Blicke Vieler auch auf die theuren Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses gerichtet waren, die ebenfalls als leuchtende Beyspiele für die Nation diesem Feste mit sichtbarer Theilnahme beywohnten. Hier fühlte man ganz die hohe Bedeutung der schönen Worte des Erlösers: „Wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden." Es läßt sich auch nicht anders erwarten, als daß diese erhabenen Beyspiele ächt-christlicher Religiosität von Sei-

ten des Königl. Hauses und der höchsten Staatsbeamten bald sehr wohlthätig auf so manche Unterbehörde und auf viele Individuen wirken werde, die dazu berufen sind, dem Volke, dessen Vorsteher und Regierer sie seyn sollen, auch mit Religiosität und Gottesfurcht voranzuleuchten.

Treue Anwendung erlangter Religions-Erkenntnisse.

102.

Es ist ein rührend schöner Gedanke, an den uns der Apostel Paulus mehrmals erinnert (Apostelgesch. 14. 17.), daß auch in den dunkeln Zeiten vor der Erscheinung Christi die ewig gute Gottheit sich Niemand unbezeugt gelassen hat. — So ehrten schon die Weiseren unter den alten Heiden die ganze schöne Natur als einen Ruf zur Kenntniß und Verherrlichung ihres Urhebers, und horchten demüthig und gehorsam auf Gottes Stimme in ihrer Brust. Mit einer Ehrfurcht vor der Wahrheit, die zumal in unsern Zeiten höchst selten ist, sprachen sie von göttlichen Dingen. Krates von Theben traf einst den Philosophen Stilpon auf der öffentlichen Straße an und fragte: „Ob die Götter wohl am Gebete und Gottesdienste der Menschen Freude hätten?“ „Rede nicht, versetzte Stilpon, von so heiligen Dingen auf der Straße, sondern in der stillsten Einsamkeit!“ Wenn die Priester ihren geheimen Gottesdienst anfiengen, so riefen sie: verschließt die Thüre den Unheiligen: verehret, ihr Jünglinge, mit stiller Seele dieß Heiligthum!“ — „Nur ein Gott ist! — sagte der griechische Dichter Sophokles — „ja wahrlich nur Ein Gott ist! die kleine Erde, des Himmels Wunder-Bau, das himmelblaue Meer, den Wind und Sturm schuf Er al-

lein mit seiner Macht." — Die vielen Götter der Heiden waren in den Augen der Weiseren ohngefähr das, was unsere Engel sind, untergeordnete Geister des höchsten Wesens. — So betete einst der Philosoph und Astronom Simplicius: „Ich bitte Dich, Herr, Vater und Führer der Seele in uns! gib, daß wir nie der Würde unserer Natur vergessen, und siehe uns, die Du zu freythätigen Wesen gemacht hast, in unsern Bemühungen bey, uns von körperlichen Begierden und von unvernünftigen Leidenschaften zu reinigen, damit wir sie beherrschen, und als Werkzeuge zu den Absichten der Natur, zur Verbesserung unserer Seele und zur Vereinigung derselben mit dem Wesen aller Wesen, vermittelst des Lichtes der Wahrheit gebrauchen lernen! Endlich, zerstreue, o unser Retter! alle Finsterniß vor den Augen unserer Seele, damit wir klar erkennen, beyde Gott und den Menschen!" —

Wer seinen Verstand und freyen Willen, diese theuren Gottes-Gaben, gewissenhaft anwendet, gelangt auch durch Gottes Segen zu nützlichen Kenntnissen und guten Gesinnungen. Sey nur treu in Verwaltung des Pfundes, das die Vorsehung dir anvertrauet hat, so bleibt der Gewinn nicht aus! Konnte schon ein weiser Heide es so weit bringen, zu welcher Erhöhung des Verstandes, zu welcher Veredlung des Willens wird dir dann durch das Christenthum der Weg geöffnet und gewiesen! —

So wenig man in Abrede seyn kann, daß Sokrates in seiner Lehre von Gott und Gottes-Verehrung, von der Vorsehung, Unsterblichkeit und von den künftigen Belohnungen und Strafen, oft noch große Irrthümer, Zweifel, Mängel und Unbestimmtheit zeigt, so muß man doch den Mann bewundern, der durch eigenes Nachdenken und Streben in dem abergläubischen, finstern und lastervollen Zeitalter, worin er lebte, so verständig, fromm und rechtschaffen wurde. Merkwürdig sind von *ihm folgende* Ausspräche: „Der große Gott, welcher *die ganze Welt gebauet* hat, und dieses große Werk,

deſſen Theile alle in Hinſicht auf Güte und Schönheit vollkommen ſind, noch erhält; Er, der da ſchaffet, daß dieſelben, ſtatt zu veralten mit der Zeit, ſich in unſterblicher Kraft erhalten; Er, dem ſie noch jetzt ſo genau gehorſamen müſſen, daß dieſer Geſchwindigkeit ihres ununterbrochenen Gehorſams unſere Einbildungs-Kraft nicht nachfolgen kann: dieſer Gott, ſage ich, macht ſich zwar durch ſo viele Wunder, deren Urheber er iſt, ſichtbar genug, bleibt aber in ſich ſelbſt beſtändig unſichtbar; darum laßt uns nie uns weigern, auch dasjenige zu glauben, was wir noch nicht ſehen! Wo die Augen unſers Leibes nicht hinreichen, dahin laßt uns mit den Augen unſerer Seele ſehen!"

103.

Von Dänemark aus wurden im Jahre 1721. erſtmals einige Männer (Miſſionnäre) nach der Inſel Grönland geſandt, um die dortigen Heiden mit dem Chriſtenthume bekannt zu machen. Weil nun unter dieſem Volke keine äuſſerlichen gottesdienſtlichen Anſtalten angetroffen wurden, ſo gerieth man dadurch auf die Meinung, daß durchaus keine Spur eines Begriffes von einem göttlichen Weſen unter ihnen vorhanden ſeyn müſſe. Bey einer näheren Bekanntſchaft mit der Grönländiſchen Sprache konnte man aber doch aus Geſprächen, ſogar mit ganz wilden Grönländern, deutlich wahrnehmen, daß ihre Vorfahren an ein höheres Weſen geglaubt, und demſelben einige Verehrung bezeugt haben, welche aber die Nachkommen, je weiter ſie von verſtändigeren, aufgeklärten Völkern entfernt waren, nach und nach verſäumt hatten, bis ſie endlich allen deutlichen Begriff von einer Gottheit verloren. Daß aber auch bey dieſen noch eine dunkle Vorſtellung von Gott verborgen lag, lernte man daraus einſehen, daß ſie ſogleich, ohne Widerſpruch, der Lehre von Gott und deſſen Eigenſchaften Beyfall gegeben haben. „Einſt, — ſo erzählt Cranz in ſeiner „„Hiſtorie von *Grönland*"" — „wunderte ſich Jemand in einer

Gesellschaft von getauften Grönländern, wie sie doch ehedem so unverständig und ohne Nachdenken hätten dahin leben können. Hierauf erwiederte einer: „Es ist wahr, wir sind unwissende Heiden gewesen, und haben nichts von Gott und vom Heilande gewußt. — Wer hätte es uns auch sagen sollen, ehe ihr gekommen seyd? — Du mußt aber nicht glauben, daß kein Heide darüber nachdenkt. Ich habe oft daran gedacht: ein Kajak (kleines Jagdboot) mit dazu gehörigen Pfeilen entsteht nicht von selbst, sondern muß mit Mühe und Geschicklichkeit von Menschenhänden gemacht worden seyn, und wer damit nicht umzugehen versteht, der verdirbt leicht etwas daran. Nun ist der geringste Vogel viel künstlicher als der beste Kajak, und Niemand kann einen hervorbringen. Der Mensch ist noch weit künstlicher und geschickter als alle Thiere. Wer hat ihn hervorgebracht? Er kommt von seinen Eltern, und diese kommen wieder von ihren Eltern her? Aber wo kommen denn die ersten Menschen her? Sie sollen aus der Erde gewachsen seyn; — aber warum wachsen denn nun keine Menschen mehr aus der Erde? Und woher sind denn die Erde, das Meer, die Sonne, der Mond und die Sterne entstanden? Nothwendig muß Jemand seyn, der das Alles gemacht hat, der immer gewesen ist, und nicht aufhören kann. Derselbe muß unbegreiflich viel mächtiger, geschickter und weiser seyn als der klügste Mensch; er muß auch sehr gut seyn, weil Alles, was er gemacht hat, so gut, und so nützlich und nöthig ist. Ja, wenn ich den kennte, den wollt' ich recht lieb haben, und in Ehren halten. Aber wer hat Ihn gesehen und gesprochen? Niemand von uns Menschen. Es kann aber doch Menschen geben, die etwas von Ihm wissen, die möcht' ich gerne sprechen. Sobald ich von euch zum erstenmale von dem großen Wesen gehört habe, so hab' ich's gleich und gern geglaubt, weil mich so lange darnach verlangte." — Dieß Zeugniß bestätigten Andere mit mehr oder weniger Umständen; sie fügten z. B. hinzu: „ein Mensch

iſt doch ganz anders als die Thiere gemacht. Dieſe dienen einander, und endlich alle den Menſchen zur Speiſe, und haben keinen Verſtand. Der Menſch aber hat eine verſtändige Seele, iſt Niemand in der Welt unterworfen, und fürchtet ſich doch vor dem Künftigen. Vor wem fürchtet er ſich denn? Das muß ein großer Geiſt ſeyn, der uns zu gebieten hat. Wenn man doch den kennte, und Ihn zum Freunde hätte!"

104.

Thorkel Mane, ein Isländer, heidniſcher Religion, lebte in jenen Zeiten, als man auf der Inſel Island noch den Götzen opferte; daher er auch von Jugend auf in der Lehre vom Götzendienſte unterrichtet worden war. Allein kaum fieng ſein Verſtand an, ſich einigermaßen zu entwickeln, als ſein Herz ſich jedesmal bey dem Thörichten dieſer Fabeln empörte, und als er zu reiferen Jahren kam, überzeugte er ſich immer mehr, daß die Erzählungen von ſo mancherley Gottheiten unmöglich wahr ſeyn können. Er dachte weiter nach, betrachtete die Natur, ſein Herz fühlte Gott, und ein Etwas in ihm ſagte ihm, daß ein Weſen ſeyn müße, von welchem alle Geſchöpfe ihren Urſprung hätten. Er folgte dieſem Gefühle und dieſer Ueberzeugung, und ehrte dieſes höchſte Weſen als ſeinen und aller Weſen Schöpfer und Erhalter in der Stille. Als er ſein Ende herannahen ſah, bat er die Seinigen, ihn in die freye Luft zu tragen. „Da will ich liegen, ſagte Mane, dieweil ich ſterbe, daß ich in meinen letzten Augenblicken die Sonne anſehen und Gott anbeten kann, der ſie und den Himmel und die Erde erſchaffen hat."

105.

Nicht das Wiſſen, ſondern das Thun iſt die Hauptſache in der Religion. Ein Mädchen, das in Berlin Stiefältern hatte, und in Potsdam bey einem Unverwandten erzogen wurde, hatte bey ſehr vielem Verſtande ein zwar nicht ganz verdorbenes, aber doch ſehr

Worte des Heilandes kam: „wer ein ſolch Kind 'aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" — ſiehe, da ſtand auch ein armer achtjähriger Knabe, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, und ſein Brod vor fremden Thüren ſuchen mußte, gerade in derſelben Minute vor ſeiner Thüre, und bat um ein Almoſen. Der Mann hielt ſogleich inne mit leſen — ſah ſeine Frau an, und rief ihr zu: „Frau, hörſt du!" — Damit wollte er ſagen: laß uns nicht nur Gottes Wort leſen oder hören, ſondern auch darnach thun! — Die Frau, welche ein eben ſo gutes Herz hatte, verſtand ihn, und gab zur Antwort: „ja, lieber Mann, ich bin völlig Deiner Meinung; wir wollen thun, was geſchrieben ſteht." — Alsbald riefen ſie den Knaben ins Haus herein, nahmen ihn mit Freuden auf, hielten ihn wie ihr eigenes Kind, und führten ihn zu allem Guten an.

Standhafte Treue und Offenheit im Bekenntniſſe der chriſtlichen Religion.

Jeder wahre Chriſt ſieht ſich verbunden, für die Grund-Wahrheiten der chriſtlichen Religion, wenn es ſeine Pflicht erfordert, ſein Leben heldenmüthig aufzuopfern. Denn diejenigen, welche die chriſtliche Religion großmüthig bekennen, werden die edelſten und größten Wohlthäter ihrer Brüder; ſie bringen ihnen Hochachtung gegen die wahre Religion bey, und ſelbſt der Laſterhafte muß, wider Willen, eine Lehre achten, die einem Menſchen eine auſſerordentliche Standhaftigkeit geben kann. Welche Religion hat den Menſchen klüger, und die Sitten milder gemacht als die chriſtliche; und welch' eine große Wohlthäterin der menſchlichen Geſellſchaft iſt ſie nicht dadurch geworden?

107.

Augustin Parma, aus dem Genueſiſchen, gieng als ein 15jähriger Jüngling zur See, wurde mit ſeinen Schiffsgefährten von einem Algieriſchen Seeräuber weggenommen, und von dieſem an einen Türkiſchen Kaufmann zu Konſtantine, einer großen Stadt im Königreiche Algier, verkauft. Dieſer Kaufmann gab ſich alle Mühe, den Knaben zur muhamedaniſchen Religion zu bewegen, und wollte ihn deßwegen nach Mekka führen, einer berühmten Stadt im glücklichen Arabien, wohin, als dem Geburtsorte Muhameds, die Muhamedaner wenigſtens Einmal in ihrem Leben wallfahrten. Der Knabe aber kam unterwegs, zu Cairo in Aegypten, in Bekanntſchaft mit einem Chriſten, der ſeine Sprache verſtund. Dieſem offenbarte er ſein Unglück, und zugleich ſein feſtes Vorhaben, auch bey Verluſte ſeines Lebens der chriſtlichen Religion treu zu bleiben. Durch dieſen guten Freund wurde der Knabe bey dem Vorſteher des Mauth- und Zollweſens bekannt, dem ſeine Glaubens-Standhaftigkeit ſehr wohl gefiel, der ihn deßwegen lieb gewann, und von dem Algierer Kaufmann loskaufen wollte. Ehe dieß aber vor ſich gieng, wendete der Kaufmann alles Mögliche an, um den Knaben zum Abfall von ſeinem Glauben zu bewegen. Anfänglich wurden ihm Geld, Koſtbarkeiten und noch mancherley andere Geſchenke angeboten, die er aber alle ausſchlug; hierauf verſuchte man ihn durch Drohungen dahin zu bringen, zuckte einen bloßen Säbel gegen ihn, und kündigte ihm den Tod an. Aber auch dieß war vergebens. Der Knabe ſtreckte willig ſeinen Hals dar, und bezeugte, daß er lieber ſterben, als ſeinen Glauben abſchwören wolle. Da nun der türkiſche Kaufmann nichts mit ihm ausrichten konnte, wollte er doch wenigſtens einigen Nutzen von ihm ziehen, und verkaufte ihn dem Obermauth-Beamten für fünfhundert Zechinen (oder Dukaten), der ihn ſodann zu ſich in ſein Haus nahm, ihn wohl hielt, und in der *arabiſchen* Sprache unterrichten ließ.

108.

Abdallah und Sabat, zwey Muhamedaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, sehr angesehen waren, bekehrten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Christlichen Glauben. Beyde durch das innigste Freundschaftsband verbunden, stammten von vornehmen arabischen Familien her, und beschloßen mit einander zu reisen, um fremde Länder zu besuchen. Beyde waren eifrige Muhamedaner, Sabat war ein Sohn Ibrahim Sabat's, von Beni-Sabats Familie, deren Stammbaum bis zu Mahamed hinauf reichte. Sie verrichteten ihre Andacht an Muhameds Grabe zu Mekka, verließen hierauf Arabien, durchreisten Persien, und kamen endlich nach Cabul (in Ost-Persien). Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier fest gehalten, das ihm Zemann Schah, König von Cabul, übertrug; Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tartarey fort. Abdallah fand bey einem Christen aus Armenien eine arabische Bibel, las dieselbe, und bekehrte sich zum christlichen Glauben. In den türkischen Staaten droht jedem vornehmen Muhamedaner, der zur christlichen Religion übergeht, die Todesstrafe. Abdallah suchte vorerst seine Bekehrung geheim zu halten, fühlte jedoch bald, daß seine Mühe vergebens seye, und beschloß, in der Nähe des kaspischen Meeres eine christliche Kirche aufzusuchen. Verkleidet wich er aus Cabul, und hatte schon die große Stadt Bochara in der Tatarey glücklich erreicht, als er auf der Straße seinem Freunde Sabat begegnete, und plötzlich erkannt wurde. Dieser hatte von seiner Bekehrung und Flucht reden hören, und deßwegen den heftigsten Abscheu gegen ihn gefaßt. Abdallah, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, warf sich seinem Freunde zu Füßen, gestand, daß er ein Christ seye, und beschwur ihn bey ihrem alten Freundschaftsbunde: „Mein Leben" — sagte er — „ist in deiner Hand! O Bruder laß mich fliehen!" Aber Sabat fühlte kein Mitleiden, ließ ihn durch seine Diener flugs ergrei-

ſen, und lieferte den Unglücklichen dem Murad Schach, König von Bochara, aus. Er wurde zum Tode verdammt. Ein Herold verkündigte in der ganzen Stadt den Augenblick ſeiner Hinrichtung. Die Vornehmſten von Bochara begaben ſich, von einer unzähligen Volks-Menge begleitet, zum Richtplatze. Sabat hielt ſich in der Nähe von Abdallah. Man verſprach ihm das Leben, wenn er Chriſtus entſagen wollte. Der Scharfrichter mit dem Schwerdte ſtand neben ihm. „Nein" — rief er — „ich kann Chriſtus nicht abſchwören." Man hieb ihm die linke Hand ab. Er blieb feſt. Ein Arzt erbot ſich auf die Frage des Königes, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue. Er gab keine Antwort, und blickte nur mit naſſem Auge himmelan, wie der heilige Stephanus, der erſte Märtyrer. Hierauf ſah er den Sabat mit einem ſanftmüthigen vergebenden Blicke an. Die rechte ward ihm jetzt abgehauen. Er wankte nicht. Und als er ſein Haupt neigte, um den tödtlichen Streich zu empfangen, ſchien ganz Bochara wundernd zu fragen: Iſt's möglich? Umſonſt hatte Sabat ſich geſchmeichelt, ſein Freund würde nicht auf ſeinem Sinne beharren, wenn man ihm die Freyheit anböte. Doch nun, als er Sabat ſeinen Freund todt da liegen ſah, wurde er von Verzweiflung ergriffen. Er reiste von Stadt zu Stadt, und ſuchte Ruhe. Vergebens! Endlich kam er im Jahre 1805. nach Madras. Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt wählte die Engliſche Regierung ihn zum Mufti, d. h. zum oberſten Ausleger des muhamedaniſchen Geſetzes. Der Umfang ſeiner Kenntniſſe und ſeine Geburt eigneten ihn vor Allen zu dieſem Poſten. Die Epoche ſeiner Bekehrung nahte ſich. Während ſeines Aufenthaltes zu Niſagapatam fiel ihm ein Exemplar des arabiſchen neuen Teſtaments in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerkſamkeit. Der Koran lag vor ſeinen Augen. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes (nach ſeinem eigenen Ausdrucke) ſich wie ein Licht-Strom über ſeine Seele. Bald darauf gieng er nach Madras zurück.

108.

Abdallah und Sabat, zwey Muhamedaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, sehr angesehen waren, bekehrten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Christlichen Glauben. Beyde durch das innigste Freundschaftsband verbunden, stammten von vornehmen arabischen Familien her, und beschloßen mit einander zu reisen, um fremde Länder zu besuchen. Beyde waren eifrige Muhamedaner, Sabat war ein Sohn Ibrahim Sabat's, von Beni-Sabats Familie, deren Stammbaum bis zu Muhamed hinauf reichte. Sie verrichteten ihre Andacht an Muhameds Grabe zu Mekka, verließen hierauf Arabien, durchreisten Persien, und kamen endlich nach Cabul (in Ost-Persien). Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier fest gehalten, das ihm Zemann Schah, König von Cabul, übertrug; Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tartarey fort. Abdallah fand bey einem Christen aus Armenien eine arabische Bibel, las dieselbe, und bekehrte sich zum christlichen Glauben. In den türkischen Staaten droht jedem vornehmen Muhamedaner, der zur christlichen Religion übergeht, die Todesstrafe. Abdallah suchte vorerst seine Bekehrung geheim zu halten, fühlte jedoch bald, daß seine Mühe vergebens seye, und beschloß, in der Nähe des kaspischen Meeres eine christliche Kirche aufzusuchen. Verkleidet wich er aus Cabul, und hatte schon die große Stadt Bochara in der Tatarey glücklich erreicht, als er auf der Straße seinem Freunde Sabat begegnete, und plötzlich erkannt wurde. Dieser hatte von seiner Bekehrung und Flucht reden hören, und deßwegen den heftigsten Abscheu gegen ihn gefaßt. Abdallah, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, warf sich seinem Freunde zu Füßen, gestand, daß er ein Christ seye, und beschwur ihn bey ihrem alten Freundschaftsbunde: „Mein Leben" — sagte er — „ist in deiner Hand! O Bruder laß mich fliehen!" Aber Sabat fühlte kein Mitleiden, ließ ihn durch seine Diener flugs ergrei-

fen, und lieferte den Unglücklichen dem Murad Schach, König von Bochara, aus. Er wurde zum Tode verdammt. Ein Herold verkündigte in der ganzen Stadt den Augenblick seiner Hinrichtung. Die Vornehmsten von Bochara begaben sich, von einer unzähligen Volks-Menge begleitet, zum Richtplatze. Sabat hielt sich in der Nähe von Abdallah. Man versprach ihm das Leben, wenn er Christus entsagen wollte. Der Scharfrichter mit dem Schwerdte stand neben ihm. „Nein" — rief er — „ich kann Christus nicht abschwören." Man hieb ihm die linke Hand ab. Er blieb fest. Ein Arzt erbot sich auf die Frage des Königes, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue. Er gab keine Antwort, und blickte nur mit nassem Auge himmelan, wie der heilige Stephanus, der erste Märtyrer. Hierauf sah er den Sabat mit einem sanftmüthigen vergebenden Blicke an. Die rechte ward ihm jetzt abgehauen. Er wankte nicht. Und als er sein Haupt neigte, um den tödtlichen Streich zu empfangen, schien ganz Bochara wundernd zu fragen: Ist's möglich? Umsonst hatte Sabat sich geschmeichelt, sein Freund würde nicht auf seinem Sinne beharren, wenn man ihm die Freyheit anböte. Doch nun, als er Sabat seinen Freund todt da liegen sah, wurde er von Verzweiflung ergriffen. Er reiste von Stadt zu Stadt, und suchte Ruhe. Vergebens! Endlich kam er im Jahre 1805. nach Madras. Bald nach seiner Ankunft daselbst wählte die Englische Regierung ihn zum Mufti, d. h. zum obersten Ausleger des muhamedanischen Gesetzes. Der Umfang seiner Kenntnisse und seine Geburt eigneten ihn vor Allen zu diesem Posten. Die Epoche seiner Bekehrung nahte sich. Während seines Aufenthaltes zu Nisagapatam fiel ihm ein Exemplar des arabischen neuen Testaments in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerksamkeit. Der Korán lag vor seinen Augen. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes (nach seinem eigenen Ausdrucke) sich wie ein Licht-Strom über seine Seele. Bald darauf gieng er nach Madras zurück.

um ſich dort taufen zu laſſen. Er legte ſein Glaubens-Bekenntniß ab, und wurde ſodann in der engliſchen Kirche, unter dem Namen Nathanael, im 27ſten Jahre ſeines Lebens vom ehrwürdigen Dr. Keer getauft. Er nahm nun einen Ruf nach Bengalen an, wo er die Ueberſetzung der heiligen Schrift ins Perſiſche beſorgte, zu welcher Unternehmung ſich bisher kein hinlänglich geſchickter Mann gefunden hatte. Die perſiſche Sprache iſt von großer Wichtigkeit, weil ſie allein in einem großen Theile Aſiens, hauptſächlich bey den höhern Ständen, gebräuchlich iſt, und von Damask bis Calcutta verſtanden wird. — Als Sabats Eltern erfuhren, daß ihr Sohn, nach Abdallahs Beyſpiele, Chriſt geworden ſeye, ſandten ſie einen ihrer andern Söhne nach Indien, um ihn, der nun in ihren Augen ein Ungläubiger war, zu ermorden. Jener ſchleicht im Gewande eines Bettlers ſich in Sabats Haus zu Niſagapatam ein, tritt ihm mit einem Dolche unter'm Mantel näher, ſtürzt über ſeinen Bruder her, und verwundet ihn. Sabat ergreift den Meuchel-Mörder bey'm Arme. Seine Diener ſpringen ihm zu Hülfe. Er ſieht ihn genauer an, und erkennt — ach! ſeinen Bruder. Ohne Sabats Fürbitte wäre der Hinterliſtige als ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit gefallen, aber er wurde von dieſem mit Briefen und Geſchenken frey nach Arabien zurückgeſandt.

Was für große, herrliche Wirkungen vermag nicht die Bibel in den Händen eines redlichen und nachdenkenden Forſchers hervorzubringen!

109.

Zur Zeit des Königes Canut von Dänemark, welcher, bey der erlangten großen Macht, in ſeinem Reiche das Chriſtenthum und eine größere Kultur zu verbreiten ſuchte, brachte Schleswig einen Mann hervor, der es verdient, nie vergeſſen zu werden, ſo lange noch Eifer *für Religion* unter die vornehmſten Tugenden gerechnet *zu werden verdient.* Dies war Ansver, ein Sohn Ans-

walds, der zu den angeſehenſten Männern des Landes gehörte. Obſchon ihm bey ſeinem großen Reichthume, alle Vergnügungen der Sinne zu Gebot ſtanden, ſo wählte er doch freywillig den Beruf eines Verkündigers des Chriſtenthums unter den Heiden. Seine Aeltern ſuchten ihn von dieſem Vorſatze abzubringen, da jener Beruf bey der damals noch herrſchenden wilden Denkungsart mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte ſeiner Ueberzeugung, und begab ſich in das Kloſter zu Ratzeburg, deſſen Mönche größtentheils kundige Religions-Lehrer waren, und ſich, ohne Rückſicht auf irdiſche Vortheile, eifrigſt bemühten, ihre Landsleute mit den heilſamen Wahrheiten des Chriſtenthums bekannt zu machen. In kurzer Zeit zeichnete ſich Ansver vor ſeinen Ordens-Brüdern durch Kenntniſſe, Rechtſchaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude, manche Seele für die himmliſche Lehre Jeſu zu gewinnen. Aber nicht lange, ſo verſchwand die Ruhe, welche die Chriſten einige Zeit genoſſen hatten, als die wilden Slaviſchen Völker in das Land kamen, und die Chriſten ganz auszurotten ſuchten. Sie beſtürmten auch das Kloſter, ergriffen Ansvern und ſeine Gehülfen, und ſchleppten ſie heraus, um ſie zu ſteinigen. Als Ansver ſah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bat er ſeine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte dieſe wenigen Augenblicke, um ſeine leidenden Brüder zur ſtandhaften Ergebung in den Willen Gottes zu ermuntern. Als keiner mehr übrig war, knieete er ſelbſt hin, breitete ſeine Hände gen Himmel, und ließ ſich tödten, ohne in ſeinem Glauben und ſeiner Chriſten-Hoffnung zu wanken.

110a.

Der Franzöſiſche Admiral Colligny war den größern Theil ſeines Lebens hindurch eifrigſt bemüht, ſeinen

Glaubens-Genoſſen von der evangeliſch-proteſtantiſchen Religion, die er als die wahre erkannt hätte, Sicherheit zu verſchaffen. Er duldete für ſie unzählige Gefahren und Mühſeligkeiten, und opferte ihretwegen zuletzt ſein Leben auf. Kurz vor der ſchauerlichen Bartholomäus-Nacht wurden fünf Kugeln aus einem Fenſter auf ihn geſchoſſen, eine davon traf einen Finger ſeiner rechten Hand die beyden andern giengen durch den Arm. Als der Wundarzt die ſchmerzliche Operation mit ihm vornahm, rief der Admiral ſeinen wehmüthig theilnehmenden Freunden zu: „Warum weinet ihr, meine Freunde? Ich ſchätze mich ſelbſt für glücklich, daß ich dieſe Wunden, meines Gottes wegen, an mir trage; dieſe Wunden ſind ein Segen Gottes. Ich preiſe die Regierung meines Gottes, dem es gefallen hat, mich ſo zu ehren, und mich einigen Schmerz um der Religion und Wahrheit willen leiden zu laſſen. Laßt uns Ihn bitten, daß Er mich geſchickt mache, bis ans Ende ſtandhaft zu ſeyn!“ Als die Mordnacht hereinbrach, kam einer ſeiner Bedienten ins Zimmer, und ſagte ihm: „Mein Herr! Gott ruft uns zu ſich; man iſt in das Haus eingebrochen, und es iſt nicht möglich, Widerſtand zu leiſten.“ Der Admiral antwortete hierauf: „Ich habe mich ſchon lange auf meinen Tod gefaßt gemacht, ſorgt ihr alſo nur für eure Sicherheit, ſo gut ihr könnet! Mein Leben würdet ihr vergebens zu retten ſuchen; ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes.“ Indem er dieß ſprach, bemerkte man in ſeinem Geſichte ſo wenig Unruhe, als wenn gar nichts auſſerordentliches vorgefallen wäre. Jetzt trat ein Soldat, Namens Böhmer, in das Zimmer des Admirals. Er fand ihn ſitzend, und fragte ihn: ob er der Admiral wäre? „Ich bin es“ — antwortete er mit einem geſetzten Muthe, — „aber du junger Menſch, ſollteſt für meinen eisgrauen Kopf und für mein Alter Achtung haben!“ Der rohe Menſch, der ſich durch dieſe rührende Anrede nicht bewegen ließ, hieb ihn mit *ſeinem Schwerdte.* Coſſeins, der Anführer der Mörder,

kam mit den übrigen hinzu, und tödtete ihn mit vielen Wunden. Einer von den Mördern gestand nachmals, daß er nie einen Menschen den Tod mit solcher Standhaftigkeit habe erdulden sehen.

110 b.

Ignatius, ein Schüler des heil. Apostels Johannes und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte mit Ketten beschwert über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. December 107. n. C. G. auf Befehl des Kaisers Trajan den Löwen vorgeworfen wurde. Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen ehrwürdigen Greisen zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter andern befahl Trajan: „thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer, laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!" Hierauf gab Ignatius die Antwort: „Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschen." — In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinen schrieb, liest man folgende rührende Stelle: „Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) hat wollen hervorsuchen zum Märtyrer-Tode. Es ist besser sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlangt mich, nach Jesu Christo dem Sohne Gottes, denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin jetzt noch ein Knecht, wenn ich aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Freyer Jesu Christi."

111.

Der als Sachwalter der Brittischen Freyheit so berühmt gewordene Rechtsgelehrte, (Lord) Thomas Erskine, legte seiner, vor mehreren Jahren im Hardin-

mente zu London gehaltenen Rede ein sehr schönes Bekenntniß von Christus und dem hohen Werthe des Christenthums ab. Unter andern sprach er folgende merkwürdige Worte: „Ich bekenne es frey, ich bin dem Christenthume eifrig ergeben, nicht durch Vorurtheil der Erziehung, ob mich gleich die besten Aeltern religiös erzogen, sondern durch Nachdenken und Einsicht, die ich in reiferen Jahren erlangt habe. Dieser christliche Glaube ist der große Trost meines Lebens; ohne ihn würde ich die lange Dauer meiner Gesundheit und meines Glückes vielleicht zu ausgedehnt, und ununterbrochen finden, als daß sie irgend einem Sterblichen zuträglich seyn könnte; ich würde vielmehr eben dieses Glück für Staub ansehen, den der Wind umhertreibt, würde es eher für eine Falle halten als für Segnung. Und eben so ist der religiöse und moralische Sinn des Volkes in Großbritannien der große Anker, welcher allein das Staats-Schiff halten kann, mitten in den Stürmen, welche die Welt bewegen.“

112.

Zu den Zeugnissen großer und geachteter Männer unsers Zeitalters über den hohen Werth des Evangeliums Jesu gehört auch folgendes: Der seel. Oberhofprediger Dr. Reinhard zu Dresden sagt in einer seiner vortrefflichen Schriften: „Zu wichtig ist das, was in unsern Zeiten auf Erden vorgeht; es betrifft zu sehr Alles, woran einem vernünftigen Menschen das meiste gelegen seyn muß, als daß man nicht seine besonderen Verhältnisse vergessen, und mit Hintansetzung jeder unedeln eigennützigen Rücksicht nachdenken und prüfen sollte. Auch ich habe dieß gethan, und höre nie auf, es zu thun. Ich habe bey meinen Untersuchungen ganz davon abgesehen, daß ich ein Lehrer des Christenthums bin; ich habe das, worauf man jetzt so mächtig dringt, ich habe die Vorschläge zur Besserung der Welt, die man von allen Seiten thut, ich habe die Grundsätze und Einrichtungen, die man an die Stelle des Christenthums setzen will, mit aller mir

möglichen Unparteylichkeit und Strenge geprüft. Aber ich würde wider meine innigste Ueberzeugung sprechen, wenn ich sagen wollte, daß ich etwas gefunden hätte, das unserer Natur angemessener, das wirksamer zu ihrer (unserer) Besserung und Beruhigung, das wohlthätiger für die bürgerliche Gesellschaft wäre, als das wahre lautere Christenthum."

113.

Der selige Professor Gellert, ein sehr warmer Verehrer der Religion Jesu, legte vor seinen Zuhörern folgendes rührende Geständniß öffentlich von sich ab. „Ich habe fünfzig Jahre gelebt," — sprach er — „und mannigfaltige Freuden des Lebens genossen. Keine sind dauerhafter, unschuldiger für mich gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rathe gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und mannigfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in den Leiden gefunden, als bey der Quelle der Religion; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Lebens gewesen, und habe es erfahren, daß, ohne Ausnahme nichts als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes besiegen hilft; daß nichts als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser, den bangen Geist bey dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken, und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich als vor Gott."

Achtung für äuſſere Religions-Gebräuche.

114.

Basilius v. Atadouroff, Sohn des verſtorbenen Kaiſerlich-Ruſſiſchen Staats-Miniſters v. Atadouroff, ein edler Jüngling, der im J. 1781, in einem Alter von 16 Jahren nach Göttingen gieng, um auf der dortigen Univerſität Wiſſenſchaften und Weisheit zu lernen, wendete daſelbſt auch ſeine Zeit, unter der Führung des Rathes Schäffer, mit ſo treuem Eifer an, daß er unter den Tauſenden, die ſeit Errichtung dieſer vortrefflichen Bildungs-Anſtalt dort ſtudirt haben, am Tage der Aernte gewiß nicht wird erröthen dürfen. Neben dem Eifer zu nützlichen Wiſſenſchaften bewies aber dieſer edle Ruſſe auch eine große Frömmigkeit und Gottesfurcht, Obgleich mehrere hundert Meilen ihn von ſeinem Vaterlande trennten, und große Schätze und hohe Geburt ihn über viele andere Menſchen erhoben: ſo hielt er's doch auch in der Fremde, wo Niemand von den Seinigen auf ſein religiöſes Betragen Achtung geben konnte, für Pflicht, die Religion Jeſu öffentlich zu bekennen: denn er benützte alljährig die Oſtern- und Herbſt-Ferien zu einer Reiſe nach Kiel oder Berlin, um an dieſen Orten den Gottesdienſtlichen Verſammlungen ſeiner Glaubensbrüder beyzuwohnen, und mit ihnen das heilige Abendmahl zu genießen.

115.

Peter der Große, Kaiſer von Rußland, pflegte täglich auszufahren, um öffentliche Arbeiten zu beſehen, und ſeine Truppen zu muſtern, oder auch verſchiedener anderer Dinge halber. Geſchah es nun, daß er einem *Geiſtlichen auf* der Straße begegnete, der die geweihte *Hoſtie zu einem* Kranken trug, ſo ſtieg er gewöhnlich

aus seinem Kabriolet oder seinem Schlitten, warf sich, nach den Gebräuchen der Griechischen Kirche, vor der geweihten Hostie nieder, und begab sich darauf mit dem Priester zu dem Kranken, aus welchem Stande derselbe auch seyn mochte. Die auf der Straße Anwesenden wurden dann von Bewunderung über die Gottesfurcht ihres Monarchen hingerissen; sie vergoßen Freuden-Thränen, und begleiteten ihren Kaiser bis zu dem Hause des Kranken. — Hatte der Priester sein heiliges Geschäfte verrichtet, so trat der Fürst nachher auch noch vor das Lager des Kranken, wünschte ihm Glück zu der erlangten Gemeinschaft mit seinem Versöhner, und versicherte ihn: wenn er den wahren Glauben habe, so würde er gewiß leiblich und geistlich wieder hergestellt werden. Das herablassende Betragen des Monarchen und die Frömmigkeit, die er bey dieser Gelegenheit bewies, brachten nicht selten ein frohes Wallen des Blutes bey dem Kranken hervor, und hatten sogar auch wohlthätigen Einfluß auf die Genesung desselben, besonders da der Kaiser nachmals täglich Jemanden zu dem Kranken schickte, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. War der Kranke arm, so sandte er ihm Geld, und noch überdieß seinen Leibarzt, und ließ ihm unentgeldlich die nöthigen Arzneymittel reichen.

116.

Gellert war ein eifriger Freund des öffentlichen Gottesdienstes. Er war aufs lebhafteste davon überzeugt, daß, wenn er recht angewendet wird, er den Menschen sehr nützlich, und ein sehr gutes Mittel sey, sowohl die Erkenntniß Gottes zu vermehren, als auch die wahre Gottseligkeit zu befördern, und dem Menschen nicht bloß zu guten Gedanken Anlaß zu geben, sondern auch ihn zu allem Guten anzufeuern und zu stärken. Schon als Jüngling, und sein ganzes Leben hindurch besuchte er denselben sehr gewissenhaft und mit Andacht. Insbesondere war ihm der Sonntag heilig. „Wir gehen" —

ſagte er — „mit dem Sonntag zu leichtſinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung deſſelben iſt zum Wachsthum in der Religion und Gottſeligkeit ein unentbehrliches — und zugleich das beſte Mittel. An dieſem Tage ſich von ſeinen gewöhnlichen Geſchäften los machen, ſein Herz prüfen, zum Himmel erheben, es mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und ſtärken, heißt es auf die ganze Woche ſtärken, und ſich zur rechtſchaffenen Ausübung ſeines Berufes vorbereiten. Wer den Sontag wohl anwendet, wie kann der wohl die übrigen Tage übel zubringen? Wer ihn hingegen ſchlecht anwendet, wie kann der glauben, es ſey ſeine Pflicht, die übrigen Tage gut anzuwenden? — „Vergiß" — ſagte er — „an dieſem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Weihe dich ganz der Religion und dem Himmel! Empfinde die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Geſpräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder! Bete, danke, erforſche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten; und bemerke die Hinderniſſe deiner Tugend! Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt haſt. Suche ſie demüthig von Ihm, und ſey dankbar für die, welche du empfängſt. Wir vergeſſen unſere Schwachheit und Unwürdigkeit unter dem Getümmel der Geſchäfte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine Zeit feſtſetzen, unſer Unvermögen, und die Macht und Güte Gottes, unſere Unwürdigkeit und die Macht und Hoheit Gottes zu erkennen. Dieſem Geſchäfte ſoll der Sonntag gewidmet ſeyn. Er iſt der Tag des Gebets und der Ruhe, worin die Seele allein ihr wahres Glück findet."

117.

Am 17ten Trinitatis-Sonntag 1786. wohnte Kaiſer Joſeph II. dem ordentlichen Gottesdienſte in der Pfarr-Kirche der Leopoldsvorſtadt von Brüſſel bey. Der Ober-Pfarrer und deſſen Amts-Gehülfen empfiengen den Mo-

narchen in ihrem prieſterlichen Ornate an der Kirch-Thüre, und begleiteten denſelben durch die, zu Anhörung der Predigt eben verſammelte Volksmenge. Eiligſt wurde ein Oratorium (ein Betſchemel) für denſelben herbeygeholt: allein der Kaiſer bediente ſich deſſelben nicht, ſondern nahm mitten unter der Gemeinde im nächſten beſten Stuhle Platz. Niemand durfte von ſeinem ſchon eingenommenen Platze weichen, noch weniger aus dem-ſelben verdrängt werden. Man ſah hier die Wahrheit in der Ausübung, daß im Hauſe des Herrn, Monarchen und Unterthanen gleich ſind. Hier hörte der Landes-Vater unter ſeinen Kindern mit erbaulicher Aufmerkſamkeit auf die Lehre des Predigers, und bezeugte bey dem darauf-folgenden Hochamte die reinſte Chriſten-Demuth, mit wahrer Andacht vereint. Das anweſende Volk war bis zu Thränen gerührt, und erinnerte ſich ſtillſchweigend an die Pflicht, am Tage des Herrn vorderſamſt dem öffentlichen Gottesdienſte beyzuwohnen, die aber leider! von ſo Vielen vornehmen und geringeren Standes hintange-ſetzt wird.

Heilighaltung des Eides.

118.

Landgraf Wilhelm von Heſſen-Caſſel ward zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter vortheilhaften Anerbietungen eingeladen, dem Prager Frieden beyzu-treten. Er hatte aber ſich zuvor durch einen Eid in ein Bündniß mit Schweden eingelaſſen, und dieß ſein gege-benes Wort war ihm zu heilig, daß er nicht lieber ſeine Beſitzungen Preis geben, als ſeiner alten Verbindung entgegen handeln ſollte. — Ein ſolches unverbrüchliches, ſtandhaftes Feſthalten deſſen, wozu man ſich unter An-*rufung des göttlichen* Namens, mit Berufung auf ſeine

heilige Allwissenheit verbindlich gemacht hat, wenn es auch mit Gefahr Leibes und Lebens, mit dem Verluste unsers Vermögens und unserer Ehre verbunden seyn sollte, ist eine allgemeine, alle Menschen verbindende Pflicht.

119.

Die Römer kamen im ersten Punischen Kriege bis nach Afrika. Ihr Heer, von dem Consul Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Carthaginenser den Entschluß, einen Anführer aus ihren griechischen Colonien kommen zu lassen; und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten Schlacht die Römer völlig auf das Haupt schlug, und selbst den Regulus gefangen bekam, der dann in Carthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte. In der Folge gewannen jedoch die Römer wieder Vortheile, und der Carthaginensische General Asdrubal wurde vom Metellus überwunden, wobey 20.000 Mann auf dem Platze blieben, so daß die Carthaginenser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden auf erträgliche Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er abreiste, mußte er sich durch einen feyerlichen Eid verpflichten, daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, ohnfehlbar zurückkehren wolle. Regulus kommt in Rom an, und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senates beyzuwohnen. Als nun bey'm Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte vielmehr die Schwäche der Carthaginenser vor, und drang sehr eifrig auf die *Fortsetzung* des Krieges. Jedermann bewunderte die *Uneigennützigkeit* dieses großen Mannes, und suchte ihn

zu bereden, in Rom zu bleiben. Selbst der Pontifex Maximus (Ober-Priester) that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene selbst stimmt damit nicht überein, und spricht: „Ich weiß zwar wohl, welche Martern zu Carthago auf mich warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank, als vor dem Schimpfe einer schlechten Handlung, welche mir bis ins Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Carthago zu reisen, für das übrige lasse ich die Götter sorgen.“ — Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den Carthaginensischen Botschaftern heiter zu Schiffe, und reiste nach dem Orte seiner Sklaverey zurück. Als die Carthaginenser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich derselben sogar widersetzt habe, verübten sie die grausamsten Martern an ihm, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreutz. So starb der gewissenhafte Regulus. — Ehrlich sein Wort halten, und der Heiligkeit des Eides alle persönlichen Vortheile aufzuopfern, ist das Kennzeichen einer wahrhaft erhabenen Seele.

120.

Ludwig IX. König von Frankreich, war bey seinem ersten Kreutzzuge gegen die Sarazenen in Aegypten sehr glücklich. Er schlug sie, und eroberte die Stadt Damiette. Allein sein Glück war nicht von Dauer, er verlor im J. 1250. mehrere Schlachten, und ward selbst gefangen. Nun verlangte der Sultan die Zurückgabe von Damiette, und eine Million Goldstücke sowohl zu seiner, als der andern Gefangenen Loskaufung. Ludwig gab mit edlem Stolze zur Antwort: „Ein König von Frankreich kauft sich nicht mit Gelde los; die Stadt Damiette will ich für meine Person zurückgeben, und die Million Goldstücke für die Befreyung meiner Leute bezahlen.“ Der Sultan, der über die Großmuth des franzö-

fischen Monarchen erstaunte, indem er ihm eine so große Summe ohne Schwierigkeit bewilligte, erließ ihm aus Erkenntlichkeit 200,000 Goldstücke. Als aber dieser Sultan einige Tage nachher von den Mameluken ermordet wurde, so erfuhr Ludwig neue Schwierigkeiten. Die Emirs (Fürsten) verlangten, daß der König den Vertrag mit einem Eide bestätigen sollte, worüber sich aber dieser, theils der Religions-Verschiedenheit wegen, theils weil er bey einem ihm so geringfügigen Umstande erwarten konnte, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glauben sollte, Bedenken machte. Die Emirs, über diese Weigerung aufgebracht, drangen mit dem Säbel in der Hand in sein Zelt, und schrieen in einem drohenden Tone: „Du bist unser Gefangener, und gehst mit uns um, als ob wir deine Sklaven wären, wähle entweder den Tod, oder den Schwur, den wir verlangen!" — „Ihr seyd Herren über meinen Körper, — antwortete der König; — „aber meine Seele ist in Gottes Hand, ihr habt keine Gewalt über sie." — Die trotzigen Sarazenen sahen sich genöthiget, nachzugeben. — Nur derjenige kann so, wie Ludwig, sprechen, der von dem Gefühle seiner Pflicht, von Ehrfurcht gegen Gott und von dem Glauben an eine Vergeltung beseelt ist.

Selbst-Erkenntniß und richtige Selbstschätzung.

121.

Schon in unserer Kindheit müssen wir anfangen, uns selbst kennen zu lernen. Wer zu einer richtigen Erkenntniß seiner selbst gelangen will, der muß fleißig untersuchen, wie er gegen Gott und seinen Nebenmenschen gesinnet ist; — ob sein Leben gut oder böse, ob es den Forderungen der Religion gemäß ist oder nicht, — ob er

immer dasjenige gethan habe, was er zu thun schuldig ist? — oder, mit einem Worte: er muß sich selbst prüfen. — Daher gaben auch schon viele weise Männer unter den Heiden ihren Schülern die nachdrückliche Erinnerung: täglich eine aufrichtige Prüfung ihrer selbst anzustellen, und übten sich auch täglich selbst in dieser Tugend. — Pythagoras, ein Griechischer Philosoph, der um das Jahr der Welt 3400 lebte, sagte: „Laß den Schlaf nicht in deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast! Frage dich: worin war ich heute nachläßig? Was habe ich verrichtet? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? — Auf diese Weise fange von der ersten That des Tages an, und gehe bis zur letzten fort, und freue dich über das Gute!" — Der ältere Cato, dessen Sitten so strenge nach den Vorschriften der Tugend, Gerechtigkeit und Mäßigkeit eingerichtet waren, hatte ebenfalls die löbliche Gewohnheit, sich jeden Abend das, was er gesagt, gehört oder gethan hatte, in's Gedächtniß zurückzurufen. — Sextius, ein Schüler des Pythagoras, schlief keinen Abend ein, ohne sich zu fragen: von welchen Fehlern hast du dich befreyt? welchem Laster hast du widerstanden? worin bist du besser geworden?

122.

Sokrates wurde von den Griechen seiner Zeit, die so viel Vortreffliches, Neues und Brauchbares von ihm lernten, für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten und erklärt. Er allein hielt sich dieses großen Ehren-Namens nicht würdig. „Warum," — so befragte er sich selbst, — „warum mag man mir wohl diesen Namen ertheilt haben? Mir, der ich doch, wie andere Menschen, dem Irrthume und der Unwissenheit unterworfen bin, und Fehler genug an mir habe?" — Endlich gab er folgenden Unterschied zwischen sich und Andern an: „Andere Menschen," — sagte er — „glauben

fälschlich, daß sie viel wissen; ich aber weiß es, daß ich nichts weiß."

123.

Scipio Africanus der ältere ward von den Tribunen des Römischen Volkes vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von den, aus Asien mitgebrachten, dem Feinde abgenommenen Schätzen ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus, König von Syrien, den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade der Jahres-Tag der großen Schlacht bey Zama. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß er sie mit Verachtung in Stücken. „Was stehen wir hier," — rief er, — „und verderben mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist Hannibal geschlagen, und Carthago gedemüthigt worden. Mir nach, ihr Römer, dort auf dem Capitol erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde!" Mit diesen Worten stand vor den Augen aller Mitbürger das Verdienst des Mannes in seiner ganzen Größe da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; das ganze Forum und die Liktoren selbst, (die sämtlichen anwesenden Gerichts-Personen) strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen schönern glorreichern Triumph hatte nie ein Römer gefeyert. — Welch' eine treffliche Wirkung that hier nicht das kalte, ruhige Nichtachten der Verläumdung! Wie wurde das Volk durch das edle Selbstbewußtseyn des Helden von Zama ergriffen! Ein solcher Edler darf sich nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein bloßer Anblick wird eine Schutzrede. Aber um diese Wirkung hervorzubringen, muß das Gefühl der Unschuld in den Seelen der Mitbürger eben so lebhaft seyn, als *in der Seele des* Verläumdeten.

124.

Gellert (s. S. 95.), dessen moralische Schriften noch jetzt mit vielem Nutzen gelesen werden, war in seinem ganzen Leben ein eifriger Freund der christlichen Religion. Er hatte erkannt, und in seinem Innern selbst erfahren, daß sie die größte Kraft besitze, das Herz des Menschen gut, und seinen Weg unsträflich zu machen. Innigst überzeugt, daß ohne wahre Selbst-Kenntniß keine moralische Besserung und Veredlung möglich seye, befließ er sich einer großen Sorgfalt und Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und innern Neigungen. Er war aufmerksam auf Alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen, und gegen die Empfindlichkeit, welche bey einem siechen Leben so gewöhnlich ist, immer auf seiner Hut zu seyn, damit unter seinen körperlichen Uebeln Niemand als er leiden möchte. Er hielt ein Tagebuch, worin er seine guten Empfindungen, Gedanken, Reden und Handlungen, wie seine Fehler, mit gleicher Aufrichtigkeit und als vor Gottes Augen bemerkte. Durch diese Aufmerksamkeit auf sich selbst wurde er denn auch in der Erkenntniß seiner selbst gefördert, und in dem Eifer besser zu werden, täglich mehr gestärkt. Seine seit 1752. über sich selbst gehaltenen Tagebücher enthalten, ausser kurzen Anzeigen von seinen Geschäften, Leiden und ähnlichen Vorfällen, vornehmlich viele Anmerkungen über seinen Seelen-Zustand, welche theils in Klagen über seine Trägheit zum Gebete, über die Versuchungen sinnlicher Neigungen und in ernstlichen Bezeugungen seines Mißfallens an seiner eigenen Schwachheit und Unvollkommenheit; theils in Ermunterung seiner selbst zu einem getrosten Muth, zum Vertrauen auf Gott und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er seine Tage angewandt habe, u. s. w. bestehen.

125.

Bernard de Fontenelle, Secretär der franzöſiſchen Akademie, der 1757. in einem Alter von 100 Jahren ſtarb, wurde von ſeinen Zeitgenoſſen ſeines liebenswürdigen Charakters und ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe wegen ſehr geſchätzt. Bey der Herausgabe ſeiner erſten Schrift: „Dialogues des morts“ („Geſpräche im Reiche der Todten),“ worin er mit Mäßigung und Klugheit verſchiedene Irrthümer angriff, welche bisher noch geherrſcht hatten, erfuhr er aber einige unangenehme Begegniſſe, indem alle diejenigen, deren Meinungen oder Vorurtheile, und beſonders, deren Eigenliebe er dadurch beleidigt hatte, Bücher voll Galle und grober Schimpfwörter gegen ihn ſchrieben. Fontenelle ließ ſich indeſſen darüber nicht aufbringen. „Ich habe niemals eine Schrift von meinen Feinden geleſen“ — ſagte er mit dem größten Gleichmuthe, — „ich habe weder das Recht, ſie zu verachten, weil ich nicht weiß, ob ihre Verfaſſer Talent beſitzen oder nicht, noch das Recht, ſie zu haſſen, weil ſie mir nicht das geringſte Uebel zugefügt, weil ſie mir nicht einen Augenblick Unwillen den Tag über, noch eine Viertelſtunde Schlafloſigkeit in der Nacht verurſacht haben. Was würde aus uns werden, wenn ſchlechte Menſchen das Wahre falſch, das Gute böſe, das Schöne häßlich machen könnten? Das Wahre, das Gute und das Schöne bilden in meinen Augen eine Gruppe von drey großen Geſtalten, um welche die Bosheit eine Staub-Wolke erheben kann, die ſie den Blicken der Rechtſchaffenen einen Augenblick entzieht; aber in dem Augenblicke darauf verſchwindet die Wolke, und ſie zeigen ſich ehrwürdiger als jemals. Wenn ich unrecht habe, ſo wird mir meine Vertheidigung nicht recht geben. Ich habe mir ein Kopf-Kiſſen bereitet, auf dem es ſchwer iſt, meine Ruhe zu ſtören; die Tugend und das *Talent* haben die Verläumdung immer überlebt. *Erinnert euch an* Phocion; er ward vergöttert; und ohne

eine Stelle des Plutarchs wüßten wir nicht, daß ein gewisser Glaucipp gegen diesen tugendhaften Mann eine heftige Schrift verfertigt hat.“ — Fontenelle wird jederzeit unter den verehrungswürdigen Männern, die ihr Jahrhundert aufgeklärt haben, genannt werden; die Namen seiner Feinde sind mit ihren Werken verschwunden.

126.

Alphonsus, König von Arragonien, hörte, daß man ihn darum lobe, weil er der Sohn, der Enkel und Bruder eines Königes sey. „Alles, was du an mir hochschätzest“ — versetzte er dem Schmeichler — „achte ich für nichts! Das ist Größe meiner Vorfahren, und nicht die meinige; die wahre Hoheit ist kein Erbgut. Sie ist eine Frucht und Belohnung der Tugend.“

127.

Der Schwedische Graf Tessin sagte, als er im Jahre 1752. das Amt eines Kanzley-Präsidenten niederlegte: „Bey dem Antritte dieses Amtes habe ich Leib und Seele vor Gott verpfändet, recht zu handeln. Bey Niederlegung desselben betheure ich, mit eben dem Eide, vor dem Angesichte Gottes, und so wahr mir derselbe helfe an Leib und Seele, daß ich niemals mit Vorbedacht zum Bösen gerathen, oder das Gute vernachläßiget habe. Was kann von größerer Wichtigkeit seyn in diesem zeitlichen Leben, als das hohe Zeugniß desjenigen, welcher der Fürst des Volkes ist! Ew. Königl. Majestät wissen, da ich nun, unter Dero Augen, eine lange Zeit gedienet habe, am besten, ob mich Furcht oder Gewinn bey den Berathschlagungen zweifelhaft gemacht; ob ich die Wahrheit in Lügen verwandelt; ob ich jemals etwas heimlich angerathen habe, das ich mich hätte erkühnen dürfen, öffentlich zu gestehen; ob heimliche Nachstellungen oder Unterdrückung Anderer meine Fußstapfen begleiteten, wenn ich mich Ew. Majestät hoher Person

genähert habe; ob ich Jemandes Wort übel ausgelegt, ob ich Gerüchten nachgegangen, dieſelben vergiftet, und meiner Obrigkeit vorgebracht; ob ich Euer Majeſtät hohes, gnädiges Vertrauen auf einige Art und Weiſe gemißbraucht — ob ich jemals für mich etwas beſonders verlangt, oder ob ich meine und der Meinigen Beförderung auf eine unerlaubte Weiſe geſucht habe? — — Großmächtigſter König! ich weiß nicht, daß ich Urſache haben ſollte, ein einziges an dieſer Stelle geſprochenes Wort zu bereuen, ſondern ich gedenke für dieſelben insgeſammt, am Tage des Gerichts, eine freymüthige Rechenſchaft abzulegen. — Meine Belohnung auf Erden ſey indeſſen die milde Beurtheilung, mit welcher ein gerechter und gnädiger König die Handlungen ſeines Unterthans betrachtet: — und wenn ich werde in meine unvermeidliche Verwandlung gegangen ſeyn, ſo ſammle und erfriſche das gute Andenken meiner übrigen Mit-Brüder meinen zerſtreuten Staub!" — —

Wahre Ehr-Liebe.

128.

Der Schottländiſche Lord Talbot war ſchon in ſeinem 25ſten Jahre Ritter des Hoſenband-Ordens, General-Lieutenant und Oberſt eines Kavallerie-Regiments, auch Mitglied des Geheimen Rathes, und beſaß zugleich ein eigenthümliches Vermögen von 30,000 Pf. Sterling (ungefähr 330,000 rhein. Gulden) jährlicher Einkünfte. Er ſchätzte, wie billig, die Größe und den Werth ſeines Glückes. Seine Sittſamkeit und ſein Beſtreben, Jedermann nützlich zu ſeyn, entfernten auch von ihm den Neid, und erwarben ihm Liebe und Verehrung. Einſt, *als er Abends* allein in ſeinem Kabinete dieſen ſeinen

äußern glücklichen Zustand überdachte, sagte er zu sich selbst: „Ja, Talbot, du bist glücklich, du bist geliebt, geehrt; aber womit hast du es verdient? Bist du auch dieses Glückes würdig? Was hast du dazu beygetragen? Kannst du darauf stolz seyn? Du warst schon Oberster, als du noch in der Wiege lagst; die Standhaftigkeit deines Regiments in der Schlacht wider die Rebellen, und der tapfere Einbruch ihres Anführers, der deine Stelle vertrat, machten dich zum General-Lieutenant und Ritter des Ordens; dein großes Vermögen haben dir deine Vor-Aeltern hinterlassen, die es vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht, erworben haben: denn es ist schwer, so viel zu sammeln, und durchaus ein ehrlicher Mann zu seyn. Was sind nun deine Verdienste? — O ich will wissen, ob ich selbst einen Werth habe; ob ich durch mich selbst ein gewisses Glück machen kann." — Talbot hatte große Besitzungen in Amerika. Unter dem Vorwande, dahin zu reisen, hielt er bey dem Könige um Urlaub an, und erhielt ihn. Er vertraute die Verwaltung seiner Güter und sein ganzes Hauswesen einem Manne von geprüfter Redlichkeit an, nahm tausend Thaler Geld zu sich, setzte sich zu Pferde, ohne Jemand mitzunehmen, gieng zu Schiffe, und setzte seine Reise nach Wien fort. Die Kaiserin Maria Theresia war eben damals in einen sehr gefährlichen Krieg verwickelt. Talbot wußte, daß der Oestreichische Feldmarschall Browne (Braun) ein Schottländer war; er ließ sich bey ihm anmelden. „Gnädiger Herr" sagte er zu ihm, ich bin ein Schottländer, und komme, mein Blut für die Rechte der erhabenen Fürstin zu vergießen, und unter einem so großen General, wie Ew. Excellenz sind, den Dienst zu lernen." — „Gut, mein Sohn," — antwortete der Feldmarschall — „hat er etwas Vermögen?" — „Das habe ich nicht; ich habe aber Herz, und will mich würdig machen, welches zu besitzen." — Gut gedacht! Ich nehme ihn unter mein Regiment: Er soll als Korporal angestellt werden. — „Ich möchte lieber erst ge-

horchen als befehlen lernen." — Der Feldmarschall sah ihn an, und sagte: „Es leben meine Landsleute!" wendete sich wieder zu ihm mit den Worten: „Auch dieses; handle Er so, wie Er spricht, ich will für sein Glück sorgen. Wie heißt Er?" — „Levingthon." — Nun war also Lord Talbot gemeiner Soldat unter dem Braunischen Regimente. Er hielt in seinem Dienste mehr, als er versprach. Seine Aufführung war untadelhaft; seine Herzhaftigkeit wurde von Vorsicht und Verstand geleitet; er war von Jedermann geliebt; that sich bey allen Vorfällen so tapfer hervor, daß er von einer Stufe der militärischen Würden zur andern stieg. Nach vier Jahren bekam er schon ein Regiment, und zeichnete sich mit demselben so aus, daß er bald darauf zum General-Lieutenant erklärt wurde. Nun war seine Ehrbegierde befriedigt. Er war nunmehr wieder das, was er gewesen war, und hatte es seinen Verdiensten zu verdanken. Jetzt glaubte er sich nicht länger verbergen zu dürfen. Er ließ große Summen aus seinem Vaterlande kommen, schaffte sich eine zahlreiche Dienerschaft und die glänzendste Equipage an, und so fuhr er nach Wien zum Feldmarschall Browne. Wie sehr erstaunte dieser, als ihm Talbot sagte, wer er wäre, und was ihn zu einem so sonderbaren Entschlusse bewogen hätte. — „Unnachahmlicher Mann!" — rief der Feldmarschall aus, und fiel ihm um den Hals, — „wer kann Sie genug bewundern, kommen sie gleich selbst mit zur Kaiserin; wie sehr wird sie über eine so edle, so seltene Art zu denken gerührt werden!" — Sie kamen nach Hofe; die Kaiserin bewunderte des Mannes edle Begierde nach eigenen Verdiensten, erklärte ihn sogleich zum Feldmarschall, und gab ihm das große Theresien-Kreutz. Diese Geschichte breitete sich gar bald am ganzen Hofe aus, und Talbot wurde an demselben, in der Stadt und bey der Armee bewundert. Er hielt sich noch einige Zeit in Wien auf, reiste nach England zurück, und da der Ruhm von seinen aufferordentlichen Begebenheiten vor

ihm dahin gelangt war, so wurde er auch vom Könige, den Prinzen und allen Hohen und Niedern, mit eben so großer Bewunderung und fröhlichem Zurufe aufgenommen.

129.

Cato von Uttica, der durch seinen Patriotismus bekannte edle Römer, legte sich mit allem Fleiße auf die Beredtsamkeit, um eine Rüstung mehr zur Vertheidigung der Gerechtigkeit zu haben. Bloß zu reden, um dadurch Ruhm zu erhalten, hielt er zu niedrig für sich. „Man tadelt dein Stillschweigen" sagte eines Tages einer seiner Freunde zu ihm. — „Laß es seyn," — gab Cato zur Antwort, — „wenn man nur an meiner Aufführung nichts zu tadeln findet." Als er einst von einem in üblem Rufe stehenden Manne an seiner Ehre angegriffen wurde, antwortete er diesem: „der Streit zwischen dir und mir ist zu ungleich; denn nur eine üble Gewohnheits-Sache ist es, schändliche Dinge zu sagen und zu thun; ich aber mag dergleichen weder sagen noch thun."

130.

Man schämt sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts schimpfliches haben, und läßt sich die falsche Schaam oft zum Bösen verleiten. — Nicht so handelte der römische Philosoph und Lehrer des Kaisers Nero, Seneca. Dieser besuchte noch in seinem Alter die Lehr-Stunden anderer Philosophen, ungeachtet er zu den weisesten Männern seines Zeitalters gerechnet wurde. Als ihm nun Jemand sagte, daß er sich dadurch zu den Jünglingen herunterseße, antwortete er: „Glücklich bin ich, wenn dieß das einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, der Aufführung moralischer dramatischer Scenen beyzuwohnen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man etwas noch nicht weiß; und so lange das Leben dauert, muß man lernen, wie man gut und glücklich leben soll." —

131.

Der berühmte Holländiſche Admiral Ruyter, von armen Aeltern geboren, war in ſeiner Jügend ein Boots-Junge; durch die gute Anwendung ſeiner natürlichen Talente und die große Geſchicklichkeit im See-Weſen, die er ſich erworben hatte, ſtieg er aber von einer Stufe der Ehre bis zur andern, und endlich bis zur Admirals-Stelle, mit welcher der Rang eines Herzogs verbunden war. Unter ſeinen vortrefflichen Geiſtes- und Herzens-Eigenſchaften glänzte die Tugend der Tapferkeit in ihrem hellſten Lichte; er focht im Streite mit Löwenmuthe, und ſelbſt ſeine Feinde konnten auf ihn nie auch nur einen Schatten von Zaghaftigkeit werfen. Aber auch er erfuhr das Schickſal ſo mancher von äuſſerem Glücke begünſtigten Männer, daß er eine große Anzahl von Neidern hatte. Einem derſelben, einem Schiffs-Kapitain, der die Fecht-Kunſt nur deßwegen gelernt zu haben ſchien, um kunſtmäßig morden zu können, fiel endlich der Kunſtgriff der Raufbolden ein; er beſchuldigte Ruytern einer Beleidigung, und forderte ihn zum Zweykampfe heraus. Dieß geſchah im J. 1643. da er ſchon Commandeur eines Schiffes war. Ruyter erſchien auf dieſe Ausforderung nicht. Es iſt ein, leider! noch immer herrſchendes Vorurtheil, daß die Rettung der militäriſchen Ehre das Duell verlange, — und hiebey bedenkt man nicht, wie frevelhaft man gegen den Schöpfer und Erhalter unſers Lebens handelt, wenn man ſeinem von einem Fehler übereilten Mit-Bruder den Stahl in die Bruſt ſtößt, ein ſchuldloſes Weib zur Wittwe, und ihre unglücklichen Kinder zu Waiſen macht, und ſo als Menſchen-Mörder in die Hände des ewigen Richters fällt. — So meinten auch Ruyters Freunde, daß er Mangel an Herzhaftigkeit beweiſe, wenn er nicht erſcheinen würde. Dieſer große Mann antwortete ihnen aber mit edler Feſtigkeit: „Ich bin gewohnt, auf Befehl meines Vaterlandes zu fechten; und dann erfülle ich

meine Schuldigkeit aus allen meinen Kräften; komme ich dabey um, so falle ich in meinem Berufe, und weiß, daß es wohl um meine Seele steht. Aber wie, wenn ich nun in eigener Rache meinen Tod finde, da mir dieselbe bey Verlust meiner Seligkeit verboten ist?" — Er unterwarf hierauf die Sache seinen Vorgesetzten, und diese erhielten ihn natürlicher Weise bey seinem Ansehen und in seinen Würden. Vorher hatte sich Ruyter vorgenommen, den See-Dienst aufzugeben; nun aber ließ er sich bewegen, ferner Leib und Leben für's Vaterland zu wagen, und trat seinen nächsten Zug als Befehlshaber einer großen Flotte an.

132.

Den Griechischen Philosophen Xenophanes forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlug es ihm ab, — „Du bist eine feige Memme," sprach dieser. — „Ja! das bin ich" — erwiederte Xenophanes — „sobald es Dinge betrifft, deren ich mich zu schämen hätte." — Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf seyn will, überläßt dieß den Kindern, und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher: — so dachte Xenophanes, und er hatte Recht. — Alles, wobey gar nichts zu denken übrig bleibt, ist zu tief unter der Würde der Weisen; auch bey seinen sogenannten Zeitvertreiben muß einige Verstandes-Uebung statt finden. Unstreitig wollte jener Würfelspieler aber auch um Geld, und zwar hoch spielen, und auch dieß fand Xenophanes für sein Herz entehrend. Entweder — so dachte der Edle — kann er mir viel abgewinnen, oder ich ihm. Gewinnt er mir viel ab, welche Schande wäre es für mich, mein Vermögen einer Unternehmung Preis gegeben zu haben, wobey mein Verstand gar nichts thun konnte, sondern ein bloßer Zufall alles that! Hätte ich's nicht auf eine würdigere Weise aufopfern können, wenn ich es einmal aufzuopfern nicht ungeneigt war? Hätte ich wenigstens

Gesellschaft zu behalten. Vergebens entschuldigte sie sich mit der Beschaffenheit ihres Hauswesens, mit ihren kleinen Kindern, die sie, weil sie eine wahre Mutter ist, nicht länger ohne Aufsicht zu lassen wünschte u. s. w. Man wollte nichts hören. Sogar zu kleinen Sticheleyen und lauten Vorwürfen nahmen einige ihre Zuflucht. Allein die edle Mutter, die ihre guten Gründe hatte, warum sie weder selbst an dem Balle Theil nehmen, noch zugeben wollte, daß ihre Tochter zum Tanze bleibe, kehrte sich daran nicht, sondern folgte ihrer Ueberzeugung von dem, was sie für Pflicht erkannte. Sie fuhr mit Mann und Tochter davon, und genoß nun im Kreise ihrer geliebten Familie zu Hause eine Glückseligkeit, die sie ohne ihre Standhaftigkeit nicht gefühlt, ja vielleicht, wenn sie nachgegeben hätte, mit bitterer Reue vertauscht haben würde. Denn als eine Kennerin des menschlichen Herzens sah sie die Eindrücke voraus, die der erste Ball in dem jugendlichen Herzen ihrer Tochter, bey ihrem Hange zum Tanzen, zurücklassen konnte; und diese, welche die edle Absicht ihrer Mutter wußte, dankte ihr im Herzen dafür, daß dieselbe frühzeitig sie kämpfen und siegen lehrte: und wird ihr in der Folge noch mehr gedankt haben, als sie die Gefahren näher kennen lernte, die ihr Geschlecht auf dem Wege zur Tugend und Weisheit zu bestehen hat, bey welchem, wie in jeden großen gemischten Gesellschaften, so leicht Personen sich einzufinden pflegen, deren Gesellschaft für ein junges unerfahrnes Mädchen nachtheilig werden kann.

134.

Eifer und Standhaftigkeit in Beförderung des Guten; die sich durch die größten Hindernisse nicht schwächen lassen, die aller Gefahren und Beschwerden nicht achten, und sie zuletzt rühmlich überwinden, sind Kennzeichen einer wahren Seelen-Größe, nach welcher der Christ unablässig trachten muß. Hans Egede, der im Jahre 1758. als Superintendent über die Grönländische Mission

ſtarb, hatte den Entſchluß gefaßt, den Grönländern richtige Begriffe von dem Weſen der Gottheit beyzubringen, und ſie zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen. Er blieb auch dieſem Vorſatze mit einer faſt beyſpielloſen Beharrlichkeit treu. Zwar traten manche Umſtände ein, die ihn hätten furchtſam und von ſeinem Vorhaben abwendig machen können: allein er achtete deſſelben nicht, ſondern verblieb auf dem, was er einmal bey ſich beſchloſſen hatte. Nicht Spott und Läſterungen konnten ihn davon abwendig machen; — nicht langwierige, vergebliche Bemühungen, nicht die Fehlſchlagung ſeiner Bitten und Vorſtellungen bey dem Könige und dem Miſſions-Collegium, nicht das Gerüchte, daß ein Norwegiſches Schiff an der Grönländiſchen Küſte im Eiſe verunglückt ſeye, und die Leute ſich mit dem Boote ans Land geflüchtet hätten, und von den Wilden todt geſchlagen und verzehrt worden ſeyen. Ueber zehn Jahre lang kämpfte er, bey ſtandhaftem Eifer, mit vielen Widerwärtigkeiten und Hinderniſſen, bis er ſeine Abſicht zu ſeiner größten Freude erreichte. Er that alles Mögliche, um die Sprache der Grönländer zu lernen, und hielt ſich im Winter 1722. mit ſeinen beyden jüngern Söhnen in ihren Hütten auf. Der Aufenthalt in denſelben war ihm, als einem Fremden, äuſſerſt beſchwerlich und unangenehm. Aber weder das Ungeziefer und der üble Geruch von den vielen Thran-Lampen, die dergleichen Winter-Wohnungen ſowohl hell als warm machen müſſen, und Tag und Nacht fort brennen; noch die unwiſſenden wilden Menſchen ſelbſt, die hier in großer Anzahl beyſammen wohnen, und eine ſehr unſaubere Wirthſchaft führen, konnten Egedens Eifer ſchwächen, in ſeiner Arbeit und Bemühung, den Grönländern beſſere Begriffe und Geſinnungen beyzubringen, und ſie zum chriſtlichen Glauben zu führen, unverdroſſen fortzufahren. Und als im J. 1734. die Kinder-Blattern eine ſehr ſtarke Verheerung in Grönland anrichteten, ſo nahm er nicht nur von den unglücklichen Einwohnern

so viele auf, als seine Zimmer fassen konnten, sondern gieng selbst, so wie seine Frau, bey ihnen herum, und pflegte, ermunterte und tröstete sie in ihrem Elende. Viele starben an seiner Seite, und oft mußte er in der Nacht aufstehen, und selbst die Leichen herausschleppen, um nur nicht vom Gestanke umzukommen; dessen ungeachtet vermochte er es nicht über sich, irgend einem seine Hülfe zu versagen. So viel Menschen-Liebe rührte die Herzen dieser Heiden, und sie fiengen an, aus den Handlungen dieses braven Missionnärs den hohen Werth der christlichen Religion einzusehen, die er bisher ohne Erfolg verkündigt hatte.

135.

Demosthenes brachte die Beredtsamkeit der Griechen zur größten Vollkommenheit. In seiner Person waren alle Redner-Talente vereiniget, die andern Rednern nur einzeln von der Natur zugetheilt worden waren. Und selbst diejenigen Fähigkeiten, welche ihm von der Natur versagt waren, wußte er sich durch unverdrossenen Fleiß zu verschaffen. — An diesem großen Manne, Jünglinge! habt ihr einen redenden Beweis, wie viel anhaltendes und unermüdetes Bestreben nach Vollkommenheit ausrichten kann. Er hatte mit vielen Hindernissen der Natur und der äußern Glücks-Umstände zu kämpfen, ehe er es in der Beredtsamkeit auch nur zu einer Fertigkeit bringen konnte. Ermuntert durch den Ruhm des Redners Callistratus, konnte er dem Triebe nicht widerstehen, sich ganz der Rede-Kunst zu widmen. Von nun an entsagte er allen übrigen Beschäftigungen, ja selbst den unschuldigsten Zeitvertreiben, und so lange Callistratus in Athen war, kam er nie von dessen Seite, und machte sich seine Vorschriften und sein Beyspiel auf die bestmöglichste Weise zu Nutze. Es ist zum Erstaunen, wie viele Mühe er anwendete, seine Aussprache zu verbessern, um es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Sein Beyspiel beweist, daß keine Schwie-

rigkeit so groß ist, daß sie nicht durch unverdrossenen Fleiß überwunden werden könnte. Er stotterte so heftig, daß er verschiedene Buchstaben, unter andern das R, gar nicht aussprechen konnte, überwand aber diesen Natur-Fehler dadurch, daß er kleine Kiesel-Steine in den Mund nahm, und mehrere Zeilen mit lauter Stimme hersagte, ohne einzuhalten; auch redete er laut, während er steile und holperige Wege gieng, so daß er zuletzt bey keinem Buchstaben mehr anstieß, und sein Athem die längsten Perioden aushalten konnte. Zuweilen gieng er an das Gestade des Meeres, wo sich die Wellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusche einer Volks-Versammlung zu überschreyen. — Wie beschämend, o Jünglinge, wie ermunternd, wie hinreissend muß für euch der Jugend-Eifer dieses großen Mannes seyn! Durch Entschlossenheit, Standhaftigkeit läßt sich Alles ausrichten. Entschlossene und muthige Köpfe betrachten Unmöglichkeiten nur als Schwierigkeiten, der Träge und Furchtsame hingegen hält jede Schwierigkeit für eine Unmöglichkeit.

136.

Der Kalif Mutewekul schöpfte Verdacht wider seinen Arzt Honain. Da dieser ein Christ war, so befürchtete ersterer, der Griechische Kaiser möchte ihn unter dem scheinbaren Vorwande der Religion gedungen haben, Angriffe auf das Leben seines Herrn zu machen. Der Kalif, um sich von der Treue oder Untreue seines Arztes zu überzeugen, entschloß sich, dessen Tugend auf eine sehr schwere Probe zu setzen. „Honain!" — sagte er eines Tages zu ihm — „ich habe einen Feind, den ich gerne insgeheim möchte umbringen lassen; du mußt mir also ein so feines Gift verfertigen, daß man dessen Spur bey dem, für welchen es bestimmt ist, gar nicht merkt." — „Großer Beherrscher der Muselmänner!" — antwortete Honain mit einer edlen Zuversicht, — „ich

habe nur die Verfertigung heilsamer Arzney-Mittel gelernt: hätte ich mir je denken können, daß du ein Mittel von entgegengesetzter Art von mir verlangen würdest? Willst du indessen, daß ich deinen Befehlen gehorsam seyn soll, so muß es mir erlaubt seyn, deinen Hof zu verlassen, und erst in einem andern Lande Kenntnisse einzusammeln, die mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben sind." Mutewekul antwortete ihm: er verlange, daß seine Befehle auf der Stelle vollzogen würden. Er wendete noch weitere Bitten, Drohungen und Versprechungen an, ohne aber den Honain dahin bringen zu können, daß er seinem Begehren Genüge geleistet hätte. Aufgebracht durch seinen Widerstand ließ er ihn ins Gefängniß werfen, und setzte einen Spion neben ihn, der ihm von allen, auch von den geringsten Handlungen Honains den getreuesten Bericht abstatten sollte. Honain, fest überzeugt, daß die Schande nur im Verbrechen, aber nicht in der Strafe bestehe, ertrug dieß unverdiente Leiden mit aller Standhaftigkeit. Studiren machte ihm die Unannehmlichkeiten seiner Gefangenschaft nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm; er wandte die lange Zeit, während welcher er eingesperrt war, dazu an, daß er Griechische Bücher ins Arabische übersetzte, und Kommentare über die Werke des Hippokrates schrieb. Nachdem solchergestalt ein ganzes Jahr verflossen war, ließ ihn der Kalif vor sich fordern. Man hatte auf eine Tafel Gold, Diamante und kostbare Zeuge hingelegt. Daneben sah man auf der nämlichen Tafel Geißeln und alle zur Folter nöthigen Instrumente. „Du hast lange genug Zeit zur Ueberlegung gehabt," — sagte Mutewekul zum Arzte, — „ich glaube nicht, daß du ein so großer Feind von dir selbst seyn kannst, daß du meinem Begehren noch länger widerstehen solltest; übrigens erwähle dir entweder diese Reichthümer, die hier vor deinen Augen liegen, oder deine Strafe, zu welcher du *hier die schrecklichsten Zurüstungen siehest.*" — „Ich habe *dir schon vorgestellt,*" — erwiederte Honain ganz un-

erſchrocken — „daß ich nur diejenigen Arzneymittel kenne, die zur Verlängerung des menſchlichen Lebens dienen, und von denjenigen nichts weiß, die es verkürzen können; gebiete nur über mein Schickſal, ich bin bereit, mich ganz zu unterwerfen.“ — Jetzt legte der Kalif die angenommene Strenge, die ſich auf ſeinem Geſichte verbreitet hatte, ab. — „Beruhige dich,“ — ſagte er zu Honain, — „man hatte mir Argwohn wegen deiner Treue eingeflößt, dieſe Prüfungszeit war nöthig, um ihn zu vertreiben, ich ſchenke dir mein ganzes Zutrauen wieder, verlange aber, daß du mir die Gründe ſageſt, welche dich haben bewegen können, mir ungehorſam zu ſeyn.“ — „Erhabener Beherrſcher!“ — antwortete Honain, — „ich habe mich ungerne dem Befehle des größten Fürſten der Erde widerſetzt; aber meine Religions-Grundſätze haben mich dazu verpflichtet. Die chriſtliche Religion, welche befiehlt, daß man ſelbſt ſeinen Feinden Gutes thun ſoll, verbietet eben ſo ernſtlich, denjenigen im Geringſten Böſes zuzufügen, die uns nicht beleidigt haben; und die Arzney-Kunſt, dieſe göttliche Wiſſenſchaft, die nur zur Erhaltung der Menſchen erfunden worden iſt, ſoll nicht zu ihrem Verderben dienen. Die Aerzte bey den Chriſten müſſen ſich durch einen feyerlichen Eid verpflichten, niemals ſchädliche Mittel brauchen zu wollen.“ — „Das ſind ganz vortreffliche Geſetze“ — ſagte der Kalif — „und ich kann einer Religion, die auf ſolchen Geſetzen beruht, meine ganze Bewunderung, und einem Stande, wie der Stand chriſtlicher Aerzte iſt, meinen vollen Beyfall nicht verſagen. Dich, Honain, laſſe ich nicht von meiner Seite.“

Seelen-Stärke in Gefahren und im Unglücke.

137.

Treuer Gebrauch ſeiner Kräfte, kindliches Vertrauen auf Gott und unerſchütterliche Standhaftigkeit in allen Lagen des Lebens, vorzüglich in ſchweren Leiden und Widerwärtigkeiten, ſind hervorſtechende Züge in dem Charakter aller wahrhaft edlen Menſchen. Dieſe Tugenden glänzten in dem Leben des Däniſchen Schiffskapitains Jens Munk, welchem im J. 1619. ſein König Chriſtian IV. auftrug, nicht nur Grönland zu unterſuchen, ſondern auch, wo möglich, im Norden von Amerika einen Weg nach Aſien ausfindig zu machen, und ihm zwey Schiffe hiezu ausrüſten ließ. Im Monate May trat Munk ſeine Reiſe an. Er kam nach der Hudſonsbay im nördlichſten Amerika, wo er ſich von einer Küſte zur andern durch das Treibeis mühſam und unter den größten Gefahren durcharbeitete, aber auch in immer größere Gefahr gerieth; denn je weiter er kam, und jemehr das Eis ſich häufte, deſto mehr nahmen auch Kälte und Sturm zu. Die größte Noth gieng im September an: Froſt, Nebel und Schnee-Geſtöber nahmen über Hand, und man konnte ſchon die See nicht mehr halten. Die kleine Geſellſchaft landete in einer Bucht von Grönland, wo die Natur gleichſam erſtorben zu ſeyn ſchien. Sie ſahen hier nichts als Eis-Gebürge, Wälder und wilde Thiere, aber von Menſchen trafen ſie nicht die geringſte Spur an. Wer würde hier nicht den Muth verloren haben? Munk blieb ſeiner Denkungs-Art treu. „Laßt uns, — ſagte er zu ſeinen kleinmüthigen Gefährten, — „Alles thun, was wir können, alsdann wird auch Gott uns beyſtehen. Friſch an's Werk! wir müſſen uns hier ſo gut, als möglich, behel-

sen, bis uns eine mildere Witterung wieder in die See zu gehen verstattet." — Ihre erste Sorge war nun, die Schiffe soweit als möglich ans Land zu ziehen, und sie mit einem Bollwerke gegen Eisstöße zu sichern. Nächstdem baueten sie unweit des Ufers zwey kleine Hütten. Die ersten Wintermonate vergiengen, ohne daß die Reisenden größere Beschwerlichkeiten erfuhren, als die sie voraus hatten vermuthen können. Die Leute giengen auf die Jagd, schoßen Bären, Hasen, Rebhühner und anderes Wild; aber bald nach dem Neujahre 1620. verschlimmerte sich ihr Zustand; Bier, Wein und Branntewein fror in den Fässern, und wenn sie davon genießen wollten, so mußten sie es in Stücke schlagen, und bey'm Feuer aufthauen lassen, aber da hatte doch das meiste seine stärkende und nährende Kraft verloren. Der Mangel an Erfrischungen verursachte gefährliche Krankheiten und häufige Todesfälle. Arzneyen waren zwar da; weil aber der Arzt und der Prediger unter den ersten gewesen waren, welche starben, und sich ausser diesen beyden keiner auf ihren Gebrauch und ihre Anwendung verstand, so griffen die Krankheiten im Frühlinge noch mehr um sich, so daß im Junius nur noch Munk und zwey Matrosen am Leben waren. Schon ergriff jenes bösartige Fieber auch diese drey. Munken befiel es auf dem Schiffe, die Matrosen in einer der Hütten: und alle schmachteten auf einem kümmerlichen Krankenlager, ohne Hülfe und Trost. Bisher hatte Munk, der stets einen ungeschwächten Muth bewiesen, noch allen seinen Leuten beygestanden. Keiner war krank gewesen, dessen er nicht so viel als möglich gepflegt hätte; und wenn nicht alle Umstände so äusserst nachtheilig, die Krankheit so unaufhaltsam wüthend gewesen wäre, und allen rastlosen Sorgen und Bemühungen des redlichen, von seinen Matrosen wie ein Vater geliebten Mannes vereitelt hätten, so würde der größte Theil der Mannschaft gerettet worden seyn. Jetzt aber, matt und kraftlos dahin gestreckt, fieng er selbst an, an Leben und Rettung zu zweifeln,

jedoch nicht zu verzagen. Er machte sein Tagebuch fertig, legte es von sich, und schrieb einen Zettel, worin er denjenigen, der zuerst hier landen würde, ersuchte, seinen Körper zu begraben, und sein Tagebuch an den König von Dänemark zu besorgen. Nachdem alles dieß in Ordnung war, legte er sich in einen Winkel des Schiffes, dachte noch einmal über sein Leben zurück, empfahl seinen Geist in Gottes Hand, und erwartete ruhig seinen Tod. Inzwischen verbreiteten die im Schiffe verwesenden Leichname, welche herauszubringen Munk und seine beyden Gefährten zu schwach gewesen waren, einen solchen unausstehlichen Gestank, daß Munk, so krank er auch war, dennoch den Ueberrest seiner Kräfte aufbot, um auf das Verdeck zu kriechen, und wenigstens in der Todesstunde frische Luft zu schöpfen. Die Vorsehung aber, auf welche er auch jetzt in seinem Sterben noch voll Vertrauen hinblickte, wollte ihn erhalten. Die beyden Matrosen hatten sich etwas wieder erhohlt, und da sie ihren Herrn erblickten, krochen sie zu ihm hin, und halfen ihm an's Land. Alle drey ermunterten einander zur Standhaftigkeit und zum Lobe Gottes. Sie suchten und fanden im Schnee noch einige Wurzeln, deren Saft, verbunden mit Bewegung und einer reinern Luft, ihnen in kurzer Zeit ihre Kräfte wieder verschaffte, daß sie bald wieder jagen und fischen konnten, wie vorher. Nun machte es auch die Jahres-Zeit möglich, wieder in die See zu stechen. Aber, lieber Himmel! nur drey Mann in einem großen Schiffe von Grönland nach Dänemark! — Schon der Gedanke erfordert Geistes-Stärke. Jedoch Munk und seine Leute wagten es, ihn auszuführen. Nach einer höchst mühseligen Arbeit, brachten sie ihr kleinstes Schiff in die See, und im Julius traten sie ihre Rückreise an. Mehr als zwey Monate wurde das Schiff auf der See herumgetrieben; bald stand es fest im Eise, bald ward es durch Sturm verschlagen. Munk mußte mit seinen beyden Gefährten fast unaufhörlich wachen, und am Ruder, bey den Segeln und bey der Pumpe arbeiten. End-

lich zeigte sich der Lohn ihrer ausdauernden Standhaftigkeit und ihres Vertrauens. Sie erblickten die gelichteten vaterländischen Ufer, landeten in Norwegen, und kamen endlich glücklich nach Kopenhagen.

138.

Die wahre Größe und Würde der Seele schaffen Leiden. Diesem vortrefflichen Bildungsmittel in der Hand der weisen und liebenden Vorsehung hatte auch ohne Zweifel Thomas Wenthworth, Graf von Strafford und Minister König Karls *I.* von England, ein Staats-Mann, der an Rechtschaffenheit und Talenten nur wenige seines gleichen finden dürfte, seine Standhaftigkeit, Heiterkeit, und Gelassenheit vor Gericht und im Tode zu danken. Nach dem Ausbruche der Unruhen in Schottland, wo unter dem Vorwande von Religions-Vereinigung jeder, der Neuerungen durchzusetzen Lust hatte, ein offenes Feld antraf, ließ ihn das sogenannte langwierige und blutdürstige Parlament als Hochverräther festsetzen. — Vier Monate war schon an seiner Anklage gearbeitet worden, und dennoch fehlte ihr noch Wahrheit und Beweis. Er war aber nicht allein frey von dem Verbrechen des Hochverrathes, dessen er beschuldigt war, sondern er hatte auch allezeit ein würdiges Verfahren beobachtet. Und auf seine Rechtschaffenheit und Tugend gründete er seinen gesetzten Sinn. Man konnte ihn keines Rathes, keiner Handlung wider die Gesetze des Staates überführen: einige gebieterische Ausdrücke, die ihm unglücklicher Weise entfallen waren, machten vielleicht sein ganzes Verbrechen aus. Er suchte jedoch das Mitleiden nicht anders, als auf eine anständige und gerechte Weise, zu erregen; und indem er auf seine mutterlosen Kinder wies, denen auch er entrissen werden sollte, und deren Unglück er beweinte, behielt er eine so edle Miene, welche selbst die über seine Wangen herabfallenden Thränen verschönerte. Er dankte Gott im Angesichte seiner Richter, daß Er ihn vor der Eitelkeit der zeitlichen Dinge be-

wahrt hätte, und bezeugte, daß er sich ihrem Urtheile mit aller Ruhe unterwerfe. Es war ihm zwar schmerzhaft, daß der König, sein Freund, durch die Unruhen des Volks genöthigt, sein Todes-Urtheil bestätigt hatte; aber erhaben über sein Schicksal gieng er am 12. May 1641. mit einer unerschrockenen Seele, und mit dem größten Anstande zu dem Blutgerüste hin. Ob er gleich durch die Hände der Ungerechtigkeit umkam, und der Trost ihm fehlte, daß er von dem Mitleiden der Zuschauer wäre begleitet worden, so fand seine große Seele doch in sich selbst Mittel genug, den Triumph seiner Feinde und sein Unglück zu ertragen; und seine letzte Rede, worin er seiner selbst vergaß, und nur den Zustand des Staates beklagte, war voll Edelmuth und Unerschrockenheit. Welches Herz pflegt nicht bey der Herannäherung des letzten fürchterlichen Augenblicks zu zittern! Wie leicht bemächtiget sich nicht der menschlichen Natur, bey der gewaltsamen Hinrichtung, die Empfindung des Schreckens? — „Ich danke Gott," — sprach aber dieser große Mann, als er sich auskleidete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, — „daß ich mich nicht vor dem Tode scheue, und daß mich kein Schrecken ergriffen hat, sondern daß ich jetzt mein Haupt eben so willig niederlege, als ich sonst gethan habe, wenn ich zur Ruhe gieng.

139.

Am 25. October 1778. wurde ein Theil des ehmal. Würtemb. Oberamtes Hornberg durch eine ausserordentlich starke Ueberschwemmung heimgesucht. An diesem fürchterlichen Tage, dessen Grausen das donnernde Gebrüll der Waldströme, und das dumpfe Getöse der Erdfälle vergrößerte, zeichnete sich Hans Jacob Langenbacher, ein Schreiner eines Dörfchens, das von einem dieser Flüsse, die Guttach genannt, den Namen trägt, jetzt aber von ebendemselben verheert wurde, durch Menschenliebe und Heldenmuth vorzüglich aus.

— Dieſer ungefähr 60jährige Mann rettete 34 Einwohnern ſeines Ortes das Leben dadurch, daß er ſie durch angelegte Leitern und umwundene Seile über das reiſſende Waſſer hinüber, und in das höher gelegene Schulhaus brachte. Erſt als ſeine Mitbrüder gerettet waren, dachte er daran, auch etwas von ſeinem geringen Vermögen aus ſeinem eigenen, ſchon im Waſſer ſtehenden und von ſeinem Weibe verlaſſenen Hauſe dem Verderben zu entreißen. Er watete durch das Waſſer in ſein Haus, packte einen Arm voll von ſeinen Sachen auf, als er ſie aber heraustragen wollte, kamen die Wellen ihm ſo ſtark entgegen, daß er auf das Dach flüchten mußte. Er ſtieg über die Dächer von einem Hauſe zum andern; in dem letzten aber überfiel ihn die Nacht, und jetzt war für ihn keine Rettung mehr übrig. Hier zündete er ein Licht an, ergriff ein Gebetbuch, ſtellte ſich damit unter ein Fenſter; und in dieſer Stellung, mit dem brennenden Licht in der einen, und dem Gebetbuche in der andern Hand, ohne durch Gebärden einige Aengſtlichkeit zu verrathen, ſahen ihn die von ihm Geretteten — mit Thränen, wie er ſeinen Tod erwartete, und endlich ſammt dem zertrümmerten Hauſe von den Wellen dahingeriſſen ward. —

140.

Stanislaus I. Leszynski wurde im J. 1704. durch Verwendung des Königes von Schweden Karls XII. zum Könige von Polen erwählt. Als aber Karl XII. in der Schlacht bey Pultawa geſchlagen wurde, drang der vorherige Regent von Polen, König Auguſt II. wieder in Polen ein, und behauptete von neuem den polniſchen Thron bis an ſeinen Tod 1733. Stanislaus verlor nicht nur ſeine Krone, ſondern auch ſeine eigenthümlich beſeſſenen Güter. Er lebte mehrere Jahre im Zweybrückiſchen, und wandte ſich dann nach Frankreich, wo K. Ludwig XV. ſeine Prinzeſſin Tochter Maria kennen lernte, und im J. 1725. heirathete. Nach Auguſts II. Tode 1733. wurde Stanislaus, auf Betrieb ſeines Schwie-

gervaters, aufs neue zum Könige von Polen erwählt; aber Oestreich und Rußland vereitelten diese Wahl. erhoben den Churfürsten von Sachsen, Friedrich August, auf den Thron; Stanislaus wurde aus Warschau vertrieben, und mußte 1734. mit Lebens-Gefahr, als ein Bauer verkleidet, die Flucht nehmen. Man hatte sich in Petersburg erlaubt, 10,000 Rubel auf seinen Kopf zu setzen. Um diese Zeit schrieb Stanislaus, der ein zärtlicher Vater und ein Mann von der edelsten religiösen Gesinnung war, an seine tugendhafte Tochter, die Königin Maria von Frankreich: „Unser Unglück ist nur in den Augen des Vorurtheils groß, welches kein größeres kennt als den Verlust einer Krone. Soll ich die Hand ausstrecken, um sie wieder zu ergreifen? — Nein! Es ist besser, sich dem Willen der Vorsehung zu unterwerfen, und das Vergängliche und Nichtige der Dinge hier auf Erden kennen zu lernen.' —

141.

Maria Veronika von Blomberg, eine Frau vom edelsten Charakter, die vor einigen Jahren in Kurland starb, gab ein vortreffliches Beyspiel von Seelenstärke in Ertragung auch der härtesten Leiden, welche die Menschen betreffen können. Ihr siebzehnjähriges eheliches Leben war ein Leben in Armuth und Bekümmerniß. Als sie ihrem Gatten Herz und Hand gab, hoffte sie viel von ihm für das Glück ihrer kommenden Tage; aber diese Hoffnung schwand bald dahin, und gieng in geduldige Ertragung über! Nach zweymaliger glücklicher Entbindung ward sie dreymal nacheinander, unter vielen Thränen, Mutter, fühlte dreymal dasselbe schmerzliche Leiden auf's neue, fühlte es immer stärker. Den beyden ersten, glücklich gebildeten Söhnen, folgten nun zwey blind geborne Töchter und ein blind geborner Sohn nach. — Bey der Zerrüttung, die ein so herber Kummer im geschwächten Körper anrichtete, war es *kein Wunder*, wenn sie sich im dreymaligen Wochenbette

einer ſchmerzhaften Operation an der Bruſt unterziehen mußte. Zweymal brach ſie bey einem unglücklichen Falle das Bein. Ihr kleines Haus war ein Opfer der Flamme. Sie ſuchte aus dem Feuer zu retten, was ſie konnte, und verbrannte ſich beyde Hände, die nur erſt nach einem halben Jahre geheilt werden konnten. Mit dem Eintritte in's achtzehnte Ehejahr ſah ſie, als ſie eben am Fenſter ſtand, ihren Mann, der am Char-Freytage in einem kleinen Boote über die Abo, die nahe vor ihrer Wohnung vorbeyfließt, zur Kirche fuhr, vor ihren Augen, ſammt einem Ruderer ertrinken. Sie war gerade hochſchwanger. — Wenige Wochen nachher ward ſie zum ſechstenmal Mutter, und drückte abermals einen blindgebornen Sohn an ihr mattes Mutterherz, und benetzte mit ihren heißen Thränen ſein geſchloſſenes Auge! Die eine der blindgebornen Töchter wurde 7 Jahr alt; der eine der blindgebornen Söhne erreichte ein Alter von 23 Jahren! Zwey Jahre vor ſeinem Ende ward er melancholiſch: erhielt aber wenige Tage vor ſeinem Abſterben den vollkommenen Gebrauch ſeines Verſtandes wieder. Die fühlende Mutter ſieht und erlebt das alles, und endlich auch ſeinen Tod! Als Wittwe verlor ſie ihr kleines Vermögen durch einen Gannt. — Sie litt öfters von Gichtanfällen, und als ſie etwa fünfzig Jahre alt war, zeigte ſich eine gefährliche Drüſe an der Zunge; Menſchenfreunde nahmen ſich ihrer an, und erfahrne Aerzte boten ihre Kunſt auf, dennoch ward dieſe Drüſe bald krebsartig. Die Zunge war gräßlich geſtaltet, und um ihr Platz zu ſchaffen, ließ ſich die ſchwer — ſchwer Leidende, ein Jahr vor ihrem Tode alle Zähne ausziehen. Aber auch dieß ohne Erfolg! Sie konnte zuletzt die Zunge gar nicht mehr bewegen, und keine Nahrungsmittel zu ſich nehmen, litt unbeſchreibliche Schmerzen, ſtarb allmählig den ſchrecklichſten Hungertod, und endete im Frühjahre 1792. bey ihrem Schwager, dem Herrn von Mirbach auf Eutenhof, ihr lehrreiches, jammervolles Leben. — Nur einer ihrer ohne Gebrechen zur Welt

gekommenen Söhne lebt noch, und hat sich mit Ehren bereits bis zum Hauptmann hinaufgedient. — Und bey all' diesen schweren Leiden war auf ihrem Gesichte kein Zug von Mißmuth und Gram zu finden; sie ertrug auch die schwersten Leiden mit ächt christlicher Standhaftigkeit. Heiterkeit war so sehr die herrschende Stimmung ihres Geistes, daß sie selbst während ihrer letzten Jammertage, in schmerzfreyen Augenblicken ihre Freunde mit recht heitern Aeusserungen überraschen, und die Umstehenden, deren Augen voll Thränen waren, aufmuntern konnte. Ihre Theilnahme an fremden Leiden war so groß, ihr Mitgefühl bey Anderer Noth war so stark, daß sie, so bald sie nur irgend von Leidenden hörte, sogleich alles, was sie vermochte, für ihre Rettung aufbot. So war sie z. B. vor ihrer letzten Krankheit einmal in einem fremden Hause, und hörte, daß dem Hofherrn gemeldet ward, wie eben eine Gesunds-Frau im Bauernhofe sich in schweren Kindes-Nöthen befände. Schnell hüllt sie sich in einen Mantel, setzt sich auf den elenden Schlitten des Bauern, und eilt so, ungeachtet der damaligen rauhen stürmischen Witterung und der bereits einbrechenden Dunkelheit der Nacht, nach der eine halbe Meile entlegenen Hütte hin! — Je näher die edle Dulderin ihren letzten Stunden kam, desto schrecklicher waren auch ihre Kämpfe; und dennoch lag der Ausdruck der Liebe auf ihrem Gesichte, und nur aus ihrem Auge sprach tiefempfundene, fromme Sehnsucht. Schon einige Tage vor ihrem Entschlummern ließ sie sich ihren Sarg ins Zimmer bringen, und ihn neben das Bette hinstellen. Sie hatte keine Sprache mehr, aber ihr sprechender Blick ruhete auf dem Sarge; zuletzt richtete sie sich noch einmal, als im freudigen Sieges-Gefühle, in die Höhe, bog sich gegen den offenen Sarg hin, schaute hinein, lächelte, sah frommen Blickes aufwärts, und sank dem Göttlichen Todes-Ueberwinder in die Arme!

142.

Auch die schwersten Leiden werden durch Geduld leicht zu tragen. Welch' eine große Thorheit ist es daher, wenn manche Menschen wähnen, ihre Leiden seyen unerträglich schwer, und wenn sie darüber in Verzweiflung gerathen, oder wohl gar ihrem Leiden durch den Tod ein Ende machen wollen! — Ein armer Tagelöhner gieng im Winter 1762. früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hyde-Parks umher, und sammelte altes abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit einer traurigen unruhigen Miene auf und nieder läuft. Der Tagelöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweykampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbekannte nähert sich mit einem Blicke, der schon voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht nun seine Pistole aus der Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich ins Gras, legt die Mündung der Pistole an's linke Aug, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. — Nun springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte das Vorhaben des Unbekannten entdeckt, und schauderte, den zweyten Versuch abzuwarten. — Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels zu schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweyte Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebetene Entwaffnung, greift nach dem Degen, um seinen Erretter niederzustoßen; dieser weicht nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. „Stoße nur zu!" — ruft er — „ich fürchte den Tod eben so wenig als du, aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Armuth und Kümmernis, habe ein Weib, deren Glieder von der Gicht gelähmet

sind, und fünf nackte, hülflose Kinder, die nach Brod schreyen, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinen Leiden ein Ende zu machen, und nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das Er mir aufgelegt hat!" Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeitlang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor, und gab sie dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach geduldig wie er zu werden, und die Last, die ihm auferlegt war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde.

143.

Unter den Deportirten des französischen Volkes, welche durch die Robespierrische Tyranney in die Acht erklärt wurden, befand sich auch Isnard (Isnahr), ein junger kraftvoller Mann aus der ehemaligen Provence (Prowahns). Er war entflohen, und mußte fünfzehen Monate in einem unterirdischen Loche zubringen, wo er von einem Tage zum andern in der Erwartung blieb, herausgezogen, und auf's Blutgerüste geführt zu werden. Einmal war er nahe daran, entdeckt zu werden. Es kamen Commissäre, die das Haus, unter dem er sich aufhielt, durchsuchten. In allen Ecken und Winkeln der Gegend, wo er sich befand, wurde nachgesehen, und eine Viertelstunde hindurch standen sie fast unmittelbar auf seinem Kopfe. — Doch war diese sehr unglückliche Lage für ihn wohlthätig. Er machte sich darin Ueberzeugungen zu eigen, die ihm sonst fehlten; er lernte nachdenken über sich und seine Bestimmung, und das lang entbehrte häusliche Glück wurde nun für ihn doppelt schätzbar. — Seine Erklärungen hierüber sind in der That lehrreich. „Ich habe es erfahren," — schreibt er — „daß es eine tröstende Vorsehung für die verfolgte Tugend gibt. Durch ihre Hülfe bin ich stark im Unglücke *gewesen; meine Seele* ist durch Leiden gereiniget worden,

und an jedem Tage ſah ich mit vergrößerter Heiterkeit dem, was mir bevorſtand, entgegen. Durch Nachdenken hatte ich es ſo weit gebracht, daß ich gleichgültig gegen alles geworden war, was mich nur perſönlich betraf, und keine andere als fremde Leiden kannte. Auch kann ich mit Wahrheit ſagen, daß — ohne die zerreiſſenden Gefühle, die mich quälten, ſo oft ich an die Gefahren meiner treuen Hüter dachte, oder ſich die Bilder meiner Kinder und ihrer Mutter meinem Andenken darſtellten — die Tage, die ich vogelfrey zugebracht habe, die ſchönſten meines Lebens geweſen ſeyn würden, weil ich, von der traurigen Bühne der Welt entfernt, mich ungeſtört meinen Lieblings-Betrachtungen überlaſſen konnte. Ich habe gefühlt, wie das Glück aus dem Unglücke ſelbſt hervorgehen kann. Der weiſe Regierer unſerer Schickſale wollte, daß dieſes ſeinen Nutzen und ſogar ſeine eigenen Reitze haben ſollte. Ja, danken würde ich dem Urheber meiner Leiden, wenn ich vergeſſen könnte, was meine Familie und meine Freunde gelitten haben. Das nämliche Dekret, das mich geſetzlos machte, hatte mich auch gleichſam losgemacht von den Beſchwerden des Lebens, mich einem neuen, beſſern Daſeyn zugeführt, und mich mir ſelbſt wieder gegeben. Wäre ich nie unglücklich geworden, ich hätte, wie ſo viele Andere vom Strome hingeriſſen, fortgelebt, ohne mich ſelbſt zu kennen, und wäre geſtorben, ohne zu wiſſen, daß ich gelebt habe. Mein Unglück hat mich gezwungen, eine Pauſe in der Lebensweiſe zu machen, in mich ſelbſt zu blicken und mich zu erkennen. Ich habe geſehen, woher ich kam, wohin ich wollte, den Weg, den ich zurückgelegt hatte, und den, der noch vor mir lag; die falſchen Nebenwege, durch die ich gekommen war, und die einzigen rechten, die ich jetzt wählen mußte, um zum wahren Ziele zu gelangen. Ich finde keinen Ausdruck, der hinlänglich beſchriebe, welch' einen mannigfaltigen Genuß ich in meiner Lage fand, in der Stille um mich her, in der gänzlichen in mich Gekehrtheit, in dem un-

gestörten Besitze meiner eigenen Gedanken, in dem immer verfolgten Studium meines Wesens, in den Früchten der Weisheit und des Unterrichts, den ich in mir reifen fühlte, in der Abgezogenheit von der Erde, in der Entfernung, aus welcher ich der Menschen frevelhafte Thorheit betrachtete und beurtheilte, in der immer zunehmenden Achtung der Tugend, in dem Hinaufschwingen meines Geistes zu großen und erhabenen Gegenständen — vornehmlich zu dem Urheber der Natur, in der freyen reinen Verehrung, die ich Ihm unaufhörlich darbrachte. Jede Nacht gieng ich ungefähr drey Stunden in einem Garten spatzieren. Das Schauspiel des gestirnten Himmels, das einzige, das sich mir darbot, wurde fast immer der Gegenstand meiner Betrachtungen. Und welcher Betrachtungen! Wie nutzreich und entzückend! Wie erhaben fand ich dieß Buch, das immer über unsern Häuptern aufgeschlagen bleibt, von der Hand des Unerschaffenen beschrieben mit Buchstaben, deren jeder ein Gestirn ist! Wohl dem, der darin zu lesen versteht, was ich darin geschrieben fand: Daseyn Gottes; Unsterblichkeit der Seele; Nothwendigkeit der Tugend. — Oft wenn ich bis 2 Uhr des Morgens, liegend oder sitzend auf dem Rasen, mich in meinen bewundernden Betrachtungen vertieft, und von der Unsterblichkeit der Seele mich überzeugt hatte, rief ich bey der Rückkehr in meinen unterirdischen Zufluchts-Ort aus: Erwürgen sie mich heute, so werden morgen alle diese Sonnen unter meinen Füßen seyn! Und diese Hoffnung versüßte mein Leiden. Am Ende war ich glücklich mitten im Unglücke, und das war doch eine nützliche Wirklichkeit. Auch so oft ich jetzt, nachdem ich wieder unter Menschen gekommen bin, ein wenig zuviel von dem Ungemache empfinde, das aus den Reibungen der Gesellschaft entsteht, sage ich zu mir selbst: Ach, von dem allem fühltest du nichts in deinem Gewölbe!"

144.

Georg Matthias Bose, Professor der Physik in Wittenberg, war im siebenjährigen Preussischen Kriege als

Geiſſel obgedachter Stadt nach Magdeburg geführt worden, und ſaß über ein Jahr lang in der Citadelle daſelbſt gefangen. Indeſſen war bey der erſchrecklichen Belagerung und Einäſcherung jener Stadt durch die Reichsarmee am 23. Oktober 1760. das Haus, die vortreffliche Bibliothek, der koſtbare Vorrath mathemat. und phyſikal. Inſtrumente, und das ganze Mobiliar-Vermögen des gefangenen Profeſſors ein Raub der Flammen geworden. Als ihm ſein Sohn die Nachricht von dieſem ſchrecklichen Brande nach Magdeburg meldete, nahm er ſie mit der ſtandhaften Gelaſſenheit eines wahren Weiſen auf, und äuſſerte in ſeinem Antwort-Schreiben ſolche großmüthige Geſinnungen, die ſeinem Charakter wahre Ehre machten. Unter andern ſagte er in demſelben: „Ich bin mit dem von Gott mir zugeſchickten harten Kreutze nicht nur zufrieden, nein! ich lobe Ihn dafür; — ermuntere dich, und bitte Gott für dich. So lange als der noch lebet, wollteſt du zagen? So lange als der dein Vater iſt, was brauchſt du mich? Rufe Gott an, der gibt Gehör; der das Kreutz ſchickt, hilft es tragen. Meine Seele iſt noch eben ſo frey, als ſie in der vorigen Zeit war, da ich noch alle Ehre und Würden meines Amtes genoß" u. ſ. w.

145 a.

Der ſelige Ober-Hofprediger Jablonsky zu Berlin, einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit, und ein Mann von einem entſchieden edeln Charakter, erfuhr noch in ſeinem hohen Alter ein ſehr empfindliches Leiden, indem er bey ſeinem Monarchen von einem Böſewichte des Hoch-Verrathes beſchuldiget wurde. Der König, welchem Jablonsky's Redlichkeit bekannt war, achtete anfangs gar nicht auf dieſe Verläumdung. Allein der Böſewicht wußte es durch ſeine ſchlauen Künſte endlich dahin zu bringen, daß derſelbe ſeinen niederträchtigen Reden Gehör gab, und hierauf im Zorne ſogleich ein Schreiben an Jablonsky ergehen ließ, in welchem er dieſen wackern Mann

für einen Heuchler und Bösewicht erklärte, und ihm zugleich befahl, alle seine Ehren-Aemter nieder zu legen. Der edle Greis war eben in Gesellschaft einiger vertrauten Freunde, als man ihm das Schreiben brachte. Er erbrach dasselbe, und las es mit solcher Gelassenheit, daß seine Freunde es gar nicht einmal an ihm merken konnten, daß er eine so unangenehme Nachricht erhalten hatte. Denn sie fragten ihn, was der König geschrieben hätte; ob er etwa nach Potsdam kommen, und vor dem Könige predigen solle? — „Nein!" — antwortete er ihnen mit einer Miene voll Gelassenheit — „ich habe die Gnade meines Monarchen verloren; er nennt mich einen Heuchler und Betrüger, und befiehlt mir, alle meine Ehren-Aemter nieder zu legen." Seine Freunde wurden über diese Nachricht äusserst bestürzt, und — keiner redete ein Wort — — — Jablonsky brach zuerst das traurige Stillschweigen, und sprach seinen um ihn bekümmerten Freunden Trost zu. Den folgenden Tag legte er, auf Befehl seines Fürsten, seine Aemter nieder, und erwartete in stiller Ruhe und Gelassenheit die Zeit, die seine Unschuld rechtfertigen würde. Sie kam. Denn nach wenigen Monaten wurden die Betrügereyen, die der Bösewicht sowohl gegen ihn als gegen andere redliche Männer verübt hatte, entdeckt. Der gerechte Monarch setzte den unschuldig gestürzten Jablonsky in seinen Rang und seine Aemter wieder ein, und erzeigte ihm neue Gnade; der Bösewicht aber empfieng den Lohn, den er für seine Betrügereyen verdient hatte.

145 b.

Nie ist wohl einem Fürsten ein gültigerer Beynamen gegeben worden, als Johann Friedrich von Sachsen, der den Ehrennamen des Großmüthigen erhielt; so standhaft wirkte, fochte und duldete er für die Gewissens-Freyheit seiner Nation, so wie seiner eigenen Person. *Alles war* er bereit für das einmal anerkannte Wahre

zu leiden, und auch dem härtesten Schicksale die Ueberzeugungen seines Gewissens nicht aufzuopfern. Und was litt er nicht Alles! Und wie groß litt er es! War auch gleich der Erfolg der Unternehmung, welcher er sich zum Besten seines Volkes unterzog, sehr unglücklich; verlor er gleich bey Mühlberg die Schlacht: so blieb ihm doch der Ruhm, als ein gewissenhafter Regent für die Rechte seines Volkes mit Gut und Blut gekämpft zu haben. — Er trat dem schmalkaldischen Bündnisse bey, und sah sich also genöthigt, zum Schutze seiner Glaubens-Genossen gegen Kaiser Karl den V. die Waffen zu ergreifen. Es kam zum Treffen bey Mühlberg. Alles war schon verloren. Er flieht mit wenigen seiner Getreuen in den nächsten Wald, wird aufgesucht, ergriffen. Alles stürmt auf ihn los. Johann Friedrich kämpft wie ein Löwe, man schreyt ihm zu: sich zu ergeben; — er antwortete wacker mit seinem Schwerdte. — Endlich wird er in den linken Arm gehauen, bekommt einen leichten Stich in den Hals. Umringt von Ungarn, Spaniern und Italienern, sprengt Tilo von Trotta auf ihn zu, drängt die Soldaten zurück, und bittet den Churfürsten, seines Lebens zu schonen, und sich zu ergeben. Johann Friedrich fragt: wer er sey? „Ein Deutscher!" — fällt die Antwort. — „So bin ich Trottens Gefangener," — spricht Johann Friedrich, zieht einen von den zwey goldenen Ringen, die er immer zu tragen pflegte, vom Finger, und steckt ihn Tilo von Trotta mit den Worten an: „So führe mich denn hin!" — Sein Ueberwinder, Kaiser Karl V., nahm ihn nun mit in das Lager, welches er vor Wittenberg aufschlug, um die Hauptfestung des gefangenen Churfürsten zu belagern. Eben spielte hier der Churfürst mit einem gleichfalls gefangenen Herzoge von Braunschweig in seinem Zelte Schach. Da tritt der Todes-Bote mit dem Urtheile in der Hand herein, und verkündigt: „daß er, Hans Friedrich, wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, ihm zur Strafe und Andern zum Beyspiel, zum Tode verurtheilt sey,

und daß man ihn auf einer im Feldlager aufgerichteten Wahlstatt durch des Nachrichters Schwerdt vom Leben zum Tode bringen werde." — „Ich vermeine, Kaiserl. Majestät werde sich doch dabey nicht übereilen und etwas gnädiger mit mir verfahren; im Falle es aber nicht anders seyn kann, so bitte, man wolle mir den Tag meines Todes zuvor ankündigen, damit ich mit meiner Gemahlin und Söhnen noch die Nothdurft reden kann. Und nun laßt uns fortspielen, Herr Herzog!" — So beantwortete der Churfürst gelassen die Todespost, ohne eine Miene zu verändern, und zieht sein Schach so gelassen fort, als seye ihm sein Kopf so gleichgültig, als ein Bauer oder Springer im Schachspiele. — Als ihm der Kaiser hierauf einen sehr harten Vergleich vorlegte, kraft dessen er der Churwürde entsagen, einen Theil seiner Länder verlieren, und des Kaisers Gefangener bleiben sollte: unterschrieb er zwar denselben, um die Stadt zu schonen, nahm aber einen darin enthaltenen Punkt, der seinem Gewissen zuwider war, schlechterdings nicht an. Dieser war: „die bisherigen Religions-Streitigkeiten der Entscheidung des Pabstes und des Conciliums zu Trident zu überlassen." — Er beschied nun seinen Halbbruder, seinen ältesten Prinzen und einige Räthe zu sich in das Lager, sagte ihnen, daß er die vorgelegten Bedingungen eingegangen sey, grub selbst mit einem Messer die beyden Churschwerdter aus seinem Siegelringe, und versicherte, der Kaiser werde Wort halten, und der Stadt keinen Schaden thun. Zugleich gab er ihnen an seinen Kanzler ein offenes Schreiben, in welchem er die Uebergabe wünschte, und seine Soldaten ihres Eides entließ. — Es ward ihm erlaubt, von seiner in Trauer versunkenen Familie in Wittenberg Abschied zu nehmen. Der Churfürst tröstete seine Gemahlin, empfahl sie dem Schutze des Herrn, um deßwillen er Alles leide, umarmte und segnete seine Prinzen, und schied so als Johann Friedrich der Aeltere von seinem väterlichen Erbtheil, *das er einst als* Churfürst Johann Friedrich regiert hatte.

Karl zog in Augsburg ein. An diesem Orte, wohin der Kaiser die Stände des deutschen Reichs beschieden hatte, um den Herzog Moritz, das Haupt der Albertinischen Linie, mit der Sächsischen Churwürde und dem größten Theile der Ernestinischen Lande, die Johann Friedrich bisher regiert hatte, feyerlich zu belehnen; an diesen Ort ward der großmüthige Gefangene, von 400 spanischen Soldaten begleitet, in einem offenen Wagen, gleichsam wie im Triumphe, gebracht. — Man hatte ihm ein Zimmer angewiesen, aus welchem er die ganze Feyerlichkeit mit ansehen konnte. So sehr dieß auch darauf angelegt schien, den unglücklichen Churfürsten nochmals recht tief zu kränken: so dachte doch Johann Friedrich viel zu erhaben, als daß er sich kleinmüthig hätte zeigen sollen. Er las eben in der Bibel, als das Geräusche der Pferde und das Getümmel des feyerlichen Zuges seine Aufmerksamkeit rege machte. Ganz kalt sprach er von der Schaden-Freude seiner Feinde, sah seinen Vetter Moritz mit allem Pompe unter seinem Fenster vorbeyziehen, sah alle Feyerlichkeiten, welche diesem zu Ehren auf einer großen Schaubühne gehalten wurden, ohne auch nur eine Miene zu verändern, und las dann ruhig fort in seiner Bibel.

Nach geendigtem Reichstage schickte Karl an ihn mit dem Antrage: das Interim anzuerkennen. Allein der Gefangene, der mitten in der Gefangenschaft mit hoher, freyer Seele handelte, unterschrieb und empfahl das Interim schlechterdings nicht. — Karl ließ ihm nun sogar Hoffnung zu seiner Befreyung machen, — aber vergebens. — Karl drohete — er blieb seinen Grundsätzen getreu, und ließ in einer eigenen Schrift seine Weigerung rechtfertigen, worin er dem Kaiser mit edler Unbefangenheit sagt: „Sein Gewissen erlaube ihm nicht nachzugeben, und seine Ueberzeugung zu ändern.“ — Das verschlimmerte nun seine Gefangenschaft. Fast alle Bücher, aus welchen er sich bisher erbauet hatte, wurden ihm genommen. Eine auf Pergament gedruckte und

illuminirte Bibel schmerzte ihn ganz besonders; doch sagte er standhaft: „Nehmen sie mir gleich alle meine Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt habe, nicht aus dem Herzen reissen.“ Bey allen diesen Drangsalen äußerte er dennoch, so lange er gefangen war, nie Ungeduld über seine Lage, und war sogar unwillig, wenn man ihn deßhalb bedauerte. Von seinen Feinden sprach er immer gut, und man hörte nie, daß er Rache an ihnen zu nehmen wünschte. Zwar hatte er einigemal Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entwischen, und sein ältester Prinz selbst wollte ihn befreyen. Aber Johann Friedrich blieb freywillig, und benützte keineswegs den guten Willen seines Sohnes.

Sobald er des Morgens aufgestanden war, betete er knieend zu Gott um Geduld in seinem Leiden; den Tag über las er fleißig in der Bibel und in einigen andern die Religion betreffenden Schriften; auch studirte er oft in der deutschen und französischen Geschichte. Die Stunden, welche er nicht dem Gebete oder den Geschäften widmete, verkürzte ihm der alte ehrliche Mahler Kranach durch Bildereyen und sonst noch auf andere Art. Gegen seine Diener betrug er sich ganz als Freund, nicht als Herr. Ueber der Tafel war er munter und guter Laune, und ließ sich gern etwas erzählen. Gegen die Armen in Insbruck bewies er sich außerordentlich wohlthätig. Täglich mußten ihm seine Edel-Knaben einige Thaler kleines Geld, in Papier gewickelt, zur Hand legen, welche er dann unter die Armen vertheilte, die schaarenweis das Haus belagerten, und des Augenblicks harreten, wo ihr fürstlicher Wohlthäter sich am Fenster blicken ließ.

Genieße edler, großmüthiger Fürst, für deine thätige Liebe gegen dein Volk, für deine Frömmigkeit und ungeheuchelte Rechtschaffenheit, für deinen standhaften Alles aufopfernden Gehorsam gegen die Stimme deiner Vernunft und deines Gewissens, für deinen ausharrenden Muth bey den fürchterlichen Schlägen des Schick-

sals, jetzt den verdienten Lohn in einer höhern Welt, den dir die Erde nicht gab — nicht geben konnte!

Geduld und Gelassenheit im Schmerze.

146.

Eine wenig bemittelte Frau in der Schweiz, die zuvor eine blühende und unzerstörbar scheinende Gesundheit genossen hatte, wurde in den besten Jahren ihres Alters von einer Glieder-Krankheit befallen, die endlich, nach vielen vergeblichen Heilungs-Versuchen, sie auf immer ins Bette warf, worin sie fünf Jahre lang unter ununterbrochenen Schmerzen ihrer Erlösung entgegenschmachtete. Ihre sonst der Arbeit gewohnten Hände wurden so entsetzlich entstellt, daß die Finger ganz ausgespitzt, verwundet und unbeweglich waren; so auch die Füße. Den rechten Arm konnte sie anfänglich noch zur Noth biegen, aber mit den unbrauchbaren Fingern sich dennoch in nichts Hülfe schaffen, und mit dem linken Arme konnte sie bald gar nichts mehr vornehmen. Sie genoß zwar noch manches Gute, was viele andere Arme entbehren müssen; weil aber die Ihrigen alle, theils um des Handwerks, theils um der Feld-Arbeit willen, ausser dem Hause ihr Brod erwerben mußten, so lag sie nicht selten halbe Tage lang ganz allein in ihrer düstern Kammer, ohne einen Menschen zur Pflege bey sich zu haben; auch gestattete es ihre häusliche Lage nicht, daß sie im Winter in ein gewärmtes Zimmer hätte gelegt werden können. Und doch versicherte ihr Beichtvater, daß er sie, so oft er bey ihr gewesen, recht gelassen und geduldig gefunden habe. — Wenn ihr auch gleich ihre großen Schmerzen manche Thräne auspreßten, so fühlte

ſie doch, mit Dank gegen Gott, das Gute, das ſie genoß, recht lebhaft; und nicht ſelten ſah man ſelbſt Thränen der Freude hierüber aus ihren Augen fließen.

147.

Liebe zu Gott und zum Erlöſer der Menſchen, Hinblick in die, durch Ihn erworbene Herrlichkeit, wirkten bey Johann Lorenz von Mosheim, einem der größten und zugleich ſanfteſten Lehrer der evangeliſchen Kirche, der im Jahre 1755. als Kanzler der Univerſität Göttingen ſtarb, die muſterhafteſte und bewundernswürdigſte Geduld unter den langwierigſten und peinlichſten Schmerzen. Sein äuſſerſt geſchäftvolles Leben und ſeine ununterbrochene, bis ins ſpäte Alter fortgeſetzte Arbeitſamkeit zerſtörten ſeine Geſundheit, und er hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens hauptſächlich viel von Verſtopfungen im Unterleibe zu leiden. Der letzte Winter ſeines Lebens war beſonders ſehr ſchmerzhaft. Jede Stellung und Lage des Körpers that ihm wehe. Selbſt am Stocke konnte er nicht mehr gehen, und wenn er ſich niederlegen wollte, mußte er, gegen die Natur, auf dem Bauche ruhen. Unter vielen ſchrecklichen Foltern erlebte er das Frühjahr. Der Tod wäre Wohlthat für ihn geweſen, aber Gott gebot, Mosheim ſollte auch noch den ganzen Sommer hindurch auf dem Schmerzen-Lager gefeſſelt ſeyn. Im Junius erreichten ſogar ſeine Leiden einen ſo hohen Grad, daß endlich ſeine Vernunft ſelbſt wankte; doch dauerte dieſer Zuſtand nicht lange; Mosheim ermannte ſich bald wieder, tröſtete ſich mit den Leiden und der Liebe ſeines Erlöſers, und unterwarf ſich dem Gotte, der ihn zu ſolchen ſchweren Prüfungen beſtimmt hatte, ohne Murren. Stets war ſein Herz voll Dank gegen Gott, der ihn bey ſeinen Leiden gutgeſinnte Verwandte, geſchickte Aerzte und theilnehmende Freunde, die nicht müde wurden, ihn zu pflegen, hatte finden laſſen.

148.

Carl Bonnet, Professor in Genf, dem die Philosophie und Physik so manche wichtige Entdeckungen und Erweiterungen verdankt, gab einen Beweis von Seelenstärke und ruhiger Ertragung der Leiden, den nur das Christenthum, das er durch Wort und That bekannte, schenkt. Kaum war das erste Jahr der glücklichsten Ehe mit seiner an Geist und Herz vortrefflichen Gattin verflossen, als letztere von einer Krankheit befallen ward, die ihre körperliche Constitution so sehr zerrüttete, daß mit Ausnahme kurzer Unterbrechungen von anscheinender Besserung ganze Jahre voll kraftloser Mattigkeit und Beängstigung folgten. Unaussprechlich litt sein Herz bey'm Anblicke ihres schmerzenvollen Zustandes, den er nicht zu lindern vermochte. Der Muth aber und die Fassung, die Bonnet selbst bewies, war der Geduld seiner Gattin ganz gleich. Ohne zu verzagen, sahen sie ihre Hoffnungen wieder aufleben und vernichtet werden, sie wußten der erträglicheren Zwischenräume, welche die Natur ihnen gestattete, zu genießen; ihre gegenseitige Zärtlichkeit wurde durch ihre Leiden noch inniger; eine sanfte, frohe Heiterkeit verschönerte alle Augenblicke der Erholung; ihre Freunde fanden in Bonnets Hause so viele gesellschaftlichen Freuden, die in der Lage gar nicht gedenkbar schienen, und ungeachtet so vieler und großer Entbehrungen schloß ihre Verbindung, die 37 Jahre dauerte, doch einen so wahren Genuß in sich, daß man ihn irgendwo anders vielleicht vergebens gesucht haben würde.

149.

Doktor Kaspar Koch litt unaussprechlich viel an Stein-Schmerzen, Podagra und Kopf-Schmerzen, ertrug aber all' diese empfindlichen Leiden mit einer Geduld, die so groß war, daß sein Geist immer heiter blieb. — „Sit itur ad astra," („so geht es himmelan!") — sagte er *noch am Tage vor* seinem Tode — „können die Kauf-

leute bey aller Mühe und Gefahr doch fröhlich seyn, wenn sie ihren Rückweg nach Hause antreten, so will auch ich fröhlich seyn; ich bin ja jetzt auf dem rechten Wege zum ewigen Vaterlande."

150.

Die Gattin des Beamten Egelhaf zu Adelmannsfelden in Schwaben, welche im Sept. 1795. in einem Alter von 39 Jahren starb, zeigte durch ihr Beyspiel, wie viel ein fester Glaube an Gottes Alles wohlmachende Vorsehung zur geduldigen Ertragung auch der empfindlichsten Schmerzen vermag. Sie mußte die letzten eilf Jahre ihres Lebens, demnach gerade den schönsten Theil desselben, wo man zur Wirksamkeit und zum Genusse am fähigsten ist, unter den fürchterlichsten Glieder-Schmerzen zubringen; bey Tag und Nacht verfolgte sie diese Geißel, und trotz aller angewandten Mittel wurden sie mit jedem Jahre angreifender und empfindlicher. Selbst der Trost aller Unglücklichen, der Schlaf, war ihr in der letzten Zeit nicht mehr gegönnt. Schreckliche Zuckungen riefen sie bey jedem beginnenden Schlummer wieder zum Erwachen zurück. Hände und Füße waren eingekrümmt und zusammengeschrumpft, und bey beyden fand keine Bewegung statt, ohne daß sie Höllen-Schmerzen dabey empfunden hätte. Es schien ein Gift über ihr ganzes Nerven-Gebäude ergossen zu seyn, das unaufhörlich zehrte, bis es den ganzen Körper zerstört hatte. Dessen ungeachtet hörte man sie wenig über körperliche Schmerzen sich beschweren; nur darüber klagte sie, daß sie ihre Tage so unthätig hinbringen müßte, und den Ihrigen zur Last wäre. Ihre gewöhnliche Stimmung war Heiterkeit, Hoffnung und Zuversicht, bewirkt durch erleuchtete religiöse Begriffe, und gestärkt durch ihren, durch Liebe thätigen, Glauben an Gott. Bey ihrer traurigen Lage mußte sie auf alle ökonomischen Geschäfte Verzicht thun; dafür war ihre einzige Beschäftigung das Lesen guter Bücher, und man konnte den Grad

von Bildung nicht genug bewundern, den sie dadurch erreicht hatte. Sie fühlte Alles tief, was sie las, und strebte sogleich von Allem die rechte Anwendung zu machen. Dadurch wurden ihre Leiden erträglicher, sie ward für ihre Hausgenossen, Kinder und Freunde eine weise Lehrerin, und jedem, der sie sah, gab ihr Anblick die Erinnerung, daß die Vorsehung oft körperliche Vorzüge entbehren läßt, um uns dafür ein desto höheres Maaß von geistigen mitzutheilen. Den letzten Sommer hindurch waren ihre Leiden am heftigsten, und die Sprache hat kein Wort, um die Schmerzen derselben treffend genug zu bezeichnen. Um so lebhafter wurde ihre Sehnsucht nach dem Tode. Wenig heitere Augenblicke abgerechnet, die sie sich selbst, mitten im größten Schmerze, wenn Freunde und Freundinnen, die sie liebte, um ihr Bette versammelt waren, abzutrotzen wußte, war's bey ihr ein stetes Seufzen nach Befreyung; aber nicht mit Ungestümm, nicht mit Unwillen, sondern immer mit ruhiger Ergebung in den Willen der Vorsehung. — Nun hat sie ausgekämpft, und die Sieges-Krone ist ihr geworden! Oder sollte eine Kraft zerstört werden, nachdem sie durch so große Anstrengungen geübt, und durch so lange Spannung gestärkt worden ist?

Geistes-Gegenwart; heldenmüthige Entschlossenheit; Unerschrockenheit.

151.

Wenn uns erzählt würde, daß ein Mann von gehöriger Geistes- und Körper-Stärke bey'm Anblicke eines unglücklichen Menschen, der sich erhängt hat, nicht die Geistes-Gegenwart verlor, sondern diesen Erhängten auf der Stelle, ohne erst Andere zu Hülfe zu rufen, vom

Stricke loszumachen, und wieder ins Leben zurückzurufen ſucht, welches der Gerettete ſo eben zu verlaſſen im Begriffe war: ſo würden wir uns dieſer That gewiß freuen; aber rühren, innig bewegen muß es uns, wenn wir eine ſolche That, die unter gewiſſen Umſtänden unter die heldenmüthigſten gezählt werden kann, von einem Knaben von zwölf Jahren ausüben ſehen. Wilhelm Bolt war dieſer heldenmüthige Knabe, und ſeine Handlung verdient deſto mehr unſere Bewunderung, da bekanntlich die thörichte Meinung, beſonders unter Landleuten, ſo tief eingewurzelt iſt, als ſeye die Berührung eines Selbſtmörders eine uns ſelbſt entehrende Handlung. — Zu Wendorf im Hannöver'ſchen hatte die Frau eines Landmannes, Namens Joachim Heinrich Kirn, im Herbſte 1795. das Unglück, dieſen von ihr herzlich geliebten Mann durch einen ſchleunigen Tod zu verlieren. Sie zog ſich dieſen Verluſt ſo ſehr zu Herzen, daß ihre Betrübniß hierüber und der Kummer ihres Herzens nicht ſelten in eine tiefe Schwermuth übergieng. Wilhelm Bolt diente ſeit einiger Zeit in ihrem Hauſe, und hatte, ohne übrigens weiter vorzüglich bemerkt zu werden, das Lob eines treuen, fleißigen Dienſtboten. In der Erndte 1797. traf es ſich, daß alle Leute auſſer dem Hauſe mit der Feld-Arbeit beſchäftiget waren. Die Trauernde war mit Wilhelm allein zurückgeblieben, und zwar eben zu einer Zeit, da der Gram über den Tod ihres braven Mannes alle andern Empfindungen verdrängt hatte, und bis zu einer ſolchen Höhe geſtiegen war, daß ſie zu dem unglücklichen Mittel der Selbſt-Entleibung ihre Zuflucht nahm, und ſich erhieng. Wilhelm, der getrennt von ihr, in dieſem Augenblicke eben die ihm obliegende Arbeit verrichtete, kam bald darauf an den Ort, wo die Frau den höchſt traurigen Anblick einer Selbſtmörderin darbot. Weit entfernt, davon zu laufen, oder durch Zögerung den kleinen Ueberreſt des Lebens ganz verſchwinden zu laſſen, greift er vielmehr unverzüglich nach einem *Meſſer, nahet ſich* muthvoll der im letzten Todeskampfe

dahängenden Frau, und schneidet sogleich den Strick ab, an welchem sie sich erhängt hatte. Durch diese Entschlossenheit rettete der gute Knabe einer, übrigens sehr rechtschaffenen und in ihrem Kreise geschätzten Frau das Leben, und erhielt den, ihrer Mutter noch so sehr bedürfenden Kindern eine treue Versorgerin und Erzieherin.

152.

James Browne (Tschäms Braun), der Sohn eines reichen Pächters aus einer Provinz in England, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualien-Handel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der 12jährige Knabe aber bewies eine in seinem Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich vor der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen; sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silber-Münzen bey Seite, und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfer-Geld. Einst, an einem schönen Frühlings-Morgen, gieng er aus; kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu, und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, in der sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Handvoll über einen kleinen Graben, und sagte zu dem Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gib dir wenigstens auch die Mühe, es zusammen zu lesen.“ Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen, jungen Menschen, der allein und kraftlos war, stieg ab, und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein, während er mit dem Zusammenlesen beschäftigt ist, schwingt sich James Browne mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht im gestreckten Gallopp, und entschwindet dessen Augen. — So wußte dieser *junge Engländer* durch eine sehr zu rechter Zeit an-

gebrachte Geiſtes-Gegenwart ſein Leben und ſeine übrige Baarſchaft in Sicherheit zu bringen.

153.

Der Däniſche Schiffs-Kapitain Isbrand Bontekue war auf einer von Wilden bewohnten Inſel zu tief ins Land hinein gekommen, und dadurch von ſeinen Leuten getrennt worden. Er fand am Ufer einen Haufen Indianer, welche heftig mit einander ſtritten, und wie es ſchien, ſich berathſchlagten, ob ſie ihn greifen, oder gehen laſſen ſollten. Er nahm mit Entſchloſſenheit zwey aus dem Haufen bey den Armen, und führte ſie, wie wenn er ihr Herr wäre, nach dem Boote zu, daß ſie mit ihm fahren ſollten. Sie hatten ein fürchterliches Ausſehen; doch ließen ſie ſich bewegen, und ſtiegen mit in das Boot; der eine ſaß hinten, der andere vornen, jeglicher mit einem Ruder, und ſtachen ab; jeder von ihnen hatte ein Kiß an der Seite, welches ein Gewehr iſt wie ein gekrümmter Dolch. Als ſie eine Weile gefahren hatten, kam der Hinterſte zu ihm (denn Bontekue ſaß mitten im Schiffchen), und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er Geld haben wolle. Bontekue griff in die Taſche, langte einen Thaler heraus, und gab ihm denſelben. Der Wilde ſteht ſtille, betrachtet das Geldſtück, weiß nicht was er thun ſoll, nimmt es endlich, und bindet es in ein rothes Tüchlein, das er um ſeinen Leib gewunden hatte. Der im Vordertheile des Schiffchens ſtehende Indianer, als er ſah, daß ſein Geſelle etwas bekommen hatte, kam hierauf ebenfalls zu Bontekue, und bedeutete ihm, daß auch er etwas haben wollte. Bontekue gab ihm ebenfalls ein Stück Geld. Auch dieſer Wilde ſtand, und ſah das Geld an, wie wenn er im Zweifel wäre, ob er es nehmen, oder den Europäer angreifen ſollte. Dieß letztere wäre ihnen ſehr leicht geworden; denn jeder von ihnen war bewaffnet, und Bontekue hatte gar kein Gewehr. Als ſie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiengen ſie

an zu rufen, und heftiger untereinander zu reden. Es ſchien allen ihren Zeichen nach, daß ſie ihn umbringen wollten. Bontekue hatte äuſſerſt bange, und bat Gott, daß er ihm Verſtand geben möchte, in dieſer Verlegenheit zu thun, was das Beſte wäre. Plötzlich kommt es ihm vor, als wenn ihm einer ſagte, daß er ſingen ſollte; dieß that er auch wirklich, und fieng an, zu ſingen, daß es durch Berg und Thäler erſchallte. Ueber dieſem Geſange erhuben nun die beyden Indianer ein lautes Gelächter, daß man ihnen dabey in die Kehle ſehen konnte; übrigens thaten ſie ihm nichts zu Leide. Unterdeſſen war Bontekue mit ſeinem Boote glücklicherweiſe ſo weit gekommen, daß er ſeinen Leuten zurufen konnte, daß ſie zu ihm eilen ſollten, die ihm auch ſogleich entgegenkamen.

154.

Guſtav Adolph, dieſer nachher ſo berühmte König von Schweden, gieng eines Abends mit ſeinen Erzieherinnen auf einer Wieſe ſpazieren; er war nicht älter als fünf Jahre. Da er bey Nikoping dichte Gebüſche bemerkte, lief er in vollem Sprunge hinein. Eine der Frauen rief ihm, um ihn zurück zu bringen, freundlich zu, daß dieſe Gebüſche voll von Ottern und groſſen giftigen Schlangen wären, die ihn gewiß ſtechen und um's Leben bringen würden. „Nun wohl," — erwiederte der junge Prinz, — „ſo gib mir einen Stock, ich will ſie todt ſchlagen, und ſie ſollen weiter keinem Menſchen etwas zu leide thun." Das waren keine leeren Worte; vielmehr ergreift das unerſchrockene Kind wirklich einen ſtarken Stecken, geht voll Dreiſtigkeit in den Wald, und ſieht ſich auf allen Seiten nach dem fürchterlichen Ungeziefer um, vor welchem man ihm eine thörichte Furcht einzuflöſſen geſucht hatte; allein er fand kein Ungeheuer. Und dieſe Anſtrengung, — ſagt ſein Geſchichtſchreiber, — endigte ſich für dieſen Tag mit einem langen und beſchwerlichen Spaziergange.

155.

Im dreißigjährigen Kriege hatten sich 700 Schottländer, die von Robert Monro commandirt wurden, zu Pillau eingeschifft, um längs den Küsten der Ostsee hinzusegeln, und zur Armee des Königes Gustav Adolphs von Schweden zu stoßen. Zum Unglücke litten sie bey Rügenwalde, einer ansehnlichen Stadt an der Wipper, worin gerade Kaiserliche Besatzung lag, Schiffbruch, und verloren bey dieser Gelegenheit alle ihre Bagage (Bagasch) und Kriegs-Vorräthe. Es blieb ihnen zu ihrer Vertheidigung weiter nichts übrig, als einige Flinten, Picken und Degen; und zur Vergrößerung ihres Unglücks trug der Umstand nicht wenig bey, daß das ganze Land mit feindlichen Truppen angefüllt, und der König über 16 Meilen entfernt war. Doch Monro erfuhr zu seinem Troste, daß sich der Pommer'sche Statthalter mit einigen Soldaten noch zu Rügenwalde aufhalte, und sich nur nothgedrungen den Befehlen des Kaisers unterworfen habe. Er schickte deßhalb eine vertraute Person an ihn ab, und ließ ihm sagen, daß, wenn er ihm in der Nacht ein gewißes Thor öffnen, und ihn mit 50 Flinten versehen würde, er die Stadt von ihren Gästen bald zu befreyen gedenke. Die Sache wurde, nach der getroffenen Verabredung, glücklich ausgeführt. Wenige Tage nachher erhielten die Schottländer eine Verstärkung von 400 deutschen Soldaten, die zwar zur Armee des Königs bestimmt waren, aber wegen widrigen Windes in den Hafen bey Rügenwalde hatten einlaufen müssen; und endlich kam der Oberste Hepurn, der in Preussen unter dem Kanzler Oxenstierna diente, mit seinem Regimente an, so daß Monro in kurzer Zeit eine kleine Armee von etlichen tausend Mann zusammen brachte. Als der Lord Rea dem Könige von dieser Begebenheit Nachricht gab, bewunderte dieser Prinz die Hand Gottes bey einem so wunderbaren Vorfalle, *und sagte zum* Lord, daß er nunmehr an einem glückli-

chen Erfolge ſeiner Unternehmung nicht zweifle, da die Göttliche Vorſehung auf eine ſo ſichtbare Art ſich für ihn erkläre. Man konnte aber auch die Gegenwart des Geiſtes und den Muth des Schottländiſchen Offiziers nicht genug bewundern, der mitten im äuſſerſten Mangel, und da er ſich faſt in die Nothwendigkeit verſetzt ſahe, das Mitleiden des Feindes anzuflehen, den Entſchluß faßte, ihn aus der Stadt zu vertreiben, und ſich derſelben zu bemächtigen, um auf dieſe Art ſeinem Herrn nicht nur 700 tapfere Soldaten zu erhalten, ſondern ihn auch ohne viele Mühe und Koſten in den Beſitz einer Stadt zu ſetzen.

156.

Chriſtian Bohren, Wirth zu Grindelwald, einem der höchſten Orte in der Schweitz, wollte mit einem ſeiner Jungen im July 1787. ſeine Schafheerde auf den benachbarten Mettenberg zur Weide führen. Als ſie über das Eisgebirge wandern, bricht plötzlich unter Bohrens Füßen ein Stück Eis 8 Fuß breit und 19 Fuß lang, und ſtürzt mit ihm in eine tiefe Höhle. Der Unglückliche bricht den einen Arm, und verrenkt die andere Hand. Indem er ſich von ſeiner erſten Betäubung erholt hat, bemerkt er mit Schrecken, daß dieſe Höhle über 60 Fuß tief iſt, daß ſie lauter gähe und ſchroffe Wände hat, und daß er alſo hier wahrſcheinlich lebendig begraben worden ſeye. Der ſchaudernde Gedanke ſchreckt ihn auf; er unterſucht die Beſchaffenheit des furchtbaren Ortes genau, und findet an einer der ſteilen Eiswände eine beträchtliche Oeffnung, in welche ſich das Waſſer einer Quelle ergoß. Ohne zu wiſſen, ob dieſe Oeffnung ihn nicht in neue Gefahren führen könne, beſchließt er gleichwohl, ſich lieber dieſer Höhle anzuvertrauen, und einen Ausgang zu ſuchen, als langſam in ſeinem Kerker zu verſchmachten. Er kriecht hinein in die Höhle, und arbeitete in dem Bache unter einem wolkenhohen Eisgebirge ſich durch eine Strecke von 130 Fuß durch. Da

ward es helle: er kam aus dem Bauche der Erde heraus, und sah sich nun gerettet: denn er war jetzt an der Quelle des Weißbaches, der nach seinem Laufe unter jenem Eis-Gebirge erst in Grindelwald sichtbar wird.

157.

Johann Gerhard, einer der berühmtesten Gottes-Gelehrten des 17ten Jahrhunderts, rettete die Stadt Jena, als sie durch feindliche Truppen die Greuel des fürchterlichen 30jährigen Krieges erfahren sollte, dadurch, daß er sein eigenes Leben in Gefahr setzte. Das Kaiserliche Heer rückte gegen Jena an, in der Absicht, es zu plündern und zu verwüsten. Herzhaft gieng der würdige Mann demselben entgegen, fiel auf der Brücke dem kommandirenden General zu Füßen, und bat um Schonung. Als dieser, unempfindlich, auf seine Bitten nicht hören wollte, steht Gerhard wieder auf, tritt ihm zur Seite, und ruft ihm mit Freymüthigkeit und Entschlossenheit zu: „Wollt Ihr mich nicht hören; so höret mich doch Gott, unser Herr!" — Und der General, dem diese Rede das Herz durchdrang, verfuhr gelinde mit der Stadt und Universität.

158.

Lauerwaldt und Müller, zwey arme aber wackere Knaben zu Grüningen, einem Dorfe in Thüringen, verdienen um so mehr unter den Edeln, denen ein Andenken in dieser Schrift aufbehalten worden ist, einen Platz, je mehr sie für ihr Alter thaten, wo Erfahrung noch keinen sonderlichen Einfluß auf die Handlungs-Weise der Menschen hat, und wo Leichtsinn und Flüchtigkeit oft so manches Gute hindern; und je wichtiger der Dienst war, den sie durch ihre Unerschrockenheit und Vorsichtigkeit einer ganzen Dorfschaft leisteten. Es war am 11. Decbr. 1790., als Grüningen in die äusserste Gefahr gerieth, ein Raub verzehrender Flammen zu wer-

den. In einer kleinen Hütte, in welcher einige verarmte Familien wohnten, gieng ein unvorsichtiger Junge mit einem brennenden Lichte unter das Strohdach, um etwas zu suchen. Hier lag etwas Flachs oder Heede, welches sich am Lichte entzündete, und mit dem Strohdache in Flammen gerieth. Der Boden war voll von Flachs und andern brennbaren Sachen, und der eben wüthende Sturmwind so heftig, daß das ganze Dorf in kurzer Zeit hätte in Asche verwandelt werden können, wenn das Feuer zum völligen Ausbruche gekommen wäre. Allein in diesem gefährlichen Augenblicke — so lenkte es die Vorsehung — giengen die eben genannten zwey Knaben vorbey, und sahen den schwarzen Rauch und die auflodernde Flamme auf dem Hüttendache. Augenblicklich lief Lauerwaldt, der das Fenster zuerst erblickte, in's Dorf, und schrie: „Feuer!" — Müller sprang in's Haus hinein, und auf den Boden, nahm ein Messer, schnitt die Weiden, womit die Stroh-Schindeln eines solchen Daches angebunden sind, entzwey, und trat mit dem Fuße die schon brennenden Stroh-Schindeln nebst dem Werke zu m Dache hinunter. Durch diese entschlossene That befreyte er das Dorf von der augenscheinlichen Gefahr eines großen Brand-Unglückes welches erfolgt seyn würde, wenn er anstatt die Flamme sogleich vom Hause wegzuschaffen, sich erst nach Wasser umgesehen hätte, um sie zu löschen. Die edeldenkende Orts-Herrschaft ließ um diese beyden Knaben als Wohlthäter des Dorfes zu belohnen, und zum Muster für die Jugend aufzustellen, beyde von Kopf bis zu Fuß neu kleiden. So erschienen sie am ersten Weihnachtstage in der Kirche, wurden nachher auf dem Schlosse herrlich bewirthet, und erhielten in der Folge, ausser dem Beyfalle und dem Segen der ganzen Gemeinde, noch andere Belohnungen wegen ihres guten Verhaltens.

159.

Am Ende des Jahres 1759. suchte der Anführer einer Abtheilung französischer Truppen die Stadt Herborn

im Herzogthum Nassau, worin sich eine schwache Besatzung von den Allirten befand, zu überrumpeln. Er kam vor Tages-Anbruch mit seinem Corps in der Nähe derselben an, ohne daß die Besatzung das geringste bemerkt hätte. Man öffnete das Thor; ein Jäger und ein Husar kamen heraus, und machten die Runde. — Der französische Befehlshaber, der mit einigen seiner Truppen ganz nahe war, legt sich mit denselben im Gebüsche zur Erde, und ließ diese Runde vorbeygehen, die sogleich abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Der Anführer der Franzosen forderte von den Gefangenen, sie sollten ihm das Thor öffnen, oder er würde sie zusammenhauen lassen. Der Husar wankte, und ließ sich überreden. Der Jäger aber gab auf diese Drohungen die entschlossene Antwort: „Ich will lieber sterben, als meine Kameraden und mein Vaterland verrathen.“ Unverzüglich ward er niedergehauen. — So handelte ein Deutscher mit Vorbedacht und Ueberlegung! Schade, daß der Name des edeln Mannes nicht bekannt geworden ist!

160.

Ein großer wüthender Hund hatte sich, nachdem er in dem benachbarten Kirchspiele Pont de Lé sehr viel Unglück angerichtet hatte, nach dem Dorfe St. Mauville (Mowill) begeben. Auch hier biß er mehrere Personen, unter andern einen Matrosen, der sich nur dadurch von ihm losmachen konnte, daß er ihn in die Bude eines Schusters drängte. Der Lärm, und vielleicht auch die Stöße und Schläge der Handwerksleute machten, daß der Hund von neuem auf die Straße kam, wo er ein Kind anfiel, das er sogleich niederriß, und geraume Zeit hindurch durch den Koth schleppte. Die Furcht, daß der Schuß das Kind treffen könnte, hielt die Einwohner ab, nach dem Hunde zu schießen. Endlich ließ er das Kind fahren, aber nur um ein neues *Unglück anzurichten*. Unweit des Pfarrhauses von St.

Aubin (Sankt Ohbain) begegnete ihm ein junges Weib, auf welches er wüthend losgieng. Diese Unglückliche war nicht sobald durch das Geschrey von dem Elende unterrichtet, welches der Hund bereits verbreitet hatte, als sie den hochherzigen Entschluß faßte, sich für das allgemeine Beste aufzuopfern; sie packte nun das wüthende Thier mit voller Kraft, und ließ es nicht eher los, als bis sie es erwürgt hatte. Sie sagte dabey mehreremale, daß sie sich glücklich schätze, so viele ihrer Mit-Menschen, welche, wie sie selbst, ein Opfer der Tollwuth dieses Thieres geworden seyn würden, durch ihre eigene Aufopferung dem Verderben entrissen zu haben. Was alle Augenzeugen dieser schauervollen Scene mit Schrecken ergriff, war der Anblick der Wunden, welche die junge Heldin im Kampfe mit dem Hunde davon getragen hatte, Wunden, durch welche vorzüglich ihre Kehle verletzt war, so daß sie weder sprechen noch Athem schöpfen konnte. Man bemühte sich zwar, sie noch zu retten, aber leider vergeblich! — sie starb und ihr heldenmüthiger Tod entlockte allen Umstehenden heiße Thränen. Ihr Gleichmuth war so groß, daß sie, selbst im Todeskampfe, ihre unglücklichen Kinder noch dem öffentlichen Wohlwollen empfahl, indem sie ganz unbemittelt war.

161.

Frau Dufresnoi (Düfrenoa), eine französische Dame von vorzüglichen Eigenschaften, hatte sich zu Marseille mit ihrem Gemahle auf einer Tartane (ein kleines unbedecktes Schiff) eingeschifft, um nach Genua zu segeln. Kaum hatten sie den Hafen aus dem Gesichte verloren, als sie einen Seeräuber erblickten, der Jagd auf sie machte. Da es nicht mehr möglich war, ihm zu entfliehen, so rüstete man sich auf der Tartane zum Gefechte. Herr Dufresnoi bat seine Gemahlin inständig, sie möchte sich doch, um mehrerer Sicherheit willen, in den untern Theil des Schiffes begeben. Aber vergeb-

bens! Sie wollte ihren Gemahl durchaus nicht verlassen! Indessen kam der Seeräuber, ein Algierer, mit seinem Schiffe schon so nahe, daß er die Tartane mit Hacken an sich ziehen konnte. Muthvoll empfiengen jetzt die Franzosen die Algierer. Vor allen aber zeichnete sich Frau Dufresnoi durch ihre Herzhaftigkeit aus. Ihrem Gemahle zerschmetterte ein Schuß von einer feindlichen Pistole den einen Schenkel. Sogleich bedeckte sie ihn mit ihrem Körper; und als ein Algierer sich ihm näherte, um ihm vollends den Rest zu geben, ergriff sie den Säbel, und streckte mit einem Hiebe denselben zu Boden. Die Franzosen wurden durch ihr Beyspiel noch mehr angefeuert, sich zu vertheidigen, und die Seeräuber, glücklich in ihr Schiff zurückgetrieben, mußten mit einem Verluste von 80 Todten wieder abziehen.

161b.

In den Anfällen jenes Krieges, der von Schwaben her über die Schweiz sich zusammenzog, war keine Alpen-Höhe, besonders gegen Bündten zu, wo der Krieg zuerst ausbrach, so steil und unwegsam, die nicht feindliche Kriegsmacht überstiegen hätte. Auf einer solchen Höhe, nahe an den Grenzen Tyrols, liegt das Dorf Schlins. Daselbst wurde aus einem Hause eine Leiche zu Grabe getragen, und die Hausmutter war allein zu Haus, um den zahlreichen Leiche-Begleitern die in der Kirche waren, die nöthige ländliche Mahlzeit zu bereiten. Mit einmal stürzte eine Anzahl Krieger in ihr Haus und an den Ort, wo sie die Mahlzeit zurecht machte. Diese fragten sie mit Ungestüm, für wen das Essen bereitet würde? Nicht erschrocken über den in so gefährlicher Zeit nicht unerwarteten Aufzug, und über die Frage, antwortete sie mit Kühnheit und geschwinder List: „Für den Eidsgenossischen Zuzug ist diese Speise bestimmt, störet mich nur nicht, denn ich muß eilen, er wird bald da seyn.“ — Die Feinde stutzten bey dieser Antwort, *sahen einander an*, und betreten schlichen sie alle weg.

Als ſie kaum fort waren, eilte dieſe, die von keinem Zuzuge wußte, aber wohl die Gefahr naher Feinde bemerkte, nach der Kirche, und ermahnte die Leichen-Begleiter und das ganze Dorf zur Gegenwehr. Dieſe zögerten nicht, nahmen Gewehre, wo ſie ſolche fanden, und aus der Kirche die Fahnen, ihre willige Schaar zu führen, ſuchten den Feind auf, kämpften tapfer, und ſchlugen oder verjagten ihn gegen ſteile Fels-Wände, wo er herabſtürzte, oder in tiefen Berg-Klüften und auf unbekannten Wegen ſich verlor, und ſo erhielten ſie einen nahmhaften Sieg über ihn. — —„Töchter meines Vaterlandes!“ — ſetzt der Verfaſſer der „„edeln Züge aus der Schweizer-Geſchichte““ der Erzählung dieſer intereſſanten Begebenheit hinzu — „ob eine von euch in Gefahren groß und unerſchrocken ſeyn müſſe, das weiß die Vorſehung, die Alles leitet. Aber ſtrebet wenigſtens alle nach der Tugend, die, wenn ſie auch nie in Noth des Vaterlandes geprüft würde, doch immer eure Pflicht und eure Glückſeligkeit iſt. Scheuet nicht den edeln Kampf der Arbeit, der ausdauernden Mühe und Unverdroſſenheit! Nehmet die ſchwerſten Geſchäfte gern euern Müttern ab, die von eurer Kindheit an, in geſunden und kranken Tagen, ſo viele Sorge für euch getragen. Fliehet Weichlichkeit und Wolluſt und Müſſiggang bey öftern Spielen und bey'm Tanze, die gewiß Feinde eurer Glückſeligkeit ſind; ſo werdet ihr immer mehr dem geſegneten, würdigen Stande nahen, wo unbeſchrieben von feilen Händen oder von müßigen Forſchern, Thaten geſchehen, die erſt an jenem Tage, wo alle Thaten abgewogen werden vor dem untrüglichen Richter, einſt glänzen mit unausſdſchlichem Glanze. Hier ſah ſie die Welt nicht, hörte kein menſchliches Ohr ſie, nur der Seele gaben ſie Wonne, die ſie that.“

Beherrschung des Zornes und der sinnlichen Lüste.

162.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Sokrates war seine Seelen-Ruhe, welche kein, auch noch so unangenehmer Vorfall, und keine, auch nicht die härteste Begegnung stören konnte. Da er, nach den Berichten derer, die von seinem Leben schreiben, von Natur stürmisch und heftig war, und die Mäßigung, welche er sich zu eigen gemacht hat, bloß ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbst-Ueberwindung gewesen ist, so muß dieß die Achtung für diesen würdigen Mann noch vermehren. Er hatte seine Freunde geheten, sie möchten ihn gleich erinnern, wenn sie merkten, daß er zornig würde. Bey dem ersten Winke, den er darüber erhielt, bey dem ersten Worte senkte er den Ton seiner Stimme, oder schwieg ganz. Als er sich über einen seiner Sklaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.“ — Als er einst von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr erhalten hatte, sagte er lächelnd: „Es ist doch verdrießlich, daß man nicht voraus sehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härtesten Proben. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat; aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe bey, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenkliche Schmähungen gegen ihn erschöpft hatte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause hinaus-

gieng, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. „Ey," — sagte Sokrates lächelnd — „nach einem solchen Sturme mußte es wohl regnen."

163.

Ein merkwürdiges Beyspiel von Gelindigkeit und Herrschaft über sich selbst gab König Friedrich II. von Preußen. Dieser große Monarch hatte selbst die so merkwürdige Geschichte des siebenjährigen Krieges verfaßt; das ganz vollendete, aber noch nicht in's Reine geschriebene Manuscript dieses Werkes lag auf seinem Tische, über welchem ein Kronleuchter hieng. Durch die Unvorsichtigkeit eines Pagen fiel ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und verbrannte sie zu Asche. Der erschrockene Page warf sich dem Könige zu Füßen, und bat um Gnade. Friedrich, statt seinen Unwillen über diesen Vorfall zu äussern, sagte bloß: „Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal."

164.

Ein junger Mensch war von Natur so jähzornig, daß ihn schon eine Kleinigkeit bis zur Vergessenheit seiner selbst hinreißen konnte, und ließ sich dabey noch von der höchst unglücklichen Leidenschaft der Wollust beherrschen. Er öffnete aber, glücklicherweise, der Stimme Gottes zur Rükkehr auf die Bahn der Tugend sein Herz wieder, und erzählt in der Geschichte seines Lebens, wie ihm das Werk seiner Selbst-Besserung durch Gottes Gnade gelungen seye: „Ich habe sie sorgfältig geflohen, die Gesellschaften, wo eine oder die andere Leidenschaft hätte können erregt werden; und konnte ich sie ja nicht vermeiden, so gieng ich, sobald ich merkte, daß das Blut in meinen Adern zu wallen anfieng, hinaus, blieb ein Weilchen von der Gesellschaft abgesondert, that einen kurzen Seufzer zu Gott, und überwand. Und so machte ich es auch mit den Reitzungen zur Wollust. Ich *bemühete mich*, im Anfange dem Affekte zu widerstehen,

richtete deßwegen, sobald ich für mich Gefahr merkte, die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, suchte der Einbildungskraft eine andere Richtung zu geben, oder sie mit etwas Anderem zu beschäftigen, suchte mir die äusserst schädlichen Folgen des Lasters für Seele und Leib recht lebhaft vorzustellen, — und siegte auf diese Art mehr als einmal. In Ionderheit habe ich, unter allen Mitteln zur Zähmung meiner Leidenschaften, Gebet und Arbeitsamkeit am wirksamsten gefunden. Dieses mein Gebet bestand aber nicht in vielen Worten, sondern in einem stillen, aus ganzer Fülle des Herzens gethanen Seufzer, der doch immer die Kraft mit sich führte, daß er meinen Gedanken eine andere Richtung gab, und mir Zeit gewährte, mich eines bessern zu besinnen. Ich lernte auch einige Sprüche der Bibel, die mir meine unbändigen Affekten verabscheuungswürdig darstellten, auswendig, und gewöhnte mich, sie, sobald mein Blut aufbrausen wollte, meiner Seele vorzusagen, und zum Gegenmittel gegen jene Aufwallung zu machen. Auch dieß, daß ich mir zeitig einen Freund erwählte, der mich, weil ich ihm mein ganzes Zutrauen und meine Hochachtung geschenkt hatte, durch sein Beyspiel sowohl als durch seine guten Lehren und durch seinen Umgang bildete, trug unendlich viel dazu bey, daß ich, ganz unvermerkt, aus einem leidenschaftlichen Menschen ein vernünftiger Mann wurde. Dieser rieth mir auch, daß ich über mich und mein Verhalten ein Tagebuch führen sollte. Ich that's, und zeichnete jeden Tag, an dem ich irgend einen Fehltritt gethan habe, mit einem rothen Striche, und merkte zuletzt, daß dieser weniger wurden. Und so half mir Gott, der meine Umstände so leitete, daß die Macht der Neigung zur Sünde immer schwächer werden mußte, das vollbringen, was mir sonst unmöglich zu seyn dünkte.

165.

Der Römer Camillus zog, zum sechstenmal mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet gegen die Volsker zu Felde. Lucius, sein Gehülfe im Kommando, ein junger Mann, dem es noch an der, einem Befehlshaber so nöthigen Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Camillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig wären, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher seinem Collegen aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Camillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres an einem Tage, da Camillus gerade krank war und das Bette hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die übeln Folgen seines unbesonnenen Schrittes. Alles war ihm ungünstig, sein Heer fieng an zu weichen, und er ward mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. Doch, in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Camillus zu Hülfe. Der alte kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines Mit-Befehlshabers, und weil er den Ausgang derselben vorhersah, sogleich aus dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar auf's Schlachtfeld. Hier bot er alle seine Kräfte auf, um die Ordnung bey dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden wie von einem neuen Geiste und Muthe beseelt, sobald sie den Camillus unter sich sahen; sie sammelten sich wieder, entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurückgetrieben und gänzlich geschlagen. Camillus, der so große Ursache gehabt hatte,

mit seinem Kollegen unzufrieden zu seyn, ließ ihn nach diesem Vorfalle sein Unrecht gar nicht fühlen, sondern behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth wie vorher. So wußte dieser große Mann alle unangenehmen Empfindungen und alle rachsüchtigen Leidenschaften in seinem Herzen zu ersticken, und über sich selbst Siege davon zu tragen, die ihm mehr Ehre machten als alle gewonnenen Schlachten!

166.

Der griechische Philosoph Dion gieng einmal durch eine Gasse; ein muthwilliger Bube, der ihm begegnete, schalt ihn aus, und verfolgte ihn mit bösen Lästerreden bis an sein Haus. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube: ob er denn nichts antworten wolle? — „Nichts" — sagte der vernünftige Dion.

Eben so gab der Griechische Redner Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: „Ich mag mich nicht in einen solchen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat als der Ueberwinder."

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwey Soldaten, die ausser vor dem Zelte standen, sehr schimpflich und unehrerbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf, und sagte zu ihnen: „wenn ihr so von mir reden wollet, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre."

„Ich ermahne dich." — schrieb Cicero seinem Bruder, einem zum Zorne sehr geneigten Menschen, — „daß du täglich darauf denkest, dem Zorne Einhalt zu thun; und weil diese Leidenschaft die Seele gleichsam zerrüttet, so mußt du besonders die Zunge bezähmen. *Dieses scheinet* mir öfters schwerer zu seyn als nicht *zürnen; denn* niemals zornig werden, ist mehr eine

Wirkung eines schläfrigen Temperaments als einer Mäßigung. Aber seine Sprache im Zorne mäßigen oder gar schweigen, zeiget wo nicht die höchste Stufe der Weisheit, doch einen mehr als mittelmäßigen Geist an."

Mäßigung im Glücke und großmüthige Beherrschung des Ehrgeißes.

167.

Nie erhebt sich der große Mann im Glücke: nie verachtet er Andere; nie ist er hart und ungerecht gegen sie. Im größten Glücke fühlt er das höchste, erhabenste Vergnügen darin, sich destomehr zu Andern herabzulassen, je höher er über sie erhaben ist. Wenn der Feldherr an der Spitze eines tapfern Heeres nach einem wichtigen Siege nicht nur den Stolz des Herzens bezwingt, und seine Freude mäßiget, sondern auch Großmuth und Gerechtigkeit gegen die Ueberwundenen beweis't: wie groß und erhaben erscheint dann nicht seine Gesinnung!

Der große Römische Feldherr und Consul Paulus Aemilius überwand im J. 168. v. Chr. G. den Perseus, König von Macedonien, und machte dessen Länder zu einer Provinz des römischen Reiches; weßwegen ihm denn auch ein dreytägiger Triumph vom Senate zugestanden wurde. Unter den Gefangenen, welche man in das römische Lager brachte, befand sich auch der obgedachte König Perseus selbst, der in Trauer-Kleidern gehüllt einherwankte. Als der edle Aemilius ihn erblickte, gieng er demselben mit weinenden Augen entgegen, reichte ihm die Hände, verbat sich alle Ehrfurchts-Bezeugungen, und setzte ihn in den Kreis seiner Offiziere vom ersten Range. Bis zu Thränen gerührt von dessen unglücklichem Zustande legte er dem Perseus, voll Sanft-

muth und Mitleiden, wegen der Urſachen ſeiner Feindſeligkeiten wider Rom, verſchiedene Fragen vor, die dieſer nur mit niedergeſchlagenen Augen und ſtummen Thränen beantwortete. Hierauf ſprach er dem gefangenen Könige Muth zur Ertragung ſeines unglücklichen Schickſals ein, indem er ſagte: es möchte aus einem Irrthum, deſſen jeder Menſch fähig wäre, oder aus einem unvermeidlichen Verhängniſſe nach dem Rathſchluſſe der Götter entſtanden ſeyn; und wendete ſich endlich mit folgenden Worten an die ganze Verſammlung: „Ihr ſehet hier ein großes Beyſpiel von dem Unbeſtande der menſchlichen Dinge; Euch beſonders ihr jungen Kriegs-Männer, betrifft dieſe Rede! Die Ungewißheit deſſen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke ſtolz und heftig, gegen wen es auch ſeyn mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlaſſen. Die Probe eines ächten Verdienſtes und einer wirklichen Tapferkeit iſt dieſe daß wir bey einem glücklichen Erfolge nicht übermüthig werden, und uns bey einem unglücklichen nicht niederſchlagen laſſen.

168.

Nachdem Andreas Doria, einer der berühmteſten See-Helden des 16ten Jahrhunderts, Genua von der franzöſiſchen Oberherrſchaft befreyt hatte, ſo ſtand es in ſeiner Macht, ſich ſelbſt zum Beherrſcher des Genueſiſchen Staates aufzuwerfen. Der Ruhm ſeiner ehemaligen Thaten, der glückliche Erfolg des gegenwärtigen Verſuches, die Ergebenheit ſeiner Freunde, die Dankbarkeit ſeiner Landsleute, der Beyſtand des Kaiſers Karl V. Alles traf hier zuſammen, ihm eine landesherrliche Gewalt zu verſprechen, und lud ihn ein, dieſelbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, die wenig ihres gleichen findet, opferte er alle Gedanken der eigenen Erhöhung dem tugendhaften Vergnügen auf, ſein Vaterland *frey zu ſehen*: der höchſte Gegenſtand, nach welchem der

Ehrgeitz streben kann. Nachdem er das gesammte Volk vor dem Thore seines Palastes hatte zusammenkommen lassen, so versicherte er dasselbe, daß die Glückseligkeit, es einmal wieder in dem Besitze der Freyheit zu sehen, für ihn die vollkommenste Belohnung aller seiner Bemühungen seye; vergnügter mit dem Namen eines freyen Bürgers, als über den Titel eines Oberherrn, fordere er keine Vorzüge, keine größere Macht, als welche Männer seines gleichen besässen; er überlasse daher ihnen allen das Recht die Regierungs-Form die sie nunmehr unter sich einführen wollten, festzusetzen. Das Volk hörte ihn mit Thränen der Bewunderung und der Freude. Zwölf Personen wurden erwählt, eine neue Regierungs-Form für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden und das Bey piel des Doria theilte sich seinen Landsleuten mit; die Partheyen, die den Staat so lange zerrissen und zu Grunde gerichtet hatten, schienen vergessen; man nahm weise Maßregeln, einem neuen Ausbruche bürgerlicher Unruhen zuvorzukommen; und eben die Regierungs-Verfassung die in Genua unter sehr wenigen Abänderungen bis ins Jahr 1805. gedauert hat, wurde damals mit allgemeinem Beyfalle eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet und von seinen Landsleuten verehrt, erlebte ein hohes Alter; und da er fest bey seinem Gelübde der Mäßigung beharrte, und schlechterdings nichts mehr, als was jedem Privat-Bürger mit Recht gebührt, verlangte, so behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß auf die Berathschlagungen der Republik, die ihr Daseyn seiner Großmuth zu verdanken hatte. Durch dieses Ansehen und diese Vorzüge übte er, ohne es nur zu wollen, eine Herrschaft aus, die sich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung seiner Tugenden, und nicht von der Furcht vor seiner Gewalt unterstützt wurde. Sein Andenken wird noch jetzt von den Genuesern in Ehren gehalten, und in ihren öffentlichen Denkmalen und in den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er mit

einer vorzüglich ehrwürdigen Benennung: „der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freyheit.“

168.

Einer der vortrefflichsten Züge in dem Charakter Kaiser Karls des Großen war der, daß er sein von aller Welt anerkanntes Uebergewicht, vor welchem sich die Großen in Europa und Afrika beugten, niemals in Stolz und Ueberhebung seiner selbst übergehen ließ. Wo er erschien, bezeugte man ihm die größte Hochachtung; aber gefürchtet wurde er nie. Gegen jeden, auch gegen Geringe, zeigte er sich freundlich; jeder konnte ihn anreden, und ohne Zwang mit ihm sprechen. Ein Deutscher, den er wegen eines begangenen schweren Vergehens zum Tode verdammt hatte, fiel in der Raserey über den Kaiser her, und rieß ihm seinen ehrwürdigen Bart aus, und nun erst schenkte Karl ihm Leben und Freyheit. Er war ein großer Kriegs-Mann, aber kein Freund des Krieges.

169.

Oft erinnert man sich im vornehmen Stande an das, was man vorher war, nur darum, um es Andern vergessen zu machen. Die berühmte Frau von Maintenon hingegen, die am französischen Hofe in großem Ansehen stand, rief sich zwar auch ihren vorigen Stand oft ins Andenken zurück, aber nur, um desto mehr Gutes zu thun. Bey dem Anblicke eines Unglücklichen wurde ihr Innerstes gerührt. Um ihr Mitleid zu erwecken, hatte sie nicht erst nöthig, die Oerter aufzusuchen, wo die Dürftigkeit zu Hause ist; sie durfte nur an ihre frühern Jahre zurück denken. „Meine Lage,“ — sagte sie oft — „hat viele unangenehme Seiten; aber sie verschafft mir doch auch das Vergnügen, wohl zu thun.“ Das Gerücht von ihrer Wohlthätigkeit verbreitete sich bis in die Provinzen. Von allen Seiten lief man ihr, als der Beschützerin der Unglücklichen, zu. Vornehme und

Geringe hatten bey ihr gleichen Zutritt. Bald sahe man den Prinzen mit seinem ganzen Prunke; bald den Armen nur mit seinen Lumpen bedeckt, in ihrem Zimmer. Einst erschien auch ein alter Mann in ihrem Vorzimmer, der sich durch den Haufen durchdrängte, und sie mit ehrfurchtsvoller Dreistigkeit folgender Gestalt anredete: „Madame, es sind nun vierzig Jahre, daß ich sie nicht gesehen habe: Sie werden mich wohl nicht mehr kennen: aber ganz vergessen haben Sie mich gewiß nicht. Erinnern Sie sich wohl noch, daß Sie einst zu Rochelle alle Donnerstage vor der Thüre des Jesuiter-Klosters sich einstellten, wo die jungen Mönche Suppe unter die Armen vertheilten? Auch ich wurde mit zu dieser Vertheilung gebraucht, und zog Sie immer den übrigen Bittenden vor. — Ohne Furcht erinnere ich Sie an diese Begebenheit, die Sie, ohne zu erröthen, anhören. — Der Edelmuth, der aus Ihren Gesichts-Zügen hervorleuchtete, rührte mich; Sie erschienen mir für einen so niedrigen Stand nicht geschaffen; ich bemerkte Ihre Verlegenheit, wenn Sie die Allmosen in Empfang nahmen, es gieng mir nahe.“ — „Sie sind also,“ — fiel Frau von Maintenon ein, — „der Mann, der, um mir die Schande, mit den übrigen Elenden verwechselt zu werden, zu ersparen, mir die Suppe ins Haus bringen, und mir dabey sein Bedauern bezeugen ließ, daß er mich nicht thätiger unterstützen könne? Sie retteten mir zweyfach das Leben, indem sie mir Nahrungs-Mittel verschafften, und zugleich den Kummer ersparten, öffentlich betteln zu müssen!“ Frau von Maintenon fragte hierauf den Fremden, was sie für ihn thun könne, und ersuchte ihn, gleichsam um nun auch ihrerseits ihm die Erniedrigung zu ersparen, sein Anliegen in Anderer Gegenwart vorbringen zu müssen, in ihr Kabinet zu kommen. Hier erzählte ihr nun der Greis, daß er einige Jahre hernach das Kloster verlassen habe; daß er jetzt Schulmeister in einem Dorfe seye; daß er alle seine Wünsche auf die Erlangung einer Pfarrstelle einschränke, die er, nach

dem, was er durch den Ruf von ihr gehört habe, von ihrem Schutze oder vielleicht von ihrer Erkenntlichkeit gewiß zu erhalten hoffe. Frau von Maintenon dankte ihm für sein Zutrauen, sagte ihm aber, sie mische sich nicht gern in die Vergebung der Pfründen; auch wisse sie ja nicht, ob er zu einer Seelsorger-Stelle die nöthigen Eigenschaften besitze; aber das wisse sie, daß er ein menschenfreundlicher Mann seye: sie bitte ihn daher für jetzt, mit hundert Louisd'or (eilfhundert Gulden), die sie ihm alle Jahre geben wolle, zufrieden zu seyn. „Gern," — setzte sie hinzu, — „wollte ich mehr thun, aber ich muß auch meine Verwandten unterstützen; denn Sie sind nicht der Einzige, der sich meiner in meiner Jugend angenommen hat." In diesem Augenblicke trat der König zu ihr ins Zimmer. „Sehen Sie da, Sire," — sagte sie zu ihm, — „meinen Pflegevater; nun werden Sie sich nicht mehr wundern, daß ich Ihnen bisweilen mit Bitten für Nothleidende beschwerlich falle."

169 b.

Wenn uns das Glück anlächelt, wenn sich Alles nach unsern Wünschen füget, dann müssen wir uns nur um so mehr vor Stolz und Uebermuth hüten. Wer im Glücke und Unglücke sich nicht gleich bleibt, verräth einen beschränkten Geist. Philipp, König von Macedonien, schlug die Athenienser und Thebaner in der berühmten Schlacht bey Chäronea aufs Haupt, und er konnte stolz auf diesen Sieg seyn. Aber er betrug sich mit so großer Bescheidenheit, daß man kaum denken konnte, daß er der Sieger sey. Den Athenienſern, seinen ärgsten Feinden, schickte er ihre Gefangenen unentgeldlich zurück, und die Erschlagenen ließ er zur Erde bestatten. Kurz, weder Stolz noch Hochmuth blickte aus seinen Augen; er befahl sogar einem Sklaven ihn täglich zu erinnern, daß er ein Mensch sey. Deßwegen gieng er niemals aus seinem Pallaste, noch durfte Jemand Morgens früße zu ihm kommen, ehe ihm sein Diener die Worte

zugerufen hatte: „Philipp denke, daß du ein Mensch bist!“

196.

Agathokles, der in Sicilien herrschte, stieg aus dem niedrigsten und armseligsten Geschlechte auf den königlichen Thron. Er wurde in Sicilien geboren, sein Vater war ein Töpfer, und auch er hatte dieses Handwerk getrieben. Als die Krone schon auf seinem Haupte glänzte, pflegte er allezeit irdene Gefäße zwischen die goldenen auf seine Tafel zu setzen, und öffentlich zu sagen, daß er ehemals auch dergleichen Arbeit verfertigt habe.

Keuschheit.

170.

Karl Borromäus, Kardinal und Erz-Bischof zu Mailand, war einer der vortrefflichsten Männer seiner Zeit. Von seiner frühesten Jugend an war er der Frömmigkeit aufrichtig ergeben. Schon im 16ten Jahre seines Alters wurde er auf die Universität nach Pavia geschickt, um dort die Rechte zu studiren. In dieser Stadt überließ man sich damals der gränzenlosesten Wollust. Studenten aus verschiedenen Ländern lebten daselbst, und die Verführung drang bis in die Hör-Säle. Ohne moralisches Wunder konnte keiner unbefleckt entrinnen; man setzte einem von allen Seiten, zu allen Stunden, an allen Orten zu — und doch erhielt Borromäus seinen Körper und sein Gewissen rein. Sein Bestreben war immer, etwas Gründliches zu lernen, und seine Tugend unversehrt zu erhalten. Er machte auch in seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte. Wenn

andere im Schauspiel-Hause, auf dem Tanz- oder Fecht-Boden, oder in liederlichen Häusern ihre Zeit verschwendeten, arbeitete und betete er. Freylich sagten Mehrere, er sey ein schwacher Kopf; denn er war kein artiger Schwätzer, und schwieg oft, wenn Andere redeten. Nicht anhören konnte er fade Tändeleyen; bey unanständigen, zweydeutigen, unzüchtigen Reden litt er sichtlich. Sein ganzer Körper zitterte bey einer Gefahr, seine Unschuld zu verlieren. Er kannte die Reitzbarkeit seines Fleisches, die Schwäche seiner Natur zu gut, als daß er der Gefahr hätte trotzen sollen; sein Sieg bestand in der Flucht.

171.

Scipio Africanus ward in einem Alter von 24 Jahren als römischer Feldherr nach Spanien geschickt. In nicht vollen vier Jahren brachte er dieses ganze Reich in der Römer Hände, und in einem einzigen Tage eroberte er die Hauptstadt Neu-Karthago. Unter den Gefangenen, welche die Römer bey Eroberung obgedachter Stadt machten, befand sich auch ein junges Spanisches Frauenzimmer von vornehmem Stande und ausgezeichneter Schönheit. Als Scipio, der sie sah und ihre Schönheit bewunderte, erfuhr, daß sie bereits mit dem celtiberischen Prinzen Allucius verlobt seye, ließ er denselben zu sich kommen, und sagte ihm: „Prinz! diejenigen, die mir deine künftige Braut als Gefangene gebracht haben, versichern mich, daß du sie zärtlich liebest, und ihre Schönheit läßt mich daran nicht zweifeln. Wenn ich so wie du auf eine ernstliche Verbindung dächte, würde es mich sehr freuen, wenn Jemand einer so reinen und rechtmäßigen Leidenschaft die Hand böte. Ich schätze mich daher glücklich, daß ich dir diesen Dienst erweisen kann. Deine Braut ist unter uns nicht anders, als wie in dem Hause ihres Vaters und ihrer Mutter gehalten worden. Ich habe sie in Verwahrung *genommen*, um dir ein mir und dir anständiges Ge-

ſchenk zu machen; die einzige Erkenntlichkeit, die ich von dir fordere, iſt: daß du ein Freund des römiſchen Volkes ſeyn möchteſt.“ Allucius, der vor Freude und Erkenntlichkeit nicht wußte, was er thun ſollte, fiel dem Scipio zu Füßen, und bat die Götter, daß ſie eine ſo große Wohlthat belohnen möchten, weil er nicht im Stande ſey, es ſeinem Wunſche gemäß, und ſo wie es ſein Wohlthäter verdiene, zu thun. Scipio ließ hierauf Vater und Mutter nebſt den andern Verwandten der jungen Spanierin zu ſich kommen. Sie brachten eine große Summe Geldes mit, um ſie damit loszukaufen; als ſie aber ſahen, daß er ſie ohne Geld losgab, baten ſie ihn daß er wenigſtens die mitgebrachte Summe als ein Geſchenk annehmen möchte, und betheuerten, daß er durch dieſe neue Gnade ihre Freude und Erkenntlichkeit auf den höchſten Grad erheben würde. Da Scipio dieſen lebhaften und dringenden Bitten nicht widerſtehen konnte, nahm er das Geſchenk an, wandte ſich aber ſogleich zum Allucius, und ſagte ihm: „Ich vermehre die Mitgabe, die du von deinem Schwiegervater erhalten ſollſt, mit dieſer Summe, die ich dich als ein Hochzeit-Geſchenk von mir anzunehmen bitte.“ Nach ſo vielen Wohlthaten glaubte Allucius alles den Römern ſchuldig zu ſeyn. Er ſtieß mit 1400 gut ausgerüſteten Reitern zu dem Heere der Römer. Um ſeiner Dankbarkeit ein noch dauerhafteres Denkmal zu ſtiften, ließ er die That des Scipio auf einen ſilbernen Schild graben, und machte ihm damit ein Geſchenk. Dieſer Schild, den der römiſche General mit ſich nach Rom nahm, gieng nebſt einem Theile des Gepäckes in der Rhone verloren. Er blieb darin verborgen, bis ihn im Jahre 1665. einige Fiſcher fanden und herauszogen, worauf er in die Kunſt-Kammer des Königes von Frankreich gebracht wurde.

Bedachtſamkeit; Vorſichtigkeit; Klugheit.

172.

Die meiſten Fehler und Vergehungen rühren von Unbedachtſamkeit her. Man fehlet ſelten aus Vorſatz, mehr aus Unwiſſenheit, am meiſten jedoch aus Mangel an Ueberlegung, oder aus Voreiligkeit. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man dießfalls ſich zur Lehre nehmen kann. Wenn er durch einen Wett-Lauf oder andere, bey den Griechen gewöhnliche Leibes-Uebungen ſich erhitzt hatte, ſo trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, ſondern füllte erſt ganz langſam einen Eimer mit Waſſer, und goß ihn wieder aus. Dieß that der Philoſoph nicht bloß deßwegen, weil es gefährlich iſt, in der Hitze zu trinken, ſondern vielmehr, um ſich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis man ſich Zeit genommen hat, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Nirgends hat man die Bedachtſamkeit mehr nöthig, als im Reden. Es iſt alſo eine wichtige Wahrheit, die in dem Spruche des griechiſchen Dichters Simonides enthalten iſt: „Man bereuet ſehr oft, was man geredet, aber niemals, was man verſchwiegen hat.“

173.

Dem großen griechiſchen Maler Zeuxis machte Jemand den Vorwurf, daß er an ſeinen Gemälden ſo lange Zeit zu malen pflege. Er verſetzte darauf weiter nichts, als: — „dafür male ich auch auf lange Zeit.“ — Wenn es ſchon nicht ſelten der Fall iſt, daß manche Arbeit, die am längſten dauert am Ende wohl am ſchlechteſten geräth, oder doch bald vergeſſen wird; ſo *beſtätigt* doch auf der andern Seite die Erfahrung, daß *jede Arbeit, die* vollkommen und von langer Dauer ſeyn

ſoll, auch ihre gehörige Zeit erfordert, und nicht übereilt werden dürfe. Dieß iſt, was alle diejenigen beherzigen ſollten, welche etwas Gutes von Belange nicht nur hinſtellen, ſondern auch ſo hinſtellen wollen, daß es, wenigſtens eine lange Zeit, der Vergänglichkeit trotze. — „Nimm dir Zeit dazu" — heißt's da. Geht uns denn nicht die Natur ſelbſt hierin mit ihrem Beyſpiele voran? Iſt nicht auch zwiſchen der Dauer ihrer vollbrachten Arbeiten, und zwiſchen der von ihr verwendeten Zeit das vollkommenſte Verhältniß? Beſtehet nicht jedes ihrer Produkte, es ſey Stein oder Pflanze, oder Thier, um ſo länger, je langſamer es ſich ausbildete? Und — wie geht es den Producten, bey welchen ſie etwa eine Ausnahme von der Regel macht, oder die wir ihrer Regel entriſſen ſehen? Die tägliche Erfahrung lehrt, daß ein vor hundert andern ſchnell in die Höhe wachſender Menſch kein hohes Alter erreicht; gerade ſo wie diejenige Pflanze, welche wir ins Treibhaus brachten, nie ſo lange wie ihre Schweſtern beſteht, die im Freyen allmählig aufwuchſen. Bey jedem Gebäude, das lange dauern ſoll, bleibt es eine Hauptſache, daß ein feſter Grund dazu gelegt, und ſodann das Haus auf demſelben feſt in einander gefüget werde. Beydes aber erfordert Zeit. Wenn man jenes oder dieſes, — oder — gar beydes unterläßt: hat man wohl alsdann viel mehr gebaut als ein Karten-Haus? Wer ſich zu dem Guten, das er ſtiften will, Zeit nimmt, der kann auch zu rechter Zeit alles gehörig überlegen. Ueberlegen muß und wird er ja gewiß einmal; wie nachtheilig aber für ihn, wenn er es etwa dann thut, nachdem er ſchon bald damit fertig iſt? So geht's Allen, die ſich in ihren Handlungen übereilen. Denn ein übereilt vollbrachtes, wenn ſchon dem Anſcheine nach gutes Werk fällt doch bald wieder zuſammen, und erſt hintennach ſieht man ein, wie es, um ein dauerhaftes Werk zu bewirken, anders hätte angegriffen werden ſollen. — Nimm dir Zeit dazu, ſo kannſt du gehörig vorarbeiten — dieß iſt ſchon viel. Nimm dir Zeit dazu,

ſo kannſt du auch noch während der Arbeit alle unerwartet eintretenden Umſtände in deinen Plan aufnehmen — dieß iſt oft noch weit mehr. Geh' Schritt für Schritt — behalte bey jedem Schritte dein Ziel vor Augen, und gehe feſten Schrittes; du gelangſt dadurch zwar ſpäter, aber gewiß zuverläßiger, an's Ziel! Nimm jeden Ring deiner fertigen Kette in die Hand, und mache ihn an ſich vollkommen, — befeſtige alsdann einen Ring an den andern eben ſo vollkommen bis auf den letzten; du brauchſt dazu zwar noch einmal ſo viel Zeit, lieferſt aber auch eine unzerſtörbare Kette.

174.

Der durch die vorzüglichen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens berühmte Römiſche Pabſt Clemens XIV. hatte ſich in allen Vorfällen ſeines gemeinnützigen Lebens die größte Vorſichtigkeit eigen zu machen geſucht. Wenn man ihm anlag, in irgend einer Sache zu eilen, ſo pflegte er zu ſagen: „die Stunde iſt noch nicht gekommen!“ Als einſt der Cardinal Stoppani ihn in einer gewiſſen Angelegenheit um baldige Mittheilung ſeiner Gedanken gebeten hatte, ſchrieb er demſelben: „Ich traue meiner Lebhaftigkeit nicht; deßwegen werde ich wegen deſſen, was Euer Eminenz an mich haben ergehen laſſen, nicht eher als am Ende der Woche antworten. Unſere Einbildungskraft iſt oftmals unſere größte Feindin, und ich bemühe mich, die meinige vorher zu ermüden, ehe ich handle. Geſchäfte haben, wie Früchte, den Zeitpunkt ihrer Reife, und wir wollen uns nicht einfallen laſſen, ſie vollenden zu wollen, wenn ſie erſt halb reif ſind.“

175.

Am Abend eines Tages, als Kaiſer Joſeph II. von Wien nach Italien abreiſen wollte, erinnerte ſich der Monarch, einige Schriften, die er mit ſich nehmen zu müſſen glaubte, im Augarten oder zu Schönbrunn in ſeinem

Schreib-Kabinete zurückgelaſſen zu haben. Er ſchickte ſogleich einen Secretär mit den Schlüſſeln dahin ab, um ſich dieſelben holen zu laſſen. Der Secretär kam beſtürzt, und vor Eile faſt auſſer Athem, mit der Anzeige zurück: „Euer Majeſtät! weder in Schönbrunn noch im Augarten habe ich Schriften gefunden.“ — „So werden ſie wohl in Laxenburg liegen“ — antwortete der Kaiſer — „gehen Sie alſo eiligſt dahin, und bringen Sie mir die Schriften ſobald wie möglich, ich werde mich nicht eher ſchlafen legen, als bis ich ſie erhalten habe, und wenn ich auch die ganze Nacht hindurch wachen müßte.“ Der Secretär eilte mit dem Schlüſſel nach Laxenburg, und wollte ohne weiteres in des Monarchen Kabinet eintreten. — Allein der Wache haltende Hauptmann hielt ihn an, und ſagte: Nein, mein Herr, ich habe allen Reſpect für Sie, aber da hinein laſſen darf ich Sie nicht, wenn Sie mir die Ordre nicht ſchriftlich von dem Monarchen ſelbſt aufweiſen können.“ — Das konnte nun der Secretär freylich nicht. — Inzwiſchen ſtellte er dem Hauptmanne dringend vor: „daß Se. Majeſtät auf die darin abzuholenden Schriften warteten, und ohne dieſelben morgen frühe nicht arbeiten könnten.“ Hierauf rief der Hauptmann vier Mann in's Gewehr, öffnete das Zimmer und als er die Schriften gefunden hatte, ſteckte er ſie zu ſich, und begleitete den Secretär, wohl bewacht, zum Kaiſer nach Wien. Der Monarch wunderte ſich nicht wenig, ſeinen Secretär in einer ſolchen Begleitung zurückkommen zu ſehen. Der Hauptmann entſchuldigte ſich mit der Aeuſſerung: daß er, ohne ſchriftliche Ordre von Sr. Majeſtät, in das Verlangen des Secretärs zu willigen, gerechtes Bedenken getragen habe. „Nun“ — ſagte der Kaiſer — „das iſt recht; es iſt wahr, ich hatte vergeſſen, dem Secretär die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt, und hier nehmen Sie 50 Ducaten als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrem Betragen!“

176.

Maan Beezaid, König von Arabien, hatte in einem Treffen 100 Gefangene gemacht, die er ſämmlich zum Tode verdammte. Einer von ihnen warf ſich dem Fürſten zu Füßen, und beſchwor ihn, er möchte doch erlauben, daß man ihm Waſſer geben dürfe, um den grauſamen Durſt, von dem er geplagt werde, zu löſchen. Maan ſagte zu ſeinem Mundſchenken, er ſollte ihm zu trinken geben. „Meine Kameraden," — erwiederte der junge Menſch, — „ſind nicht weniger durſtig, als ich; ſey auch gegen ſie eben ſo gnädig, wie du es gegen mich warſt." — Der König willigte gern in dieſe Bitte, und befahl, daß man allen Gefangenen zu trinken geben ſolle. Nachdem ſie getrunken hatten, ſagte der junge Menſch zum Könige: „Wir ſind, großer Monarch, deine Gaſtfreunde; deine erhabene Großmuth wird nicht zulaſſen, daß du denen, die einer ſo großen Ehre von dir gewürdiget worden ſind, ſollteſt das Leben nehmen können." Der Fürſt, dem, nach den Religions-Grundſätzen der Araber, die Beobachtung des Gaſtrechtes heilig war, konnte ſich nicht enthalten, dieſen glücklichen Einfall zu bewundern, und widerrief das Urtheil, welches er gefällt hatte.

177.

Zu dem Könige Cleomenes von Sparta kam einſt Ariſtagoras, Fürſt von Milet, in der Abſicht, um ihn zu etwas zu bereden, das ſeinem Vaterlande ſehr ſchädlich geweſen wäre. — Ariſtagoras eröffnete ſein Anliegen dem Cleomenes in ſeinem Zimmer, wo zufälligerweiſe ſonſt Niemand, als ſeine Tochter, ein Kind von acht Jahren, anweſend war, und bot ihm eine große Summe Geldes, wenn er thun wollte, was er verlangte. — Der König von Sparta ſchlug es ab; aber der Fürſt von Milet bot noch einmal ſo viel: und da er auch hiemit nichts ausrichten konnte, ſo ſtieg er endlich bis

50 Talente, eine Summe von beynahe 100,000 Rheinländ. Gulden. — Jetzt rief auf einmal des Cleomenes kleine Tochter aus: „Vater, wenn du dich nicht entferneſt, ſo wird dich dieſer Fremdling doch noch beſtechen.“ Der König folgte dem Rathe ſeines Kindes, ſtand plötzlich auf, und gieng in ein anderes Zimmer; Ariſtagoras aber mußte abreiſen, ohne ferner vorgelaſſen zu werden. — Hätte Cleomenes dem Verführer länger Gehör gegeben, wie gar leicht hätte ihn das Geld blenden, und zur Untreue gegen ſein Vaterland verleiten können!

178.

Doktor Brockmann, Biſchof des Norwegiſchen Stiftes Seeland, war einſt bey einem Freunde als Gaſt bey ſeinem Hochzeit-Feſte, wo eine große Geſellſchaft aus verſchiedenen Ständen verſammelt war. Ueber Tiſche ward unter anderem auch von der ſchlechten Aufführung eines gewiſſen Predigers geſprochen. Einige wunderten ſich darüber, andere beklagten ihn. Eine adeliche Dame, vermuthlich eine von denen, die in Geſellſchaften gerne das Wort führen, ſah die Sache von einer andern Seite an, und ſagte mit einer höhniſchen Miene: „da ſehen wir, was unſere Prieſter für Leute ſind!“ Brockmann ſaß dabey; als Haupt der Geiſtlichkeit kränkte es ihn zu hören, wie von dieſem Stande überhaupt ſo verächtlich geſprochen werde; gleichwohl fand er dieſe fade Aeuſſerung keiner ernſthaften Antwort würdig. Kurz darauf aber brachte er eine Erzählung auf die Bahn von einer vornehmen Dame, die wegen ihrer ſchlechten Aufführung bekannt war, und machte in dem Verfolge der Erzählung die Bemerkung: „daraus folgt aber keinesweges, daß alle unſere adelichen Damen ſo ſeyn ſollten.“

79.

Im Anfange des langwierigen Krieges, welchen die Römer mit den Samnitern führten, machte ein Theil des römischen Heeres, der seine Winter-Quartiere in Capua genommen hatte, einen Anschlag, sich dieser reichen, und in Hinsicht des üppigen Lebens ihrer Einwohner mit Rom wetteifernden Stadt zu bemächtigen. Doch wurde das Vorhaben dieser Soldaten noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt, indem man sie einzeln aus Capua herausschickte und nach Rom beorderte. Aber die Furcht vor der Strafe, die in Rom ihrer wartete, machte, daß sie nicht dahin giengen, sondern sich unterwegs wieder sammelten, und den Anschlag faßten, sich ihrer Vaterstadt mit den Waffen in der Hand zu bemächtigen. Eine Zeitlang blieben sie ohne Anführer, da Niemand kühn oder schlechtdenkend genug war, sich an die Spitze eines Haufens Verräther zu stellen. Sie zwangen endlich einen gewissen Quintus, einen alten erfahrnen Krieger, der gerade auf dem Lande lebte, ihr Oberhaupt zu werden; und mehr durch ihre Wuth hingerissen, als von ihrem Anführer beordert, rückten sie der Stadt bis auf zwey Meilen hin nahe. Die Unruhe und Furcht, welche dieser Vorfall in Rom erregte, war nicht geringe. Der Senat ernannte sogleich den Consul M. Valerius Corvus, einen eben so klugen und sanften, als tapfern Feldherrn zum Dictator. Man hoffte, daß dieser Mann, welcher bey den Soldaten sehr beliebt war, vielleicht den Aufruhr durch Güte werde dämpfen können; und in der That, der Erfolg rechtfertigte die Erwartung, welche man von ihm hatte. Er gieng mit seiner Armee den Aufrührern entgegen; schon standen beyde Heere sich gegenüber, und alle Schrecken eines bürgerlichen Krieges schienen unvermeidlich zu seyn; Corvus aber wandte dieses Unglück durch sein sanftes und kluges Betragen ab. Er legte seine Waffen, jedes Zeichen und jede Miene von Feindseligkeit bey Seite,

und trat den Aufrührern mit Vertrauen entgegen, als ob es ihm darum zu thun wäre, seine alten Freunde noch einmal zu umarmen. „Meine Tapferkeit zu zeigen," — rief er — „habe ich Gelegenheit genug gehabt; es fehlt mir nur noch der Ruhm, auch Frieden gestiftet zu haben. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde! Unmöglich könnet Ihr glauben, daß ich feindselige Absichten gegen euch hege, ich, der dem Senate nie etwas vorschlug, was Eurem Vortheile entgegen war. Ihr könnet gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus streng seyn wird, er, der gegen Niemand als gegen sich selbst strenge war. Was ihr aber auch thun mögt; so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir geziemet. Ziehe ich mein Schwerdt, so soll es wenigstens nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige zuvor gezogen habt; soll Blut fließen, so sollt ihr das Blutvergießen beginnen. Aber gegen wen gedenkt ihr zu fechten? — Gegen eure Feinde, die Samniter? die Volsker? Nein, gegen Eure Väter, Kinder, Brüder und Mitbürger! Doch das seye ferne von Euch! — Du, Quintus, wenn du der Anführer dieses schändlichen Unternehmens bist, so trage dein Begehren in der Ordnung vor, wir werden zu schonen und zu erhören wissen!" Die ganze Armee ward durch diese Rede erschüttert. Quintus, der nur gezwungenen Antheil an der Sache genommen hatte, bat im Namen Aller um Vergebung ihres Vergehens. Corvus nahm keinen Anstand, sie ihnen zu gewähren, und führte sie alle freundlich in die Mauern Roms ein. So ward eine Empörung, die für Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn gestillt, der seinen Stolz darein setzte, leutselig gegen seine Freunde, und nur seinen Feinden fürchterlich zu seyn.

180.

Der Philosoph Aristippus machte einst eine Reise zur See, und ward erst, als er auf offenem Meere war,

inne, daß das Schiff, worin er sich befand, Seeräubern gehöre. Nachdem er eine Zeitlang über seine Lage nachgedacht hatte, nahm er auf einmal all sein Geld aus der Tasche, zählte es, und warf es dann in's Wasser, indem er zu sich selbst sagte: „Es ist besser, daß Aristippus dich verderbe, als daß du Aristippus verderbest." — Hernach stellte er sich, als habe er es aus Versehen fallen lassen. So benahm er den Seeräubern die Lust, ihn zu bestehlen, und rettete sich selbst das Leben.

Fleiß in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten.

181.

Nützliche, durch gesunde Vernunft und anhaltenden Fleiß erlangte Kenntnisse, Güte des Herzens und eine durch diese Vorzüge erlangte nützliche Wirksamkeit in der Welt machen ihrem Besitzer desto mehr Ehre, je weniger man sie, vermöge seiner Erziehung und seines Standes, von ihm erwarten kann. Und so verdient unstreitig der Mann aus geringem, niedrigem Stande, der sich durch eigene Anstrengung zu diesem Grade der stillen Menschen-Würde erhebt, mehr Achtung, als der mit Lorbeeren gekrönte Held, der aus Ehrsucht Menschen bey Tausenden auf dem Schlachtfelde hinopfert; eben die Achtung, als der in aller Welt berühmte Gelehrte, dem der Besitz eines ansehnlichen Vermögens und aller Hülfsmittel sein Emporsteigen von allen Seiten erleichtert.

Karl Dietrich Barth in dem Schwäbischen Dorfe Hüffenhardt, ein Metzger und Viehhändler von Profession, äusserte von Jugend auf eine leidenschaftliche Neigung, *sich nützliche* Kenntnisse zu erwerben. Er erlernte, mei-

stens durch eigenen Fleiß, die lateinische, französische, hebräische und deutsche Sprache, die Geometrie und Arithmetik, Geographie und Geschichte, und las die besten Schriften, die er bekommen konnte. Und dieses alles nicht zum Nachtheil, wie es bey'm gemeinen Manne oft der Fall ist, sondern mit großem Vortheile für seine Vernunft. Dabey trieb er seinen Viehhandel so ordentlich fort, daß er sich ein ansehnliches Capital zurücklegen konnte. — Wie viel aber das Lesen guter Schriften auch zur Veredlung seines Herzens beygetragen habe, bezeugen alle, die ihn kannten; vorzüglich zeigte er sich als ein edeldenkender Mann, in seiner letzten Willens-Verordnung. Er bestimmte sein erworbenes Vermögen von 7000 fl. zu Errichtung einer Abend-Schule, in welcher erwachsene junge Leute, im Schreiben, Rechnen, in der Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. Unterricht, auch die nöthigen Schreibmaterialien, und nützliche moralische oder ökonomische Bücher zum Lesen unentgeldlich erhalten sollen, um ihre in der Jugend etwa versäumten nöthigen Kenntnisse nachholen zu können. Diese Abend-Schule sollte, nach seinen Absichten, auch dazu dienen, junge Leute von böser Gesellschaft abzuhalten, und ihnen einen nützlichen Zeitvertreib zu verschaffen.

182.

Der berühmte Johann Jacob Moser bewies schon in seinen Schul-Jahren einen ausgezeichnet großen Fleiß. Er brachte gewöhnlich seinem Lehrer zweymal in der Woche mehr denn 100 lateinische Verse, die er, ohne daß er dazu angehalten worden wäre, aufgesetzt hatte. Zugleich übersetzte er lateinische Schriftsteller; schrieb ein Antiquitäten- und Münz-Kabinet, einen weitläufigen philosophischen Traktat, und machte Auszüge aus unglaublich vielen Büchern. Schon in seinem 17. Jahre ward er ein beliebter Schriftsteller, im 19ten Professor der Rechte zu Tübingen, und im 26sten Regierungs-Rath. Während seiner 5jährigen Staats-Ge-

fangenschaft auf der Festung Hohentwiel wurden ihm keine andern Bücher gestattet als eine Bibel, ein Predigtbuch und ein Gesangbuch, Feder, Papier und Dinte waren ihm ganz versagt; dennoch wußte er, erst mit der Lichtscheere und endlich, als diese abgenützt war, mit einer Scheere, deren Spitzen er allmählig polirte, eine Schreibtafel, die Ränder von 3 Büchern, alle weißen Stellen der Makulatur, die ihm gelassen ward, und zuletzt die Wände seines Zimmers ganz voll zu schreiben. Auf solche Weise schrieb er so viele Lieder, daß sie, als sie nachher gedruckt wurden, 114 Bogen füllten; ferner moralische Stücke, denen er den Titel: „Eines alten Mannes muntere Stunden während eines engen Festungs-Arrestes" gab, und 34 Abhandlungen vermischten politischen Inhalts. Ueberhaupt könnte man mit sämmtlichen im Drucke erschienenen Werken dieses, für sein Vaterland und die Welt überhaupt, unermüdet thätigen Mannes recht wohl einen eigenen Bücher-Schrank füllen.

183.

Philipp Doddridge (Doddritsch), dieser gelehrte und rechtschaffene Englische Prediger, zeichnete sich schon in der Jugend durch seinen häuslichen Fleiß aus. Er wohnte nicht nur den Vorlesungen seiner Lehrer ununterbrochen und aufmerksam bey, sondern er las auch für sich sehr viel. Er las aber so, daß er dadurch zugleich seine Kenntnisse erweiterte. Von dem Inhalte einiger Bücher verfaßte er sich kurze Zusammenstellungen; aus andern machte er Auszüge, die er in sein Collektaneen- (Sammlungs-) Buch eintrug. Und da er Theologe zu werden sich vorgenommen hatte, so verzeichnete er jede merkwürdige oder neue Erklärung einer biblischen Stelle in seine mit Papier durchschossene Bibel. So sammelte er sich unvermerkt einen großen Vorrath von Kenntnissen, und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, denen er sich gewidmet hatte. Auch legte er sich mit regem

Fleiße auf die Lektüre der vorzüglichsten Lateinischen und Griechischen Schriftsteller, und gelangte dadurch zu der Gründlichkeit, Stärke und Richtigkeit, sowohl in Gedanken als im Ausdrucke, die man in seinen Schriften bemerkt.

Junge Leute, die Nutzen vom Lesen haben wollen, müssen sich, so wie Doddrigde, ein Buch halten, in welches sie das, was sie ihrem Gedächtnisse einprägen wollen, einschreiben; und dieß dann und wann in einer müßigen Stunde wieder lesen.

184.

Benjamin Franklin, Präsident der gelehrten Gesellschaft zu Philadelphia, wurde von seinem Vater, der ein Seifensieder war, anfänglich zur Theologie bestimmt; er schickte ihn daher in seinem achten Jahre auf die Stadt-Schule zu Boston, wo er sich durch seine Lernbegierde vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Schon sollte er in die dritte Klasse versetzt werden, als sein Vater, aus Besorgniß der zu großen Kosten, sein Vorhaben, ihn studieren zu lassen, änderte. Er wurde daher in eine Privat-Schule gegeben, wo er gut schreiben lernte, aber keinen Geschmack am Rechnen fand. Als er 10 Jahre alt war, nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er ihm in seinen eigenen Geschäften an die Hand gehen sollte. Allein der Knabe hatte durchaus keine Lust an diesem Gewerbe, hingegen eine desto größere Begierde zum Lesen und Lernen. Alles Geld, das er aufbringen konnte, wurde auf Bücher gewendet, und diese Neigung zur Gelehrsamkeit brachte den Vater zu dem Entschlusse, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Die Umstände waren dazu günstig. Der ältere Bruder unsers Jünglings hatte sich als Buchdrucker zu Boston niedergelassen. Bey diesem kam er in seinem 12ten Jahre in die Lehre. Hier fand er mehrere Gelegenheit zum Lesen, und alle Zeit, die er übrig hatte, wurde dazu angewendet. Er hatte einen Arbeits-Gehül-

sen, Namens Collins, der ebenfalls das Lesen liebte. Mit diesem besprach er sich über allerley Gegenstände. Sie fiengen selbst an, einander ihre schriftlichen Aufsätze, worin sie ihre Meynung ordentlich ausführten, gegenseitig mitzutheilen. Diese Aufsätze geriethen zufälliger Weise in die Hände des alten Franklin, der das Urtheil darüber fällte, daß die des Collins nicht so gründlich seyen, aber eine bessere Schreibart hätten. Dieß reitzte den jungen Franklin, sich noch mehr im Style zu üben. Kurz darauf sah er den dritten Theil des von Richard Steele herausgegebenen Spectator oder englischen Zuschauers; und da ihm die Schreibart in demselben gefiel, so kaufte er dieß Buch, und suchte dieselbe nachzuahmen. Zu dem Ende las er einen Aufsatz durch, merkte sich den Inhalt, schrieb ihn dann nach einiger Zeit in eigenen Ausdrücken nieder, und verglich dann seinen Aufsatz mit dem im Zuschauer. Durch diese Uebung, die so ganz seine Erfindung war, erwarb er sich den schönen, ungekünstelten Styl, der nachher seine Schriften auszeichnete. Eine medicinische Schrift, die er gelesen hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß es für die Gesundheit zuträglicher sey, bloß von Pflanzen-Nahrung zu leben. Da er nun dieß bey seinem Bruder nicht haben konnte, so bat er denselben, ihm statt seiner Kost die Hälfte seines Wochenlohnes an Geld zu geben. Dieß geschah; und jetzt lebte er bloß von Früchten, Brod und Wasser, kaufte für sein übriges Tischgeld Bücher, und studirte, wenn seine Kameraden aßen und sich vergnügten. Er las aber nicht sowohl Bücher der Art, die nur zum Vergnügen dienen, als vielmehr solche, die Nachdenken erfordern; nur diese gaben ihm Befriedigung, und unterhielten seinen Thätigkeit liebenden Geist. Als Knabe hatte er einen Widerwillen gegen das Rechnen gehabt, als Jüngling aber fand er Geschmack daran, und erlangte darin, so wie in der Geometrie, mit Hülfe einiger Bücher, bald gute Kenntnisse. Locke's, eines berühmten Engländers, Versuch über den mensch-

lichen Verstand, und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, die er in einer englischen Uebersetzung besaß, waren noch vor seinem sechszehnten Jahre seine Lieblingsbücher. So fuhr Franklin fort, als Buchdrucker-Geselle, als Herr einer Druckerey, und in den Staats-Bedienungen, die ihm seine Landsleute nachher anvertrauten, sich durch Lesen guter Schriften nützliche Kenntnisse zu erwerben. Bey diesen seinen vorzüglichen Einsichten suchte er auch seine Landsleute durch Schriften zu belehren, indem er unter andern jährlich ein Taschenbuch: „Almanach des armen Richards" herausgab, das allerley nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und sehr stark gelesen wurde. Er traf auch viele wohlthätige Anstalten in seinem Vaterlande, und half demselben sowohl durch seinen Rath als durch seine Klugheit. Als er Gesandter der Amerikanischen Staaten in Paris war, wußte er den König Ludwig XVI. für die Sache seines Vaterlandes gegen die Engländer zu gewinnen, und ihn zu bewegen, diesem in seinem Kampfe für Freyheit und Unabhängigkeit beyzustehen.

185.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz, Geheimer Justizrath in Hannover, einer der größten Geister und Gelehrten unter den Deutschen, war noch nicht sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine weitere Ausbildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern Aufsicht zweyer einsichtsvollen Männer, die ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beybrachten. Noch ehe er völlig 14 Jahre alt war, machte er einst in Einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in lateinischen Versen, 300 Zeilen lang, welches seinen Lehrern nicht übel gefiel. Im 15ten Jahre seines Alters verfertigte er schon gelehrte Aufsätze, und im 17ten gab er bereits Bücher in Druck; suchte

aber, nach seinem eigenen Geständnisse, bey dem allem eine größere Ehre darin, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren, gerechnet zu werden: wie er denn, gleich dem Sokrates, immer geneigt war zu lernen. Er zeigte als Knabe keinen ausschließenden Hang für irgend eine Art von Studien, sondern versuchte alle mit gleicher Lebhaftigkeit. Denn da sein Vater eine große Bibliothek von seltenen Büchern aus allen Fächern zurückgelassen hatte, so nahm er sich vor, alle diese Bücher der Reihe nach zu durchlesen, und brachte es auch in Kurzem so weit, daß er, unter andern, die tiefsinnigsten philosophischen Werke und alle klassischen Schriftsteller verstand; jedoch fühlte er bald, daß es nicht gut seye, so viele verschiedenartige Bücher durcheinander zu lesen, und wählte sich nur einzelne vorzügliche Schriften aus, worunter hauptsächlich der Livius und Virgil waren, mit denen er sich so bekannt machte, daß er noch in seinem Alter ganze Seiten daraus hersagen konnte. — Da er für jede Gattung menschlicher Kenntnisse Sinn und Empfänglichkeit hatte, so gieng sein rastloses Streben dahin, das Gebiet der Wissenschaften überhaupt weiter anzubauen, und in seinem Innern zu vervollkommnen. Gelehrte aller Art fanden in ihm einen Gönner und Beförderer ihrer Untersuchungen, der keine Arbeit scheute, durch die er glaubte, ihnen nützlich werden, und zur Aufklärung der Gegenstände, denen sie etwa ihren Fleiß widmeten, beytragen zu können. Geschickter Jünglinge nahm er sich wie ein Vater an, und kannte kein größeres Vergnügen, als talentvolle junge Leute in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften genießen konnten. Weit entfernt, diejenigen, die einerley Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit *ihm zu einerley* Absicht bestimmt, das menschliche Geschlecht zu unterrichten. — Sein Wahlspruch war:

„Pars vitae, quoties perditur hora, perit.“ (Mit jeder verlornen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren.) — Er blieb auch diesem Grundsatze vollkommen getreu, und war so ängstlich geitzig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas Nützlichem beschäftigte, und sogar auf Reisen und bis in sein hohes Alter entweder die Compendia las, nach welchen er in der Jugend studirt hatte, oder Plane zu Büchern entwarf. Jeden neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöver'schen Bibliothek noch einige Millionen solcher Zettel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.

186.

Die Geschichte der Erfindung der Fernröhre gibt einen Beweis ab, was ein angestrengtes, vernünftiges Nachdenken vermag. Galiläus Galiläi, Professor auf der Universität Padua, eines der größten mathematischen Genies (Schenies), reisete im May 1709. nach Venedig, und hörte daselbst in einer Gesellschaft, daß ein gewöhnlicher Brillenmacher in Middelburg, Namens Johann Lipperson, ein Instrument erfunden habe, wodurch sich die weitesten Dinge ganz nahe und deutlich vorstellten. Diese Nachricht bewog ihn, sogleich die Gesellschaft zu verlassen, und nach Padua zurückzureisen, um dieser Sache weiter nachzudenken, und wo möglich, auch ein solches Instrument auszufinden, von welchem er sich bey Betrachtung der Gestirne großen Nutzen versprach. Er nahm, nach mehreren angestellten Versuchen, eine Orgel-Pfeife, in welcher er zwey Gläser so lange hin und her rückte, bis er die rechte Stelle für dieselben fand. Höchst erfreut über das zu Stande gebrachte Fernrohr eilte er wieder nach Venedig zu seinen Freunden, nahm sie mit sich auf einen sehr hohen Thurm, und versuchte mit ihnen sein ersonnenes Instrument. Alle erstaunten, als sie die vielen entfernten Ge-

genſtände, die ſie hier überſchauen konnten, ſo nahe und ſo deutlich vor Augen hatten. Galilái wurde mit Lobſprüchen überhäuft, und der damalige Doge von Venedig gewann den Mann ſo lieb, daß er ihm bald nachher, als er ihm ein Fernrohr zum Geſchenk überreichte, einen dreyfachen Gehalt ausſetzte. Durch Galilái ward der Gebrauch der Fernröhre allgemein bekannt. Nachmals wurden ſolche durch andere Gelehrte und Künſtler, namentlich durch Keppler (1630.), Huygens, und Dolland, welcher 1757. die farbenloſen Fernröhre erfand, noch immer mehr vervollkommnet.

187.

Der voretwähnte **Galiläus Galilái** ließ von ſeinem zarteſten Alter an eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, die mit eifriger Liebe zu den Wiſſenſchaften verbunden war, an ſich erblicken; faſt ohne einige Beyhülfe lernte er die Muſik, das Zeichnen, die Griechiſche Sprache und alle Schulwiſſenſchaften. Eine vorzügliche Neigung aber bekam er zur Mathematik, und widmete ſich ihr ganz. Durch ſein Nachforſchen erfand er, als Jüngling von etwa 20 Jahren, die jetzt bekannte Waſſer-Wage, die ſich von der gemeinen Wage dadurch unterſcheidet, daß ſie empfindlicher und feiner iſt, und ſtatt der Wagſchalen flache meſſingene Teller hat, die unten mit Häkchen verſehen ſind, an welchen man die einzutauchenden Körper an Pferde-Haaren einhängen kann. Schon vorher machte er eine noch wichtigere Entdeckung. Er gieng eines Tages in eine Kirche zu Piſa, wo er die Bewegung einer an der Decke aufgehängten Lampe bemerkte; dieſe Beobachtung gab ihm Gelegenheit, über allerley Erfahrungen des Perpendikels nachzudenken. Nachdem er Alles hinlänglich überdacht hatte, wandte er das, was er durch ſeine Unterſuchung herausgebracht hatte, zuerſt auf die Arzneywiſſenſchaft an, um das *Schlagen* des Pulſes auszumeſſen, und entwarf auch *nachher den Bau* einer Uhr mit einem Perpendikel. In

der Folge ſetzte er auch die Schwere und die Schnellkraft (Elaſticität) der Luft zuerſt recht auſſer Zweifel; er verfertigte daher, nach dieſen Kenntniſſen und Erfahrungen, auch das Thermometer oder dasjenige Wetterglas, welches die Abwechslung der Kälte und Wärme in der Luft nach ihren Graden genau beſtimmt. Außer dem, in Nro. 186. erwähnten Teleſcope (Fernrohr) iſt das Mikroſcop (Vergrößerungsglas) eine Erfindung von ihm.

188.

Des berühmten jüdiſchen Philoſophen, Moſes Mendelsſohn, Vater war ein Zehngebotſchreiber und Schulmeiſter in Deſſau; er hatte ein armſeliges Aemtchen — und der Geiſt ſeines Sohnes mußte ſich alſo ohne fremde Beyhülfe, ohne irgend eine Aufmunterung, durch all' diejenigen drückenden Laſten, die auf ihm lagen, zu dem hohen Grade der Bildung, des Scharfſinnes, der Einſichten, der Weisheit und des Edelmuths, den er erreichte, hindurcharbeiten. Sein unerſättlicher Durſt nach Kenntniſſen verleitete ihn in früheren Jahren, oft ganze Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verloren war. Dieß war insbeſondere der Fall bey ihm, als er zuerſt die philoſophiſchen Werke eines Wolf und Leibnitz ſtudirte, und mit einer vorher nie empfundenen Wolluſt einen immer helleren Tag in ſeiner Seele aufdämmern ſah. Oft war es ihm damals unmöglich, ſeine Lampe eher auszulöſchen, als bis der Morgen ſchon wieder in ſein Fenſter ſchimmerte; er zog ſich aber durch dieſe häufigen Nachtwachen ſeine nachherige langwierige Nervenſchwäche zu: ſo daß er ſchon im 56ſten Jahre ſeines Lebens ſtarb. — Es iſt daher ſtudirenden Jünglingen, die für ihre Geſundheit ſorgen wollen, ſehr zu rathen, daß ſie nicht durch öfteres Fortarbeiten bis nach Mitternacht ſich Schaden thun, ſondern zeitig zu Bette gehen, und dafür nach einem Genuſſe von 6 bis 7 Stunden ruhigen Schlafes Morgens bey Zeiten aufſtehen.

189.

Kaiser Karl der Große hatte in seiner Jugend nur wenig Gelegenheit zum Lernen gefunden, und in männlichen Jahren mußte er einen großen Theil seines Lebens an der Spitze seiner Heere zubringen. Aber sein Beyspiel zeigt, daß einem festen Entschlusse und unverdrossener Beharrlichkeit sehr vieles möglich ist, was der Träge für unmöglich hält. Er lernte sich seiner Unwissenheit schämen, beschloß ihr abzuhelfen, und ward einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Da er um sich her Niemand fand, der ihn bey seinen Bemühungen so recht unterstützen, und Lehrer-Stelle bey ihm hätte vertreten können, so berief er aus andern Gegenden, und selbst aus fremden Ländern, einsichtsvolle und gelehrte Männer an seinen Hof, und ließ sich von ihnen Unterricht geben. So wurde er, ohne seine Regenten-Pflichten zu vernachläßigen, Kenner einiger Fächer der Gelehrsamkeit, verstand das Lateinische und Griechische vollkommen, wenn er das Letztere gleich nicht sprach, und brachte es unter anderem in der Sternkunde so weit, daß er brauchbare astronomische Tafeln verfertigen konnte. Da er in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreib-Tisch, um die Buchstaben nachmachen zu lernen, was seiner — des Schwerdtes gewohnten, abgehärteten Hand wohl schwerer werden mußte, als den weichen Knaben-Fingern. Ja, er war so emsig, diese nützliche Kunst zu lernen, daß er auf seinen Feldzügen und auf seinen Reisen immer die Schreib-Materialien bey sich führte, und unter seinem Kopfkissen verwahrte, um die Augenblicke, welche er von Geschäften frey war, sogleich zur Uebung in dieser Kunst benützen zu können.

190.

Jouvenet (Schuwenet), einer der besten französischen Mahler, hatte das Unglück, daß die Gicht ihm die

rechte Hand lähmte, und sie dadurch zur Ausübung seiner Kunst völlig unfähig machte. Für jeden andern Mahler würde dieß ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn; nicht so für ihn. Durch anhaltende Uebung brachte er es bald dahin, daß er mit der linken Hand eben so gut mahlen lernte, als vorher mit der rechten. Man zeigt noch jetzt Stücke von ihm, die er nach jenem Unfalle verfertigte, deren keinem man die später geübte Hand anzusehen vermag. — Beyspiele dieser Art verdienen in der Geschichte aufbewahrt zu werden, weil man daraus lernen kann: daß unverdrossener Fleiß und fortgesetzte Uebung auch das Unmöglich-scheinende möglich zu machen vermögen; und daß man bey großen Unglücksfällen nie kleinmüthig verzweifeln, sondern, wie Jouvenet, auf Mittel denken müsse, den Schaden zu ersetzen, in der Ueberzeugung, daß man dergleichen Mittel, wenn man sie nur aufmerksam und anhaltend genug sucht, auf eine oder die andere Weise endlich zuverläßig finden werde.

191.

Die Uebung der körperlichen Organe und Gliedmaßen hat eine unmittelbare Beziehung auf die Erhöhung der Geistes-Kräfte. Ein richtiges und weittragendes Auge, und ein feines Ohr und Gefühl, ein subtiler Geruch und Geschmak geben der Seele reichern und feinern Stoff zum Denken, als wenn diese sinnlichen Werkzeuge ungeübt oder verdorben sind. Es ist daher Pflicht, sich von Jugend auf im Sehen, Hören, Fühlen, Riechen und Schmecken zu üben, wie im Denken und Wollen. Durch frühzeitige Uebung kann man es leicht dahin bringen, Entfernungen mit dem bloßen Auge so richtig zu messen als mit dem Maaßstabe, und die Schärfe des Gesichtes auf eben den Grad zu erhöhen, als bey gewissen Völkern, welche die Gegenstände Meilen weit unterscheiden. Welcher Vollkommenheit und Verfeinerung das Gehör fähig sey, beweisen manche Musiker, die, bey dem zahl-

reichſten Orcheſter, jeden Mißton hören, und anzugeben wiſſen, welche Stimme gefehlt hat, u. ſ. w.

In dem Dorfe Rio Tinto in Portugall ſtarb im Jahr 1788. ein Prieſter Namens Manuel, ein, ſeinem Aeuſſern nach, gering-ſcheinender Mann, und deſſen Gelehrſamkeit auch nicht einer Hand breit über ſein Brevier hinaus gieng; der aber doch in ſeiner Art ſehr gemeinnützig wirkte. Er pflegte die Woche zweymal auf ſeinem Mauleſel von ſeiner Diöceſe aus nach Porto zu reiten, und ſtieg daſelbſt bey einem Apotheker ab. In deſſen Hauſe fanden ſich alsdann jedesmal Lahme und Krüppel, oder wer irgend ein Glied zerbrochen oder verrenket hatte, ein, und er heilte ſie. Denn mit dem Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten Hand wußte er die verſchobenen Muskeln, Sehnen und Knochen auf ein Haar zu finden, und bog und drückte ſie dann mit ſolcher Kraft wieder in die Lage, wie ſie ſeyn mußten, daß ſie leichter heilten; und eben ſo genau und feſt legte er, auch bey gebrochenen Gliedern, den Verband an. Arzneymittel brauchte er wenig, und zwar nur die einfachſten, z. B. Weinſtein in Wein abgeſotten und Terpentin. Auf ſolche Art heilte er einen Krüppel, der drey Rippen im Leibe zerbrochen hatte; und einem Lahmen, dem ein gelernter Wundarzt das gebrochene Bein ſo ſchief geheilt hatte, daß er nicht darauf gehen konnte, ſchlug er daſſelbe erſt ein Jahr hernach wieder entzwey, und heilte es in Zeit von vier Wochen. Eine arme Frau war von einem Feigenbaume gefallen, und konnte weder ſitzen, noch ſtehen, noch liegen; jeder glaubte, ſie hätte das Steißbein zerbrochen, welches ſchwer zu heilen ſeyn ſoll. Dieſe trugen ihr Mann und ihr Bruder zu ihm in die Apotheke, und wollten ſie entkleiden, als die Reihe der Berathung an ſie kam: denn der Prieſter nahm die Leute in der Ordnung vor, wie ſie kamen, ſo daß öfters ein Edelmann warten mußte, bis ein Bettler abgefertigt war; aber er ſagte: „laßt's gut ſeyn, wir wollen erſt *ſehen!*“ *Und da* ſtrich er mit ſeinem ſtarken Daumen

längs dem Rückgrathe herunter, und gab ihr die beruhigende Versicherung, daß es bloß eine Verrenkung seye. Hierauf nahm er das Weib vor sich, und stämmte seine Kniee gegen den verletzten Theil, faßte mit den Händen ihre beyden Schultern an, und bog sie mit einmal so gewaltig, daß man einen lauten Knack hörte. Die Frau that einen lauten Schrey, stand auf, und gieng ihres Weges. Die Armen heilte er umsonst, und die es bezahlen konnten, für einen Teston (1 ggr. oder etwas über 4 Kreutzer); die Reichen, die ihn in's Haus kommen ließen, mußten den Werth von 1 Thlr. bezahlen, nicht mehr und nicht weniger. Von diesem Geld unterhielt er seinen Maulesel. Er selbst lebte von den geringen Einkünften seines Amtes schlecht und recht, und enthielt sich alles Weines und starker Getränke, welche er auch seinen Patienten verbot. Und diese so gemeinnützige Beschäftigung setzte er über 50 Jahre fort, und ward froh dabey, bis er im 80sten Jahre seines Lebens, bedauert von Allen, die ihn kannten, starb.

192.

Im Dorfe Oppershausen unweit Celle lebte noch vor wenigen Jahren ein von Geburt an armer Krüppel, Namens Hans Heinrich Laue. Dieser Mensch konnte von Jugend auf beyde Hände und einen Fuß nicht gebrauchen, weil alle drey Glieder rückwärts standen, und gelähmt waren. Dessen ungeachtet hatte er es durch unermüdete Uebung dahin gebracht, sich nothdürftig selbst ernähren zu können. Er lernte mit den Zähnen und den Lippen spinnen, und spann auf diese Weise täglich fünf Bind gutes, ebenes, flächsenes Garn, wovon 10 bis 12 Schneller auf das Pfund giengen.

193.

Wer sich in seine Umstände zu schicken weiß, kann leicht auch ohne Vermögen durch die Welt kommen und *sich emporarbeiten!* Ein Beyspiel hiervon gibt uns der

zu ſeiner Zeit berühmte Baron von Holberg. Er war der Sohn eines Soldaten. Nach dem Tode ſeiner Aeltern, die er ſehr frühzeitig verlor, ſah er ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Vermögen, ohne Zuflucht, kurz, er erfuhr all' das Elend, das einen Waiſen treffen kann. Er mußte ſein eigener Erzieher werden, und ſelbſt zuſehen, wie er zu einigen Kenntniſſen gelangen möchte. Er lernte daher ohne Lehrmeiſter leſen, und als er kaum 9 oder 10 Jahre alt war, wollte er nichts anders als die Studien zu ſeiner Beſchäftigung erwählen. Er wanderte von einer Schule zur andern, und bettelte ſein Brod und ſeine Wiſſenſchaften. In ſeinem ſiebzehnten Jahre, anſtatt ſich auf etwas zu legen, wodurch er ſich aus der Armuth, in der er ſich befand, hätte herausreiſſen können, faßte er den Entſchluß, ſeine Kenntniſſe auf Reiſen zu vermehren. Von ſeiner Geburts-Stadt Bergen in Norwegen, gieng er nach Koppenhagen, und lehrte daſelbſt die franzöſiſche Sprache, das einzige Mittel, welches ihm das Glück darbot, ſeinen Unterhalt zu finden. In den freyen Stunden, welche ihm dieſer ſein mühſamer Nahrungsſtand erlaubte, ließ er, ſo viel ihm ſein geringes Vermögen verſtattete, keine Gelegenheit unbenützt, bey welcher er ſeine Kenntniſſe vollkommener machen konnte. Seine Umſtände ließ er ſich keinen Augenblick hindern, ſein Vorhaben auszuführen. Ohne Geld und ohne Empfehlungs-Schreiben unternahm er eine Reiſe durch Europa. Eine gute Stimme und ein wenig Muſik waren der Fonds, welcher die Unkoſten zu dieſer weiten Reiſe darreichen ſollte. Die Einkünfte, die er ſich mit ſeiner Kunſt erwarb, waren alſo die Mittel, mit welchen er die Reiſekoſten durch Frankreich, Deutſchland und Holland beſtritt. Des Tages über reiſete er, und des Abends ſang er vor den Thüren der Bauern, um ſich ein Nacht-Lager und eine mäßige Mahlzeit zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe kam der junge Holberg bis nach England, hielt ſich einige Tage in London auf, und reiſete von da nach Oxford. Hier gab er in der

Musik und in der französischen Sprache Unterricht, zwar nur in so weit, oder in so vielen Stunden, als er zum Erwerb eines mittelmäßigen Unterhaltes nöthig hatte. Die übrige Zeit widmete er der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und der Weltweisheit. Bereichert mit allen Kenntnissen, die er sich auf seinen Reisen durch Europa gesammelt hatte, deren vermuthlich eben so viele, wo nicht mehrere waren, als mancher Student mit schwerem Gelde auf Akademien kaum sich erwirbt, gieng er zurück nach Koppenhagen, wo seine Verdienste alsbald erkannt wurden, und wo er in der Folge, bereichert durch die Wohlthaten seines Königes, ein glänzendes Glück machte, und durch seine rühmlichen Kenntnisse — allgemeine Hochachtung sich erwarb.

194.

In der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wolle, wenn er sie geheirathet hätte? Er antwortete, er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. — „Aber wovon?" — fragte der Alte wieder. — „Nun, erwiederte der Jüngling: Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Aeltern mir hinterlassen haben." — „Ich weiß es" — fuhr der Alte fort: — „aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer als alle Güter wäre, und was Ihnen Niemand rauben könnte? J. Ich verstehe Sie nicht recht. E. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie ein Handwerk? — J. Nein. — E. Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden. — J. Und die Ursache? — E. Weil ich diese keinem andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau nähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten. — J. *Darf ich mir* ein Jahr zur Frist ausbitten? —

E. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben. Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bey ihm in die Lehre, und war mit einem halben Jahre geschickter als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte. Einige Jahre nachher entstand ein Krieg. Beyde, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten alles, was sie hatten, im Stiche lassen, und nach Holland flüchten. Hier ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Manne zu, daß man so künstliche Korb-Arbeit bey ihnen machen kann.

195.

Aristippus, ein Schüler des Sokrates, wurde einst gefragt, was für ein Unterschied zwischen einem geschickten und ungeschickten Menschen seye? — „Man sende" — antwortete er — „beyde, von Allem entblößt, unter Unbekannte, und man wird den Unterschied bald bemerken." — Wie treffend diese Antwort war, bewies er mit seinem eigenen Beyspiele. Denn als er auf seiner See-Reise am Ufer der Insel Rhodus Schiffbruch litt, rettete er mit einigen seiner Gefährten nichts als das Leben. Diese waren sehr niedergeschlagen, und klagten über ihren Verlust. Aristippus aber blickte ruhig um sich her, und als er einige geometrische Figuren in der Nähe wahrnahm, rief er ihnen zu: „Laßt uns Muth fassen! ich sehe Spuren von Menschen." Hierauf begab er sich unverzüglich nach der Stadt Rhodus, ließ sich an den Ort führen, wo öffentliche Uebungen in Wissenschaften und Künsten angestellt wurden, und redete daselbst von dem, was wahr, recht und gut ist. Dafür bekam er so viele Geschenke, daß er nicht um seine eigenen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch seinen Ge-

führten Alles, was sie zu ihrer Bekleidung und ihrem Unterhalte nöthig hatten, geben konnte. Da aber seine Begleiter in ihr Vaterland zurückkehren wollten, und ihn fragten: ob er etwas dort zu bestellen und auszurichten habe, so befahl er ihnen, ihren Landsleuten zu sagen: daß sie ihren Kindern solche Besitzungen und Güter verschaffen möchten, die man auch aus einem Schiffbruche retten könnte. — Wie wichtig sind also nützliche Kenntnisse zum glücklichen Fortkommen in der Welt! Allenthalben, wo der Geschickte hinkommt, findet er Unterhalt, Unterstützung und Freunde; und wenn er gleich alles andere verliert, so bleibt ihm doch seine Einsicht und Geschicklichkeit, wodurch er sich wieder helfen kann.

196.

Anquetil du Perron, ein berühmter französischer Gelehrter, der im J. 1803. starb, zeichnete sich schon auf der Universität zu Paris, wo er studirte, durch ausdauernden Fleiß und durch seine unersättliche Wißbegierde aus, besonders in Erlernung fremder Sprachen, wofür er eine entschiedene Vorliebe hatte. Jede freye Stunde brachte er in der königlichen Bibliothek zu, um die daselbst befindliche zahlreiche Sammlung von griechischen, hebräischen und arabischen Büchern und Manuscripten zu benützen. Durch Zufall fand er einst vier Blätter aus dem Zendaveſta, einer Sammlung von religiösen Schriften, welche in der uralten indischen Sprache geschrieben sind, deren sich Zoroaster, ein berühmter Lehrer des hohen Alterthums, bedient hat. Da er sie nicht lesen konnte, so entschloß er sich, nach der malabarischen Küste zu reisen, um diese Sprache unter den Parsen, einer interessanten Nachkommenschaft der Schüler von Zoroaster, zu erlernen. Seine Gönner gaben sich viele Mühe, ihm Unterstützung zu verschaffen; da aber ihr guter Wille manche Schwierigkeiten fand, so faßte der junge Missionär der Indischen Litteratur, wie er sich selbst nannte, auf einmal den Entschluß, sich un-

ter die Rekruten einſchreiben zu laſſen, welche die Oſtindiſche Handels-Geſellſchaft nach Oſtindien ſchickte, um die entfernten Poſten auf den Handlungs-Comtoirs zu beſetzen. Er reiſete ab, nachdem er durch Hülfe ſeiner Freunde noch verſchiedene Begünſtigungen erhalten hatte, und langte im J. 1755., als er kaum 24 Jahre alt war, zu Pondichery auf der oſtindiſchen Küſte Coromandel an. Von dort aus nahm er ſeinen Weg zu Lande nach Surate, und durchwanderte auch den größten Theil der Halbinſel in verſchiedenen Richtungen zu Fuße. In der Erreichung ſeines Hauptzweckes aber fand er große Schwierigkeiten, da die Braminen (die Indiſchen Prieſter und Philoſophen, die einzigen Beſitzer der alten Sprache und der in derſelben geſchriebenen Bücher) ſehr argwöhniſch ſind, und meiſtens in dem Wahne ſtehen, daß ihre Religion ihnen verbiete, einen Fremden in die Geheimniſſe derſelben einzuweihen. Deſſen ungeachtet brachte er es durch Geduld und Nachſicht, auch manchmal durch Liſt, durch den Einfluß ſeines Bruders, der Handlungs-Conſul geworden war, und durch gänzliche Aufopferung ſeines väterlichen Vermögens, noch viel weiter als er anfänglich gehofft hatte. Bey ſeiner, nach einem 12jährigen Aufenthalte in Oſtindien, im J. 1767. erfolgten Zurückkunft nach Paris übergab er 18 von ſeinen Manuſcripten, worin Zoroaſters Werke und verſchiedene auf die Geſchichte der Parſen und ihre Religion ſich beziehende Abhandlungen enthalten ſind, der königlichen Bibliothek, und behielt noch 9 Bände eigenhändig geſchriebener Abhandlungen für ſich. Wenn er von einem Werke hörte, deſſen Sprache er noch nicht kannte, ſo erlernte er ſie ſogleich, um das Buch in der Urſprache leſen zu können. Er verfertigte ſich ſelbſt ſeine Sprachlehren, wobey ſeine ausgezeichnet-große Gelehrſamkeit ihm ſehr zu ſtatten kam. Seine Lebensart war äuſſerſt einfach; — aus Milch, Käſe und Brunnenwaſſer beſtand ſeine ganze Nahrung; er lebte ſehr eingezogen, hatte aber dabey ein menſchenliebendes Herz, war ein treuer

Verehrer der christlichen Religion, und seine aufrichtige Frömmigkeit zeigte sich besonders auch in den letzten Tagen seines Lebens.

Arbeitsamkeit und Berufstreue.

197.

Der Arbeitsame unterläßt nie ein Geschäft, das er zu verrichten hat; er thut alles zur rechten Zeit; er verschiebt keine Arbeit von einer Zeit zur andern. Er klagt daher auch nie über Langeweile. Durch seinen Fleiß verschafft er sich und den Seinigen Brod, ist vor tausend Thorheiten und Lastern sicher, ist seinen Mitbrüdern nützlich, und hat einen großen Einfluß auf das allgemeine Beste.

Eine solche reine Liebe zur Arbeit, gebildet durch frühe Gewohnheit, hatte der vor einigen Jahren verstorbene Hannöverische Landwirth Johann Tobias Beutler. Von Jugend auf bis in sein hohes Alter, das er auf 74 Jahre und 9 Monate brachte, war ihm Arbeitsamkeit zur zweiten Natur geworden, und noch am Morgen seines Todes verordnete er, was seine Leute arbeiten sollten. Er stand im Sommer mit Tages-Anbruch auf, sorgte, daß sein Vieh gut gefüttert ward, und rief seine Knechte und Mägde oft dann schon an die Arbeit, wenn andere Landwirthe noch fest schliefen. Frühe mit Aufgang der Sonne fand man ihn gewöhnlich schon auf seinen Gütern mit denjenigen Arbeiten beschäftiget, welche die Jahreszeit erforderte, und des Abends war er immer der letzte im Felde, und verließ es, besonders zur Aerndtezeit, oft nicht eher, als bis die finstere Nacht ihn zur Ruhe rief, und dann bedauerte er noch herzlich, daß der Tag nicht länger sey, um noch länger *arbeiten zu können*. Dem Schlafe gönnte er nur so

viel Zeit, als ihn die Natur unserem Leben angewiesen zu haben scheint. Er fragte nie nach Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des Wetters. Weit entfernt, daß sein unermüdeter Fleiß nur die Erlangung eines gemächlichen Zustandes und einer mit angenehmen Genüssen verbundenen Ruhe zur Absicht gehabt hätte, war es ihm vielmehr um Vermehrung der Gelegenheit zur Arbeit zu thun. Er aß mit seinem Gesinde an einem Tische. In seiner Wohnung hielt er auf Reinlichkeit; scheuete aber überflüssigen Aufwand aufs höchste. Gleichwohl war er nichts weniger als geitzig. Sein Hausgesinde verließ ungern seinen Dienst, und blieb viele Jahre bey ihm. Vier Taglöhner hatten das ganze Jahr Brod bey ihm. Im siebenjährigen Kriege verlor er über 8000 Rthlr. (14,000 fl. Rheinisch), wußte sich aber darüber als Christ und vernünftiger Mann zu trösten. Wenn das Getreide im Preise sehr hoch stieg, verkaufte er es an die Armen wohlfeil, und in den unglücklichen Jahren 1771. und 1772., da Gott seine wohlgebauten Felder vor andern gesegnet hatte, gab er allen Hungrigen, die ihn um Brod ansprachen, mit Freuden. Er sparte nichts, und war von Herzen fröhlich, wenn er seinen Gehülfen einen Aerndte-Schmaus oder ein anderes Fest geben konnte. Für sich selbst aber war er sparsam, und jeden erübrigten Thaler bestimmte er zum Ankauf neuer Grundstücke, um immer mehr Arbeit zu bekommen. Eben so wenig waren Eitelkeit und Stolz die Triebfedern seines Fleisses; denn er lebte ganz eingezogen, bekümmerte sich wenig um das Urtheil der Welt, und suchte weder Rang noch Titel. Auf diese Weise brachte er sein erworbenes Vermögen von 5 Hufen Ackerlandes, einer Wiese und einem Hause auf 15 Hufen Ackerlandes und 30 Morgen der schönsten Wiesen, und zwey ansehnliche Häuser. Unter der Leitung eines solchen Vaters wurde sein Sohn, Johann Beutler, der noch jetzt des Vaters Wirthschaft fortführt, ein eben *so fleißiger* und uneigennütziger Arbeiter. — Ein Be-

weis, daß der Menſch das leicht wird, wozu man ihn von Jugend auf machen will.

159.

Anton Rindenſchwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem Badiſchen Dorfe im Murgthale, zeichnete ſich ſo ſehr durch Fleiß, Arbeitſamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beyſpiel zur Nachahmung aufgeſtellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er ſeinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch ſein gutes Betragen viele Freude. Als er ſein zwölftes Jahr erreicht hatte, entſchloß er ſich aus eigenem Antriebe, das Haus ſeiner Eltern, die in armen Umſtänden waren, zu verlaſſen, um ihnen die Laſt ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur" — ſagte er — „ſo lange Eſſen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachſen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen!" — Er verdingte ſich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Nahmens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwerkenes Hemd, Kittel und Hoſen von Zwilch, ein Bruſttuch und ein ſchwarzer Hals-Flor waren ſein ganzer Jahres-Lohn. Ehe er aber ſeinen Dienſt antrat, hörte er, daß in dem Würtembergiſchen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln geſucht würden. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen laſſen zu dürfen! Dieſe ſo wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740.) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Verſuchung, einige zu entwenden, um ſie in ſeinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerſtand dieſer Verſuchung, und bedung ſich ſtatt des Lohnes ſo viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt 6 Körbe voll, von denen er 5 nach Hauſe brachte, und dadurch der erſte Verbreiter im Murgthale wurde. Nun

trat er ſeinen Dienſt an, und erlernte das Nöthigſte vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrweſen. Nach einigen Jahren entſchloß er ſich, ſeinem Vater im Holzmachen Geſellſchaft zu leiſten, und erlangte durch beſtändige Aufmerkſamkeit eine ſolche Geſchicklichkeit in dieſer Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Denn, als er ſchon Holländiſcher Faktor war, und ſich nicht mehr mit Holzhauen beſchäftigte, wurde einſt in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber geſprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde, eine Eiche, vor der ſie eben ſtanden, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeit-Beſtimmung eines andern, und ſetzte dazu eine ſo geringe Anzahl von Minuten feſt, daß der Fremde eine anſehnliche Wette vorſchlug. Anton warf ſeinen Rock ab, ergriff die Axt, und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er beſtimmt hatte. — Nicht lange hatte er ſeinem Vater beygeſtanden, als ihm ein unglücklicher Fall denſelben raubte, und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern verurſachte. Doch ſeines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Buchenbronn zum Meiſterknechte beym Holzfällen angeſtellt worden war, beſtellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer, und verſchaffte ihm durch Geld-Vorſchuß Gelegenheit, ſelbſt Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntniſſe gewann. Aber auch Berger ſtarb bald; doch empfahl er ihn noch ſterbend ſeiner Gattin, deren Geſchäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer, in ſeinem 21ſten Jahre, als Meiſterknecht anſtellte. In dieſem ſeinem Dienſte beſorgte er die Geſchäfte der Holländer ſo gut, daß ſie ihn ſelbſt kennen zu lernen wünſchten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringeriſchen Spedition, in's Land, lernte Anton's Kenntniſſe näher kennen, und nachdem er ihm die Beſorgung einiger Privat-Geſchäfte aufgetragen hatte, die Anton zu ſeiner größten Zufriedenheit ausrichtete,

ſo beſtellte er ihn zu ſeinem Faktor mit einem Jahr-Gehalte von 600 Rthlr. (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit, ſein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz, und erwarb ſich durch dieſen Handel bald ſo viel Vermögen, daß er ſich ein eigenes Haus anſchaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bey dem damaligen Biſchoffe zu Speyer, und verkaufte ihm für viele tauſend Gulden Holz nach Holland. Er ſchloß Handelsverträge mit Baden, Kur-Pfalz, Zweybrücken, dem ehemaligen Bisthume Straßburg, den vorderöſterreichiſchen Ständen, und mit vielen Klöſtern, Städten und Gemeinden. Dabey verſäumte er aber ſeine Hauswirthſchaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor, und pachtete mehrere Ländereyen. Während dieſer Zeit hatte ſich Rindenſchwender mit Franziska Wolfin von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhafteſten Andenken ſteht. Er zeugte zwölf Kinder mit ihr, wovon noch drey leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod dieſe glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forſtmeiſters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, ſeine zweyte Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er ſchon ſelbſt erworben hatte, und das durch ſeine nunmehrige Frau anſehnlich vermehrt worden war, ſetzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt oder an der Holzhandel-Geſellſchaft im Murgthale zu kaufen, wodurch ſein Einfluß und ſein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun war er Orts-Vorſteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Ober-Schultheis, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren ſeine Anſtalten, um den Verwüſtungen des reiſſenden Murg-Stromes Gränzen zu ſetzen. Unterdeſſen bauete er Häuſer und Scheunen, legte Potaſchenſiedereyen und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke

Gaggenauer Gemeindefeld, bauete darauf eine schöne Glashütte, und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägmühle.

Der jetzige Amalienberg, sonst Hilver genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äusserst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholter Erde drey Ellen hoch überfahren; Apfel-, Birn-, Kirschen-, Pflaumen- und Nuß-Alleen wechselten mit Aeckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Haupt-Fels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern, und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diesen Felsen zu Terrassen ebnen, auf welchen jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweyte Gattin von seiner Seite, mit der er in 18 Jahren zwölf Kinder gezeugt hatte. Maria Anna Fuxterin, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirthschafterin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von den mit ihr erzeugten 6 Kindern leben noch drey. Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen, und dabey so vielen, meist armen Personen, durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich belohnt haben; aber er wurde auch von seinem Fürsten dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen, und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann

deſſen Werke ſie ſind, dieſe Gegend, deren Beſitzer ihr von dieſem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der edle, nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, ſelbſt äuſſerte über dieſe Anlagen ſein herzliches Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Oekonomie-Rathes. Mehrere Jahre nacheinander wurde nun dieß Gut der Sommeraufenthalt der Badenſchen Herrſchaften. Das Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn nahete, aber ſein immer thätiger Geiſt fand noch keine Ruhe. Er ſchloß nämlich mit dem damals noch beſtandenen adelichen Kloſter Frauenalb einen Contrakt über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denſelben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das ſchwache Waſſer der Alb durch koſtſpielige Räumungen und Schwellungen ſo einrichten, daß nunmehr auf demſelben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob ſich ein armer Holzhauer durch ſeinen Fleiß und Thätigkeit empor, und mit ſich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umſchuf, 24 Wohnhäuſer, 25 Nebengebäude und 3 Luſthäuschen baute, und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gaſtfrey ohne Verſchwendung. Nicht leicht vergieng eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bey ihm gehabt hätten. Ungeachtet der edlen Genüſſe, und der großen Koſten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verurſachten, und ungeachtet der großen Kriegs-Laſten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Rthlr. (270,000 Gulden). Er endete ſeine raſtloſe und merkwürdige Laufbahn, am 4ten May 1803. in ſeinem 70ſten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß ſeiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

199.

Hat man einmal etwas Gutes und Nützliches angefangen, ſo muß man ſich nicht gleich abſchrecken laſſen, wenn auch ſchon die erſten Verſuche mit Schwierigkeiten und Hinderniſſen verknüpft ſeyn ſollten. — Dieß iſt eine überaus wichtige Regel, zumal für die Jugend, welche nur allzugeneigt iſt, von einem auf das andere zu verfallen; und ſo groß auch der Eifer war, mit welchem ſie ein Geſchäft angriff, doch gar bald träge und verdroſſen zu werden pflegt, wenn die Sache den Reitz der Neuheit für ſie verloren hat, oder wenn die Arbeit nicht ſo von ſtatten geht, wie man ſich anfänglich einbildete.

Zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts wohnten in dem Naſſau-Siegenſchen Dorfe Helmershauſen drey Jünglinge: Joh. Heinrich Klaus, Joh. Heinr. Helmers und Joh. Heinr. Preis, die alle drey Viehhirten waren. Sie fanden aber bald, daß ſie neben ihrem Geſchäfte, das Vieh zu hüten, noch etwas anderes arbeiten, und alſo ſich und den Ihrigen auf eine doppelte Weiſe nützlich werden könnten. Weil ſie ſich öfters im Walde aufhielten, ſo kamen ſie auf den Gedanken, in ihren müßigen Stunden hölzerne Löffel zu machen. — So waren die damaligen Sitten, daß ſich unſere Vorältern bey hölzernem Geſchirre ſehr wohl befanden, und vergnügter waren, als es jetzt Viele bey ihren ſilbernen Löffeln ſind! — Unſere drey Jünglinge machten ihre Löffel aus trockenem Ahornholze; aber ihre Arbeit gieng anfänglich ſo langſam, daß Jeder von ihnen an einem Tage mehr nicht als einen einzigen Löffel machen konnte, und dafür bekam er dann nur — einen halben Kreutzer. Allein keine Schwierigkeit, keine Mühe, auch nicht einmal der ſo ſchlechte Verdienſt, vermochten ſie von ihrem Vorhaben abzuſchrecken. Nachdem ſie ſich durch anhaltende Uebung eine rechte Fertigkeit in dieſer Arbeit eigen gemacht hatten, ſo lehrten ſie ſolche auch die

Mitbewohner ihres Dorfes, die durch den Fortgang ihres Geſchäftes aufmerkſam gemacht worden waren, ſo daß ſich die Anzahl der Löffel-Arbeiter nach und nach bis auf vierzig vermehrte. Das hiezu erforderliche Holz bekamen ſie aus den benachbarten Ländern, weil man im Siegenſchen auf das Holzſparen bedacht war. Aus einem Karren Ahornholz, der ſie einen Gulden koſtete, wurden zwey tauſend Löffel gemacht, von denen das Stück einen halben Kreutzer galt; ſo daß ſie von einem Karren voll Holz einen Arbeits-Verdienſt von beynahe 17 fl. hatten. Die neuen Fabrikanten erlangten auch bald eine ſolche Fertigkeit in ihrer Kunſt, daß ein Mann den Tag über ungefähr 60 Löffel fertig machte, und ſo endlich feſtgeſetzt wurde, daß jeder Arbeiter täglich 60 Löffel machen mußte, dann hatte er Feyerabend. Wollte aber Jemand im Hauſe nach dem Feyerabend noch mehrere machen, ſo waren dieſe für ihn, und was er daraus löſete, war ſein eigener Sparpfenning. Dieſe Löffel konnten ſie nun auch leicht verkaufen. Die Weiber dieſer Gegend verkauften das Leinentuch, das ſie jährlich aus ihrem ſelbſt gezogenen Flachſe ſpannen, und in ihrer eigenen Haushaltung nicht brauchten, an ſogenannte Gängler; die meiſten derſelben kauften nun auch den Helmershäuſern ihre Löffel ab; auch gab es Leute, die einzig mit ſolchen Löffeln handelten. Endlich giengen ganze Pferds-Laſten davon nach Kölln, von wo aus ſie zu Schiffe nach Holland, von da aber vorzüglich nach Weſt-Indien verſendet wurden.

200.

Iſaak Maus, ein Bauer aus dem ehemals Churpfälziſchen Dorfe Badenheim, der vor wenigen Jahren ſtarb, gehört unter die Klaſſe jener ſeltenen Männer, die ſich bloß durch Hülfe ihres eigenen Verſtandes ausgebildet haben: denn Maus war ein trefflicher Dichter. Weit entfernt, auf dieſen Vorzug ſtolz zu ſeyn, behielt er beſtändig ſeine ländlichen Sitten, und ſeine ſimple

ung und Sprache bey; doch so, daß sein Anzug licher, und seine Sprache ausgebildeter und richtiger , als die seiner Mitbauern. Ungeachtet er von sei- Reichthume bequem leben, und also seiner Lieblings- igung, der Dichtkunst, ungestört hätte nachhängen nen, so hielt er es doch für Pflicht, die Geschäfte nes Berufes zu verrichten, er arbeitete also im Som- er mit eben dem Eifer bey Egge und Pflug, mit wel- em er im Winter bey seiner einsamen Lampe dichtete. Er hatte viel gelesen, vorzüglich kannte er die besten deut- chen Dichter; daher auch der Umgang dieses vortreffli- chen Landmannes eben so lehrreich als unterhaltend war.

201.

Zu London hatte zu Anfang des vorigen Jahrhun- derts ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause her- umlaufen. — Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln, hingeworfene Bindfaden aufzusuchen, und sorgfältig zu verwahren. Wenn er ein Duzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfäden gesam- melt hatte, so brachte er beydes seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber. — Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm bewilliget, und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmanns- Waaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda *zu verkaufen.* Da er eben sehen wollte, ob alles ordent

lich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der ſeine Katze auf dem Arme trug. „Richard" — ſagte er zu ihm — „haſt du nicht auch etwas mitzuſchicken, das du verhandeln könnteſt?" — „Ach, lieber Herr" — antwortete der Knabe — „Sie wiſſen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts als dieſe Katze habe." — „Nun ſo ſchicke deine Katze mit" — ſagte der Kaufmann. — Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und ſetzte ſeine Katze darauf. Das Schiff ſegelte ab. Nach einigen Monaten landete es an einer bisher noch nicht bekannten Inſel. Man ſtieg aus und hörte, daß dieſelbe von einem Könige beherrſcht würde. Da dieſer erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu ſich fordern, und mit ſich ſpeiſen. Aber ungeachtet Eſſen genug da war, ſo konnte man doch faſt keinen Biſſen davon genießen. Das ganze Zimmer wimmelte nehmlich von Mäuſen und Ratzen, und dieſe waren ſo dreiſt, daß ſie ſchaarenweiſe auf dem Tiſche herum ſprangen, ſich der Speiſe bemächtigten, und ſogar den Gäſten den Biſſen aus der Hand wegnahmen. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, ſich davon zu befreyen, ungeachtet der König dem, der ein ſolches ausfinden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung verſprach. Da die Fremden dieſes hörten, ſagten ſie dem Könige, daß ſie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle dieſe Mäuſe und Ratzen tödten würde, und holten darauf ihre Katze her. Als man nun dieſes Thier herbeygebracht hatte, machte daſſelbe eine ſo ſchreckliche Niederlage unter den Mäuſen, daß nach einer halben Stunde im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu ſehen und zu hören war. Der König freute ſich ſehr, dieſer beſchwerlichen Gäſte los geworden zu ſeyn; und da er unermeßliche Reichthümer hatte, ſo gab er für dieſe Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf nach London zurück. Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben vor ſich kommen ließ, ihm ſein Glück erzählte, und ihn verſicherte,

daß alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn hierauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter, zur Ehe, und setzte ihn nachmals zum Erben aller seiner Güter ein.

Weise Sparsamkeit.

202.

Dem Rechtschaffenen ist es heilige Pflicht, von den ihm von Gott verliehenen Gütern einen vernünftigen und weisen Gebrauch zu machen, zu rechter Zeit zu sparen, und wirthschaftlich zu seyn, damit man zu einer andern Zeit freygebig und großmüthig seyn könne. — So dachte und handelte die Königin Sophie von Dänemark. — Sie erhielt nach ihres Gemahls Tode die fruchtbaren Inseln Laaland und Falster zu ihrem Wittwen-Sitze, und bezog die Einkünfte davon, so lange sie lebte. Sie wohnte 43 Jahre daselbst, hielt ihren Hofstaat, wie es einer Königin geziemt, und wandte auch etwas auf chemische Versuche, welche Wissenschaften sie sehr liebte. Dabey aber wußte sie ihre Haushaltung so einzurichten, und das Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe so sorgfältig zu berechnen, daß sie noch immer schöne Summen zu Erweisungen der Wohlthätigkeit, worin sie ihre Freude suchte, übrig hatte. Sie streckte ihrem Sohne, König Christian IV. öfters Gelder vor, und ließ einmal in Kriegszeiten ein großes Schiff auf ihre Kosten bauen, womit sie ihm und dem Lande einen wesentlichen Dienst erzeigte. Ihre weise Sparsamkeit setzte sie in den Stand, Jahr aus Jahr ein 3 bis 400 Handwerkern Beschäftigung zu geben, Arme und Nothleidende nie *ungetröstet von* sich zu lassen, und für die Gegend, in *welcher sie wohnte*, eine wahre Mutter zu werden. Von

Jedermann geachtet und verehrt, erreichte sie ein hohes Alter. Als sie starb, weinte man um sie, wie wenn sie jedem Einzelnen angehört hätte, und ihr Beyspiel trug, lange nach ihrem Tode noch, die herrlichsten Früchte.

203.

Ein wohlhabender Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von etwa 30 Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas in derselben Jahres-Zeit noch Seltenes aufzustellen, unter andern gerne mit Forellen bewirthen; weil sie aber das Stück davon mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deßhalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: „einen solchen Aufwand könnten wir zwar bey unsern Umständen allenfalls schon machen, aber ich halte ihn für sündlich, und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie vielen Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden! Ich will einen andern Gebrauch von diesem Gelde machen." Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Böhl ließ an demselben statt der Fische eine Schüssel, aber zugedeckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündlich gehalten habe, und sagte zuletzt: „daß statt der dreißig Stück Fische eben so viel Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte, einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre, zu schenken. Ich sehe Sie alle für zu gutherzig an, als daß sie diesem Gerichte nicht ihren Beyfall geben sollten." Die Gäste fühlten das Schöne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: „Nun! so soll ein Jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehrere Arme erfreuen zu können." — Merkt's

euch, ihr Reichen! gedenket der Armen, wenn ihr einen frohlichen Tag habt! —

204.

Als man in London zur Erbauung des großen, beſonders für Wahnſinnige und Blinde beſtimmten Bedlam-Hoſpitals eine Kollekte veranſtaltete, kamen zwey von den Männern, welche zur Einſammlung der freywilligen Beyträge angeſtellt waren, an ein Kaufmanns-Haus, deſſen Thüre halb offen ſtand. Im Augenblicke, da ſie hineintreten wollten, hörten ſie den Haus-Beſitzer ſeiner Magd darüber Vorwürfe machen, daß ſie einen Schwefel-Faden, der nur einmal angezündet worden, unbedachtſamerweiſe weggeworfen und zertreten habe. Dieſem Wort-Streite horchten ſie von auſſen eine Zeitlang zu, traten endlich in das Zimmer hinein, und ſagten dem Kaufmanne die Urſache des Beſuches. Sogleich gieng dieſer in ein Nebenzimmer, und brachte aus demſelben 400 Stück Guineen (über 4400 Gulden) mit, zählte ſie ihnen vor, und ſteckte ſie in ihren Beutel. Die Sammler, die einen ſo reichen Beytrag nicht erwartet hatten, konnten nicht umhin, ihr Erſtaunen hierüber zu bezeugen, und ſagten dem Kaufmanne, was ſie vor der Thüre gehört hätten. „Meine Herren" — erwiederte er ihnen hierauf — „Ihr Erſtaunen iſt durch etwas ſehr Unbedeutendes veranlaſſet worden. Als ein Mann, der nach haushälteriſchen Grundſätzen handelt, ſpare ich mein Geld, um da, wo es zweckmäßig angelegt iſt, deſto mehr geben zu können. Eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in die glückliche Lage, wohlthätig zu ſeyn können." — Wie mancher ſchämt ſich der Sparſamkeit, der bloß des Geitzes ſich zu ſchämen glaubt, und wie mancher ſchämt ſich der Wohlthätigkeit, weil er ſie fälſchlich für Verſchwendung hält! Unwiſſenheit war ſtets des Laſters Mutter.

Genügsamkeit. Zufriedenheit.

205.

Entbehren, und mit Wenigem leben können, ist schön und groß. Nur kleine Seelen halten sich für unglücklich, wenn sie schöner Kleider, leckerhafter Speisen, kostbarer Meublen ꝛc. entbehren müssen; große Seelen hingegen schränken sich nur auf die wahren Natur-Bedürfnisse ein, und verlangen viele Dinge gar nicht, wornach jene so sehnlich streben.

Als Sokrates einst über den Markt gieng, wo eine Menge von allerley Waaren war, rief er aus: „wie viele Dinge, die ich nicht brauche!" — Der edle Epiktet war zufrieden, wenn er nur das hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es auch für einen göttlichen Wink an, jetzt zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseligkeit und Ruhe des Gemüthes unabhängig von äusserlichen Dingen seye. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsacke so vergnügt, als mancher nicht auf dem weichsten Federbette. Weil sein Hausrath keine Diebe reizte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl beschloß; und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schaffte er sich nur eine irdene an, damit sie Niemand wegzunehmen der Mühe werth achte. Man hat folgende Vers-Zeilen von ihm, worin er sich ganz schildert: „Ich Epiktet, ein Knecht, an einem Fuße gelähmet, und, wie Irus, so arm, bin den Göttern doch lieb."

206.

Ein Englischer Bischof hatte die schöne Gewohnheit, die in der Stadt und Gegend, worin er lebte, befindlichen Armen wöchentlich zweymal zu sich in seinen Palast kommen zu lassen, und solche, nach ihren mannigfaltigen Bedürfnissen, mit Rath und That zu unterstützen. Ermuntert durch den Ruf von seiner Großmuth fand sich einst eine arme Wittwe mit ihrer einzigen 13jährigen Tochter, die eine sehr angenehme Bildung hatte, in seinem Pallaste ein. Als die Reihe vorgelassen zu werden, an sie kam, und dem Bischofe, da er sie bemerkte, ihre anständige Miene, und die bescheidene Demuth der jungen Person auffiel, so ermunterte er sie mit einem Tone, der fähig war, sie dreist zu machen, ihm zu sagen, ob er ihnen in etwas dienen könnte. Erröthend und mit Thränen redete ihn hierauf die Mutter folgendergestalt an: „Mylord! Durch wiederholte Unglücksfälle, welche zu erzählen — zu weitläufig wären, sehe ich mich dahin gebracht, daß ich, weil ich meine schuldige Hausmiethe von 5 Guineen (55 Gulden) nicht bezahlen kann, befürchten muß, noch vor Nacht aus meinem Logis verjagt, oder aber in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu werden, daß ich mich entschließen muß, meine einzige Tochter dem Hausbesitzer, der ein bösartiger Mann ist, und mein liebes Kind unglücklich machen würde, zur Frau zu geben, indem er das von mir verlangte. Sie ersuche ich also, Mylord! sich Ihres geheiligten Ansehens zu bedienen, und uns vor der Gewaltthätigkeit dieses grausamen Mannes zu beschützen, bis wir das ihm schuldige Geld durch unsern Fleiß werden erworben haben.“ Hingerissen von Bewunderung über die Tugend und Uneigennützigkeit der armen Wittwe, bat sie der Bischof, Muth zu fassen. Er schrieb hierauf ein Billet, welches er der Wittwe zustellte, mit dem Zusatze: „Gehen Sie mit diesem Zettel *zu meinem* Haushofmeister, der Ihnen fünf Guineen

zur Bezahlung ihrer Hausmiethe zustellen wird!" Voller Freuden stattete sie ihrem großmüthigen Wohlthäter tausendfältigen Dank ab, gieng gerades Weges zum Haushofmeister, und übergab ihm das Billet, worauf ihr derselbe fünfzig Guineen auszahlte. Erstaunend fragte ihn die Wittwe, was das zu bedeuten habe, und weigerte sich, mehr als 5 Guineen anzunehmen: „denn nur um so viel" — sagte sie — „habe sie den Bischof gebeten, und sie seye versichert, daß er sich geirret habe." — Der Haushofmeister bestand hingegen auf seines Herrn Befehl, den er in dem ihm übergebenen Zettel desselben deutlich ausgedrückt fand. Allein, alle Gründe, deren er sich bediente, waren nicht hinreichend, sie zu bewegen, mehr als fünf Guineen anzunehmen. Er erbot sich daher, um dem Streite ein Ende zu machen, mit ihr zum Bischofe zu gehen, und es ihm zu melden. Nachdem sie zu dem freygebigen Bischof gekommen waren, und er völlig von der Sache unterrichtet war, sagte er: — „Es ist wahr, ich habe mich geirret, als ich fünfzig Guineen schrieb; geben Sie mir den Schein, ich will ihn ändern." Er schrieb hierauf einen andern, den er der Wittwe mit diesen Worten übergab: „So viel Aufrichtigkeit und Tugend verdienet eine Belohnung, hier ist meine Ordre, Ihnen fünfhundert Guineen auszuzahlen; gehen Sie geschwind, bezahlen sie ihren Hauswirth, und verlassen Sie ihn; befriedigen sie Ihre Gläubiger (denn man hat deren immer welche), und mit dem Uebrigen statten Sie einst Ihre Tochter aus!"

207.

Der römische Feldherr Cajus Fabritius lebte in freywilliger Armuth, da er sich doch sehr hätte bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher, woran auch der Boden nur von Horn war. Er schlug die Geschenke eines Italiänischen Volkes mit den Worten aus: Er sey dadurch *schon reich genug*, daß er seine Begierden einzuschrän-

ken wisse, und also nur sehr wenig gebrauche. Dem Könige Pyrrhus, der ihn, seiner Armuth wegen, für unglücklich hielt, antwortete er: „Ich habe mich, wegen meiner Armuth, niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten; die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da Jeder mich ehret und liebt. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause, wenn ich mich auch mit dem Reichsten vergleiche. Mein kleines Acker-Gut gibt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, schmeckt mir das Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor Kälte schützt, und mein weniges Hausgeräthe für mich genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich; denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüssige aber begehre ich nicht."

208.

Der Hospital-Prediger C. G. Fischer in Königsberg, ein Mann von trefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften, war ein Muster von seltener Genügsamkeit. Völlig anspruchlos machte er durchaus keine großen Forderungen, weder an das Glück, noch an die Dienstleistungen Anderer. Er genoß das Gute, das ihm in seinem Amte und in seiner, eben nicht einträglichen, Stelle zu Theil wurde, mit dankbarem Herzen, ohne mehr zu wünschen und zu verlangen, und ohne über die Verborgenheit, in der er lebte, so wie über das Beschwerliche, das ihm sein geschäftsvoller Beruf auflegte, zu klagen. Mit Wenigem zufrieden, und ein guter Haushalter über dieses Wenige, auf wenige Bedürfnisse *eingeschränkt*, fühlte er sich gerade auf der Stelle, die

ihm die Vorsehung angewiesen hatte, am glücklichsten, und lehnte so manche Anerbietung zur Verbesserung seiner Lage, manchen angenehmen Ruf zu höheren Stellen bescheiden von sich ab. Er machte an sich selbst die Erfahrung, daß nichts gewisser ist als der Ausspruch: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen.“ Innig hievon überzeugt bekannte er: „Niemand wird seines Genusses froh, wenn er stets mit dem Gedanken umgeht, sich immer mehr Genuß zu verschaffen. Niemand ist schwerer zu befriedigen als derjenige, der viele Bedürfnisse hat, und sich nicht einschränken will. Wer hingegen seine Bedürfnisse auf das einschränket, was er nur wirklich bedarf, und wenn ihm mehr als das Nothwendige zu Theil wird, sich den Genuß unschuldiger Freuden und Vortheile nur mit dem Vorsatze gestattet, stets dafür zu sorgen, daß er seine Freyheit behaupten, und es in seiner Gewalt haben möge, auf diese Dinge Verzicht zu thun, wo er Gefahr liefe, an der Erfüllung seiner Pflichten durch sie gehindert zu werden, — der übt eine Selbst-Verläugnung, die ihm für alle Fälle höchst vortheilhaft ist.“

209.

Simon Flade, ein Schuhflicker in einem Dorfe Nord-Deutschlands, war dreyßig Jahre Soldat gewesen, hatte alle Feldzüge vom J. 1731. bis 1761. mitgemacht, und dabey unbeschreibliche Mühseligkeiten und Gefahren erduldet. Als er endlich im siebenjährigen Kriege verwundet und zum fernern Dienste untüchtig geworden war, und seinen Abschied mit einer kleinen Pension erhalten hatte, ließ er sich in seinem alten Geburtsorte nieder. Weil er aber daselbst weder Anverwandte noch Freunde, die ihn hätten unterstützen können, mehr hatte, und seine Pension nicht einmal zu trockenem Brode und zur Hausmiethe hinreichte, seine Wunden hingegen ihm keine schwere Arbeit zuließen, so legte er sich auf das

Schühflicken, und verdiente damit, wenn es gut gieng, den Tag einen Groschen, oft aber kaum einen Dreyer (Kreutzer). Er aß dabey gewöhnlich Mittags nur eine ungeschmälzte Suppe, die er selbst kochte, oder Kartoffeln, Rüben, und des Abends ein Stück Brod; nur an hohen Festtagen konnte er sich mit einem Stückchen Fleisch gütlich thun; reines Brunnen-Wasser war sein gewöhnliches Getränke, bloß wenn er eine gute Einnahme hatte, trank er für einen Dreyer (Kreutzer) Bier oder Branntwein; eine alte Montur war sein Sonntagskleid, und in der Woche trug er einen Leinwand-Kittel; ein Bette hatte er gar nicht, sondern er schlief auf einem Strohsacke, und wohnte in einer halb eingefallenen Hütte, wo er sich selbst die Stube dürftig genug gegen das Eindringen der rauhen Witterung durch Verstopfen der Löcher ausgebessert hatte. Bey all' dieser Armseligkeit seiner Umstände gab es denn doch im ganzen Dorfe, und vielleicht in der ganzen umliegenden Gegend, keinen zufriedenern Menschen als diesen guten Mann. Niemals sah man ihn mürrisch oder mißvergnügt; stets war er heiter und bey guter Laune, er mochte Brod im Hause haben oder nicht, er mochte Kartoffeln mit Salz oder Fleisch essen, er mochte arbeiten oder feyern. Ueber nichts konnte er herzlicher lachen, als wenn er andere Leute mit niederhängenden Köpfen oder finstern Gesichtern einhergehen sah. „Sind das nicht Thoren!" — rief er dann gemeiniglich aus: — „daß sie sich das bischen Leben selbst verkümmern; sie müssen keinen Gott und keine Vorsehung glauben, und nicht daran denken, daß sie vielleicht morgen nicht mehr am Leben sind." So hatte Flade zehn Jahre in diesem Dorfe gelebt, ohne auch nur eine unruhige Nacht oder einen traurigen Tag zu haben, als ein neuer Pfarrer dahin gesetzt wurde. Dieser gieng nicht lange nach seiner Ankunft im Dorfe an Fladens Hütte vorbey, und hörte ihn das schöne Gerhardische Lied singen: „Be-

ſiehl du deine Wege" u. ſ. w. und als er bald hernach wieder zurück kam: „Sey Lob und Ehr' dem höchſten Gut," u. ſ. w. — Durch dieſen Geſang aufmerkſam gemacht, trat der Pfarrer in die Hütte ein, und erſtaunte ſehr, als er einen ſchwachen Greis in dieſem erbärmlichen Winkel mit Ausbeſſerung eines alten Schuhes beſchäftiget traf, der aber ſogleich aufſtand, und mit der heiterſten Miene, die völlig mit ſeinem Geſange übereinſtimmte, ihm entgegentrat. Der Pfarrer grüßte ihn, und redete ihn alſo an: „Gieng euch denn das wohl von Herzen, was ihr eben jetzt geſungen habt?" — Flade. Warum denn nicht, Herr Pfarrer? — Ich habe gewiß andächtig geſungen. — Pfarrer. Aber mich dünkt doch, die Lieder, die ich hörte, paßten nicht ſo recht auf eure Umſtände. (Dabey ſahe er ſich in der Stube um.) — Fl. Ha! Ha! Nehmen Sie mir nicht für ungut, ich muß lachen. — Alſo halten Sie mich für unglücklich? Freylich habe ich heute nur eine ungeſchmälzte Suppe gegeſſen, — und da ſteht mein Waſſerkrug — und hier liegt mein Bette — aber ich bin nichts weniger als unglücklich; tauſchte vielleicht nicht mit hunderten, die heute Braten eſſen und Wein trinken, und auf Pflaumfedern ſchlafen. — Pf. Und wie iſt das möglich? — Fl. Ich will Ihnen einmal meine Reichthümer ſagen, und dann mögen Sie urtheilen. Ich glaube eine Vorſehung, habe einen gnädigen Gott, ein gutes Gewiſſen und ein zufriedenes Herz; ich bin geſund, und durfte noch ſelten hungrig zu Bette gehen. Ja, ich habe auch Gelegenheiten genug, mir Vergnügen zu machen, wenn ich hinausgehe in Gottes Schöpfung, und ſeine ſchönen Werke ſehe und bewundere. Mir ſcheint die Sonne, mir grünt der Wald, mir blühen die Bäume, mir ſingen die Vögel ſo gut als dem Reichſten; und wenn ich das Alles genieße, muß ich oft ausrufen: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll von

deiner Güte!" — Pf. Alles gut, Alles schön! Aber Kummer und Sorgen und vieles Elend in der Welt drücken doch den menschlichen Geist nieder, und rauben uns Heiterkeit, Frohsinn und Zufriedenheit. — Fl. Zuweilen, ja! aber nur selten und niemals lange, wenn man es recht angreift, Gott vertrauet, seine irdischen Wünsche einschränkt, und an die Ewigkeit glaubt. — Herr, ich bin dreyßig Jahre Soldat gewesen, und in dieser ganzen Zeit habe ich nur zwey traurige Tage gehabt, und nur zweymal geweint: Einmal, da mein bester Freund bey Kesselsdorf an meiner Seite erschossen wurde, und das anderemal, da ich vor zehn Jahren, ohne todt zu seyn, auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Alles andere Ungemach habe ich ruhig und standhaft ertragen, ohne mich zu grämen; und sollte ich nun traurig seyn, da mein Ende herannahet, da ich gewiß bald am Ziele bin? Nein, ich will so zufrieden sterben, wie ich gelebt habe. — Pf. (sich eine Thräne vom Auge wischend, ihm die Hand reichend, und sie treuherzig schüttelnd.) Mann! wenn euch das Alles von Herzen geht, wie ich nicht zweifle, so seyd ihr allerdings der glücklichste Mensch in meiner ganzen Gemeinde, und ich will von euch lernen!" — Von dieser Zeit an besuchte der Pfarrer Fladen oft, ließ ihn auch oft zu sich kommen, und an seinem Tische essen, wo sie sich nützlich unterredeten. Dieß dauerte aber nicht mehr lange. — Nach einigen Wochen kam der Pfarrer auch einmal des Morgens zu ihm, da er ihn nur einen Tag zuvor gesprochen hatte, und fand die Thüre verschlossen. Nach langem, vergeblichen Rufen und Pochen rief er einige Leute, und ließ aufbrechen. Da lag Flade auf seinem Strohlager — todt. Seine Hände waren gefaltet, und auf seinem Gesichte war immer noch die heitere Miene, die er stets in seinem Leben gehabt hatte. Der Pfarrer ließ ihn auf seine Kosten anständig begraben, und hielt ihm eine *schöne Leichen*-Predigt, worin er von dem Glücke eines

festen Vertrauens auf Gott im Leben und im Tode redete, welche seine ganze Gemeinde erbaute, und sehr viel Gutes stiftete. — Möchte doch die Erzählung dieser kleinen, wahren Geschichte eine gleiche Wirkung haben, und recht viele Leser in der Ueberzeugung stärken, daß der Glaube an die Alles wohlmachende Vaterliebe Gottes und das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, uns unter allen Umständen unsers Lebens Frohsinn und Zufriedenheit bereiten!

Ordnungs-Liebe.

210.

Die verwittwete Herzogin von Kingston (Kingst'n), aus einem der ersten Englischen Häuser, war eine sehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte beliefen sich auf mehr denn 40,000 Pfund Sterling (gegen einer halben Million Gulden). Dessen ungeachtet hielt sie auch in den kleinsten Dingen auf Ordnung und Pünktlichkeit, und gab sich die Mühe, selbst die Rechnungen über tägliche Gemüse- und ähnliche Ausgaben, genau durchzugehen. Da fanden sich nun viele Leute, welche meynten, es schicke sich nicht, daß sie so sehr auf Kleinigkeiten sähe, da sie so vieles Geld habe; ja Viele hielten sie auch wohl für geitzig. Selbst ihr Hausverwalter (Haushofmeister) meynte, es sey für eine so vornehme und reiche Dame unanständig, sich mit so unbedeutenden Dingen abzugeben. Nach einigen Jahren wurde dem Hausverwalter sein Dienst zu mühsam, indem er nun alt und kränklich geworden war. Er trat daher aus den Diensten seiner Herrschaft, und lebte mit seiner Familie von seinem erworbenen Vermögen. Der arme Mann hatte aber mancherley Unglück, und wurde in

kurzer Zeit um all' sein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er sich nun befand, erinnerte er sich seiner alten Herrschaft, und nahm zu ihr seine Zuflucht. Sogleich schickte ihm die Herzogin 2000 Pfund Sterl. (22,000 Gulden) mit einem Briefe, worin sie sein Unglück theilnehmend bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es gewesen seye, selbst in Kleinigkeiten Ordnung zu halten. „Sehet hier!" — schrieb sie ihm — „wenn ich nicht von jeher, bis auf die paar Groschen für Gemüße, auf Alles gesehen hätte, so würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben können, Euch, mein redlicher Alter, einen solchen Dienst leisten zu können."

211.

Melanchton war so sehr ein Freund einer festen, gewissen und bestimmten Denk- und Handlungsart, daß er, wenn er mit Jemand etwas auszumachen hatte, auf das angelegentlichste bat, ihm genau die Zeit zu bestimmen, und es ungerne hörte, wenn man sagte: innerhalb einigen Stunden wolle man dieß thun. Diese Liebe zur Pünktlichkeit erstreckte sich auf alle seine Geschäfte. Hatte er etwas zu befehlen oder anzuordnen, so sorgte er dafür, daß die Hauptsachen genau erklärt und immer auf's deutlichste bestimmt wurden: daher er auch in wichtigen Dingen so wenig wie möglich etwas durch Andere befehlen und anordnen ließ, sondern am öftesten und liebsten es selbst that. Bey seinen Arbeiten überlegte er Alles ganz genau, und beobachtete bey seinen Entschließungen die größte Vorsicht. Immer dachte er zuvor darüber nach, ob nicht noch etwas daran zu verbessern wäre; insbesondere that er dieses bey seinen Schriften, und suchte ihnen durch Erörterungen und Zusätze die größt' mögliche Vollkommenheit zu geben. Leichtsinn und unbehutsames Wesen stritt daher ganz wider seinen Charakter. Man sah ihn immer sehr bedenklich, und oft äusserst besorgt wegen des Ausganges

solcher Sachen und Unternehmungen, woran er Theil hatte, und besonders alsdann, wenn er Urheber und Rathgeber davon gewesen war. Denn er hatte den Grundsatz: ein rechtschaffener Mann müsse mit äusserster Sorgfalt dahin sehen, daß nicht durch seine Schuld, Irrthum und Uebereinkunft irgend etwas Böses gestiftet würde. Camerarius erzählt unter andern davon folgendes Beyspiel. „Als er sich mit Ausarbeitung der Religions-Artikel, die dem Kaiser Karl V. als ein Glaubensbekenntniß der Protestanten übergeben werden sollten, beschäftigte: o welchen Fleiß, Sorgfalt und Mühe wandte er dabey an, damit er nicht etwa ein Versehen begienge, wodurch sein Gewissen beunruhiget, sein guter Name beflecket, und die Wohlfahrt der christlichen Kirche gestöret würde!" — „Unter seinen Arbeiten" — sagt Camerarius — „habe ich ihn oft nicht nur laut seufzen hören, sondern auch Thränen vergießen sehen; ich habe gehöret, wie er sowohl gerechte Klagen über den herrschenden Mangel an christlicher Klugheit und Frömmigkeit, als auch sehr wichtige und weise Reden, denselben abzuhelfen, geführet hat."

212.

Der Englische Lord Burgleigh (Borlei), Großschatzmeister der Königin Elisabeth, nahm sich vor, auf einer Reise, die er machte, den Prediger Gernhard Gilpin zu Houghton in Schottland, den er ehemals gekannt hatte, und dessen Namen allenthalben mit besonderer Ehrfurcht genannt wurde, zu besuchen. Er kam ganz unerwartet; aber in einem so gut eingerichteten Hause konnte durch die Erscheinung eines so vornehmen Gastes keine Verlegenheit entstehen. Er bemerkte mit Vergnügen die Ordnung und Regelmäßigkeit, mit der Alles in diesem Hause zugieng. Ausser der starken Anzahl der zu dem Hause selbst gehörigen Personen, und des unaufhörlichen Ab- und Zugehens von fremden Leuten aus aller-

ley Ständen, war doch nicht die geringste Spur von Unordnung oder einem Gedränge wahrzunehmen; jeder Fremde wurde sogleich in die gehörigen Zimmer geführt, und unterhalten, oder entlassen, oder mit Rath versehen, wie es eines jeden Geschäfte erforderten. Hier sahe der Lord wahre Einfalt und gute Sitten, und jede gesellschaftliche Tugend von strenger Klugheit geleitet. Mit einem nachdenkenden Blicke verglich er die unruhigen Scenen des Lasters und der Eitelkeit mit der heitern Stille dieses liebenswürdigen Aufenthaltes. Auf der Heimreise hielt Burgleigh bey dem eine Meile von Houghton liegenden Ramton-Hügel, wo man das ganze flache Land übersehen kann, stille, um noch einmal den Ort zu betrachten; und als er ihn eine Zeitlang mit unverwandten Augen angesehen hatte, rief er mit dem Ausdrucke der vollsten Ueberzeugung aus: „Wahrhaftig, hier ist wahrer Lebensgenuß zu finden! Wer kann den Mann tadeln, daß er kein Bisthum annimmt! — Wo könnte er größer, glücklicher, oder für seine Mitmenschen nützlicher werden?“

Edle Einfachheit (Simplicität).

213.

Die alten Scythen, ein durch ihre Leibes-Stärke und Größe berühmtes Volk, das ehemals in den Ländern wohnte, welche in unsern Zeiten die kleine Tartarey und Bucharey ausmachen, lebten in einer großen Sitten-Einfalt. Sie standen in einer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Künsten und Wissenschaften; dafür kannten sie aber jene Laster nicht, die so oft die Gefährten einer verfeinerten Lebensart sind. Ihre Ländereyen hatten sie nicht unter sich vertheilt, sondern es war unter ihnen die Einrichtung

getroffen, daß ſolche durch eine gewiſſe Anzahl Bürger beſtellt wurden, die aber immer nach Verfluß eines Jahres durch andere abgelöst zu werden pflegten. Sie beſaßen keine Häuſer, noch andere feſte Wohnungen, ſondern ſtreiften immer von Felde zu Felde mit ihren Heerden herum. Sie nahmen ihre Weiber und Kinder mit ſich auf Wägen, welche mit Thierhäuten bedeckt waren, und ihnen ſtatt der Häuſer dienten. Die Gerechtigkeit wurde bey ihnen durch den eigenthümlichen Charakter dieſer Nation, und nicht durch den Zwang der Geſetze, die ſie nicht kannten, beobachtet und aufrecht erhalten. Kein Verbrechen wurde unter ihnen ſtrenger beſtraft als der Diebſtahl: denn ihre Heerden, welche ihren ganzen Reichthum ausmachten, wurden niemals in einem Stalle oder einer Hürde verwahrt, — wie hätten ſie alſo beſtehen können, wenn der Diebſtahl nicht mit aller Strenge verboten worden wäre? Sie trachteten nicht, wie die meiſten übrigen Völker, nach Gold und Silber, ſondern ließen die Unglück ſtiftenden Metalle, welche die Quelle ſo vieler Verbrechen ſind, im Innern der Erde verborgen liegen. Milch und Honig waren ihre Haupt-Nahrung. Sie kannten nicht den Gebrauch der Wolle und der wollenen Zeuge; und um ſich gegen die heftige und anhaltende Kälte ihres Klima's zu ſchützen, bedienten ſie ſich bloß der Häute wilder Thiere. Dieſe Verachtung aller Bequemlichkeiten des Lebens hatte ihnen eine Geradheit der Sitten gegeben, welche ſie abhielt, ſich je von dem Gute eines Andern etwas zu wünſchen. Wenn ſie Krieg führten, ſo geſchah dieß immer nur, um ſich gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen, niemals um fremde Länder zu erobern. — Mit Recht glaubten die Väter, ihren Kindern eine koſtbare Erbſchaft zu vermachen, wenn ſie ihnen den Frieden und die Eintracht untereinander zurückließen.

214.

Der jüngere Cyrus hatte von seinem Vater die Statthalterschaft über Klein-Asien erhalten, und wohnte zu Sardes, der ehemaligen Hauptstadt von Lydien. Hier besuchte ihn in wichtigen Geschäften Lysander, Feldherr der Lacedämonier. Der Prinz erwies diesem berühmten Manne alle Achtung und Höflichkeit, und machte es sich zum Vergnügen, seinen Gast überall selbst herumzuführen, und ihm das Sehenswürdige in seinem Palaste und in seinen Gärten zu zeigen. Die Gärten besonders erregten Lysanders Bewunderung durch ihre Regelmäßigkeit und Schönheit. „Alles freut und entzückt mich hier," — rief Lysander aus, indem er sich gegen Cyrus wendete — „aber was mich am meisten beschäftigt, ist der ausgesuchte Geschmack und der sinnreiche Fleiß dessen, der Alles dieses angeordnet, und Allem, was ich hier sehe, die schönen Verhältnisse, dieses glückliche Ebenmaaß, und diese bewundernswürdige Ordnung gegeben hat." — „Ich selbst" — antwortete Cyrus mit bescheidener Verwirrung — „habe den Plan dazu entworfen, ich selbst habe alle Theile dieses Gartens angegeben, und über ihre Anlegung die Aufsicht geführt. Viele von den Bäumen, die hier stehen, sind von meiner eigenen Hand gepflanzt und gewartet worden." — „Wie?" — rief Lysander voll Bewunderung — „ist es möglich, daß du, in dem Glanze und in den Vergnügungen des Persischen Hofes erzogen, und bey den Umgebungen der Königl. Hoheit, dich zum Gärtner erniedrigen, und an der stillen Beschäftigung mit der Natur ein Vergnügen finden könntest?" — „Das darf dich nicht wundern" — antwortete Cyrus — „diese harmlosen Bemühungen sind in den Stunden der Muße meine Erhohlung und meine Freude. Ich glaube, daß die Natur meinen Körper und meine Glieder mir nicht umsonst gegeben hat; ich brauche sie, sobald ich kann, zur Arbeit. Ich setze *mich nie zu Tische*, wenn ich mich nicht zuvor entwe-

der durch kriegerische Uebungen, die mich zu meinem Berufe vorbereiten, oder durch ländliche Arbeiten, die mich sanft an die Natur der Menschheit fesseln, bis zum Schweiße ermüdet habe." Lysander, welchen diese Unterredung innig entzückte, ergriff mit Wärme Cyrus Hand. „Ja" — rief er aus — „du bist deines hohen Standes werth! denn in deiner Person ist Glück und Tugend vereinigt!"

215.

Erz-Herzog Leopold von Oesterreich, der nachmals in der Schlacht bey Morgarten fiel, kam einst auf dem Wege von Rapperswyl nach Winterthur in die Gegend von Hegnau. In einem Acker, an dem er mit seinem Gefolge vorbey ritt, sah er einen schönen, angesehenen Mann hinter dem Pfluge gehen, den starke, muthige Pferde wie zur Lust zogen; ein junger wohlgewachsener Knabe gieng neben dem Pfluge her, und leitete die Pferde. Die etwas bessere Kleidung der beyden Personen und das gute Geschirr an den Pferden machte den Erz-Herzog aufmerksam; er hielt stille, und sah eine Weile dem Pflügenden zu. „Ha!" — sagte er zu seinem Gefolge — „habt ihr je einen so schönen Bauern mit so stolzen Pferden pflügen sehen; wer mag wohl der seyn?" Einer aus dem Gefolge versetzte: „es ist der Frye (Freyherr) von Hegi; morgen wird er gewiß bey Hofe erscheinen;" und dieß geschahe auch. Den folgenden Morgen ritt der Frye in Begleitung seiner Söhne mit sieben Pferden zu Hof ein, und sowohl der Vater als die Söhne fanden bey dem Erz-Herzog eine sehr gute Aufnahme. — Nahe an die Sitten des Landmannes gränzte damals des Adels Lebensart; ihre Speise war des Landes Frucht; ihre Kleidung von eigenem Gespinnste und Gewebe, ihre Wohnung nur etwas weniges von des Landmannes Hütte unterschieden. So lebt noch jetzt in dem obern Bunde von Rhätien (Graubündten) und im Lande Wallis, guter Adel in der *Landleute Gestalt*; beym reichsten Vermögen sehen sie sich

wenig Geld; ihre Zinse sind Käse und Butter, Wein und Früchte aus Italien; da ruhen sie oft aus in ihren stillen Thälern von den Beschwerlichkeiten eines langwierigen Kriegs-Dienstes, oder üben sich in gemeinnützigen Thaten für das Vaterland. Wer nun in dem Alterthume in diesen stillen Thälern den Geschäften des Landmannes gewogener war, die Jagd und das Fischen weniger liebte, der legte selbst Hand an den Pflug oder an die Hirten-Geschäfte, und vertrieb sich damit die Zeit in Unschuld und menschenfreundlicher Güte unter seinen Dorf-Genossen. Doch, wenn der Fürst die benachbarten Städte besuchte, und da Hoflager hielt, scheuete der Herr des Dorfes oder seiner Gegend, des Tags vorher gepflüget hatte, sich nicht, in einem reinlichen Aufzuge und im Gefolge seiner Söhne oder Dienstmänner bey Hofe zu erscheinen.

215 b.

Peter der Große, der im J. 1689. den russischen Thron bestieg, war ein unternehmender Mann, der viele nützliche Kenntnisse des Auslandes selbst zu erlernen suchte, um seinen ungebildeten Unterthanen ein lehrreiches Beyspiel zu geben. Zu diesem Zwecke reiste er nach Deutschland, Holland und England, machte sich hier mit den Künsten und Gewerben bekannt, und verpflanzte solche auf seinen vaterländischen Boden. Unter andern großen Städten besuchte er auch Amsterdam, wo er die Schiffs-Baukunst erlernen wollte. Man bot ihm hier ein prächtiges Haus an, aber er wollte unerkannt bleiben, und bezog daher in Saardam nur ein Häuschen an den Schiffswerften, das noch jetzt unter dem Namen Barstenborg, d. h. Fürstenburg, den Fremden gezeigt wird, kleidete sich wie ein Schiffs-Zimmermann in eine kurze Jacke von rothem Fries, und in weite Beinkleider von weißem Leinen, gieng selbst auf den Markt, um sich seine Lebensmittel zu kaufen, und kochte sie auf seinem kleinen Heerde. Darauf fieng er an, alle Theile, die zu ei-

nem Schiffe gehören, wie ein Lehrbursche selbst zimmern zu lernen, wo er sich's gefallen ließ, von seinem Meister ein Junge, auch wohl ein ungeschickter Junge, genannt zu werden; und eben der Mann, der jetzt in seinem Häuschen Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer schrieb, kam im nächsten Augenblicke mit dem Beile in der Hand heraus auf die Werfte, spaltete Breter, zimmerte Mastbäume, nagelte Bolen aneinander, und knüpfte Seile und Segel. — So ließ er, der Gold und Purpur hatte, sich's nicht verdrießen, um seines Landes willen vom Throne herab in die Werkstätte zu steigen, und freywillig auf alle äußere Ehre, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten seiner Würde und seines Glanzes zu verzichten.

Mäßigkeit.

216.

Sokrates übte die Tugend der Mäßigkeit in einem so hohen Grade aus, daß wohl nicht leicht ein Mensch so wenig verdient, daß Sokrates nicht hätte davon leben können. Er nahm nur so wenig Nahrung, als er mit Appetit essen konnte, zu sich, und war ausserdem gewohnt, so lange zu gehen, bis der Hunger die Würze seiner Speisen ward; jedes Getränke war ihm süß, weil er nur dann trank, wenn er wirklich durstig war. Wenn man ihn einmal zu einem Schmause eingeladen hatte, und es ihm beliebte, hinzugehen, so war es ihm sehr leicht, sich vor dem Fehler der Ueberladung, dessen Vermeidung den Meisten so schwer wird, zu hüten. — Einst hatte er einige vornehme Freunde zu Gaste gebe-

ten. Da nun seine Gattin darüber verlegen war, daß sie ihnen nur wenige Gerichte vorsetzen konnte, so sagte er zu ihr: „Mache dir keinen Kummer: wenn diese Leute mäßig zu leben gewohnt sind, so werden sie auch mit Wenigem zufrieden seyn; sind sie aber Schwelger, so hat sich ein rechtschaffener Mann nicht um sie zu bekümmern.“ — „Viele Menschen,“ sagte er, „leben um zu essen und zu trinken, ich aber esse und trinke, um zu leben.“ — Einer seiner Freunde klagte einmal über die Theurung der Lebensmittel, und vorzüglich des Weines und des Honiges. Der Weltweise antwortete nichts, sondern faßte ihn nur bey dem Arme, und führte ihn zuerst auf den Kornmarkt, und hernach auf den Gemüsemarkt. „Diese Dinge,“ — sagte er — „müssen wohl die besten Lebensmittel seyn, weil sie die wohlfeilsten sind.“

217.

Marcus Portius Cato, Consul und Feldherr, einer der merkwürdigsten Männer der römischen Republik, gab seinen Zeitgenossen das ermunterndste Beyspiel der Thätigkeit und edlen Selbstüberwindung. In seinen Feldzügen gieng er auf dem Marsche zu Fuße, und trug seine Waffen selbst, hatte auch nicht mehr als Einen Bedienten bey sich, der ihm die Lebensmittel nachtragen mußte; und diesen soll er nie aus Unzufriedenheit über das vorgesetzte Frühstück oder Abend-Essen ausgescholten, sondern mehrentheils, wenn er von Soldaten-Diensten frey war, ihm bey der Zubereitung der Speisen geholfen haben. Im Felde trank er nichts als Wasser; nur wenn er brennenden Durst hatte, forderte er Essig, und bey Mangel an Kräften nahm er ein wenig Wein. Nahe an seinen Gütern lag das Landhaus, welches dem durch seine drey Triumphe berühmten Feldherrn Manius Curius Dentatus gehört hatte. Dahin begab sich Cato sehr oft, und bey Betrachtung

des kleinen Umfangs dieses Gutes, und der Armseligkeit des Hauses, durchdrang seine Seele der Gedanke, daß der größte Mann unter den Römern, der die streitbarsten Völker bezwungen, und den König Pyrrhus von Epirus aus Italien getrieben hatte, dieses Gütchen mit eigner Hand bearbeitet, und dieses Haus nach drey Triumphen bewohnt habe. Hier, — sagte er zu sich selbst — hier fanden die Gesandten der Samniter den Curius am Heerde sitzen und Rüben kochen, und boten ihm eine große Summe Geldes an. Er wies sie mit der Antwort ab: „Wer mit einem solchen Mahle zufrieden ist, braucht kein Gold; für mich ist es rühmlicher, die, welche Gold haben, zu überwinden, als selbst Gold zu haben.“ Unter solchen Gedanken begab sich Cato wieder weg, und da er dagegen sein Haus, seine Ländereyen, sein Gesinde und seinen Haushalt betrachtete, strengte er sich noch mehr zur Arbeit an, und vermied allen unnöthigen Aufwand.

218.

Der verstorbene Kardinal und Erzbischof Solis zu Sevilla, ein sehr rechtschaffener und allgemein hochgeschätzter Mann, der das seltene Glück genoß, ein heiteres Alter von 110 Jahren zu erreichen, äusserte sich öfters folgendermaßen in Hinsicht seiner geführten Lebensart, durch welche er so gesund geblieben, und so alt geworden ist. „Ich lebte in meiner Jugend, wie ein Alter, und darum bin ich nun in meinem hohen Alter jung. Ich führte ein nüchternes, kontemplatives (beschauliches, d. i. mit Nachdenken, Betrachten und Studiren beschäftigtes), doch keineswegs anhaltend-sitzendes oder trauriges Leben. Meine Diät war sparsam, und doch gut: ich trank den besten Wein, aber nicht viel; nur bey kaltem Wetter ein drittes Glas. Ich ritt oder gieng täglich in die freye Luft, und beym Regenwetter unter einem bedeckten Gange. Diese Lebensart

erhielt meinen Körper gesund. Aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele, und die meinige hielt sich genau an die moralische Diät, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit, folglich ohne Kummer, bis zu dem Patriarchen-Leben dauerte. Jetzt bin ich wie ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegensprießt."

Ende des ersten Theils.

Beyspiele des Guten.

Eine Sammlung
edler und schöner
Handlungen und Charakter-Züge
aus der
Welt- und Menschen-Geschichte
aller Zeiten und Völker.

Der Jugend und ihren Freunden gewidmet.

Zweyter Theil.

Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1821.

Menschenliebe.

Nie können wir unsern Brüdern mit gutem Herzen helfen, dienen und wohlthun; selbst nie für sie dulden und leiden, ohne daß wir dabey uns selbst besser und seliger fühlen. So stark und vernehmlich ist die Stimme, die in unserem eigenen Herzen für unsere Brüder spricht. — So virschieden auch unser äusserer Zustand seyn mag, so innig und genau sind wir doch mit einander verbunden. Kein Mensch; — so denkt der rein menschlich Fühlende, — — sey er auch noch so arm und gering, soll mir fremd seyn! Er ist mein Bruder, ist, so wie ich, nach dem Bilde unsers Vaters im Himmel geschaffen; ist unsterblich wie ich, und hat mit mir die erhabene Bestimmung zu immer höher fortschreitender Vollkommenheit und Glückseligkeit. Nichts, was meinen Mitmenschen betrifft, darf mir gleichgültig seyn. Keine Hülfe, kein Dienst, den ich andern zu leisten im Stande bin, soll mir je zur Last fallen: denn nichts ist vergeblich gethan, was Andern nützet, wenn es gleich mir selbst keinen Nutzen brächte, und keine Wohlthat ist verloren, die Andern mit gutem Herzen erwiesen wird.

219.

Die regierende Fürstin Sophie Charlotte von Isenburg, welche 1781. schon im 38sten Lebens-Jahre starb, und an der Deutschland eine seiner edelsten Frauen verlor, machte eines Tages, ihren Säugling auf dem Arme, von einer einzigen Dienerin begleitet, einen Spaziergang im Freyen. Als sie auf der Landstraße sich befand, dürstete das Kind; ohne sich lange zu besinnen, setzt sie sich auf einen Stein am Wege, und reicht ihrem

Lieblinge die Bruſt. Eine Mutter, deren Kleidung ſchon ihre Dürftigkeit ankündigte, kommt deſſelben Weges, matt von der Reiſe, abgezehrt vom Mangel; ſie wankt am Stabe: auf ihrem Rücken hängt in kärglicher Hülle ihr Säugling; ſein Wimmern und Weinen verräth den Wunſch nach Nahrung; aber der Armen fehlt die Kraft, ihn zu erfüllen. — „Schweige" — ſpricht die Mutter mit dem Tone des tiefſten Kummers, und Thränen entſtürzen ihren Augen, — „ſchweige, Kleiner! ich kann dir nichts geben, ich bin kaum noch im Stande, dich und mich ſelbſt fortzuſchleppen, ich hungerte heute den ganzen Morgen, und Niemand war, der ſich meiner erbarmte." Die Fürſtin rühren die Thränen dieſer Verlaſſenen, und das Wimmern des Kleinen ergreift ihr Herz; ſchnell entzieht ſie ihrem eigenen Kinde die Bruſt, gibt dieſes der Dienerin, und legt dagegen den Säugling der armen Reiſenden an; er ſättigt ſich nach Gefallen, und wird geſtärkt, beruhigt ſeiner Mutter zurückgegeben. Thränen des Dankes vertreten bey dieſer die Stelle der Sprache: denn für eine ſo große Wohlthat findet eine Mutter keine Worte. Zur eigenen Erquickung erhielt ſie noch von der Fürſtin ein hinreichendes Geldgeſchenk.

220.

Die Königlich-Preußiſchen Truppen hatten im ſiebenjährigen Kriege die Einwohner des Mecklenburg-Strelitziſchen Landes, in welches ſie eingerückt waren, ſehr hart zu behandeln angefangen. Als die Prinzeſſin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Tochter des damals regierenden Herzogs, von dieſen Leiden und Bedrängniſſen der hülfloſen Unterthanen ihres Vaters hörte, faßte ſie ſogleich den ſchönen Entſchluß, ſich ihrer anzunehmen, und zur Rettung derſelben Alles anzuwenden. In dieſer Abſicht ſchrieb ſie, von Menſchenliebe durchdrungen, an Friedrich II. ſelbſt einen rührenden Brief, der ein Abdruck des hohen Verſtandes, *des guten Herzens*, der edlen Geſinnungen, kurz — des

erhabenen Charakters dieſer vortrefflichen Prinzeſſin iſt. Hier iſt dieſer merkwürdige Brief:

„Sire!

„Ich weiß nicht, ob ich über Ewr. Majeſtät letzteren Sieg fröhlich oder traurig ſeyn ſoll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeern um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in dieſem unſerm laſterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangſale des Krieges beweine, und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünſche. Selbſt Sie, Sire, werden vielleicht denken, es ſchicke ſich beſſer für mich, mich in der Kunſt zu gefallen zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein, dem ſeye wie ihm wolle, ſo fühlt mein Herz zu ſehr für dieſe Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieſelben zurückzuhalten. Seit wenigen Jahren hatte dieſes Land die angenehmſte Geſtalt gewonnen. Man traf keine verödeten Stellen an; Alles war angebauet. Das Landvolk ſah vergnügt aus, und in den Städten herrſchte Wohlſtand und Freude. Aber welch' eine Veränderung gegen eine ſo angenehme Scene. — Ich bin in pathetiſchen Beſchreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Greuel der Verwüſtung mit erdichteten Schilderungen ſchrecklicher darſtellen. Allein, gewiß ſelbſt Krieger, welche ein edles Herz und Gefühl beſitzen, würden durch den Anblick dieſer Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein liebes Vaterland, liegt da gleich einer Wüſte. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirte ſind Soldaten worden, und in den Städten ſieht man nur Greiſe, Weiber und Kinder; vielleicht hie und da noch einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel iſt, und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geſchichte einer jeden Wunde in einem ſo pathetiſchen Heldentone erzählt, daß ihr Herz ſchon der Trommel folgt, ehe ſie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchſten Gipfel bringt, ſind die immer abwechſelnden Vorrückungen und Zurückziehungen beyder Armeen, da ſelbſt die, ſo ſich unſere Freunde nennen, beym Abzuge Alles mitnehmen und verheeren, und wenn ſie wiederkommen, gleich viel wieder herbeygeſchafft haben wollen. Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hülfe in der äuſſerſten Noth. An Sie, Sire, mögen auch Frauen, ja ſelbſt Kinder, ihre Klagen bringen. Sie, die ſich auch zur niedrigſten Klaſſe gütigſt herablaſſen, und dadurch, *wenn es möglich iſt*, noch größer werden, als ſelbſt durch Ihre

Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen, und zur Ehre Dero eignen Ruhmes, Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten. Ich bin ꝛc. ꝛc."

Friedrich der Große schenkte diesem Schreiben seinen Beyfall, und gab seinen im Lande stehenden Truppen Befehle zur Schonung. Dem (im J. 1820. verstorb.) [damals] jungen Könige in England, Georg III. aber, der damals eine Gemahlin von aufgeklärtem Verstande und gutem Herzen suchte, und dem dieser Brief zugesandt wurde, brachte derselbe so hohe Begriffe von dem Herzen und Geiste dieser Prinzeßin bey, daß er gleich darauf um ihre Hand warb, sie auch wirklich erhielt, und durch sie einer der glücklichsten Gatte wurde. (Sie starb im J. 1818. als Mutter einer zahlreichen Familie, allgemein verehrt).

193.

Die Englische Regierung beschloß im Jahr 1787. alle in den Gefängnissen des Reiches befindlichen Verbrecher, welche des Todes und harter Leibesstrafen schuldig waren, nach Botany-Bay in Neu-Holland zu schicken, damit diese bisher unnützen und doppelt elenden Geschöpfe sich daselbst anbauen sollten, und wo möglich zu nützlichen Menschen umgeschaffen werden könnten. Als nun die Sache wirklich in's Werk gesetzt wurde, und die neuen Colonisten zur Abreise ernannt waren, so erhielt unter andern auch der Aufseher des Gefängnisses zu Norwich Befehl, die bereits Verurtheilten, und zwar namentlich seine weiblichen Gefangenen nach Plymouth zu bringen, wo der Sammelplatz und Einschiffungsort der Reise-Gesellschaft war. Unter diesen unglücklichen Menschen befand sich eine Weibsperson, welche Mutter eines fünfmonatlichen Kindes war, dem sie noch die Brust reichte. Der Vater des noch ausser der Ehe erzeugten Kindes, auch ein Criminal-Verbrecher, war *ebenfalls* verurtheilt, dahin abgeschickt zu werden, jedoch zu einer andern Zeit und auf einem andern Schiffe.

Ob er gleich wegen der Entfernung ſeines Kerkers von dem ihrigen nur ſelten die Erlaubniß erhielt, ſein Kind zu ſehen, ſo äuſſerte er doch eine auſſerordentliche Zärtlichkeit gegen daſſelbe, welches der Mutter, die er heirathen zu dürfen ſehnlichſt wünſchte, zu einem beſondern Troſte gereichte. An dem zur Abreiſe desjenigen Transportes, unter welchem die Mutter ſich befand, beſtimmten Tage, kam der Unglückliche, und bat auf's flehentlichſte um die Erlaubniß, Mutter und Kind begleiten zu dürfen. Der menſchenfreundliche Gefängniß-Aufſeher — ſein Name iſt Simpſon — that auch alles mögliche, um ihm dieſelbe zu bewirken; jedoch ohne Erfolg. Im Gegentheile ſollte die Mutter noch einen neuen empfindlicheren Schmerz leiden. Als nämlich die Verurtheilten zu Plymouth auf das Arreſt-Schiff gebracht wurden, ſo ſchlug der Schiffskapitän der Mutter rund ab, ihr Kind mit an Bord zu nehmen, weil er dazu keinen Befehl hätte. Simpſon machte ihm zwar hierüber die dringendſten Vorſtellungen; aber weder dieſe, noch der Anblick der Mutter, die aus Verzweiflung in krampfhafte Zuckungen gerieth, konnten den Hartherzigen bewegen, das Kind nur ſo lange anzunehmen, bis man die Erlaubniß des Miniſters hiezu eingeholt hätte; Simpſon ſah ſich daher genöthiget, das Kind zurückzunehmen. Die Verzweiflung des Weibes bey der Unmenſchlichkeit des Kapitäns, und der Anblick des hülfloſen Säuglinges, wirkten dergeſtalt auf das gute Herz des Kerkermeiſters, daß er auf der Stelle beſchloß, Alles anzuwenden, um der Mutter das Kind wieder zu verſchaffen. Er ſetzte ſich ſogleich auf die nach London fahrende Poſtkutſche, um bey dem Miniſter perſönlich ſeine Bitte vorzubringen, wobey er denn das Kind unterwegs beſtändig auf dem Schooße hielt, und mit einer Sorgfalt nährte und reinigte, wie wenn er ſelbſt Vater des Kindes geweſen wäre. — Bey ſeiner Ankunft in London übergab er das Kind einer braven Frau, und eilte hierauf nach dem Pallaſte des Miniſters. Allein weder deſſen

Secretair noch der Miniſter ſelbſt wollten ihn vor ſich kommen laſſen; im Gegentheile wurde er von den Bedienten deſſelben hart darüber zur Rede geſtellt, daß er, als ein gemeiner Kerkermeiſter verlange, den Lord zu ſprechen. Jedoch dieß Alles irrte ihn nicht. Wahre Menſchenliebe, welche Schutz für die Menſchheit ſucht, handelt unter dem Einfluſſe eines höhern Weſens, und geht den Gang fort, ohne ſich durch Menſchenfurcht aufhalten zu laſſen. Er wagte das Aeuſſerſte, drang muthig durch einige Zimmer durch, und fand endlich einen Secretär des Miniſters. Dieſem erzählte er ſein Anliegen mit wenigen Worten und fand Gehör; denn dieſer verſprach ihm, dem Miniſter ſeine Bitte vorzutragen, auch ſchon vorläufig den Befehl zur Annahme des Kindes auszufertigen; dieß letztere würde aber erſt in einigen Tagen geſchehen können. Simpſon freute ſich zwar herzlich über die Güte des Secretärs, aber er wünſchte noch früher Hülfe zu ſchaffen. Glücklicherweiſe wurde auch dieſer Wunſch des Edlen erfüllt; denn kaum hatte er des Secretärs Zimmer verlaſſen, als er den Miniſter (Lord Sidney) auf der Treppe von Ferne kommen ſah. „Gnädiger Herr!“ — rief er ihm entgegen, und faltete die Hände — „gnädiger Herr, nicht für mich, ſondern für eine ſchuldloſe Waiſe will ich eine Bitte wagen.“ Anfänglich ſah ihn der Lord zornig an, und wollte forteilen; aber der rührende Ton, in welchem Simpſon ſprach, feſſelte ihn noch einen Augenblick. Kurz und mit Wärme ſchilderte der Menſchenfreund das Unglück der Mutter und des Kindes. Der Miniſter wurde tief gerührt, fertigte auf der Stelle den Befehl aus, daß das Kind zur Mutter gebracht werden ſolle, und lobte den Simpſon wegen ſeiner Menſchenliebe. Dadurch ermuntert, wagte dieſer ſogar auch eine Bitte für den getrennten Vater zu thun, die ihm auch ſogleich gewährt wurde. Der Miniſter ertheilte den Befehl, daß dieſer ohne Verzug auf das nehmliche Schiff gebracht werden ſolle, um Mutter und Kind nach Botanybay zu beglei-

ten, und fügte noch hinzu, daß ſie beyde kopulirt werden ſollten, wobey er die Koſten davon ſelbſt zu bezahlen verſprach. — Voll des ſeligſten Wonnegefühls, daß Gott ſein Unternehmen ſo herrlich geſegnet habe, lief der Kerkermeiſter zu der Frau, welcher er den Säugling empfohlen hatte, bat ſie, ihn noch ferner zu pflegen, bezahlte Alles mit Freuden, und eilte wie auf Flügeln nach Norwich. Sogleich überraſchte er den bewußten Gefangenen mit ſeiner angenehmen Botſchaft, nahm ihn mit nach London, um den kleinen Koſtgänger daſelbſt abzuholen, und eilte mit Vater und Kind nach Plymouth, um ſelbſt ein Augenzeuge dieſer anfangs ſo tragiſchen, nun in die höchſte Freude verwandelten Scene zu werden. Er ward es, und hatte die Zufriedenheit, zwey mit der Verzweiflung ringende Menſchen über alle ihre Erwartung glücklich gemacht zu haben.

223.

Verlaſſen von aller Hülfe, durchwachte ein Preußiſcher Soldat (ſein Name iſt Eckert) die lange Nacht, nach dem traurigen Tage, an welchem die blutige Schlacht bey Auerſtädt vorfiel. Eine Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert, und die unſäglichen Schmerzen warfen ihn, in einer abgelegenen Gegend, am Fuße eines Hügels nieder. Kaum vermochte er noch das aus der Wunde fließende Blut zu ſtillen; doch der Gedanke an ſein junges Weib, und die mögliche Rettung, hieß ihn noch alle ſeine übrigen Kräfte anſtrengen. Vergebens! — Schon waren mehrere Stunden verfloſſen, und noch hatte er kein lebendes Weſen geſehen; der letzte Funke von Lebens-Luſt erloſch in ſeiner Bruſt, als er auf einmal aus der Ferne einen Franzöſiſchen Soldaten auf ſich zueilen, und mit deſſen Annäherung zu ihm das Ende ſeiner Leiden ſah. Der Franzoſe war jetzt bey ihm. Er ſah den kläglichen Zuſtand ſeines ſterbenden feindlichen Bruders, ſah, daß er ihn retten konnte. Von Mitleid durchdrungen, warf er ſich neben ihm nieder, hob

te eine Flaſche mit Branntwein aus der Taſche, und verband mit Hülfe ſeines eigenen Tuches die Wunde, ſo gut als er vermochte. Er ſprach zwar nur wenig Deutſch, aber es fehlte ihm nicht an tröſtenden Worten, und auch bey dem Verwundeten erwachte mit ſeiner verbeſſerten Lage die Luſt zum Leben wieder. Sein Wohlthäter verließ ihn geſtärkt, mit der Verſicherung, daß er aus dem nächſten Dorfe einen Wagen für ihn holen wolle. Der Preuße weinte Freudenthränen; die mehr als großmüthige Behandlung von einem Fremden, aus einer mit ſeinem König gerade in Feindſchaft begriffenen Nation wirkte eine Urberraſchung, die ihm im Innerſten wohl that, „Was kann ich von meinen Freunden erwarten" — ſagte er zu ſich ſelbſt — „wenn ſchon meine Feinde mich ſo gut behandeln! Ja, ſo lange wir Menſchen finden, finden wir auch wirklich menſchlich-Geſinnte." — Solche und ähnliche Bilder einer beſſern Zukunft beſchäftigten ſeine Phantaſie, als er hinter ſich Fußtritte vernahm; er glaubte ſeinen Retter ſchon wieder zu ſehen, und bog ſich lächelnd nach ihm hin. — Es war ein Soldat vom Reg. B. — „Haſt du Geld?" — ſchrie dieſer rohe Krieger, und zuckte ſein Mordgewehr. — „Nichts als mein Leben" — entgegnete der Preuße. — Mit wilder Gebärde fieng jetzt der Unmenſch an, deſſen Taſchen zu durchſuchen; und da er auf der einen Seite nichts von Bedeutung fand, ſo ſtieß er ihn unbarmherzig mit dem Fuße auf die andere Seite, wo er nur wenige Groſchen erbeutete, — und dann fluchend den unglücklichen Menſchen verließ, deſſen Schmerzen er durch ſeine ſchändliche Behandlung ſehr vergrößert hatte. Als der gefühlvolle Franzoſe zurückkam, ſah er ſchon an den ſchmerzlichen Geſichtszügen ſeines Freundes, daß hier etwas vorgefallen ſeye; er fragte nach der Urſache ſeiner verſchlimmerten Lage, und traurig zeigte der Preuße nach dem, in der Ferne kaum noch ſichtbaren Soldaten. „Er hat mich geplündert, mit Füßen getreten," — ſprach er, und Thränen des Schmerzens benetzten ſeine bleichen

Wangen. Von edlem Zorne ergriffen, zog der Franzoſe den Degen, die Schandthat zu rächen, ſchon wollte er ihm nacheilen; aber jener verſchwand hinter einem Berge, und die Bitten ſeines leidenden Freundes bewogen ihn zu bleiben. Nachdem er ihm ſeine vorige ſanftere Lage wieder gegeben hatte, machte er ihm begreiflich, daß es ihm unmöglich geweſen ſeye, in dem nächſten ganz ausgeplünderten Dorfe einen Wagen aufzutreiben. — Nun wollte der unermüdet beſorgte Soldat nach einem andern Dorfe gehen, und verſprach Alles anzuwenden, um ſobald als möglich mit Pferd und Wagen wieder bey ihm zu ſeyn. Wehmüthig ſah ihm der Preuße nach; der Gedanke an einen zweyten Ueberfall machte ihn zittern. — Ach! aber er dachte nicht, daß er den Retter ſeines Lebens zum letztenmale geſehen hatte. Schon fieng es an dunkel zu werden. — Der wahrſcheinlich in feindliche Hände gerathene Franzoſe kam nicht wieder. Von Hunger gequält, raffte ſich endlich der Unglückliche auf, und ſchleppte ſich mühſam nach dem nahen, einſamen Dorfe hin, wo er auch wirklich nach einigen Stunden kriechend ankam; hier theilten die Leute das Wenige, was ſie noch hatten, brüderlich mit ihm, und förderten ihn nach einigen Tagen in das nächſte Hoſpital, welches er, nach zwey harten Monaten, freylich auf immer verſtümmelt, wieder verließ.

224.

Johann Caspar Lavater, Pfarrer in Zürich — einer der edelſten Menſchen und Chriſten, der den hohen Werth der Gottes- und Menſchen-Liebe nicht nur Andern mit inniger Wärme anpries, ſondern auch ſeine Ueberzeugung hievon durch ſein ſchönes, thatenreiches Leben ſelbſt verkündigte, — gab nur wenige Tage vor ſeinem — am 2. Januar 1801. erfolgten Ende, einen rührend ſchönen Beweis dieſer vortrefflichen Geſinnung. Auf ſeinem äuſſerſt ſchmerzlichen Krankenlager hatte er *vernommen*, daß die Gattin ſeines Bruders todtkrank

liege. Noch hatte er an dieſem Tage nicht gewagt, von ſeinem Lager ſich zu erheben; indeß waren ſeine Umſtände doch ſo weit leidlich, daß ſeine Frau es wagen durfte, die ſterbende Schwägerin zu beſuchen. Jetzt fühlte er auf einmal, im Andenken, wie herzlich dieſe ihn liebte, einen auſſerordentlichen Trieb, ſie, die Todkranke, noch einmal zu ſehen, ſtand — ſich ſelbſt ganz vergeſſend, wenn er Jemand Gutes thun, oder Freundſchaft erweiſen zu können glaubte, — ungeachtet des dringendſten Rathes der Seinigen, ſich doch zu ſchonen, mit unbegreiflicher Anſtrenguug ſeiner Kräfte, allein aus ſeinem Bette auf, zog ſich mit weniger Hülfe ſelbſt an, und ließ ſich in einer Sänfte hintragen. Kaum daſelbſt angekommen, fällt er einigemal in Ohnmacht; doch erholt er ſich bis auf den Grad, daß er neben die Sterbende hingeſetzt werden, und noch einige Worte ſprechen konnte. „Da ſitzen wir — beyde, ſterbend, neben einander, — aber die Liebe ſtirbt nicht, und nicht der Dank, den ich dir, du theure, treue Schweſter, ſchuldig bin; Gott wird dir bald die Liebe alle lohnen, die deine Schweſter-Treue mir erwies!" Er ſprach's, und ſank dann in matten Schlummer und ohnmächtiges Schmerzgefühl hin, indem er ſein Haupt auf ſeinen Tochtermann Geßner anlehnte. Nach wenigen Minuten erwachte er wieder aus ſeinem Schlummer, bey dem es offenbar war, nicht der Geiſt, nur die Werkzeuge der äuſſern Sinne im Körper ſeyen ſo ſehr geſchwächt. Nun fuhr er wieder fort: „O es muß gewiß eine große Freude ſeyn, wenn ſie wieder ſo einen dem Geſtade nahen ſehen. Auch der geht nicht verloren! gerettet aus dem Schiffbruche des irdiſchen Lebens iſt er bald da. Bald ruft er: Land! Land!" Kaum konnte er ſich halten, in ſeinen Schmerzen laut aufzuſchreyen, und doch hielt er ſich, um die Sterbende zu ſchonen — und ſank dann ſelbſt wieder in Schlummer, aus dem er höchſt ermüdet erwachte, und mit dem Worte des Abſchiedes: „Jeſus Chriſtus, der *unerforſchliche* Erbarmer ſey mit dir und deinem Geiſte, *ihn zu erlöſen!*" ſich von ihr wegtragen ließ.

225.

Als im siebenjährigen Kriege die Russen nach Preußen kamen, und auch einen großen Theil der Provinz Litthauen verheerten, wurden vielen Aeltern ihre kleinen und größeren Kinder von den Feinden geraubt, nach Kurland, Polen und Liefland weggeführt, und daselbst verkauft. Einem Bauer, Namens Bohrmann, aus dem Dorfe Bitthenen unweit Ragnit, waren auf diese Weise auch zwey Kinder weggekommen. Die väterliche Liebe trieb ihn an, mit Lebens-Gefahr durch die feindlichen Armeen zu gehen, und seine Kinder in Kurland zu suchen, wohin, wie er gehört hatte, viele solcher Kinder verhandelt worden seyen. Auf dieser Reise traf er mit einem Präcentor (Cantor), aus dem Dorfe Kinten am Kurischen Hoff, der ein eben so unglücklicher Vater wie er war, und in gleicher Absicht reisete, zusammen. Ihr gleiches trauriges Schicksal machte sie bald zu Freunden, und munterte sie noch mehr auf, in ihrem Vorhaben den Muth nicht sinken zu lassen. Sie kamen von einem Edel-Hofe zum andern, fanden aber nicht, was sie suchten. Endlich erfuhren sie glücklicherweise, daß auf Rossau, einem dem Herrn von Mirbach gehörigen Gute, sich viele von den Russen verkauften Kinder befänden. Dieser hatte nehmlich viele solcher unglücklicher Kinder aufgekauft, in der edeln Absicht, um sie entweder ihren Aeltern, wenn sie sich meldeten oder ausgemittelt werden könnten, wieder zu geben, oder sie zu guten und nützlichen Menschen erziehen zu lassen. Schon pochte das Herz der Reisenden vor Freuden, ihre geliebten Kleinen daselbst wieder zu sehen. Als nun die Reisenden zu Herrn v. Mirbach kamen, wurden sie von ihm mit Freundlichkeit aufgenommen, und sie fanden jetzt bestätigt, was sie Gutes von diesem Manne gehört hatten. Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da er sie in das Zimmer führen würde, wo die Kinder waren. Jetzt öffnete er ihnen ein geräumiges

Zimmer. — Welch' ein Anblick! Fünfzehn ihren Aeltern entriſſene junge Knaben und Mädchen von 4 bis 11 Jahren waren da beyſammen, und wurden von einer zu ihrer Bedienung angeſtellten Weibsperſon gereinigt und gepflegt. Jedes Kind hatte eine beſondere Schlafſtelle, und da einige derſelben durch die üble Behandlung, die ſie auf der Reiſe bey'm Fortſchleppen erfahren hatten, gefährlich krank geworden waren, oder die Füße erfroren hatten, ſo ließ der menſchenfreundliche Gutsbeſitzer denſelben dienliche Arzneymittel reichen. Mit ſchnell umherlaufenden Blicken ſuchten die Väter den Haufen der Kleinen durch; doch nur einer, der Cantor von Kinten, war ſo glücklich, ſeine ſechsjährige Tochter zu finden; aber ihre Füße waren bis an die Kniee erfroren geweſen, und fiengen erſt an zu heilen. Gleichwohl war die Freude des Vaters eben ſo groß, als die Betrübniß ſeines Reiſegefährten, der keines von ſeinen beyden verlornen Kindern fand. Doch bald war das frohe Entzücken des Cantors durch den Gedanken unterbrochen, wie er als ein geplünderter Mann nun ſeine Tochter auslöſen wolle, da der gnädige Herr 500 Rubel (1200 Gulden) für dieſe Kinder gegeben habe. Wie niederſchlagend war daher für ihn die Frage des Herrn von Mirbach, als er ihm den Wunſch, ſeine Tochter mitnehmen zu dürfen, äußerte: „Wie viel wirſt du mir für deine Tochter geben? wie viel Geld haſt du?" — „Herr! ich habe nur 2 Rubel" — antwortete der Cantor — „die ich von edlen Menſchenfreunden unterwegs geſchenkt erhalten habe, und dieſe will ich Ihnen geben." — „Zeige mir dein Geld" — ſagte hierauf Hr. v. Mirbach. — Der Cantor zog ſeine 2 Rubel hervor, und legte ſie auf den Tiſch. — „Wovon willſt du denn leben, wenn ich dir dieſes Geld nehme? du mußt ja vor Hunger umkommen! — da nimm dieß dazu" — mit dieſen Worten reichte ihm v. Mirbach 10 Rubel (24 Gulden) aus der Taſche — „und kaufe Brod für dich und deine Tochter! Jedoch wie willſt du ſie nun fortbringen?"

— „Ich habe ein Pferd, das im Hofe unten ſteht, auf dieſes will ich ſie ſetzen, und mit ihr zu ihrer weinenden Mutter eilen.“ — „Armer Mann!“ — erwiederte ihm Hr. von Mirbach — „deine Tochter iſt ja gefährlich krank; nimmſt du ſie auf's Pferd, ſo läufſt du Gefahr, bey dieſer Kälte ſie todt nach Hauſe zu bringen. Hinten in meinem Hofe ſtehet eine kleine ruſſiſche Kaleſche, gehe hin, und ſpanne dein Pferd davor, und führe dein Kind nach Hauſe.“ Hierauf ließ er ihm noch einige Stücke Bett reichen, um das Kind einzuwickeln, und ſo fuhr der Cantor ab. Den guten Bohrmann behielt der edle Mirbach noch drey Tage bey ſich, unterhielt ſich mit ihm in freundſchaftlichen Geſprächen, ſprach ihm Troſt zu, und ließ ihn ſo von ſich, zwar von ſeinem Kummer über den Verluſt ſeiner beyden Kinder nicht geheilt, doch merklich erleichtert durch das liebevolle Betragen dieſes Menſchenfreundes.

226.

In dem Dorfe Aignan (Aehnlan), unweit Rouen (Ruahn), ſtarb im Winter 1782. die Frau eines armen Tagelöhners, und hinterließ ihm fünf kleine unerzogene Kinder. Ein ſechsjähriges Mädchen, die Nachbars-Tochter des Tagelöhners, ſprach bey dieſer Gelegenheit zu ihren Eltern: „Ach, welch' ein Unglück, daß der Nachbar ſeine Frau verloren hat! Was will nun der arme Mann mit dieſen fünf kleinen Kindern machen? O Vater, wenn ihr mir einen Gefallen thun wolltet! Ich liebe Euch herzlich — und auch Euch, liebe Mutter, aber ich würde Euch noch mehr lieben; — ſeht, wir haben da zwey Katzen und einen Hund — wenn Ihr dieſe verkaufen wolltet, daß wir dem guten armen Nachbar helfen könnten! Wir würden dabey nichts verlieren, — ſehet, da nehmen wir die kleine Julie (ſo hieß das fünfte Kind des Wittwers) in unſer Haus. Ich habe mir auch 3 Sols [Sub] (4 Kreutzer) zuſammengeſpart, die will ich Euch geben, und für die kleine Julie will

ich recht ſorgen; wenn die Mutter in die Stadt geht, Milch zu verkaufen, dann will ich ſie die ganze Zeit auf meinen Schooß ſetzen und hüten; — und es ſoll ihr nichts geſchehen.“ —

227.

Vincent de Paula, ein Geiſtlicher, der im 17ten Jahrhundert in Frankreich lebte, war ein Mann, der, ungeachtet er kein Vermögen beſaß und kein öffentliches Amt bekleidete, ſeine höchſte Glückſeligkeit und Freude im Wohlthun und in Erweiſung edler Menſchenliebe ſuchte, und dem ſein Vaterland mehrere Wohlthätigkeits-Anſtalten verdankt, die lange Zeit zur Erleichterung der leidenden Menſchheit dienten, und zum Theil noch jetzt fortdauern. Er ſuchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man ſonſt nur den Glücklichen entgegeneilt; that aber ſein Gutes größtentheils im Stillen, nur Gott und den Unglücklichen ſelbſt bekannt, denen er half, ohne Dank oder Ruhm vor der Welt zu erwarten. Einſt kam er auf einer der vielen Reiſen, die er in dieſer wohlthätigen Abſicht machte, nach Marſeille; ſein erſtes Geſchäft daſelbſt war, den Ort zu beſuchen, der dem Mitleiden und der Erbarmung ein ſo weites Feld öffnet. Es ſind ja auf den Galeeren ſo viele, die, wenn ſie auch größtentheils ihr hartes Schickſal verſchuldet haben, immer noch Mitleiden und Erbarmen verdienen. Ein junger Menſch von 26 Jahren, der ſich durch ſeine ſanfte und rührende Geſichtsbildung von den übrigen Galeerenſklaven gar ſehr unterſchied, fällt dem Reiſenden auf. — „Mein Freund, du weineſt?“ — ſo redete er ihn mit einem Tone an, der das Gepräge des innigſten Mitleids hatte. — „Biſt du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar, leider, nur wenig anbieten, aber dieß wenige iſt völlig dein.“ — „Ach mein Herr, ich flehe nicht um Geld;“ — antwortete dieſer, — „ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein Unterhalt, der koſtet ja ſo

wenig; — liegt mir am Herzen!" — Hier ſtrömten ſeine Thränen häufiger. — „Sollte es nicht möglich ſeyn, dich zu tröſten, dein Elend zu erleichtern?" O, mein Herr, Sie lindern es bereits durch Ihre Theilnahme an meinem Schickſale. Sie ſind der erſte, der ſich um meinen Jammer bekümmert; Gottes Lohn werde Ihnen dafür!" — „Mein Freund, vielleicht finde ich Mittel, deinen Kummer zu mildern!" — „Das Mitleid, welches Sie gegen mich äuſſern, verdient mein ganzes Zutrauen, hören Sie mich an, Sie ſollen Alles wiſſen, mein Herr! Ich bin der Sohn eines Pächters aus H***, eines braven rechtſchaffenen Mannes, der mir lauter gute Lehren und Beyſpiele gegeben hat. Aber liederliche Kameraden, die ſich wenig um die Ehrlichkeit bekümmerten, verführten mich, ſo daß ich auf allerhand Abwege gerieth. Einſt giengen wir auf die Jagd in dem Gebiete eines Herrn, der in unſerer Nachbarſchaft wohnt; und da die Leute dieſes Herrn uns das verwehren wollten, mißhandelten wir ſie ſo ſehr, daß einer von ihnen dem Tode nahe war. Die Juſtiz bemächtigte ſich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich wurde nach dem Verhöre zu 6jähriger Galeeren-Arbeit verurtheilt. Vier Jahre ſchon erdulde ich dieſe entehrende Strafe. Ich bin auch an dem Unglücke meiner Familie ſchuld; meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er dieſe Nachricht erhielt, und unſer weniges Vermögen gieng über meinem Prozeſſe zu Grunde; aber was meine Verzweiflung aufs höchſte treibt, iſt, daß ich in dieſem Augenblicke erfahre, daß mein Weib und meine drey Kinder vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, ihnen Lebens-Unterhalt zu verſchaffen. O! wie wollte ich arbeiten, wenn ich bey ihnen wäre! Nun müſſen ſie Hunger ſterben!" — Sein Schluchzen erſtickte ſeine Stimme. — „Du haſt gefehlt, — ſagte ihm Vincent tief gerührt, aber du biſt wahrlich unglücklich genug. Jetzt iſt der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereueſt.

Zimmer. — Welch' ein Anblick! Fünfzehn ihren Aeltern entriſſene junge Knaben und Mädchen von 4 bis 11 Jahren waren da beyſammen, und wurden von einer zu ihrer Bedienung angeſtellten Weibsperſon gereinigt und gepflegt. Jedes Kind hatte eine beſondere Schlafſtelle, und da einige derſelben durch die üble Behandlung, die ſie auf der Reiſe bey'm Fortſchleppen erfahren hatten, gefährlich krank geworden waren, oder die Füße erfroren hatten, ſo ließ der menſchenfreundliche Gutsbeſitzer denſelben dienliche Arzneymittel reichen. Mit ſchnell umherlaufenden Blicken ſuchten die Väter den Haufen der Kleinen durch; doch nur einer, der Cantor von Kinten, war ſo glücklich, ſeine ſechsjährige Tochter zu finden; aber ihre Füße waren bis an die Kniee erfroren geweſen, und fiengen erſt an zu heilen. Gleichwohl war die Freude des Vaters eben ſo groß, als die Betrübniß ſeines Reiſegefährten, der keines von ſeinen beyden verlornen Kindern fand. Doch bald war das frohe Entzücken des Cantors durch den Gedanken unterbrochen, wie er als ein geplünderter Mann nun ſeine Tochter auslöſen wolle, da der gnädige Herr 500 Rubel (1200 Gulden) für dieſe Kinder gegeben habe. Wie niederſchlagend war daher für ihn die Frage des Herrn von Mirbach, als er ihm den Wunſch, ſeine Tochter mitnehmen zu dürfen, äußerte: „Wie viel wirſt du mir für deine Tochter geben? wie viel Geld haſt du?" — „Herr! ich habe nur 2 Rubel" — antwortete der Cantor — „die ich von edlen Menſchenfreunden unterwegs geſchenkt erhalten habe, und dieſe will ich Ihnen geben." — „Zeige mir dein Geld" — ſagte hierauf Hr. v. Mirbach. — Der Cantor zog ſeine 2 Rubel hervor, und legte ſie auf den Tiſch. — „Wovon willſt du denn leben, wenn ich dir dieſes Geld nehme? du mußt ja vor Hunger umkommen! — da nimm dieß dazu" — mit dieſen Worten reichte ihm v. Mirbach 10 Rubel (24 Gulden) aus der Taſche — „und kaufe Brod für dich und deine Tochter! Jedoch wie willſt du ſie nun fortbringen?"

— „Ich habe ein Pferd, das im Hofe unten ſteht, auf dieſes will ich ſie ſetzen, und mit ihr zu ihrer weinenden Mutter eilen.“ — „Armer Mann!“ — erwiederte ihm Hr. von Mirbach — „deine Tochter iſt ja gefährlich krank; nimmſt du ſie auf's Pferd, ſo läufſt du Gefahr, bey dieſer Kälte ſie todt nach Hauſe zu bringen. Hinten in meinem Hofe ſtehet eine kleine ruſſiſche Kaleſche, gehe hin, und ſpanne dein Pferd davor, und führe dein Kind nach Hauſe.“ Hierauf ließ er ihm noch einige Stücke Bett reichen, um das Kind einzuwickeln, und ſo fuhr der Cantor ab. Den guten Bohrmann behielt der edle Mirbach noch drey Tage bey ſich, unterhielt ſich mit ihm in freundſchaftlichen Geſprächen, ſprach ihm Troſt zu, und ließ ihn ſo von ſich, zwar von ſeinem Kummer über den Verluſt ſeiner beyden Kinder nicht geheilt, doch merklich erleichtert durch das liebevolle Betragen dieſes Menſchenfreundes.

226.

In dem Dorfe Aignan (Aehnian), unweit Rouen (Ruahn), ſtarb im Winter 1782. die Frau eines armen Tagelöhners, und hinterließ ihm fünf kleine unerzogene Kinder. Ein ſechsjähriges Mädchen, die Nachbars-Tochter des Tagelöhners, ſprach bey dieſer Gelegenheit zu ihren Eltern: „Ach, welch' ein Unglück, daß der Nachbar ſeine Frau verloren hat! Was will nun der arme Mann mit dieſen fünf kleinen Kindern machen? O Vater, wenn ihr mir einen Gefallen thun wolltet! Ich liebe Euch herzlich — und auch Euch, liebe Mutter, aber ich würde Euch noch mehr lieben; — ſeht, wir haben da zwey Katzen und einen Hund — wenn Ihr dieſe verkaufen wolltet, daß wir dem guten armen Nachbar helfen könnten! Wir würden dabey nichts verlieren, — ſehet, da nehmen wir die kleine Julie (ſo hieß das fünfte Kind des Wittwers) in unſer Haus. Ich habe mir auch 3 Sols [Suh] (4 Kreutzer) zuſammengeſpart, die will ich Euch geben, und für die kleine Julie will

ich recht ſorgen; wenn die Mutter in die Stadt geht, Milch zu verkaufen, dann will ich ſie die ganze Zeit auf meinen Schooß ſetzen und hüten; — und es ſoll ihr nichts geſchehen.“ —

227.

Vincent de Paula, ein Geiſtlicher, der im 17ten Jahrhundert in Frankreich lebte, war ein Mann, der, ungeachtet er kein Vermögen beſaß und kein öffentliches Amt bekleidete, ſeine höchſte Glückſeligkeit und Freude im Wohlthun und in Erweiſung edler Menſchenliebe ſuchte, und dem ſein Vaterland mehrere Wohlthätigkeits-Anſtalten verdankt, die lange Zeit zur Erleichterung der leidenden Menſchheit dienten, und zum Theil noch jetzt fortdauern. Er ſuchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man ſonſt nur den Glücklichen entgegeneilt; that aber ſein Gutes größtentheils im Stillen, nur Gott und den Unglücklichen ſelbſt bekannt, denen er half, ohne Dank oder Ruhm vor der Welt zu erwarten. Einſt kam er auf einer der vielen Reiſen, die er in dieſer wohlthätigen Abſicht machte, nach Marſeille; ſein erſtes Geſchäft daſelbſt war, den Ort zu beſuchen, der dem Mitleiden und der Erbarmung ein ſo weites Feld öffnet. Es ſind ja auf den Galeeren ſo viele, die, wenn ſie auch größtentheils ihr hartes Schickſal verſchuldet haben, immer noch Mitleiden und Erbarmen verdienen. Ein junger Menſch von 26 Jahren, der ſich durch ſeine ſanfte und rührende Geſichtsbildung von den übrigen Galeerenſklaven gar ſehr unterſchied, fällt dem Reiſenden auf. — „Mein Freund, du weineſt?“ — ſo redete er ihn mit einem Tone an, der das Gepräge des innigſten Mitleids hatte. — „Biſt du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar, leider, nur wenig anbieten, aber dieß wenige iſt völlig dein.“ — „Ach mein Herr, ich flehe nicht um Geld;“ — antwortete dieſer, — *„ich habe genug,* um mein jammervolles Leben durch*zubringen. O! nicht* mein Unterhalt, der koſtet ja ſo

wenig; — liegt mir am Herzen!" — Hier ſtrömten ſeine Thränen häufiger. — „Sollte es nicht möglich ſeyn, dich zu tröſten, dein Elend zu erleichtern?" O, mein Herr, Sie lindern es bereits durch Ihre Theilnahme an meinem Schickſale. Sie ſind der erſte, der ſich um meinen Jammer bekümmert; Gottes Lohn werde Ihnen dafür!" — „Mein Freund, vielleicht finde ich Mittel, deinen Kummer zu mildern!" — „Das Mitleid, welches Sie gegen mich äuſſern, verdient mein ganzes Zutrauen, hören Sie mich an, Sie ſollen Alles wiſſen, mein Herr! Ich bin der Sohn eines Pächters aus H***, eines braven rechtſchaffenen Mannes, der mir lauter gute Lehren und Beyſpiele gegeben hat, Aber liederliche Kameraden, die ſich wenig um die Ehrlichkeit bekümmerten, verführten mich, ſo daß ich auf allerhand Abwege gerieth. Einſt giengen wir auf die Jagd in dem Gebiete eines Herrn, der in unſerer Nachbarſchaft wohnt; und da die Leute dieſes Herrn uns das verwehren wollten, mißhandelten wir ſie ſo ſehr, daß einer von ihnen dem Tode nahe war. Die Juſtiz bemächtigte ſich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich wurde nach dem Verhöre zu 6jähriger Galeeren-Arbeit verurtheilt. Vier Jahre ſchon erdulde ich dieſe entehrende Strafe. Ich bin auch an dem Unglücke meiner Familie ſchuld; meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er dieſe Nachricht erhielt, und unſer wenigs Vermögen gieng über meinem Prozeſſe zu Grunde; aber was meine Verzweiflung aufs höchſte treibt, iſt, daß ich in dieſem Augenblicke erfahre, daß mein Weib und meine drey Kinder vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, ihnen Lebens-Unterhalt zu verſchaffen. O! wie wollte ich arbeiten, wenn ich bey ihnen wäre! Nun müſſen ſie Hunger ſterben!" — Sein Schluchzen erſtickte ſeine Stimme. — „Du haſt gefehlt, — ſagte ihm Vincent tief gerührt, aber du biſt wahrlich unglücklich genug. Jetzt iſt der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereueſt.

belohnt, was ſchadet's! Wo meine vier Kinder eſſen, da mag das fünfte auch noch dabey ſeyn." — Mit dieſen Worten trug er das Käſtchen ohne Widerwillen zu ſeiner Frau, und gab ihr auf, daß ſie des Kindes pflegen ſolle. — „Ich will's gerne thun; aber wenn es nun nicht zureicht?" fragte die Frau. — „Gott wird ſchon helfen". — ſagte der Mann — „ich muß künftig mehr arbeiten: laß es nur gut ſeyn;" und damit gieng er wieder an ſeine Arbeit. Als er Abends nach Hauſe kam, und es eben an Holz fehlte, um Suppe kochen zu können, kam er auf den Gedanken, das Käſtchen zu zerſchlagen, das ihm weiter zu nichts nützlich zu ſeyn ſchien, packte hierauf die Betten und das Stroh aus, und warf es auf den Boden hin. — „Halt, Frau, das klingt ja wie Geld!" — Sie ſuchten, und fanden ein Papier mit fünfzig Stück Louisd'or. „Ey" — ſagte der Knecht, nun können wir das Kind wohl nicht behalten, da ſo vieles Geld dabey iſt. — Geſchriebenes konnte weder er noch die Frau leſen, und gleichwohl war er begierig zu wiſſen, was auf dem Papier ſtehe. „Geh' zum Pfarrer" — ſagte die Frau — „er iſt ja ein ſo guter Mann, der wird dir ſagen, was darauf ſtehet." Martin gieng hin, und ſtaunte als er den Pfarrer leſen hörte: „Die Aeltern dieſes Knaben bitten den Pächter, daß er für die Erziehung deſſelben alle mögliche Sorgfalt trage; ſie dürfen zwar, durch Umſtände gedrungen, ſich jetzt nicht als die Aeltern des Kindes bekannt machen; deſſen ungeachtet wollen ſie keine Koſten ſcheuen, damit demſelben nichts abgehe, ſie legen hier fünfzig Louisd'or bey, und verſprechen heilig und theuer, daß alljährlich eben ſo viel überſchickt werden ſollen. Sie ſetzen in die Rechtſchaffenheit des Pächters kein Mißtrauen." — Als der Pächter die Sache erfuhr, forderte er das Kind mit dem Gelde von ſeinem Knechte zurück. Martin aber, auf Belehrung des Pfarrers, verweigerte die Zurückgabe, und die Sache kam endlich vor das Parlament, von welchem der Pächter des Zu-

trauens für unwürdig erklärt wurde, das die Aeltern des Kindes in ihn geſetzt hatten.

228 a.

Ein Würtembergiſcher Jäger, war in der Schlacht bey Borodino, bey einem heftigen Koſaken-Anfall verſprengt worden, ohne daß er zu den Seinigen wieder kommen konnte. Er gerieth in waldige Moräſte, und irrte mehrere Tage darin umher, ohne einen Ausweg zu entdecken. Bereits war ſein geringer Brod-Vorrath aufgezehrt, und der Hunger und die kalten Nächte hatten ihn faſt ganz entkräftet. Bereits hatte er die Hoffnung zur Rettung aufgegeben, als er bey dem mühſamen Durcharbeiten durch den dicken Wald endlich einen Fußſteig entdeckte, den er ſogleich einſchlug, und bald ſahe, daß das Dickicht lichter wurde. Er gelangte glücklich auf eine Ebene, in der er in der Ferne ein anſehnliches Gebäude erblickte, welches er für ein Schloß hielt. Er wanderte ſogleich darauf los, weil er wenigſtens dort ein Obdach zu finden hoffte. Eine ſteinerne Treppe führte zu dem Eingang. Ein unbeſchreiblicher Schrecken fuhr ihm durch alle Glieder, als er hier zwey Pferde angebunden fand, welche durch die darauf befeſtigten Picken deutlich genug die in der Nähe befindlichen Koſaken anzeigten. Der Jäger floh eiligſt davon, um auf's neue eine Freyſtätte in dem unwirthbaren Walde zu ſuchen. Dazu war es aber leider zu ſpät. Die Koſaken hatten ihn ſogleich in der Stube durch's Fenſter bemerkt, und ſtürzten blitzſchnell nach ihren Pferden. Er war kaum einige hundert Schritte entfernt, als ſie ihn einholten, und ihm ſogleich umzukehren befahlen. Sie brachten ihn in's Schloß, und ſahen aus ſeinem ganzen Aufzuge, daß ſie ſtatt eines Feindes einen armen hülfloſen Fremdling gefangen genommen hatten; das drang den braven Koſacken durch's Herz, und ſie nahmen ſich ſeiner auf's menſchenfreundlichſte an. Es wurde ſogleich für Speiſe und Trank geſorgt, wodurch der ar-

228 c.

Einige Juden-Kinder in Altona wurden die Stifter einer sehr wohlthätigen Anstalt. Von ihren Aeltern gewöhnt, auch Kleinigkeiten nicht unbenützt in den Boden treten zu lassen, giengen diese Kinder umher und sammelten die Stecknadeln, die auf den Straßen und Spaziergängen verloren worden waren. Sobald sie eine Anzahl beysammen hatten, verkauften sie dieselben für einige Schillinge, und legten dieses geldste Geld zurück, um es zur Anschaffung einiger Hemden für Nothleidende anzuwenden. Die Aeltern freuten sich über die edle Absicht der Kinder, und trugen freywillig zu dieser durch Stecknadeln-Sammlung zu Stande gekommenen kleinen Hülfs-Anstalt bey. Der Fonds ward nach und nach immer größer, und in Kurzem so ansehnlich, daß es nöthig wurde, ihn einer eigenen Rechnungs-Führung und Verwaltung zu unterwerfen. Die Theilnehmer an dieser Anstalt vereinigten sich in eine Brüderschaft unter dem menschenfreundlichen Namen: „Malbisch Arumin" (zur Bekleidung der Nackenden). Die Brüderschaft der portugiesisch-jüdischen Nation in Altona wählte drey Vorsteher dieser Anstalt aus ihrer Mitte, um dieses schöne Institut immer mehr empor zu bringen, und das edle Bemühen ist auch wirklich gelungen. Die Wohlthaten, die diese Anstalt spendet, sind zwar nur auf diejenige Unterstützung eingeschränkt, die der Name „Malbisch Arumin" mit sich bringt, nehmlich Bekleidung der Nackenden durch jährliche Vertheilung von Hemden; seit einigen Jahren sind aber schon mehrere hundert Hemden an Hülfsbedürftige ausgetheilt worden.

228 d.

In den ersten Tagen des Jahres 1810. fanden zwey Einwohner von A..... auf der Heerstraße nach Frankfurt am Mayn einen Wanderer, welcher vor Kälte erstarrt, auf einem Steinhaufen lag. Sie legten ihn auf *ihren Holzschlitten*, eilten nach dem nahe gelegenen Dorfe,

und wollten den Erstarrten hier in dem am Eingange des Ortes — gelegenen Bier-Hause absetzen. Allein der Wirth, welcher ihrer schon in der Ferne ansichtig war, stellte sich in die Hausthüre, und verweigerte den Eingang, indem er schrie: „bringt ihn dort hin, wo er getrunken hat!“ Sein Nachbar aber, ein gutherziger Israelite, der den Lärm hörte, öffnete sogleich seine Thüre, ließ den Erstarrten in sein Bett legen, und machte Anstalt, ihn mit Kaffee zu laben, bis der Arzt, nach welchem er sogleich schickte, sich eingefunden hatte.

Dieser, der eben wegen Einimpfung der Schutzpocken in A. anwesend war, eilte herbey, und brachte es durch seine zweckmäßigen Vorkehrungen dahin, daß der Erstarrte nach Verlauf einer halben Stunde völlig belebt und gerettet war.

Edelsinn und Großmuth.

229.

Die Geschichte Franz Fleury's enthält so viele vortreffliche Beweggründe zur Tugend, und stellt so schöne Beweise auf, wie viele Belohnungen unerschütterliche Redlichkeit und eine auf ächte Religion gegründete Menschenliebe zur Folge haben, daß der Herausgeber dieser Sammlung sich das Vergnügen nicht versagen konnte, sie, besonders für seine jungen Freunde, hier ausführlicher mitzutheilen. — Fleury's Aeltern waren Landleute in einer der nördlichen Provinzen Frankreichs, starben aber beyde an einer ansteckenden Krankheit, als ihr kleiner Franz erst vier Jahre alt war. Ein alter Verwandter nahm ihn zu sich, aber auch dieser starb nach einem halben Jahre. Der kleine Junge kannte damals das Elend des Waisen-Standes und die Leiden der Armuth noch nicht. Ganz unbekümmert wegen sei-

wollte Fleury, nachdem er dem Hr. Perdin die Uhr übergeben hatte, ob er gleich ganz hungrig und erfroren war, zur Thür hinaus eilen, aber der Fremde hielt ihn. — „Laßt mich," — sagte er ängstlich — „ich habe in der Eile das arme Vieh verlassen; es ist hungrig, ich hab's noch nie hungern lassen." — Du bist vielleicht noch hungriger, guter Knabe!" — Und nun wollte ihm der Fremde etwas von dem auf dem Tische stehenden Morgen-Brode geben. Fleury benützte diesen Augenblick, und lief, ohne Belohnung zu erwarten, mit so schnellen Schritten fort, daß der Fremde, der ihm eine Strecke nachfolgte, ihn gar bald aus dem Gesichte verlor. Gegen Mittag war Fleury wieder bey seiner Schaafhürde, die er aber leer fand. In voller Angst eilte der gute Junge nach Hause. — „Herr" — rief er, indem er den Meier erblickte — „straft mich, ich war untreu! Aber es ist nicht meine Schuld; unser Schulmeister hat's zu verantworten, der hat uns Kindern so oft in der Schule gesagt: fromme Menschen müßten das Gefundene nicht behalten. Ich kann ja nichts dafür, daß der Herr so geschwind ritt. — „Das kannst du auch nicht; guter Knabe!" — Mit diesen Worten trat Hr. Perdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube, und weil er sahe, daß der Meier einen Stock in der Hand hatte, so gieng er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „schlagt mich, guter Vater, nicht den Knaben, denn ich habe ihn verführt!" erzählte hierauf dem Bauer die ganze Sache, und hielt so lange mit Bitten an, bis er ihm den jungen Schäfer überließ. Nachdem er diesen hatte ausruhen lassen, und den Bauer beschenkt hatte, nahm er den Knaben mit sich auf's Pferd, und brachte ihn in sein Haus. Hier ließ er den gefundenen Waisen sogleich kleiden, und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bey welchem der brave Jüngling in kurzer Zeit in guten Sitten sowohl, als in den Kenntnissen eines Kaufmannes, bewunderswürdige Fortschritte machte. Gleich von der *ersten Stunde* an gewöhnte er sich an die genaueste Ord-

nung in seinen Geschäften. Er stand alle Tage, sowohl im Winter als im Sommer, um 5 Uhr auf; nachdem er sich gewaschen hatte, verrichtete er sein Gebet, las ein Stück aus der heiligen Schrift oder aus der Moral des la Placette. Hierauf machte er abwechselungsweise einen französischen oder deutschen Aufsatz, den er sich von seinem Lehrer verbessern ließ, und dann gieng er in's Comptoir (Contoar), wo er in müßigen Augenblicken in einer der besten französischen, deutschen oder englischen Schriften las. Des Abends, nachdem das Comptoir geschlossen war, übte er sich auf dem Klaviere, rechnete einige Exempel, und beschäftigte sich auf's neue mit Lesung nützlicher Bücher. Diese edeln Beschäftigungen bewahrten ihn vor so manchen Fallstricken, in welche die unerfahrne leichtsinnige Jugend, leider, so leicht geräth, insbesondere vor Verschwendung, Unkeuschheit und böser Gesellschaft; sie verschafften ihm nach und nach eine edle Charakter-Stärke, und erwarben ihm die Liebe seines Herrn. Einst war dieser nach Bordeaux (Bordoh) gereiset. Unterdessen verlangte ein unbekannter Bedienter eine Portion von einem sehr heilsamen Pulver wider den Staar, welches Hr. Perdin als ein Arkanum besaß, und Jedermann, der es verlangte, umsonst überließ. Nach einigen Tagen brachte eben dieser Bediente ein versiegeltes Papier, in welchem 200 Louisd'or für Hrn. Perdin und 50 für Fleury befindlich waren. Fleury legte zwey von seinen eignen Goldstücken in eine Lotterie, und gewann noch vor Ankunft seines Herrn das größte Loos mit 2000 Louisd'or. Kurz nach diesem glücklichen Tage kam Herr Perdin nach Hause, und fand nach seiner Ankunft 2248 Louisd'or auf seinem Tische liegen, welche ihm sein treuer Fleury sämmtlich überlieferte. Diese schöne Handlung und die während seiner Abwesenheit ungemein redlich geführte Verwaltung der Geschäfte gewannen dem Fleury das ganze Herz seines Principals. Er flog in die Arme seines Lieblinges, drückte ihn an seine Brust, schob ihm die Summe zurück, und schenkte ihm

einem Alter von siebenzig Jahren, es doch noch immer für seine Pflicht hielt, durch beständige Thatigkeit nützlich zu seyn, eine Reise nach Lissabon machen, gieng auch wirklich dahin ab, und nahm in der freudigsten Hoffnung, daß er zeitig genug wieder zu Hause seyn würde, von seinem Lieblinge Abschied. Fleury, der es kaum erwarten konnte, seinen gütigen Herrn wieder zu sehen, eilte an dem Tage, da Perdin wieder einzutreffen gehofft hatte, nach dem Hafen bey Wadyk. Allein er mußte dießmal traurig wieder nach Hause gehen, und diesen Gang hatte er, unter wechselseitigen süßen Erwartungen und traurigen Ahnungen, schon 14 Tage nacheinander gethan. Noch immer begleitete ihn die Hoffnung zum Hafen, als eines Tages einer der Matrosen seines Principals mit der traurigsten Miene ins Comptoir kam, und ihm meldete, daß das Schiff auf seiner Rückreise untergegangen seye, und daß bloß er nebst dem Küchen-Jungen sich auf einem Brete gerettet habe. Fleury's Schmerz war unbeschreiblich, und zog ihm eine gefährliche Krankheit zu. Unterdessen kam das Gerüchte von diesem Unglücke auch Perdins einzigem Bruder, der ein Kaufmann war, zu Ohren. Dieser lief sogleich nach seines Bruders Hause, öffnete, ohne daß der kranke Fleury etwas gewahr wurde, mit Gewalt den Schreibepult des Verunglückten, nahm dessen Schriften heraus, und ließ hierauf Alles versiegeln. Unter den Schriften befand sich auch das Testament, nach welchem Fleury Universal-Erbe war. Dieses verbrannte er, und seine Tücke erfand zugleich das Mittel, die dabey gebrauchten Zeugen zu seinem Vortheile zu bestechen. Hierauf setzte er sich in den Besitz der sämmtlichen Güter seines Bruders, und der kranke Fleury mußte seine Stelle aufgeben. Dieser miethete sich nun ein kleines Zimmer in einer einsamen Straße mit dem Vorsatze, nach seiner Genesung diesen für ihn jetzt so *traurigen* Aufenthalts-Ort zu verlassen. Einst saß er *einsam und traurig* auf seinem Zimmer, so ganz mit dem

Bilde seines ihm unvergeßlichen Wohlthäters beschäftigt, als er unvermuthet in seinen Betrachtungen durch den Empfang eines Briefes gestört wurde, aus dessen Aufschrift er sogleich erkannte, daß er von seinem Herrn und Freunde Perdin kam. Fleury, vor Freude ganz entzückt, erbrach ihn schnell, las, küßte ihn, las ihn auf's neue, und drückte ihn an seine Brust. Perdin war, wie er aus diesem Briefe fand, zwar noch am Leben, befand sich aber freylich in einer Lage, die nicht viel besser war als der Tod. Er schmachtete zu Algier in der Sklaverey, und nur eine Summe von 6000 Thalern konnte ihn seinem treuen Fleury wiederschenken. In fliegender Eile rannte dieser Redliche durch die Straßen, um sein niedergelegtes Kapital, das ihm eigenthümlich zugehörte, zu holen. Und in Zeit einer Stunde hatte er schon dafür gesorgt, daß es sammt den Zinsen seinem unglücklichen Wohlthäter zugeschickt werden konnte. Kaum hatte Fleury nach seiner Zuhausekunft angefangen, sich den entzückenden Auftritt, den ihm der neue Besitz seines Pflegevaters schenken würde, in seiner Einbildungs-Kraft auszumalen, als zwey Gerichtsdiener in sein Zimmer traten, und ihn in's Stadtgefängniß mit sich führten, wo er in Ketten gelegt wurde. Der obgedachte Bruder seines Principals, ein Mann, der eben so geitzig als hinterlistig und grausam war, hatte ihn nämlich angeklagt, daß er heimlich noch Kapitalien seines Bruders in Händen habe. Der Matrose, der die Nachricht von Perdins Tode ausgesprengt hatte, war bestochen worden, und da dieser über die Richtigkeit seiner Aussage einen Eid ablegte, so wurde Fleury von dem Gerichte für schuldig gehalten. Schon lag er zwischen den schrecklichen Folter-Instrumenten, die eine genaue Angabe der noch in seinen Händen sich befindenden Kapitalien erpressen sollten, als sein Freund und Wohlthäter Perdin ins Gefängniß trat. Bald umarmte Perdin Fleury's Kniee, und sank dann unmächtig auf seinen Liebling hin; bald schlangen sich Fleury's Arme um seinen wie

der gefundenen Beschützer, und sein ganzes Herz flog aus seinen schmachtenden Blicken in Perdins thränendes Auge hinüber. Nach zwey Jahren starb der fromme Greis. Fleury, der nun Herr von 3 Tonnen Goldes war, schenkte den dritten Theil dieser Summe sogleich dem Bruder seines Herrn, der auf Lebenszeit zum Zuchthause verdammt worden war; denn von der verdienten Todesstrafe war er auf Fleury's und Perdin's anhaltende Fürbitte befreyet worden. Eine fernere große Summe ließ der gütige Erbe den Hausarmen baar auszahlen, und ein anderes Kapital legte er nieder, damit die Zinsen davon jährlich an Nothleidende vertheilt würden. Endlich gab er noch 50,000 Thaler zur Erbauung eines Waisenhauses her. Schon als Knabe und Jüngling war Fleury bey Jedermann beliebt, — denn Redlichkeit und Demuth haben ihre Belohnung unmittelbar zur Seite; — jetzt aber schätzten ihn alle Einwohner in und um Dünkirchen, und nie wurde sein Name genannt, ohne gesegnet zu werden. Er starb, ohne die schreckvolle Seite des Todes zu empfinden, an einem Schlagflusse im neunzigsten Jahre seines Alters: eine ausgezeichnet schöne Reihe von Jahren, die ihm seine rechtschaffene und geordnete Lebensart geschenkt hatte. Das Gerücht oder vielmehr die Wehklage der Armen trug die Nachricht von dem Tode dieses großen Menschenfreundes von Wohnung zu Wohnung; und wo man einen Menschen erblickte, da sah man ihn die Hände ringen, und den vortrefflichen Fleury beweinen; wirklich sind wohl selten aufrichtigere Thränen geflossen, als jene, die diesen Menschenfreund betrauerten. — Bey seinem Tode befanden sich in dem von ihm gestifteten Waisenhause bereits 31 Knaben und 20 Mädchen; sie giengen sämmtlich, schwarz gekleidet, vor der Leiche ihres Vaters — so nannten sie den frommen Fleury, — her, und streueten Blumen auf den Weg.

230.

Im Anfange der Regierung des Römischen Kaisers Tiberius empörte sich wider ihn die große Armee, welche sich in Nieder-Deutschland befand. Diese Kriegsvölker, durch ihre Siege stolz, und ihre Stärke fühlend, meinten ein Recht zu haben, über die Thronfolge nach Augusts Tode zu gebieten, und wollten ihren Feldherrn, den Prinzen Germanicus, den sie um seines trefflichen Charakters willen liebten, an die Stelle des lasterhaften Tiberius zum Kaiser ausrufen. Tiberius würde unfehlbar den Kaiserthron verloren haben, wenn Germanicus die ihm angebotene Kaiser-Würde angenommen hätte. Ungeachtet aber dieser wußte, daß ihn Tiberius äusserst haßte, und überdieß eine offenbare Feindschaft zwischen des Germanicus Gemahlin Agrippine, einer Enkelin des Augustus, und der Kaiserin Livia, die sehr stiefmütterlich gegen sie verfuhr, herrschte; so machte er sich doch das Anerbieten der Armee, welche er kommandirte, nicht zu Nutze, sondern beschäftigte sich vielmehr nur mit den Mitteln, den Aufruhr zu stillen: indem er die Soldaten an die Siege und Triumphe des Tiberius, an die Thaten, die dieser mit ebendenselben Legionen verrichtet hatte, und an die einstimmige Wahl desselben zum obersten Regenten erinnerte. Er versicherte seine Truppen als ein ehrlicher Mann, daß er das ihm gemachte Anerbieten der obersten Herrschaft als eine Beleidigung ansehe. Die Soldaten fuhren dessen ungeachtet fort, ihn zu nöthigen, daß er sie annehmen solle, und giengen endlich so weit, daß sie ihm ihre Degen zeigten, um ihn dadurch zu zwingen. Hier ruft aber dieser unerschütterlich rechtschaffene Mann aus: daß er lieber sterben, als die dem Tiberius geschworne Treue brechen wolle. Der Aufruhr nimmt zu: Germanicus ist in der größten Lebensgefahr. Seine Freunde stellen ihm vor, er solle zum wenigsten, bey der blinden Wuth seiner Soldaten, für die Sicherheit seines Sohnes, der

noch ein Kind war, und seiner Gemahlin Agrippine, die sich eben schwanger befand, sorgen, und sich mit ihnen aus dem Lager entfernen. Germanicus kann sich aber lange nicht entschließen, diesen Vorstellungen Gehör zu geben. Auch Agrippine, die eben so herzhaft als ehrliebend war, will sich nicht von ihm trennen. Endlich willigte sie doch darein, eine sichere Freystatt bey einem fremden Volke zu suchen. Sie geht, mit ihrem Sohne auf dem Arme, in Begleitung sehr vieler Gattinnen der vornehmsten Offiziers, deren Geschrey und Wehklagen wie aus einer im Sturme eroberten Stadt ertönte. — Dieser Anblick erweichte das Herz der Soldaten. Von Empfindungen der Schaam und des Mitleids durchdrungen, laufen sie der Agrippine entgegen, um ihre Abreise zu verhindern; Andere wenden sich an den Germanicus, welcher in diesem Augenblicke eine Rede voll Nachdruck an sie hält, die schnellere Wirkung that, als er sich Hoffnung gemacht hatte. Die Aufrührer erkennen ihr Verbrechen, und verlangen selbst die Bestrafung der Urheber. — Die gewissenhafte Treue des Germanicus erscheint in einem noch helleren Lichte, wenn man auf die Umstände siehet, unter welchen er den kaiserlichen Thron von der Hand gewiesen hat. Es war damals noch keine Erbfolge in der kaiserlichen Regierung. Der verstorbene August war eigentlich der erste, oder nach] Julius doch nur der zweyte Kaiser gewesen. Wer sich, wie Julius und August, am mehrsten geltend machen konnte, der wurde Kaiser. Germanicus war auch ein großer Herr. Er hatte die Enkelin des ersten Römischen Kaisers zur Gemahlin, er hatte eben das Recht zum Throne, wie ein anderer; die beste Armee des Staates wählte ihn zum Oberhaupte; er lief Gefahr, umgebracht zu werden, wenn er die Regierung nicht annahm; er hatte eine Gemahlin, die so gerne kaiserliche Ehre genossen hätte. Und gegen wen erwies er eine so ausserordentliche Treue? War der neue Kaiser sein Freund? *Brachte er aus* Dankbarkeit ein so großes Opfer? Nichts

weniger. Tiberius hatte seither feindliche Gesinnungen gegen ihn geäussert. Also gegen einen Feind war er so großmüthig!

231.

Carlo Broschi, genannt Farinelli, der berühmteste Sänger seiner Zeit, stammte aus einem verarmten adelichen Geschlechte, und wurde im J. 1705. zu Andria im Neapolitanischen geboren. Sein seltenes Künstlertalent und sein sanfter, bescheidener Charakter verschafften ihm allgemeine Achtung und Liebe. Nachdem er sich einige Zeit am Londner und Wiener Hofe aufgehalten hatte, trat er im J. 1737. in Dienste Philipps V. Königs von Spanien, der ihn mit Reichthümern überhäufte. — Einige Jahre darauf verfiel dieser Fürst in eine tiefe Melancholie, die ihn zu allen Geschäften untauglich machte, und ihn abhielt, sich den Bart abnehmen zu lassen, und im Staatsrathe zu erscheinen. Seine Gemahlin wollte nun zu seiner Heilung einen Versuch mit der Stärke der Tonkunst machen; sie ließ heimlich Anstalten zu einem Konzerte nahe an dem Zimmer des Königes treffen, und Farinelli eröffnete dasselbe mit seiner ausgezeichnet anmuthigen und zugleich reinen Stimme durch einen seiner schönsten Gesänge. Der König, der bey dem Konzerte ungemein aufmerksam wurde, schien anfangs gerührt, und kurz darauf bewegt zu werden. Bey dem Ende des zweyten Gesanges rief er den Tonkünstler zu sich, überhäufte ihn mit gnädigen Aeusserungen, und fragte ihn, was er für eine Belohnung verlange. Farinelli bat den König, sich den Bart abnehmen zu lassen, und dem Staatsrathe wieder beyzuwohnen. Der König willigte in seine Bitte, und von dieser Zeit an merkte man, daß die Krankheit des Königes täglich abnahm. Philipp gewann ihn jetzt immer lieber, so daß er keinen Tag ohne ihn leben konnte, und ihn zu seinem vertrautesten Freunde machte; ja er gestand ihm endlich so vielen Einfluß zu, als irgend ein Premier-Minister

bey ihm hatte. Aber auch auf dem Gipfel des Glückes und des Ansehens vergaß Farinelli nie, daß er vorher nur ein Sänger gewesen war. Die Herren an Philipps Hofe, die alle Tage in seinem Pallaste speiseten, konnten ihn nie dahin bringen, daß er sich mit ihnen zu Tische gesetzt hätte; überhaupt betrug er sich immer mit der äussersten Bescheidenheit, so daß er allgemein hochgeschätzt wurde. Von seinem großmüthigen und bescheidenen Charakter gab er bey mehreren Vorfällen sehr schöne Beweise. Einst hörte er, als er gerade in des Königs Zimmer gieng, daß der Offizier von der Wache zu einem andern, der keine Verrichtung bey Hofe hatte, sagte: „Die Ehrenstellen werden einem Castraten reichlich ertheilet, und ich, der ich nun dreyßig Jahre diene, erhalte keine Belohnung!“ — Der Tonkünstler stellte dem Könige vor, daß er seine Diener vergesse, und veranlaßte ihn, sogleich ein Dekret auszufertigen, welches Farinelli mit den Worten dem Offizier überreichte: „Ich habe Sie sagen hören, Sie dienten schon dreyßig Jahre; Sie hatten aber Unrecht, wenn Sie sagten, es geschehe ohne Belohnung; hier ist die Belohnung, die Ihnen der König gibt.“ — Gegen Personen von niederem Stande war er ungemein herablassend und freundlich. Sein Schneider brachte ihm einmal ein neues Kleid, und Farinelli wollte ihn eben bezahlen lassen, als der Schneider sagte: „Ich gehe schon lange bey Ew. Excellenz aus und ein, ich habe oft die Ehre, Sie mit den Händen zu berühren und anzukleiden; dennoch habe ich nie das Glück gehabt, Ihren himmlischen Gesang, von dessen Lobe der ganze Hof voll ist, zu hören. Darum bitte ich, mir es nicht zu verübeln, wenn ich“ — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Farinelli ihn lächelnd auf einen Stuhl beym Klaviere sich niedersetzen hieß, und mit der nämlichen Energie und Kunst, als wenn er vor dem Könige säße, ihm eine Arie vorsang. Hierauf gab er seinem Cassier Befehl, ihm das Kleid doppelt zu bezahlen.

232.

Der Kalife Mammoun in Bagdad hatte einst zur Abendzeit seinen Liebling, Ali-Iba-Abas, bey sich. Sie waren eben in einem vergnügten Gespräche begriffen, als unerwartet ein Fremder, der eines großen Verbrechens beschuldigt war, an Händen und Füßen gefesselt, durch Soldaten ihm vorgeführt wurde. Verschwunden war jetzt der heitere Blick des Kalifen; erzürnt sprach er zu seinem Lieblinge: „Nimm diesen Verbrecher zu dir, und verwahre ihn aufs strengste. Morgen bringe ihn vor Gericht!" — Ali gehorchte, und verwahrte den Fremdling in seinem Hause. Still und schweigend beugte sich dieser unter sein Schicksal. Sein Blick war ernst, aber ruhig; ein Blick der sich bewußten Unschuld. In der nächtlichen Stille nahete sich Ali, von Niemanden belauscht, dem Fremden, und fragte nach seinem Vaterlande. — „Meine Vaterstadt ist Damask," — versetzte dieser, — „dort, ach dort habe ich eine friedliche Wohnung, meine geliebte Gattin, meine unmündigen Kinder verlassen müssen." — „Der Himmel möge Damask segnen!" — entgegnete Ali. — „denn daselbst wohnt der Retter meines Lebens." — „In Damask dein Retter?" — fragte der Fremde mit erheitertem Gesichte: — „O erzähle, ich bitte, o erzähle mir diesen Vorfall!" — „Der strenge Kalife entsetzte den Statthalter seines Amtes," — begann Ali, — „ich bekam den Auftrag, den neuen Statthalter zu begleiten. Lange dauerte unsere Reise, und war mit mancherley Gefahren verbunden. Wir kamen in Damask an, und nahmen Besitz von der Burg. Aber des Nachts, wo wir, ermüdet von der Reise, auszuruhen gedachten, entstand plötzlich ein Aufruhr in dem Pallaste. Der abgesetzte Statthalter hatte die Soldaten zur Empörung gereitzt. Die Lebensgefahr war groß, und stieg mit jeder Minute. Ich entgieng ihr mit einem raschen Sprunge durchs Fenster, und floh in einen entfernten, nach Morgen lie-

genden Theil der Stadt. Da fand ich, nahe an der großen Moschee, ein Haus und einen Menschenfreund, der mich mit schützendem Arme aufnahm, und, nicht ohne Gefahr, vier Wochen lang bey sich verbarg. Als ich endlich vernahm, daß eine Karavane sich rüstete, nach Bagdad, meiner Vaterstadt, zu reisen, da erwachte die Sehnsucht nach den vaterländischen Gegenden mit aller Stärke. Doch diese frohe Aussicht wurde mir getrübt. Ich litt Mangel an dem nöthigen Reisebedarfe. Schaam und Schüchternheit hielt mich ab, meinem Lebensretter diese Verlegenheit mitzutheilen. Endlich entschloß ich mich, diese Reise auf gut Glück anzutreten. Der Tag des Abschiedes kam. Da erschien mein Beschützer abermals; wie ein Engel des Himmels sprach er mit freundlichem Blicke: „Die Reise ist lang; da nimm von mir etwas Reisegeld und hier dieses Roß, dieses Maulthier und diesen Sklaven zum Geschenke.“ Hierauf wandte er sich zu den Reisenden, empfahl mich ihnen bestens, umarmte mich dann mit nassen Augen, und begleitete mich mit den besten Segenswünschen. — Diese unerwartete Güte erschütterte mein Herz, und machte mir den Augenblick des Abschiedes überaus schwer. — Gesund und wohl kam ich in Bagdad an. — O könnte ich nur noch einmal meinen edeln Retter und Wohlthäter sehen, noch einmal ihn innigst an mein Herz drücken: dann, o dann wäre der sehnlichste Wunsch meines Herzens erfüllt, dann wollte ich gerne und zufrieden den Tod erwarten!“ So sprach Ali im Hochgefühle seines dankbaren Herzens. Staunend und mit Wohlgefallen ruhte auf ihm das Auge des Fremden. Mit dieser hohen Freude rief er aus: — „Theurer! dein Herzens-Wunsch ist erfüllt. Schau her mir ins Gesicht, und frage dein Herz! — Ich bin derjenige, der einst bey jenem Aufruhre die Pflicht, den Bruder aus der Noth zu retten, an dir erfüllte.“ — Mit diesen freundlich gesprochenen Worten führte er noch nähere Umstände jenes *Vorfalls an*. Und Ali? — O dieser Edle wurde über-

wältigt von den Gefühlen der Freude und Dankbarkeit. Er stürzte seinem Retter an die Brust. — „Ja du bist es" — rief er voll Entzücken aus: „du bist mein edelmüthiger Lebensretter, mein Herz sagt es mir. O nun ist die heiße Sehnsucht meines Herzens gestillt." — Und als er die Fesseln erblickte, befreyte er sogleich den Edeln davon. — „Aber sag mir nur, wie kamst du in diese traurige Lage?" — fragte jetzt Ali. — „Ich trage diese Fesseln unschuldig" — antwortete der Fremde. — „Neid und Bosheit haben mich als einen Verbrecher angeklagt, haben mich ohne Erbarmen, ohne auf die Betheurung meiner Unschuld zu hören, von Haus, Weib und Kindern getrennt. O Ali! der Ausgang meines Schicksals ist mir unbekannt; sollte ich aber als ein Unschuldiger zum Tode verdammt werden, so nimm dich meines trostlosen Weibes und meiner verwaisten Kinder an." — „Wie, du mein Retter! solltest bluten?" — rief jetzt Ali aus — „Du, die Unschuld selbst, solltest der schwärzesten Bosheit unterliegen müssen? Nein! ich schwöre es Dir, nimmermehr soll das geschehen." — Hoher Muth blitzte aus dem Auge des dankbaren Ali; er eilte schnell fort. Der Fremde schaute ihm staunend nach. Nach wenigen Minuten kam er wieder. „Hier, du edler, theurer Freund, hier nimm diese seidenen Stoffe und diesen Beutel Geld, und diesen warmen Kuß des Lebewohls. Und nun fliehe, fliehe von hier noch in der Dunkelheit der Nacht; fliehe, deiner sich abhärmenden Gattin und deinen, mit Sehnsucht nach dir fragenden Kindern zu! Der Kalif wird zwar zürnen, wüthen; doch mich treffe seine Wuth, und wenn sie mich auch zum Tode führen ließe!" — „Edler Ali, wie? sterben wolltest du für mich? Dein theures Leben wolltest du für mich opfern? Nimmermehr! Ich bleibe. Nur der mit Schuld Belastene flieht. Aber um die einzige Liebe bitte ich dich, daß du deinen Herrscher von meiner Unschuld zu überzeugen suchest." — Ali bat mit wehmüthigem, bethränetem Blicke, schilderte ihm die traurige Lage der Seinen

gen und die Strenge des Kalifen; beschwor ihn, die Flucht zu ergreifen, da es noch Zeit seye. Umsonst! Fest und unerschlossen stand der Freund vor ihm, sanft seine Rechte ergreifend. — „Nein, Ali, nein! ich bleibe. Theuer ist mir mein Leben, theurer mir noch das deinige.“ — Lange dauerte dieser edle Streit. Immer fester wurde ihr Freundschaftsbund; immer inniger flossen ihre Herzen zusammen. Unter diesen Herzensergießungen eilten die nächtlichen Stunden unbemerkt dahin, die Morgenröthe brach an. Da sprang Ali schnell auf. „Noch wenige Minuten, Theurer“ — sprach er — „und du bist gerettet, oder ich sterbe mit dir.“ — Er eilte fort zum Pallaste des Kalifen. Sehnsuchtsvoll harrte er seines Erwachens. Voll Hochgefühl der edelsten Absicht warf er sich dem Beherrscher zu Füßen. — „Gnade für den Fremdling, den ich seiner Fesseln entledigte!“ — Mit zornigem Blicke und ergrimmt entgegnete der Kalife: „Wie, du hast dich erkühnt, diesen Verbrecher zu befreyen? Ha, beym Allah! — so sollst du für ihn büßen!“ — Ali vernahm dieses Schreckenswort; aber hoch schlug sein dankbares Herz, und erhöhete seinen Muth. — „Großer Monarch, o höre mich; höre den, den du bisher mit Güte überhäuftest! Der Fremdling ist ein edler Mann, ist unschuldig. Neid, Bosheit und Rachsucht wußten ihn zu stürzen. O vernimm die Worte, die Klagen der Unschuld!“ — Ungerne und erzürnt hörte ihn der Kalife an. Mit flehender Stimme und großer Beredtsamkeit schilderte nun Ali das Gewebe der Bosheit, wodurch sein Freund und Wohlthäter angeklagt, und als ein Böswicht gefesselt worden war. Die hohe Kraft der Wahrheit siegte, und schon milderte sich der Zorn des Kalifen. Und als ihn Ali flehentlich bat, ihn beschwor, daß er lieber ihn als seinen großmüthigen Lebens-Retter verdammen sollte; — da wurde sein Blick heiter, seine Miene sanft, ja eine schöne Thräne des Mitleids rollte ihm die Wange herab. „Steh auf, Ali“ — *sprach der Kalife* mit sanfter Stimme. — „Es sey,

ich verzeihe dem Fremdlinge. Er sey frey! Geh, führe ihn her!" — Auf Flügeln der Liebe eilte dieser fort zu seinem Retter, warf sich mit freudigem Ungestüm an seine Brust, und verkündigte ihm seine Erlösung. — Sie erschienen vor dem Throne. „Siehe" — sprach der Kalife zu dem Erlösten — „diesem (auf Ali zeigend) verdankst du deine Freyheit. Nun geh, und vergiß unserer nicht!" — Hierauf schenkte er ihm kostbare Kleider, mehrere Pferde, Kameele und Maulthiere, gab ihm zehntausend Dukaten Reisegeld, und einen Brief an den Statthalter in Damask, dessen Schutz er ihn empfahl. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick des Kalifen auf Ali und dem Fremdlinge. Beyde warfen sich, innigst gerührt, vor dem Throne nieder, und stammelten Worte des wärmsten Dankes. Alle drey fühlten hohe Himmelslust bey dem Bewußtseyn edler Thaten.

233.

Der Fürst von Caserta wurde einst auf einer Reise, die er in Italien machte, durch eine schnelle und fürchterliche Ueberschwemmung aufgehalten, und ward hiebey Augenzeuge von dem Unglücke, welches eben dadurch viele Menschen erlitten. Am meisten aber gieng ihm das Schicksal einer Familie zu Herzen, die ihrem Untergange nahe war. Entschlossen, die Rettung dieser Unglücklichen, wenn es nur immer möglich wäre, zu bewirken, bot er einem Müller, den er zufälligerweise traf, 200 Dukaten an, wenn er es wagen würde, jene Familie der Gefahr des Todes zu entreißen. Nach einigem Bedenken und auf die wiederholte Aufforderung des Fürsten, welcher die angebotene Summe noch um 100 Dukaten erhöhe, eilt der Müller den Unglücklichen entgegen, deren Jammergeschrey und Händeringen die Größe ihrer Gefahr verkündete. Glücklich arbeitete er sich durch das empörte Element, und es gelingt ihm, nach und nach Alle in Sicherheit zu bringen. Als er mit der Rettung des letzten beschäftigt war, sagte er:

„endlich seyd ihr, Gott sey Dank! alle gerettet.“ Der Fürst, ganz ausser sich vor Freude, eilte dem edlen Retter entgegen. „Nimm hier diese 300 Dukaten; und da keine gute Handlung genug belohnt werden kann, so verspreche ich dir noch dreyhundert.“ — „Gnädiger Herr!„ (antwortete der Müller, welcher das Geschenk nicht annahm), — „erlauben Sie, daß ich mich gegen Sie erkläre!“ — „Rede Freund, ... bist du vielleicht nicht zufrieden?“ — „Ihre Hoheit denken schlecht von mir!“ — sagte hierauf der Müller. — „Sie haben mir ein Vergnügen verschafft, für das ich Ihnen nicht genug danken kann; ich schätze mich in diesem Augenblicke für den glücklichsten Sterblichen! Mir gelang es, diesen Leuten das Leben zu erhalten! Ich fühlte es anfänglich nicht, wie willkommen mir derjenige wäre, der mich retten würde, wenn ich in einer solchen Lage mich befände. Ich habe aber nachgedacht, und ... ich genoß ein unbeschreibliches Vergnügen! nun hätte ich Sie um ein neues Vergnügen zu bitten. — „Rede, ich will dir Alles herzlich gerne bewilligen, wenn es anders von mir abhängt“ — antwortete der Fürst. — „O ja! gnädigster Herr,“ — erwiederte der Müller — „Sie können es. Ob ich schon arm bin, däucht's mich doch, daß diese Unglücklichen noch ärmer seyen; ich bitte daher Ihre Hoheit, die Summe, die Sie so gnädig waren, mir anzubieten, ihnen zukommen zu lassen!“ — Der Fürst, welchen sein Gefühl ganz hinriß, vergoß jene kostbaren Thränen, welche nur aus einer reinen Empfindung fließen, stürzte sich in die Arme des Müllers, und ließ sein Herz ausrufen: „Freund, du bist größer als ich!“ Er gibt dem Verlangen des edelmüthigen Wohlthäters nach, und vertheilt die Dukaten unter die Familie, welche aus Dankbarkeit bald des Fürsten, bald des Müllers Kniee umfaßten. Der Fürst wandte sich dann an den Retter mit folgenden Worten: „Würdiger Mann! kommt mit mir; Ihr sollt die Vorzüge genießen, die Ihr verdienet; ich will Euer Schicksal verbessern.“

Der Müller sagte ihm, daß er Kinder habe. „Nun ich will sie sehen.“ — Der Fürst besucht hierauf die arme Hütte des rechtschaffenen Müllers, umarmt dessen Kinder, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, und hebt sie auf; ihre Mutter war nicht lange zuvor gestorben; er führt den Vater nebst den Kindern nun mit sich in sein Schloß, erhält den Adelsbrief für sie, und überhäuft sie mit den größten Wohlthaten. Bey den meisten glänzenden Gastmahlen machte dieser Fürst sich eine Freude daraus, den Müller an seiner Tafel zu haben, und ließ ihn jedesmal an seiner Seite sitzen. Verschiedene Vornehme wunderten sich, und bezeugten ihm öfters ihr Mißfallen über die allzugenaue Verbindung mit diesem Manne, welche sie als eine Entehrung seiner Geburt ansahen. „Lieben Freunde“ — sagte ihnen der Fürst, der dieser Vorwürfe endlich müde wurde,“ — „wir sind unsere Größe dem Zufalle, unsern Vätern, und ohne Zweifel einem gewissen Vertrage schuldig; diesen Mann aber hat die Natur durch sein Herz groß gemacht; wir wollen daher stolz darauf seyn, wenn er uns nur für seinesgleichen anerkennen will.“

234.

In einer Stadt von Nord-Deutschland lebte Hr. A.., ein edler Menschenfreund, der einen großen Theil seiner Zeit dem edeln Geschäfte, Nothleidende aufzusuchen und ihnen Hülfe zu schaffen, widmete. Einst hörte derselbe, daß in einer abgelegenen Gasse eine Frau wohne, die ihren seit einigen Jahren kranken Mann durch den Fleiß ihrer Hände-Arbeit ernährte. „Des Unglücklichen, der den Gebrauch seiner Glieder gänzlich verloren hat, zu pflegen, — dachte er — und doch soviel durch Arbeiten zu erwerben, daß sie beyde davon leben können, muß der guten Frau sehr sauer werden, und Gott weiß, ob sie nicht oft den drückendsten Mangel leidet. Sie bedarf und verdient Unterstützung.“ Er steckte ein paar Thaler zu sich, und suchte ihre Wohnung auf. Nach vie-

lem Fragen fand er sie endlich in einer kleinen, den Einsturz drohenden Hütte. Die Frau empfieng ihn freundlich; vor ihm lag ein Stück Zeug, worein sie Blumen gestickt hatte, neben ihr stand das Bett des Mannes, der nur mit leiser Stimme sprechen konnte; im ganzen Zimmer bemerkte man die höchste Reinlichkeit bey der größten Armuth. — „Ich habe den Auftrag," — sagte er — „ihr eine Kleinigkeit zu ihrer Unterstützung einzuhändigen." — „Ich danke Ihnen, lieber Herr, für Ihre Mühe. Gott mag's dem Wohlthäter lohnen, daß er sich der Verlassenen annehmen will: aber Er sey gelobt! ich brauche jetzt keine Hülfe." — „Hier der Mann im Bette braucht aber Hülfe, und diesem bringe ich eigentlich das Geld." — „Es ist mein Mann, lieber Herr! und ich habe ihm vor Gottes Augen, wie er jung und gesund war, versprochen: in Lieb und Leid, in Glück und Unglück ihm treu zu seyn, und mein Verdienst reicht auch noch immer hin, uns zu ernähren." — „Gute edle Frau, nehme sie das Geld, ich darf's nicht wieder zurückbringen!" — „Und ich kann's nicht annehmen. Gott! es gibt ja so viele Aermere, als ich; würde ich nicht diesen das stehlen, was ich ohne Noth annähme?" — Mit Thränen im Auge, und doch voll der freudigsten Rührung über eine so vortreffliche Gesinnung legte A... etwas mehr, als er erst Willens gewesen war, auf das Fenster, und wollte gehen. Die Frau hielt ihn zurück, gab ihm das Geld wieder, und sagte: „Wenn Sie mir doch Gutes thun wollen, so nehmen Sie das Geld, und kaufen Sie mir für einen Theil desselben eine Bibel mit grober Schrift. Ich kann nur immer des Abends, wenn ich zu meiner Arbeit nicht mehr sehen kann, die Bibel lesen, und diese hier, auf ein Buch ohne Deckel zeigend, ist mir nun schon zu fein. Und sagen Sie mir Ihren Namen; wenn mir einmal große Noth zustößt, so will ich kommen, und das übrige Geld holen." — „Ich bin A... *und wohne in ..l.*" — „Morgen soll Sie die Bibel haben." — „*Gott segne Sie!*" — Indem er zur Thüre hinaustritt.

begegnet ihm ein alter Mann, ganz so gekleidet, als wenn er auch in diese Hütte gehörte; A... fragte ihn, wer er seye? Ich bin ein armer Mann, der keinen Menschen mehr hat; diese Frau hier hat mich in voriger Woche zu sich genommen, und gibt mir zu essen." — „Gott im Himmel! wohin verbirgt sich deine Tugend" — sagte A... und kehrte mit dem Manne in die kleine Stube zurück. — „Wenn Sie für sich selbst nichts annehmen will: so nehme Sie dieß als Kostgeld für diesen Mann; ich will ihn künftig ernähren!" — „Quälen Sie mich nicht, liebster Herr! ich kann jetzt kein Geld nehmen, es gibt ja so viel Aermere, als ich bin. Schenken Sie mir eine Bibel, wenn Sie wollen, und geben Sie mir einmal, was Sie können, wenn ich in Noth bin; und helfen Sie mir den lieben Gott bitten, er möge mir beystehen, damit ich mir nichts darauf einbilde, daß ich bey meinen kümmerlichen Umständen auch noch einem Aermeren helfen kann."

Ich will diese Geschichte mit keiner Betrachtung durchwässern, sagt Zöllner, aus dessen „Lesebuch für alle Stände" dieselbe genommen ist; aber nahe sollte mir's doch gehen, wenn sich Jemand fände, der irgend einen Umstand darin für Erdichtung hielte.

235.

Herr Dülis in Besançon war reich, und machte einen edeln Gebrauch von seinem Reichthume. Zwar hatte er durch die Revolution schon vieles eingebüßt, allein die Neigung, Andern wohlzuthun, war ihm schon so sehr eigen geworden, daß er seinem Herzen nicht verbieten konnte, dieses heilige Geschäft ferner fortzusetzen. Freylich zog er eben durch diese Handlungsweise die Augen der damals herrschenden Parthey, deren Habsucht so manche Reiche und Vornehme, auch wenn sie die rechtschaffensten Leute waren, um's Leben brachte, noch mehr auf sich; die denn auch wirklich ihm ein Verbrechen anzudichten wußten, weßwegen er vor das blutdür-

stige Revolutions-Gericht geschleppt wurde. So gefährlich es auch war, sich dieses edeln Mannes, den man schuldig finden wollte, anzunehmen, so sprachen dennoch mehrere Personen, denen er Gutes gethan hatte, für ihn, und stellten sich als Bürgen seiner Tugend und seines Patriotismus dar. Einer von seinen Guts-Pächtern kam mit Zeugnissen nach Paris, die er für ihn gesammelt, und von zwanzig armen Familien hatte unterschreiben lassen. Diese fromme Sorgfalt war vielleicht sein Unglück: die Anführung seiner zahlreichen Wohlthaten war ein Beweis seines Reichthums. Dülis wurde hingerichtet, und seine tugendhafte Gattin hatte gleiches Schicksal. Sie hinterließen zwey Kinder, eine Tochter von fünfzehn, und einen Sohn von siebzehn Jahren. Die Güter der beyden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten. Glücklicherweise traf es sich, daß der obgedachte Pächter das Gut, welches er bisher von Dülis inne hatte, durch den Kauf erhielt. Voll Dankbarkeit und Liebe gegen seine edle Gutsherrschaft schrieb er jetzt an den Sohn seines Wohlthäters folgende Zeilen:

„Ich habe den Meyerhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieses will so viel sagen: daß ich noch immer Ihr Pächter bin und seyn will. Kommen Sie, nehmen Sie dieses Gut in Empfang, das Ihnen gehört. Ich will Ihnen das Zimmer zeigen, das Ihr Vater bewohnte, wann er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher antreffen, die er darin aufgestellt hat; sein Bildniß, das er mir schenkte, ist auch darin, und wir wollen es mit einander betrachten. Mein Weib trägt mir auf, Ihrer Fräulein Schwester zu sagen, daß sie auch für sie eine Kammer eingeräumt habe; wenn sie das Land liebt, so wird sie bey uns glücklich seyn. Machen Sie sich gefaßt, viel mit uns zu weinen! Mein Weib sagt, daß es ihr nicht eher leicht um's Herz werde, als bis sie mit Ihnen geweint habe. Gott mit Ihnen! Ich hoffe, es soll Ihnen wohl werden auf Ih-

rem Gütchen!" Der junge Dülis erhielt dieses Briefchen zu einer Zeit, da er in großer Verlegenheit war, für sich und seine Schwester ein Obdach zu finden; er nahm das ihm gemachte Anerbieten mit gerührtem Danke an, machte sich mit seiner Schwester auf die Reise, und beyde legten eine Strecke von zwanzig deutschen Meilen zu Fuße zurück. Unterwegs standen sie oft still, und besprachen sich über ihre jetzige Lage. „Ach!" — sagte das Mädchen, — „unsere sterbenden Aeltern glaubten uns von aller Welt verlassen, und nun finden wir einen Wohlthäter, der sie uns ersetzen will, die guten Aeltern! Könnte doch meine Stimme sie in ihren Gräbern aufwecken, um ihnen zu sagen, daß wir eine Stütze gefunden haben!" — „Du weißt es, liebe Schwester," — erwiederte der Bruder, — „die Seelen sterben nicht; unsere Aeltern begleiten uns, sie hören uns, laß uns stets ihrer würdig seyn!" — Sie erreichten glücklich den Meyerhof, wo man sie erwartete. Wechselsweise drückten ihre Wohlthäter den edeln Jüngling und das liebenswürdige Mädchen an ihr Herz. Diese besahen das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, die ihn in seiner Einsamkeit unterhielten, und sein Bildniß, das er den guten Bauersleuten geschenkt hatte. Eines Morgens durchsuchte der junge Dülis die kleine Land-Bibliothek. Welche traurig-süße Freude für ihn, als ihm ein Papier in die Hand fiel, worauf er sogleich die Handschrift seines Vaters erkannte! Es waren Betrachtungen, die dieser vermuthlich in dem Augenblicke niedergeschrieben hatte, da er seinen Verhaft erwartete; er las folgende Worte: „Ich fühle, daß ich dem Tode, der mir droht, noch nicht herzhaft genug entgegen sehen kann. Ich habe meine Kinder Tugend gelehrt, allein zu mühsamen Arbeiten habe ich sie nicht genug abgehärtet. Ich werde ihnen wohl kein Erbtheil hinterlassen, als die Wohlthaten meiner Freunde, wenn meine Freunde mich überleben." Kaum hatte der junge Dülis diese Worte gelesen, so eilte er damit zu seiner Schwester. Noch an eben dem

Tage stellte er sich hinter den Pflug, und lernte ihn regieren; er munterte durch seinen Fleiß auch das Gesinde des Hauses auf, und erwarb sich ihr Lob. Als sie heimkamen, fanden sie eine Mahlzeit, welche die Schwester für ihn und seine Gehülfen zu kochen versucht hatte. — So belohnte das holde Geschwister-Paar die liebreiche Sorgfalt und die unverdrossene Arbeitsamkeit seiner Wohlthäter, die sie als ihre Kinder ansahen, und ihnen diesen Namen gaben.

236.

In einem Dorfe auf der Dänischen Insel Fühnen im Baltischen Meere kam im J. 1770. Feuer aus. Unter den zum Löschen herbeygeeilten Personen befand sich auch ein Bauer, dessen ganzes Vermögen in einem kleinen Hause bestand. Unglücklicherweise griff das Feuer so schnell um sich, daß dieses Bauers Häuschen selbst anfieng, in Brand zu gerathen. Als man ihn hievon benachrichtigte, damit er doch wenigstens sein Hausgeräthe noch rettete, fragte er zuvörderst: wie es um seines Nachbars Haus stehe? und da man ihm antwortete, daß auch dieses schon von den Flammen ergriffen seye, sagte er: „So muß ich eilen, um meinen Nachbar zu retten, welcher krank und ausser Stande ist, sich selbst zu helfen; denn ich bin gewiß, daß er auf mich rechnet." — Sogleich eilt er, mit Vorbeygehung seines eigenen Hauses, nach dem Hause des Unglücklichen. Schon hatte die Flamme das Bette desselben erreicht. Ein brennender Balke drohte über ihn herabzustürzen. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, dringt er durch Rauch und Dampf hindurch, nimmt den Kranken auf die Schulter, und bringt ihn glücklich in Sicherheit. Die ökonomisch-philantropische Gesellschaft in Koppenhagen, gerührt von dieser seltenen Handlung der Menschenliebe, schickte diesem Bauern einen silbernen Becher voll dänischer Thaler. Der Knopf des Deckels war mit einer Bürger-Krone geziert, an deren Seiten zwey Medaillons angebracht

waren, auf welchen diese Handlung mit wenigen Worten eingegraben war. Mehrere Einwohner dieser Hauptstadt schickten ihm Geschenke zu, um ihn wegen des Verlustes seines Hauses und seiner Mobilien einigermaßen schadlos zu halten.

237.

Von dem sel. Hrn. Prediger Richter in Berlin haben wir folgende Erzählung von der rührend-schönen Handlung eines kleinen Knaben: „In dem harten Winter 1784. gieng ich aus, um einen Freund zu besuchen. Als ich mich seiner Wohnung näherte, sah ich eine alte arme Frau, auf ihren Stab gelehnt, zitternd und mühsam von einem Hause zum andern schleichen. Der Anblick des Elendes, das aus ihrem abgehärmten Gesichte hervorleuchtete, hätte jedes menschliche Herz zum innigsten Mitleid bewegen sollen. Aber eine geputzte Dame, die eben von dieser elenden Person um ein Allmosen angesiehet wurde, war fühllos genug, sie hart und mit schnöden Worten von sich zu weisen. Ein mit einem schlechten Rocke bekleideter Knabe sah dieß, und schien seiner bey ihm stehenden Schwester zu sagen, daß er der Frau etwas geben wolle. Ungeachtet ihres scheinbaren Widerrathens nahm er jetzt ein Papier aus der Tasche, faltete es auseinander, lief auf die ihm näher kommende Frau zu, und drückte ihr ganz eilig ein darin eingewickelt gewesenes Geldstückchen in die Hand. Ich rief den Knaben zu mir her; er kam, und eine unschuldige Schaamröthe überzog sein redliches Gesicht, das er betroffen auf die Seite wendete. — Ich sagte zu ihm: „Kleiner! warum siehst du mich denn nicht gerade an?" — Er: „O! ich schäme mich so." — Ich: „Warum denn das, lieber Kleiner? du hast ja eben etwas Gutes gethan, und wegen guter Handlungen braucht sich der Mensch nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben?" Er: „Einen Dreyer! (Kreutzer) ich hatte aber nicht mehr." — Ich: „Brav, lieber Kleiner! Nun, damit du siehst, wie so was Gutes Gott

und Menschen gefällt, so will ich dir hier den Dreyer wiedergeben." — Ich gab ihm vier Groschen, die er anfangs durchaus nicht annehmen wollte. Auf starkes Zureden nahm er sie endlich, dankte mir ganz verlegen, und rannte davon. Mit inniger Freude sah ich ihm nach, und wünschte, daß Gott den Knaben segnen möchte. Aber ach! wie wurde ich gerührt, als ich ihn zu eben der alten Frau laufen, und ihr das ihm gegebene Geld in die Hand drücken sah. Vergebens rief ich ihm nach, er rannte so eiligst davon, als ob er etwas schlimmes gethan hätte, und wollte für seine gute Handlung weder gelobt, noch belohnt seyn.

238.

Ein Dorf-Bewohner in Schwaben sah sich durch die ausserordentliche Theurung und Hungersnoth im Jahre 1771. in die drückendste Armuth versetzt. Seine Familie hatte einige Tage von einem kleinen Vorrathe gemahlenen Habers, worunter klarer Heckerling geschnitten war, gelebt. Als dieser zu Ende war, sahen sie sich neuerdings dem bittersten Mangel Preis gegeben. Ein Bäcker, dem der Hausvater 9 Gulden (fünf Thaler) schuldig war, weigerte sich mit unerbittlicher Härte, sie eher wieder mit Brode zu versehen, bis diese Summe bezahlt wäre. Das Geschrey seiner leidenden Kinder, die beynahe vor Hunger starben, und die Thräne eines liebevollen Weibes erfüllten das Herz des Armen mit unaussprechlicher Angst. „Ach! lieber Mann" — sagte das Weib, vor Jammer ganz ausser sich — „sollen wir die armen Kleinen elenderweise umkommen lassen? Haben wir ihnen darum das Leben gegeben, um sie vor Hunger hinsterben zu sehen? sieh diese armen Schlachtopfer, die schon todtblaß da liegen. Und ich! ich sterbe mit ihnen vor Kummer und Noth! Könnte ich doch ihr Leben durch das meinige retten! Mache dich auf! — lauf spornstreichs zur nächsten Stadt, laß dich *nicht durch falsche Scham* abhalten, und entdecke dort *unsere große Noth*! Säumest du? mit jedem Augenblick,

den du verliereſt, wird unſer Elend größer. Der Gott, welcher verheiſſen hat, aller Verlaſſenen Vater zu ſeyn, ach! er öffnet vielleicht auch deinen Klagen Herzen, die ſich unſerer erbarmen.“ Der unglückliche Vater, mit Lumpen umhüllt, und mehr einem ausgemergelten Gerippe als einem Menſchen ähnlich, eilte zur Stadt. Er bat, er flehte, er beſchrieb ſeine kläglichе Lage mit der rührenden Beredtſamkeit, welche die bitterſte Armuth einzuflößen vermag. Umſonſt! Niemand will ihn hören und ihm helfen. Durch dieſe unerwartete Grauſamkeit, zur Verzweiflung gebracht, gieng er in einen Wald, entſchloſſen, den erſten Reiſenden, der ihm begegnen würde, anzufallen. Dringende Noth ſchien ihm jetzt Geſetz, und er wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit. Nicht lange, ſo kam ein Krämer mit einer Kiſte auf dem Rücken. Er ſetzte ihm ein Meſſer auf die Bruſt, und forderte ihm ſein Geld ab. Der Krämer widerſetzte ſich gar nicht, ſondern gab gutwillig ſeinen Beutel her, der (36 Gulden) zwanzig Thaler enthielt. Mit zitternder Hand nahm er das Geld, und eilte davon. Ehe er es noch zu ſich geſteckt hatte, überfiel ihn eine fürchterliche Bangigkeit; das Geld wurde centnerſchwer in ſeiner Hand, und der Boden wankte unter ſeinen Füßen. „O Gott! was habe ich begangen!“ — rief er aus. — Er wandte ſich um, ob ihn der Krämer nicht verfolge. Da er ihn aber ruhig ſeinen Weg gehen ſah, ſo eilte er ihm nach, und bot ihm mit ausgeſtreckter Hand den Beutel hin. Da nehmet, um Gottes willen, euer Geld wieder, welches ich euch abgepreßt habe! Ich glaubte es behalten, und durch den Gebrauch deſſelben meine Kinder vor dem Hungertode ſchützen zu können, aber ich kann es nicht. Ach, wie ſchwer iſt es, ein Räuber zu ſeyn! — Wollt ihr aber wiſſen, was mich dazu bewegen konnte, ſo thut die Barmherzigkeit an mir, und begleitet mich in meine Hütte!“ — Das will ich thun, antwortete der gute Mann, und gieng ſtillſchweigend mit ihm. Aber, wie wurde ihm, als er in die armſelige Wohnung trat! Die vier Kinder, faſt nackt, lagen auf dem

Strohe, hinsterbend vor Kummer, und die Mutter, das Bild des tiefsten Jammers, saß neben ihnen. Der Bauer erzählte seiner Frau, was vorgefallen war. — „Du weißt," — sagte er, — „mit welcher Eile ich in die Stadt gieng, in Hoffnung, einige Beyhülfe zu finden. Aber ich traf nur harte Herzen an. Von allen abgewiesen — verzweiflungsvoll — wüthend — gieng ich in einen benachbarten Wald, und wurde ein Räuber. Darf ich es sagen? Ich wagte es, an diesen guten Mann gewaltsame Hand zu legen. „Erbarmt euch wenigstens meiner armen Kleinen!" — schrie das Weib halb ausser sich, und umfaßte des Krämers Kniee. — Innigst gerührt durch diesen Anblick, hob dieser sie vom Boden auf, und weinte heiße Thränen mit diesen armen Leuten. — „Ich bin Euer Freund," — sagte er, — „da nehmet diese zwanzig Thaler! — Ach, daß mein Vermögen nicht meinen guten Wünschen für Euch gleich ist! Wie leid thut es mir, daß ich euch kein glücklicheres Loos für die Zukunft verschaffen kann!" — „Nein!" — sagte der Bauer, — „mein Verbrechen macht mich dieser Güte unwerth. Nein! wenn ich auch vor Hunger sterben sollte; ich nehme das Geld nicht." Der Krämer bestand unabänderlich darauf, und überredete ihn, daß er es endlich annahm. Die ganze Familie küßte die Hand des Wohlthäters, der sie so vom Tode gerettet hatte. Ihren Dank konnten sie bloß mit Thränen ausdrücken. Der Krämer kehrte mit dem süßen Bewußtseyn, welches solche Handlungen gewähren, wieder zurück.

239.

Lange schon war Typhon der Feind des edeln Cleobulus aus Rhodus (eines der sieben Weltweisen), weil dieser seine Kraft und sein Ansehen nur zum Wohl seiner Mitbürger brauchte, und daher immer Typhons ehrgeitzige Plane vereitelte. — „Stürzen muß ich ihn, sonst komme ich nie zum Ziele" — so dachte Typhon, und suchte das Ansehen des Cleobulus zu untergraben. Kein

Mittel schien ihm dazu tauglicher als die Verläumdung. Ueberall streute er nun den Samen des Argwohns wider ihn aus, und wo er konnte, lästerte er ihn. Cleobulus schwieg, und als seine Freunde in ihn drangen, den Typhon zu verklagen, sprach er: „Redet Typhon die Wahrheit, wer kann ihm dieß verbieten? redet er aber die Unwahrheit, wer wird ihm glauben?" Doch Typhon lästerte ihn nur um so mehr, und das Volk — wurde endlich selbst in seiner guten Meinung von Cleobulus irre. Frohlockend sah Typhon die Früchte seiner schändlichen Arbeit, von der er bald reichlich zu erndten hoffte. Da giengen die Vornehmsten im Volke zu ihrem weisen Führer Cleobulus, und sagten: „Wie kannst du noch schweigen? Bist du taub für Typhons Reden? Sollen wir glauben, er habe recht? Darfst du zu erröthen fürchten? Hier verstehen wir dein Benehmen ganz und gar nicht. Nur einem unbescholtenen Manne können wir vertrauen; wer aber auf solche Beschuldigungen nichts erwiedert, kann nicht unser Führer seyn. Wähle, entweder du entsagst oder reinigest dich vom Verdachte." — „Morgen in der Volks-Versammlung sollt ihr meinen Entschluß vernehmen!" antwortete Cleobulus, und entließ die Männer. Eilig gieng er nun zu seinem Feinde. Wie erschrack dieser, als er den schwer Beleidigten hereintreten sah! — So erbleicht der Mond vor dem Strahle der Sonne. — „Wähne nicht" — redete Cleobulus ihn liebreich an — „ich sey gekommen, dich zur Rechenschaft zu fordern; über uns richten die Götter! Aber du hinderst mich, Gutes zu thun; darum stehe ich vor dir. O sag' es mir immer, was du an mir zu tadeln hast; ich weiß es selbst, daß ich bey weitem nicht so gut bin, als mich meine Freunde überreden möchten; sage mir's, damit ich mich bessere. Du schweigst? Schämst du dich, weil du jünger bist? Oder bist du gar ein Verläumder? Doch nein, vergib diesen Argwohn, dazu bist du zu edel. Aus Ehrgeitz konntest du mich hassen und verkennen; aber mir Laster anzudichten — nein, Typhon, dazu warst du immer zu

— Ich trete ab, ich lege meinen Poſten nieder. nm du ihn ein; ich weiß, du wirſt denſelben treu ver- ten, denn dein Herz iſt unverdorben, und du liebſt ne Mitbürger. Sey es werth, der Führer eines freyen olkes zu ſeyn; meine Stimme iſt dir gewiß. — Typhon, o beſſer und glücklicher als ich!" — So ſprach Cleo- ulus. Und Typhon? — ſchwieg — erröthete — ſtam- elte. Von einer ſo edeln Seite hatte er den Weiſen nie ekannt. Kaum wagte er's, ihn anzublicken. Aber Cleo- ulus wollte ihn nicht kränken, er wollte ſich an ſeiner Verwirrung nicht weiden; er gieng. — „Morgen in der Volks-Verſammlung ſehen wir uns wieder!" — rief er ihm zum Abſchiede zu. Mit Anbruch des Morgens er- füllte ſchon der wogende Volks-Haufe das Forum (den öffentlichen Gerichtsplatz), theils aus Neugierde, theils aus Liebe zu ſeinem Führer. Alle harrten, was er thun würde. Entkleidet von den Zeichen ſeiner Würde, ſtieg der Weiſe, mit einer edeln Majeſtät von dem erhabenen Sitze herab, den er unter den Vätern ſeines Volkes ein- nahm. Tiefes Schweigen herrſchte unter der Menge. „Höret mich" — ſprach er — „meine Mitbürger! höret mich, ihr Väter des Volks! Es gab eine Zeit, wo jedes Herz an mir hieng; ich konnte einſt ſagen, daß eure Liebe mir gewiß war. Ach! ich denke mit Rührung dar- an, und ſegne euch jetzt noch dafür. Aber nun haben ſich eure Herzen von mir gewandt; vergiftender Argwohn hat das Vertrauen verſcheucht, das euch ſonſt beſeelte. Ich erkenne es, daß eure Liebe größer als meine Tugend war; aber, habe ich nicht ſtets euer Glück zu befördern ge- ſucht? Meine Pflicht zu erfüllen, dieß war das Ziel mei- nes Strebens. Kann es einer läugnen; kühn trete er auf ich werde ihm Rede ſtehen! — (Alles ſchwieg.) Aber eben darum, weil ich täglich mehr einſehe, daß meine Ver- bindlichkeiten größer als meine Kräfte ſind, lege ich die Würde, die mir anvertrauet war, nieder. Ich weiß daß ich von Fehlern nicht rein bin, aber welcher Sterb- liche wäre es? Vergebet mir darum, vergebt es mir

grauen Haaren, die die Sorge für euch bleichte. Ein Würdigerer nehme nun meinen Sitz ein! „Und wer?" — rief das Volk mit einer Stimme. „Typhon" — entgegnete Cleobulus; — „gebt ihm eure Stimme, ihn segnen die Götter!" Dumpfes Murmeln durchlief die dichten Reihen. Der Greis schwieg, und setzte sich zu seinen ärmern Mitbürgern, die ehrfurchtsvoll von ihm zurückwichen. — Da nahm Typhon das Wort: „O Cleobulus, mußtest du mich so beschämen? Soll ich vergehen? Hört mich, ihr Bürger! bey eurem Wohle, bey den unsterblichen Göttern beschwöre ich euch, entlaßt euren Führer nicht! Cleobulus bleibe es!" — Nun erzählte er, wie sehr Cleobulus immer für das Wohl des Vaterlandes gesorgt, wie edel er an ihm gehandelt habe. — „Mein Ehrgeitz" — schloß er — „ließ mich diesen Edeln verkennen, verleitete mich sogar, ihn zu verläumden. O vergebt mir, der ich euch betrog; vergib du mir, tief gekränkter Cleobulus!" Typhon reichte ihm die Hand; aber dieser umarmte ihn, und drückte ihn an sein Herz. Thränen netzten ihre Wangen. Das laute Jauchzen des Volkes begleitete die Scene, einmüthig riefen alle: — „Cleobulus darf uns nicht verlassen; er bleibe unser Führer!" — „Ihr wollt es" — sprach dieser — „und euer Wille ist mir Befehl. Mein Daseyn ist nur euch geweiht. Möchte ich euch so glücklich machen können, als ich es wünsche; aber nur unter der Bedingung werde ich meinen bisherigen Posten bekleiden, wenn Typhon der nächste nach mir ist." — „Er sey es!" — antwortete das Volk, und bekränzte das edle Paar unter häufigem Freuden-Geschrey. Konnte die Tugend einen schöneren Triumph feyern?

240.

Die Wittwe eines französischen Unter-Zolleinnehmers war bald nach dem Tode ihres Mannes nach Paris gezogen, um dort ihren einzigen Sohn, den sie zärtlich liebte, unter ihren Augen zu einem brauchbaren Bürger des Staates erziehen zu lassen. Da die Natur diesen

Kind mit vielen äusseren Annehmlichkeiten und vortrefflichen Verstandes-Anlagen begabt hatte, so sah sie in ihm die schönsten Hoffnungen aufblühen; um so mehr ließ sie sich seine Erziehung angelegen seyn. Aber die Vorsehung schien beschlossen zu haben, alle diese schöne Hoffnungen auf einmal zu zerstören, und ihre Standhaftigkeit auf die empfindlichste Probe zu stellen. Eines Tages sitzt ihr Sohn auf einer Gallerie, um frische Luft zu schöpfen, und liest. Unten im Hofe schlägt indeß der Sohn des Parlaments-Präsidenten mit andern Gespielen den Ball. — Plötzlich fährt, durch einen unglücklichen Schlag des Knaben, der Ball zur Gallerie herauf, trifft den Sohn der Wittwe, und zwar das rechte Auge desselben, welches sogleich durch die Gewalt der Kugel zerschmettert wird. Mit einem lauten Geschrey fällt dieser zur Erde. Alles rennt herbey, man findet ihn ohnmächtig auf dem Boden ausgestreckt liegen; sein ganzes Gesicht, besonders das verletzte Auge schwillt entsetzlich auf, und das linke noch gesunde Auge wird von einer Entzündung ergriffen, daß man auch dieses für verloren hält. In dieser Lage findet ihn der Sohn des Parlaments-Präsidenten, der unter Zittern und Beben herbey wankt, und sogleich gesteht, daß er der Thäter seye. — Voll Verzweiflung flüchtet er sich zu seinem Vater, erzählt ihm den ganzen Vorfall; und fleht um seinen Schutz. Dieser wird durch die Erzählung des Unglücks äusserst aufgebracht, weil er den hoffnungsvollen Jüngling und seine rechtschaffene Mutter kennt. In der ersten Anwandlung des Zornes verwünscht er die Unbedachtsamkeit seines Sohnes, und befiehlt ihm, aus seinen Augen zu gehen. Trostlos eilte dieser in seine Stube, und beweinte sein Unglück. Indessen ward die Mutter des Verwundeten herbeygerufen. Sie kommt, und man kann sich den Zustand denken, in welchen ein zart-empfindendes Herz, wie das ihrige, *bey diesem Anblick* versetzt wurde. Sie erkundigt sich *nach den Umständen*, und schon ist sie etwas mehr be-

ruhiget, als sie erfährt, daß ihr Sohn ganz ohne seine eigene Schuld unglücklich geworden seye. Sie faßt sich, da der Wundarzt kommt. — „Geben Sie mir Hoffnung" — redet sie ihn an — „daß das Leben meines Sohnes erhalten werden könne?" — „Ja" — spricht er — „auch ohne ein Wunder wird er am Leben bleiben." — „Aber sein Gesicht, mein Herr?" — „Sein Gesicht wird er verlieren ohne alle Rettung!" Sobald der erste Verband gemacht war, verließ die Wittwe ihren Sohn, und will den Thäter sehen. Man sagt ihr, daß er in der äussersten Verzweiflung zu seinem Vater geflüchtet seye. Sie eilt dahin. Die Bedienten wollten sie abweisen. — „Sein Vater," — sagten sie, — „ist ihm hart genug begegnet; Ihr Anblick würde ihn tödten." — „Laßt mich zu ihm!" — spricht sie. — Man meldete ihm ihre Ankunft. Der erschrockene Jüngling will sich verbergen; aber die Wittwe folgt dem Bedienten, und trat zugleich ins Zimmer. „Sie werden mir nicht entfliehen," — ruft sie. — — „Ach, Madame," — schreit der Knabe, und wirft sich zu ihren Füßen, — „bestrafen Sie mich durch keine Vorwürfe; sonst aber machen Sie mit mir alles, was Sie wollen. Sie können nicht grausamer gegen mich seyn, als ich es verdiene. Mein Vater verstößt mich, und mein übriges Leben wird mir auf die traurigste Weise hingehen!" — „Trösten Sie sich!" — sagte die Wittwe mit einer liebreichen Stimme, und hob ihn auf; — „das Unglück ist nicht so groß, als Sie vielleicht fürchten. Mein Sohn verliert sein Gesicht, aber sein Leben behält er. Ich weiß, Sie sind ein Freund meines Sohnes. Was Sie gethan haben, geschah weder aus Nachläßigkeit, noch aus Bosheit. Gottes Rathschluß hat es so gefügt; seine Hand züchtigt mich, und ich verehre seinen Willen. Ich würde doppelt gekränkt seyn, wenn dieser Zufall auch Sie unglücklich machen sollte. Beruhigen Sie sich; ich werde Ihren Vater zu besänftigen suchen, ich muß ohne dieß eine Genugthuung von ihm fordern!" — Der Jüngling war von Dankbarkeit und Gefühl ihrer Groß-

heit deines Lebens durch Ruhe und Freude, wie du willst!“ — „Nein, mein Herr,“ — antwortete Jakob — „wir haben jetzt eben die Saatzeit; ich will einen andern Tag zu diesem Feste nehmen. — Aber laßt meine erste Handlung als freyer Mann die seyn, daß ich die Hand meines guten lieben Herrn zwischen meine Hände drücke, daß ich sie auf mein Herz lege, in welchem die Liebe und Dankbarkeit des Jakobs nur dann erst aufhören wird, wenn es gar nicht mehr schlägt! — Und meine zweyte Handlung sey — die Versicherung, daß der ganze Staat keinen bessern und fleißigern Arbeiter haben soll, als Euren treuen Jakob.“ — O du vortrefflicher Miflin! wie wohl wird dir nicht um dein Herz seyn müssen, wenn dort, am Richterstuhle unsers Herrn, dein Jakob dir das Zeugniß geben wird: Dieser war mein Herr und mein Vater, mein Gebieter und mein Freund! — „Was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan!“ — O selig, wem der Richter einst dieß Wort zurufen wird! —

242.

Nicolas Compian, Kaufmann in Marseille, schiffte sich gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts auf einem Schiffe dieser Stadt nach Aegypten ein. Unterwegs traf dasselbe das Unglück, daß es einem Seeräuber aus der Barbarey in die Hände fiel, und Compian mit seinen Reise-Gefährten gefangen, und zum Sklaven gemacht wurde. Bey seiner Ankunft in Tripolis wurde Compian an einen reichen Mann, der zu den Vornehmsten im Staate gehörte und Said hieß, verkauft. — Sein Zustand machte ihn sehr niedergeschlagen, und ob er gleich mit vieler Leutseligkeit behandelt wurde, und das ganze Vertrauen seines Herrn genoß, so sehnte er sich doch nach Aegypten, wo er sein Glück zu finden hoffte, und vergoß bittere Thränen, wenn er an sein Vaterland und an seine Familie gedachte. Eines Tages *begann sein Herr*, der oft umsonst ihn zu beruhigen ge-

du, mit dem ein und zwanzigsten Jahre frey geworden wärest. Das macht zusammen — ich habe es berechnet — 250 Pfund (2500 Gulden), und hier sind sie! Jetzt bist du also frey, wie ich, mein guter Jakob! Du hast nun keinen andern Herrn mehr, als Gott und die Gesetze. Geh in das andere Zimmer; dort ist meine Frau und mein Bruder, die schreiben dir deinen Freyheitsbrief. — Gott segne dich, Jakob! sey rechtschaffen und arbeitsam! Wenn dir Unglück oder Beschwerden aufstoßen, so erinnere dich, daß du an Walter Miflin einen Freund hast, der dir helfen wird." Jakob, erstaunt und gerührt, bricht in Thränen aus, und wird bis zu Zuckungen bewegt, als wäre ihm das größte Elend angekündigt worden. „O mein Herr!" — rief er endlich, nachdem er einige Minuten stumm da gestanden hatte — „was soll ich mit meiner Freyheit machen? Ich bin unter Eurem Dache geboren, und fand da immer, was ich nöthig hatte. Auf dem Felde arbeitetet Ihr mit mir, als ob ich zu Eurer Familie gehörte, auch genoß ich die nehmliche Speise, und hatte die nehmliche Kleidung wie Ihr, ich durfte nicht zu Fuß in die weit entlegene Kirche gehen. Der Sonntag war für uns; es mangelte uns an nichts. Wenn wir krank waren, so kam unsere gute Frau, besuchte und tröstete uns — brachte Arzney, und schaffte uns alle mögliche Pflege. — Nein! nein! einen so gütigen Herrn, wie Ihr seyd, kann ich nicht verlassen! Ihr habt mich nie als Sklaven behandelt; Ihr habt mit mir gesprochen, wie mit Euresgleichen — unsere gute Frau befiehlt niemals; sie sagt: Jakob, ich möchte, daß du das thätest! O, wie kann ich Euch und sie verlassen! Gebt mir des Jahres, was Ihr wollt, wenn ich nur bey Euch bin, weil ich sonst nirgends glücklich seyn kann." — „Ich bewillige deinen Wunsch, mein lieber Jakob!" — sagte hierauf Miflin. — „Du bleibst als ein freyer Mensch in meinen Diensten; für's Erste auf Ein Jahr. Aber nimm jetzt eine freye Woche, und feyre diese wichtige Begeben-

Verwandten zurückkehren: zeige ihnen diese Kette, welche Sklaven, wie du bist, zu Tripolis tragen sollen (er verehrte ihm eine goldene mit den prächtigsten Diamanten besetzte Kette) — und eben habe ich ein Schiff mit Getraide beladen lassen; dieses soll dein seyn, ich habe es dir zugedacht. Schiffe dich also ein, weil es Gottes Wille ist, daß du mich verlassen sollst! Komme glücklich zu den Deinigen zurück! Seyd alle meine Freunde, wie ich der eurige bin!" — Compian unterhielt mit Said einen beständigen Briefwechsel, und so oft er schrieb, flossen Thränen auf seinen Brief. Eben als er sich zu einer neuen Reise anschickte, um noch einmal die Freude zu haben, seinen Wohlthäter zu umarmen, wurde er krank, und starb. Die Nachricht von diesem Verluste war für Said so empfindlich, daß er unter seinem Kummer erlag, und seinem alten Sklaven bald in's Grab folgte.

244.

Zigan, der große Chan (Oberhaupt) der Kalmuckischen Tataren, eines asiatischen Volkes, welches an Wildheit und Barbarey wenigen rohen Völkern auf der Erde nachsteht, war im J. 1713. mit seiner ganzen Hofdienerschaft auf der Jagd im Walde. Unglücklicherweise verwundete ihn ein ungeschickter Sklave mit einem Pfeile an dem rechten Auge so, daß er den Gebrauch desselben verlor. Des Chans Gefolge fiel über den armen Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber Zigan hielt sie zurück, und sagte: „wir müssen nur den Vorfall beurtheilen und bestrafen; nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich unwillkührlicherweise verwundet, somit sich aber treu bewiesen. Würde ich durch seinen Tod mein Auge wieder bekommen?" — Allein auch hiemit war der großmüthige Fürst noch nicht zufrieden; — er schenkte dem Sklaven nicht blos das Leben, sondern auch die Freyheit, und sagte ihm: „Gehe hin in Frieden! Bedarfst du in der Folge meiner Hülfe, so komme mich nicht

dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe." —

245.

Kaufmann K.. in Z. hatte sich zu seinem Vergnügen einen Garten angeschafft. Hinter demselben lag ein Stück Ackers, das aber meist unangebauet blieb. — K.., welcher seinen Garten gerne mit diesem Stücke erweitern wollte, machte dem Eigenthümer desselben das Anerbieten, daß er ihm soviel bezahlen wolle, als er dafür verlangen würde. Dieser aber gab ihm auf seinen Antrag eine grobe abschlägige Antwort. Einige Jahre nachher kam dieser Gutsbesitzer von selbst, und bot K.. seinen Acker zum Verkaufe an. Dieser verwunderte sich hierüber, erfuhr aber, daß der Mann durch Mißwachs und andere Unglücksfälle in Schulden gerathen wäre, und darum sein Gut zu verkaufen sich gedrungen sehe. Er war aber doch soweit entfernt, sich die Noth des Armen zu Nutze zu machen, daß er ihm vielmehr viermal mehr Geld, als er für den Acker forderte, und als er werth war, gab. Ueberdieß lieh er ihm noch einige hundert Thaler ohne Zinsen, daß er sich damit wieder helfen könnte. Mit Freudenthränen gieng der Ackersmann von ihm weg, und rief aus: „wie soll ich das vergelten!" — „Da ich helfen kann" — antwortete der Menschenfreund — „so thue ich jetzt nur, was Menschenpflicht thun heißt." Der sittliche Werth dieser schönen Handlung wird dadurch noch erhöhet, wenn man weiß, daß K.. niemals davon sprach; wie er denn auch öfters gegen seine Freunde äusserte: daß er den Reichthum nur deßwegen schätze, weil er ihm das Vergnügen gewähre, wohlthun zu können, und er ihm ein Mittel werde, die Thränen der Elenden zu trocknen, oder in Freudenthränen zu verwandeln. Dann erst freue ihn sein Geld, wenn er sich mit dem Gedanken niederlegen könne, daß

Verwandten zurückkehren: zeige ihnen diese Kette, welche Sklaven, wie du bist, zu Tripolis tragen sollen (er verehrte ihm eine goldene mit den prächtigsten Diamanten besetzte Kette) — und eben habe ich ein Schiff mit Getraide beladen lassen; dieses soll dein seyn, ich habe es dir zugedacht. Schiffe dich also ein, weil es Gottes Wille ist, daß du mich verlassen sollst! Komme glücklich zu den Deinigen zurück! Seyd alle meine Freunde, wie ich der eurige bin!" — Compian unterhielt mit Said einen beständigen Briefwechsel, und so oft er schrieb, flossen Thränen auf seinen Brief. Eben als er sich zu einer neuen Reise anschickte, um noch einmal die Freude zu haben, seinen Wohlthäter zu umarmen, wurde er krank, und starb. Die Nachricht von diesem Verluste war für Said so empfindlich, daß er unter seinem Kummer erlag, und seinem alten Sklaven bald in's Grab folgte.

244.

Zigan, der große Chan (Oberhaupt) der Kalmuckischen Tataren, eines asiatischen Volkes, welches an Wildheit und Barbarey wenigen rohen Völkern auf der Erde nachsteht, war im J. 1715. mit seiner ganzen Hofdienerschaft auf der Jagd im Walde. Unglücklicherweise verwundete ihn ein ungeschickter Sklave mit einem Pfeile an dem rechten Auge so, daß er den Gebrauch desselben verlor. Des Chans Gefolge fiel über den armen Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber Zigan hielt sie zurück, und sagte: „wir müßten nur den Vorsatz beurtheilen und bestrafen; nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich zufälligerweise verwundet, sonst sich aber treu bewiesen. Würde ich durch seinen Tod mein Auge wieder bekommen?" — Allein auch hiemit war der großmüthige Fürst noch nicht zufrieden; — er schenkte dem Sklaven nicht bloß das Leben, sondern auch die *Freyheit*, und sagte ihm: „Gehe hin im Frieden! Bedarfst du in der Folge meiner Hülfe, so scheue dich nicht,

dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe." —

245.

Kaufmann K.. in Z. hatte sich zu seinem Vergnügen einen Garten angeschafft. Hinter demselben lag ein Stück Ackers, das aber meist unangebauet blieb. — K.., welcher seinen Garten gerne mit diesem Stücke erweitern wollte, machte dem Eigenthümer desselben das Anerbieten, daß er ihm soviel bezahlen wolle, als er dafür verlangen würde. Dieser aber gab ihm auf seinen Antrag eine grobe abschlägige Antwort. Einige Jahre nachher kam dieser Gutsbesitzer von selbst, und bot K.. seinen Acker zum Verkaufe an. Dieser verwunderte sich hierüber, erfuhr aber, daß der Mann durch Mißwachs und andere Unglücksfälle in Schulden gerathen wäre, und darum sein Gut zu verkaufen sich gedrungen sehe. Er war aber doch soweit entfernt, sich die Noth des Armen zu Nutze zu machen, daß er ihm vielmehr viermal mehr Geld, als er für den Acker forderte, und als er werth war, gab. Ueberdieß lieh er ihm noch einige hundert Thaler ohne Zinsen, daß er sich damit wieder helfen könnte. Mit Freudenthränen gieng der Ackersmann von ihm weg, und rief aus: „wie soll ich das vergelten!" — „Da ich helfen kann" — antwortete der Menschenfreund — „so thue ich jetzt nur, was Menschenpflicht thun heißt." Der sittliche Werth dieser schönen Handlung wird dadurch noch erhöhet, wenn man weiß, daß K.. niemals davon sprach; wie er denn auch öfters gegen seine Freunde äusserte: daß er den Reichthum nur deßwegen schätze, weil er ihm das Vergnügen gewähre, wohlthun zu können, und er ihm ein Mittel werde, die Thränen der Elenden zu trocknen, oder in Freudenthränen zu verwandeln. Dann erst freue ihn sein Geld, wenn er sich mit dem Gedanken niederlegen könne, daß

er durch Hülfe desselben wieder einen Menschen aus seinem kummervollen Zustande errettet habe."

246.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, bewies unzähligemale in seinem thatenreichen Leben, wie leicht es ihm seye, Vergehungen gegen ihn zu verzeihen, und selbst gegen Empörer und Menschen, die ihm das Kostbarste, was er besaß, Leben, Thron und die Liebe seiner Unterthanen, zu rauben suchten, Großmuth zu beweisen. — Ein Flamändischer Offizier, Namens Michaux (Mischoh), bot einst diesem Könige seine Dienste unter dem Vorwande an, daß er vom Spanischen Hofe seye beleidigt worden; seine wahre Absicht aber war, daß er Gelegenheit finden möchte, ihm das Leben zu nehmen. Heinrich, der dieses sein treuloses Vorhaben inne geworden war, ritt einige Zeit darauf, einzig in Begleitung des Flamänders, der mit einem raschen Pferde und einem Paar geladener Pistolen versehen war, auf die Jagd. Als sie im Freyen sich befanden, hieß der König ihn absteigen, unter dem Vorwande, daß er sehen wolle, ob sein Pferd wirklich so vortrefflich seye! als Michaux es ihm gerühmt hatte. Michaux stieg ab, und Heinrich schwang sich sogleich auf das Pferd desselben. — „Wollen Sie" — fragte er jetzt den Hauptmann — „Jemanden erschießen? Man hat mir gesagt, daß Sie mir nach dem Leben trachten; nun habe ich das Ihrige in meinen Händen." — Bey diesen Worten schoß er die zwey Pistolen in die Luft, und befahl dem Offizier, ihm zu folgen. Der Kapitän läugnete zwar seine böse Absicht, machte sich aber doch bald aus dem Staube, und ließ sich nie wieder sehen.

Die Stadt Meaux (Moh), welche sich gegen diesen guten König empört hatte, und sich nach einer harten Belagerung demselben wieder ergeben mußte, schickte *einige Abgeordnete* an ihn ab, um ihre Unterwürfigkeit *zu bezeugen.* Kaum erblickten diese den König, als sie

dergestalt aus der Fassung kamen, daß sie kein Wort reden konnten, und sich ihm zu Füßen warfen. Heinrich, als er sie in diesem Zustande sah, konnte sich der Thränen nicht enthalten, richtete sie auf, umarmte sie, und sagte: „ich sehe in euch jetzt nicht unterworfene Feinde, sondern Freunde und Unterthanen, und so umarme ich euch mit einem so zärtlichen Herzen, wie ein Vater seine Kinder.“

247.

Ein Knopfmachermeister zu Stadthagen in Westphalen, Wiebe war sein Name, pflegte sich immer einen ansehnlichen Vorrath von Kämelgarn und andern Gattungen von Garn von der Messe kommen zu lassen, um manchem seiner Mitmeister für einen kleinen Gewinn damit aushelfen zu können. Auf eine solche Art hatte er einem Knopfmacher in Lübecke einige Jahre her Garn geliefert, aber von demselben keine Bezahlung erhalten. In der Folge blieb dieser Mann gänzlich von ihm aus, und kaufte seinen Garn-Bedarf anderswo, ohne zuvor an Wieben den schuldigen Rest berichtigt zu haben. Da sich die Schuld auf etwas über fünfzig Thaler (90 Gulden) belief, so machte Wiebe, der zwar nicht arm, aber doch auch kein reicher Mann war, selbst den Weg nach Lübecke, um das Geld einzufordern. Er tritt in die Stube seines Schuldners, und findet allenthalben Spuren des höchsten Elendes; besonders aber fällt ihm unter der Familie des Mannes ein Knabe auf, den seine Aeltern, allen Kennzeichen nach, in der äussersten Rohheit aufwachsen ließen. Wiebe hatte sich anfänglich vorgenommen, auf die Bezahlung der Schuld, die schon so lange gestanden hatte, zu dringen, und wenn's die Umstände erforderten, obrigkeitliche Hülfe zu suchen. Allein die drückend kümmerliche Lage, worin sich sein Schuldner befand, erweichte sein Herz. „Lieber Meister“ — sagte er zu ihm, — „ich sehe wohl, Geld wird er mir nicht geben können, ich will *also seinen Sohn* hier an Zahlungsstatt annehmen.“ —

Der arme Mann wußte nicht, was er aus diesem Antrage machen sollte, und fragte: „Wie soll ich das verstehen?“ — „Wie gesagt,“ — antwortete Wiebe, — „ich nehme seinen Sohn zu mir, und seine Schuld will ich auch tilgen.“ Man stelle sich das Erstaunen des Mannes vor, dem jetzt auf einmal eine drückende Schuld nachgelassen wurde, und der einen Sohn, für dessen Ernährung und Kleidung er nichts thun konnte, und zu dessen Bildung und Erziehung er sich unfähig fühlte, in die Hände eines so großmüthigen Wohlthäters übergehen sieht. Wirklich hielt Wiebe dieß fremde Kind so gut, wie sein eigenes. Er schickte es zur Schule, und ließ ihm ausserdem zu Hause Unterricht im Rechnen und Schreiben geben, lehrte ihn nachmals seine Profession, und sorgte überhaupt für Alles, was dem Knaben zu seinem künftigen Glücke nöthig war.

248.

Darius, der letzte König von Persien, welcher von Alexander dem Großen überwunden und seines Reiches beraubt worden war, äusserte in dem großen Unglücke, das ihn betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edeln Herzens. Als man ihm erzählte, wie großmüthig Alexander sich gegen seine gefangene Gemahlin und Prinzessinnen bezeugt habe, streckte Darius seine Hände gen Himmel, und sprach: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! helfet mir den Persischen Staat wieder aufrichten, damit ich Alexandern die Wohlthaten vergelten kann, die er in meinem Unglücke denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat! Ist aber in der allgemeinen Veränderlichkeit der menschlichen Dinge die Zeit gekommen, daß sich das Reich der Perser endigen solle, so lasset wenigstens keinen andern Menschen den Thron des Cyrus besteigen als Alexandern!“ Als er nach der letzten Schlacht, tödtlich verwundet, flüchtete, ward er von einigen Griechen eingeholt. Der einst so mächtige Monarch lag nun da auf einem Wagen, bereits in den letzten Zügen, und

hat nur um einen Trunk zur Kühlung seines lechzenden Gaumens. Und als einer der Griechen ihm frisches Wasser gebracht hatte, sagte er zu ihm: „Freund! so höchst unglücklich bin ich jetzt, daß ich dir nicht einmal diese Wohlthat vergelten kann, aber Alexander wird es thun, und die Götter werden Alexandern, dem ich durch dich meine rechte Hand reiche, die Großmuth vergelten, die er an meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern bewiesen hat.“ — Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, fiel er dem Griechen in die Arme, und starb.

249.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, sagte einst zu einem braven Offizier seines Heeres, dem Herrn v. Schomberg, in der Uebereilung ein paar Worte, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage darauf sollte die Schlacht bey Ivry geliefert werden. Heinrich sah den Hrn. v. Schomberg, rief ihn zu sich, und sagte zu ihm in Gegenwart der vornehmsten Generale: „Herr v. Schomberg! Ich habe Sie beleidiget. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Lebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in's Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!“ — „Es ist wahr,“ — antwortete gerührt der Herr v. Schomberg, — „Sie haben mein Herz vor einigen Tagen tief verwundet; denn es ist sehr schmerzhaft, sich von einem verehrungswürdigen Könige verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als in dem Dienste eines solchen Königes mein Leben aufzuopfern.“ — Der brave Mann hatte wahr geredet; denn er fochte mit beyspielloser Tapferkeit jedesmal da, wo die Gefahr am größten war. — Es wird Großen dieser Erde oft sehr schwer, ein ungerechtes Wort, eine schädliche Verordnung, eine übereilte Handlung zu widerrufen, und sich damit, wie sie es neu-

nen, ein Dementi (Demanti, Lügen) Schuld zu geben. Aber irren ist ja, wie wir wissen, das Schicksal der Menschheit, und wer sich zu einem Irrthum bekennt, gibt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, und zwar einer Schwachheit, die er mit den edelsten, weisesten Menschen gemein hat. Hingegen wer seine Schwachheit läugnen und beschönigen möchte, wer um sich nicht bloß zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauern läßt, der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu. Er läßt sich durch falsche Schaam einer armseligen Eitelkeit zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

250.

Demetrius Poliorcetes, König in Macedonien, hatte den Bürgern zu Athen, als er noch des Königs Cassander Statthalter daselbst war, viele Wohlthaten erwiesen. Als er nun einst wider drey gegen ihn verbündeten Fürsten zu Felde gieng, ließ er seine Gemahlin und Kinder zu ihrer bessern Sicherheit bey den Athenienfern, deren Dankbarkeit er alles Gute zutraute. Er verlor die Schlacht, sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und hoffte bey seinen Freunden, den Athenienfern, eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Allein diese Undankbaren verweigerten ihm nicht nur den Aufenthalt bey ihnen, sondern schickten ihm sogar seine Gemahlin und Kinder unter dem Vorwande zurück, daß sie vielleicht in Athen nicht sicher wären, wo die Feinde hinkommen, und sie aufheben könnten. Dieses Betragen schmerzte den Demetrius in der Seele. — Denn es ist für einen edeln Menschen nichts empfindlicher, als Undank von denen zu erdulden, die man liebt, und denen man Gutes erwiesen hat. — Einige Zeit hernach gelang es diesem Fürsten, seine Glücks-Umstände zu verbessern, und er kam mit *einem großen* Kriegsheere, die Stadt Athen zu belagern. *Nun waren* sich die Athenienser bewußt, daß sie keine

Gnade von ihm zu hoffen hätten, und entschlossen sich, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Sie erließen demnach einen Beschluß, welcher diejenigen zum Tode verdammte, die von Uebergabe der Stadt sprechen würden; allein sie gedachten nicht, daß fast gar kein Getraide mehr in der Stadt war, und daß es ihnen bald an Brode fehlen würde. Als sie nun wirklich sehr lange Zeit den bittersten Hunger ausgestanden hatten, sagten die Klügsten unter ihnen: „es ist doch besser, daß uns Demetrius auf einmal tödten lasse, als daß wir so den langsamen Hungertod dahin sterben; vielleicht wird er sich noch unserer Weiber und Kinder erbarmen." — Sie schloßen ihm also die Stadtthore auf. Demetrius befahl, daß alle verheiratheten Männer sich auf einem großen Platze versammeln sollen, und ließ diesen rund herum mit Soldaten besetzen, welche alle den bloßen Degen in der Hand hatten. Nun hörte man in der ganzen Stadt nichts als Heulen und Jammern. Die Weiber umarmten ihre Männer, die Kinder ihre Väter, und schluchzten ihnen das letzte Lebewohl zu. Als die Männer alle auf dem bestimmten Platze versammelt waren, stieg Demetrius auf einen erhabenen Ort, und warf ihnen in den rührendsten Ausdrücken ihren Undank vor. Er selbst war so bewegt, daß er während seiner Rede Thränen vergoß. Die Athenienser beobachteten das tiefste Stillschweigen, und erwarteten mit jedem Augenblicke, daß die Soldaten Befehl erhalten würden, sie sammt und besonders niederzumetzeln. Aber wie erstaunt waren sie, als dieser großmüthige Fürst mit diesen Worten seine Rede schloß: „Ich will euch zeigen, wie sehr ihr euch gegen mich verschuldet habt. Denn ihr habt euern Beystand keinem Feinde, keinem Fremden versagt, sondern einem Freunde, einem Fürsten, der euch liebte, der euch alle noch liebt, und der sich nur dadurch rächen will, daß er euch verzeiht, und euch Gutes thut. Kehret nach Hause zurück; unterdessen, daß ihr hier ge-

wesen seyd, haben meine Soldaten, auf meinen Befehl, Getraide und Brod in eure Häuser gebracht."

251.

In dem letzteren Kriege Frankreichs gegen die Spanier wurde in einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel mit sich führte, bald von den Franzosen, bald von den Spaniern besetzt war, auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der letzteren, ein deutsches Piquet (Piket) von 21 Mann der D... schen Hülfs-Truppen von den Einwohnern ermordet. Nur Einer entkam, und benachrichtigte den kommandirenden französischen General L... von der Greuel-Scene. Sie forderte Rache, blutige Rache des Beyspiels wegen. Sogleich wird der Baden'sche Hauptmann v. H.... mit einer Truppen-Abtheilung beordert, die Stadt zu umringen, niederzubrennen und in einen Steinhaufen zu verwandeln; die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben; und in unthätiger Verzweiflung alle ihre Habe von den Flammen verzehren sehen. Der General versprach sich von dieser Verfügung den besten Erfolg; denn Deutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und Hauptmann v. H. war längst als einer der tapfersten und muthvollsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber dieser war auch noch mehr. Sein edles menschenfreundliches Herz wurde bey diesem Auftrage mit Grausen erfüllt; indessen konnte und wollte er ihn nicht ablehnen. Das nahe, schreckliche Schicksal so vieler unglücklichen und gewiß auch größtentheils unschuldigen Menschen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er im Geiste die Stadt auflodern, hört schon das Klagegeschrey der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden — doch entworfen ist schon sein Plan, genommen sein Entschluß. Noch in später Nacht gibt er seinem Kommando Befehl zum Aufbruch. Der Weg führt an einem Kloster vorbey, unfern der bedrohten Stadt.

Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geistlichen gegen Freund und Feind hatte ihnen Schutz und Liebe beyder Theile gewonnen; dieß wahrhafte Gotteshaus war selbst zur Freystätte für jeden Flüchtigen erklärt. Der Hauptmann v. H... begehrt Einlaß und eine Unterredung mit dem Prior. Beyde sind ihm gewährt; der Vertrauteste seiner Leute begleitet ihn. Nach einer halben Stunde kehrt er zu den Seinigen zurück, aber allein — der Begleiter entschlüpft unbemerkt und vermummt durch eine andere Thüre, und gewinnt bald die Unglück erwartende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors als ein Bote des Himmels erscheint. Alle Weiber, Kinder, Greise sind eingeladen, sich und ihre beste Habe auf dem nächsten Wege nach dem Kloster zu flüchten. Der Zug beginnt, durch die Mondes-Helle begünstigt. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust oder auf dem Rücken eröffnen den Zug. Hier tragen dankbare Söhne die kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter ihren blinden Vater, u. s. w. — sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen Mönchen gastfreundlich empfangen wurden. Unterdessen hat der wackere Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so, daß jener Weg zum Kloster offen bleibt. Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern, Holz und Stroh ausserhalb der Stadt und um dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald lodern von allen Seiten hohe Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen; aber hinter den Flammen ruhen sicher die verschonten Häuser und Hütten; an Plünderung wird nicht gedacht. — Nach zweystündigem Brande wird ein Eilbote abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehle zurück, daß die Stadt bis Mittag brennen müsse. Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeygeholt, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern (die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen)

wird zu gleichem Zwecke verbraucht. Endlich schlägt die zwölfte Stunde, und gibt das Zeichen zum Abmarsche, der einem wahren Triumphzuge gleicht; denn unter den Tausenden ist auch nicht Einer, der andere als Freuden-Thränen weint. — Begleitet von den männlichen Einwohnern der Sadt, welche den Soldaten die Gewehre und Torniſter nachtragen, ſie mit ihren Dankſagungen und Segenswünſchen überſchütten, gelangt der bunte jauchzende Haufe zum Kloſter. Die von dem fernen Feuer erſchreckten Greiſe, Weiber und Kinder ſtürzten ihm mit ängſtlichen Fragen entgegen. Aber bald wird der fürchtende Zweifel zur fröhlichſten Gewißheit, als ſie vernehmen, daß der edle Hauptmann nicht ihr Leben allein, ſondern auch ihre Häuſer und Güter gerettet habe. Sie ſtürzen vor ihm nieder, ſie küſſen ihm die Füße, die Kleider, die Hände; er kann ſich der lebhafteſten Aeuſſerungen ihres Dankes kaum erwehren. Da tritt der Prior, ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare, mit einer Thräne im halbverloſchenen Auge ihm entgegen, und alle weichen ehrfurchtsvoll zurück. „Edler Jüngling" — ſagte er — „indem er ihn mit zitternden Armen an ſein Herz drückte — „für deine That iſt jeder Lohn zu klein, nur in deinem Buſen findeſt du den würdigen. Auch ſind wir arm, und beſitzen nichts, das wir dir anbieten könnten. Ich ſelbſt habe nur noch dieſes Kreutz von edeln Steinen, das ich als ein Zeichen meiner Würde auf der Bruſt trage. Nimm es, laß mich es dir umhängen, nicht als ein Geſchenk, ſondern als ein Andenken an die vergangene Nacht! Zwar zieren ſchon zwey andere Ehrenzeichen, Beweiſe deines Heldenmuthes, deine Bruſt; doch ſey dieß das dritte, das dir die Menſchheit bietet, dir nicht minder werth. Wehe dem Tapfern, der nicht menſchlich iſt! Aber Segen über jeden Krieger, der fortfährt Menſch zu ſeyn! Darum komme Gottes reichſter Segen über dich, mein Sohn!" Der Hauptmann reißt ſich tief erſchüttert los, und kehrt mit ſeiner wackern Schaar in's Lager zurück. Aber wie ward

ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde in's Ohr geraunt wurde, daß der französische General schon von dem ganzen Vorgange unterrichtet seye! Das ganze Offizier-Corps war von diesem zur Tafel geladen. Von H... durfte nicht fehlen. Er gieng mit männlicher Fassung, und gestärkt von dem Bewußtseyn seiner guten That, einer, vielleicht entehrenden Strafe entgegen. Der General empfängt ihn mit hohem Ernste, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand, blickt ihn mit feuchtem Auge eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmt ihn mit Heftigkeit, sagt nichts als: „Sie verstehen mich!" und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. — Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? — Der Hauptmann, welcher bey seinem schnellen Abmarsche aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen hatte, schickte seinen Verwandten des Priors Kreutz, und schrieb dazu: „Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte und machen werde. Ungern trenne ich mich von ihm. Verkauft es und bezahlt meine Schulden!" Die Familie bezahlte die wenigen Schulden; aber das Kreutz verwahrte sie als einen Familien-Schatz. Wer hat einen bessern aufzuweisen?

252.

Als Kaiser, Karl der Große sich einst auf der Jagd von seinem Gefolge entfernt hatte, stieß er auf einen wilden Büffelochsen. Mit bloßem Schwerdte fällt er denselben an, um ihm — was er mit seinem Herkulischen Arme schon öfters gethan hatte — mit Einem Hiebe seinen großen Kopf vom Rumpfe zu hauen. Unglücklicherweise traf er ihn nicht nach Wunsche; dagegen verwundete er ihn so stark, daß das Thier auf das äußerste gereitzt ward, und der Ochse mit seinem beynahe eisernen Horne gegen das Pferd des Kaisers rennend, den Fuß des Kaisers mit gewaltigem Stoße zerquetschte.

Mit neuer Wuth drohte er ihn anzufallen; aber der muthvolle Karl, auf Gott vertrauend, und Ihn hoffnungsvoll um Hülfe anflehend — verliert, sich selbst überlassen, in dieser furchtbaren Lage die Fassung seines Geistes auch nicht einen Augenblick; und siehe — welch Wunder! Gerade in diesem Momente des unvermeidlichen Todes erblickte er — kaum durfte er seinen Augen trauen — wie von seinem und des Reiches Schutzgeiste herbeygeführt, einen Mann vor sich stehen, welcher mit einem Spiese den wüthenden Ochsen auf der Stelle erlegte, und nach der That sogleich sich in das Dunkel des finstern Waldes zurückzog. — Endlich kommen die Hofleute; die Schaar der Jäger, die ängstlich ihren Herrn suchten, eilt herbey. Alle schreyen und jammern über das ihrem Kaiser, den sie für verloren hielten, widerfahrene Unglück. Jeder verdoppelt seine Schritte, um ihm Hülfe zu leisten, ihn vom Pferde zu heben, das Blut, welches vom zerquetschten Fuße floß, zu stillen, und die Wunde zu erforschen; der Kaiser, voll Ruhe, verbietet es ihnen, und befiehlt nur, dem Ochsen den Kopf abzuhauen. — „Folgt mir," — sagte Er — „zu unserer Schwiegermutter, der Königin Hermangarde! Laßt uns eilen! Sie soll mich verwundet und gerettet sehen." — Er kommt. Die Königin sieht den Gemahl ihrer Tochter mit zerrissenen Kleidern, das Blut von seinem Leibe triefen, — hebt die Hände gen Himmel, und ruft Gott und die Heiligen an: „Was sollen wir" — sagte der großmüthige Kaiser — „dem Retter thun, der das Thier, dessen Kopf du hier siehest, mit Lebensgefahr erlegt hat? Was sollen wir ihm geben? Wie sollen wir ihn ehren?" — „Alles wollen wir ihm geben," — versetzte die Königin," — „er hat den Vater des Vaterlandes gerettet; er ist jeder Ehre werth!" — „So verlange also von mir für Isambard Vergebung und Alles, was Du willst! Er, den wir für unsern Feind gehalten, den wir in's *Elend geschickt*, dessen Vermögen wir an uns gezogen *haben, weil* wir ihn für ungerecht gegen uns hielten.

Wir wollen ihm Alles zurückstellen; lasset uns den Erhalter unsers Lebens aufsuchen! Laßt uns ihn ehren! Er sey unser Freund!" — Der Kaiser gab Befehl, ihn allenthalben aufzusuchen, ihm alle Ehre zu erzeigen, und ihn in seine Arme zurückzubringen; und erst, nachdem er diese Befehle gegeben hatte, kehrte er sich zum Wund-Arzte, daß er die Wunde besorgen möchte.

253.

Iphigenia Desille lebte mit ihrer Schwester, welche verheirathet war, und vier Kinder hatte, sehr eingezogen und unbekannt in dem ehemaligen Bretagne, einer Provinz im nordwestlichen Frankreich, deren Einwohner sich zum Theil einige Jahre hindurch der republikanischen Regierung widersetzten, und den schrecklichen Krieg mit ihr führten, welcher unter dem Namen des Vendée-(Wandeh) Krieges bekannt ist. Voll Trauer über den Verlust ihres geliebten Bruders, der in dem ersten Jahre der Revolution als ein Opfer seines Patriotismus starb, und voll Schmerz-Gefühl über das, unter Robespierre's schrecklicher Regierung, täglich sich mehrende Elend des Vaterlandes lebten die beyden Schwestern nur für ihr kleines Hausweſen und für die vier unerzogenen Kinder. Ihr einziger Genuß war die Liebe der hülflosen Kleinen, und die Freundschaft, welche sie beyde unzertrennlich verband. Aber nicht lange genoßen sie dieses stille Familien-Glück. Es kam ein Befehl von Paris, worin 30 Personen benannt wurden, welche als verdächtig arretirt, und nach Paris vor das schreckliche Revolutions-Gericht gebracht werden sollten. — Unter diesen 30 war auch das unschuldige Mädchen Iphigenia. Ohne Erbarmen wurde sie der weinenden und flehenden Schwester, den jammernden Kindern entrissen, und gefangen nach Paris geschleppt. — Das Revolutions-Gericht legte ihr einen Brief vor, welcher Desille unterschrieben war, und aus dessen Inhalte man auf die Bekanntschaft mit einem Königlich-Gesinnten schloß. Sie

es Verrath, ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Königlich-Gesinnten zu kennen? fragte sie. — „Nur ob du den Brief anerkennest, wollen wir von dir wissen" — war die Antwort der schrecklichen Blutrichter. „Wohl kenn' ich ihn," — sprach Iphigenie entschlossen, aber ehe ihr mich verurtheilt, gebt mir einen Vertheidiger!" Des folgenden Tages wurde der Rechtsgelehrte Gauveau (Gohwo), ein edler rechtschaffener Mann, zu ihr in den Kerker geschickt, um sich mit ihr zu besprechen, und ihre Vertheidigung zu übernehmen. „Ich traue Ihnen zu," — sagte Iphigenia — „daß Sie alles zu meiner Rettung anwenden werden; was glauben Sie, daß ich zu befürchten habe?" — „Es ist durchaus nichts nichts wider Sie als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten" — sagte Gauveau, „— und dieser unschuldige Brief wird vor dem Revolu„tions-Gerichte als ein Beweis des Verbrechens gelten." Iphigenia: „Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft; ich bin unschuldig: es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den Schein des Verdachts, welcher aus dem Briefe entsteht, zu entfernen. Aber wenn sie mir schwören, daß sie von dem Geheimnisse, welches ich Ihnen entdecken werde, keinen Gebrauch machen wollen, so sollen Sie sehen, daß auch nicht einmal das mir zugerechnet werden kann, was diese Tyrannen ein Verbrechen nennen." Gauveau versprach zu schweigen. Iphigenia: „So wissen Sie denn, nicht ich, sondern meine Schwester schrieb jenen Brief. Kein gerechter Richter kann uns verdammen; geschieht es aber, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin unverheirathet. Meine Schwester hat vier unerzogene Kinder, welche ihrer mütterlichen Sorge und Pflege bedürfen, die ihnen in den jetzigen unglücklichen Zeiten doppelt nöthig ist. Ich sterbe für meine Schwester." — Gauveau bewundert das edle Mädchen, sah ihre Entschlossenheit, und *wagte es nicht*, weder sie zur Aenderung ihres Entschlus*ses zu bewegen*, noch vor Gericht seinen Schwur zu

brechen. Aber mit großer Wärme und äusserster Beredtsamkeit führte er ihre Vertheidigung, doch vergeblich! Sie wurde zum Tode verurtheilt, und starb unter der Guillotine. Heldenmüthig und entschlossen litt sie den Tod, welchem sie sich aus Geschwisterliebe geweiht hatte, und ewig wäre es verborgen geblieben, welch' ein Engel Iphigenia war, wäre nicht Gauveau nach einigen Monaten auch zur Guillotine verurtheilt worden. Er hatte in seinem Eifer zu stark gegen jene Blutrichter gesprochen, und war dadurch selbst verdächtig geworden. Aber das ihm anvertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab. Er entdeckte es einem Freunde, um es einst in besseren Zeiten der Welt bekannt zu machen.

254.

Der Winter des J. 1779. war äusserst hart für Frankreichs Einwohner. Mangel und Theurung waren seine Folgen. In diesem traurigen Zeitpunkte ritt ein wackerer Pächter, der einige Meilen von Paris wohnte, aus der Mühle nach seiner Heimath. Vor sich auf dem Pferde hatte er einen Sack mit Gerstenmehl. Auf einmal sprang einer seiner Nachbarn aus dem Dickicht eines Gehölzes hervor, den Arm mit einer Keule bewaffnet. „Dein Mehl her," — schrie der Räuber, und schwang seine Wehre hoch empor. Aber gewandter war der Pächter. Rasch sprang er herab vom Pferde, packte seinen Mann bey der Brust; warf ihn nieder, und entriß ihm die Keule. „Kamerad," — sprach er, — „du siehst, daß dein Leben in meiner Hand steht." „Ermorde mich entweder, oder gib mir dein Mehl her! Ich muß es haben, oder Hungers sterben mit Weib und Kindern." — „Hungers sterben mußt du armer Tropf?" sagte der Pächter gerührt. — „Das ist etwas ganz anders. Aber deßwegen sollst du eben nicht zum Straßenräuber werden. Steh auf, Kamerad. Nimm den Sack! Er sey dir geschenkt. Ich will ihn dir aufladen helfen. So! und *nun packe dich*, und rede kein Wort weiter davon."

Im nämlichen Augenblicke, als man dem Pferde den Sack abgenommen hatte, ward es scheu, und rannte im Galopp nach Hause. Aber wie erschrack die Pächterin, als sie es allein, ohne ihren Gatten, in den Hof kommen sah! O Gott! schrie sie laut auf, meinem Manne ist ein Unglück begegnet. Und nun rief sie Knechte und Mägde zusammen, und eilte mit ihnen der Gegend zu, von welcher das Pferd hergekommen war. Ihre Angst war unbeschreiblich, nicht minder groß aber auch ihr freudiges Erstaunen, als sie ruhigen Schrittes, mit geraden gesunden Gliedern, nur ein wenig nachdenklich, ihren Gatten einher ziehen sah. Sie fragte zwanzigmal in Einem Athemzuge: wo das Mehl hingekommen seye? Aber er befahl ihr zu schweigen, bis sie allein wären. Dann erzählte er ihr die traurige Geschichte. „Der arme Mann," — fügte er hinzu — „muß schrecklich im Elende seyn, daß er mich anzutasten wagte, mich, der mit einem Faustschlage vier seinesgleichen in die Flucht jagen würde!" Thränen traten der Pächterin in die Augen! Aber nicht bloß weinen, helfen wollte sie. Schnell nahm sie einen Laib Brod, verbarg ihn in ihre Schürze, und sagte zu ihrem Manne: „Ach, wenn die armen Leute so sehr hungern, so können sie gewiß nicht warten, bis ihr Brod gebacken seyn wird." Und flugs eilte sie hin, und legte das Brod auf den Tisch der Unglücklichen. „Da, esset, und vertrauet auf Gott!" Dieß war alles, was sie sagen konnte, und im Huy war sie wieder aus dem Hause verschwunden. Ach, schon hatten die Kinder angefangen, ganze Hände voll Mehl zu verschlingen! Das Erstaunen der Eltern über diese neue Hülfe übertrifft alle Schilderung in Worten. Alle sahen einander mit Rührung an, Thränen brachen endlich das Stillschweigen, und selbst die Kinder netzten mit Thränen den ersten Bissen Brod, der seit drey Tagen über ihre Lippen kam. Von diesem Augenblicke an ward *der Pächter* mit seiner Gattin der Wohlthäter der armen *Familie.*

255.

In Paris lebten vor etwa 40 Jahren zwey Schwestern, deren eine sehr reich, die andere aber, welche Meuthe hieß, eine arme Obsthändlerin war, die nur mit Mühe sich mit 9 Kindern zu erhalten vermochte. Nie hatte die reiche Schwester sich um die arme Meuthe bekümmert, und ebensowenig jemals gethan, als ob sie ihr angehöre; denn sie schämte sich ihrer. Es wäre ihr so leicht gewesen, dem armen Weibe zu helfen: denn sie verlor in einem Abend im Spiele so viel, oder ließ bey einer Mahlzeit so viel darauf gehen, daß die Meuthe wohl ein ganzes Jahr mit ihren Kindern hätte davon leben können; aber sie half ihr nicht. Die reiche Schwester wurde gefährlich krank; die Aerzte sagten ihr, daß sie nicht wieder aufkommen würde. Sie machte ihr Testament, und vermachte ihr ganzes großes Vermögen einer ohnehin schon reichen Bäckerfrau; ihrem eigenen Kinde, dem einzigen, welches sie hinterließ, hatte sie nichts in demselben ausgesetzt. „Mein Gott!" — sagte Meuthe, — „was habe ich doch meiner Schwester gethan, daß sie so hart gegen mich gehandelt hat? Und was hat ihr das arme Geschöpf, ihr eigenes Kind, gethan?!" Meuthe erkundigte sich nach der Bäckerin, welche die Erbin des großen Vermögens war, und hörte überall, daß sie eine geitzige harte Frau seye, die gewiß das arme Kind ihrer Schwester schlecht genug halten würde. Bald vernahm sie auch, daß diese Frau im Begriffe stehe, es bey einem schlechten Weibe in die Kost zu verdingen. „Nein!" — sagte Meuthe voll Unwillen — „nein, das soll nicht geschehen; ich will das Kind erziehen; Gott wird ja helfen!" Man stellte ihr vor, wie schwer es ihr werden würde, noch dieses Kind zu ernähren, da sie deren schon neun habe, die ihr sauer genug würden; aber sie blieb bey ihrem Vorsatze. — „Ich" — sagte sie — „bin ja dem verlassenen Kinde die nächste!" (Sie holte das Kind, welches nur erst ein paar Jahre alt war, und trug es

auf ihrem Arme in ihr Haus) — „Ja, ich bin dir am nächsten, armes Geschöpf!“ — rief sie und drückte das Kind mit Innigkeit an sich. Sie liebte von dieser Zeit an das Kind wie ihr eigenes; es empfieng alles, was ihre eigenen Kinder auch empfiengen: sie nährte und sie kleidete es so gut als die andern. So schwer es der guten Meuthe auch wurde, zehn Kinder mit ihrem kleinen Obsthandel zu ernähren, so hat es sie doch niemals gereut, das verlassene Kind zu sich genommen zu haben.

256.

Ein vertrauter Freund des Connetable Montmorency (Monmoransy) bat diesen auf seinem Todbette, sich doch seines einzigen Sohnes mit väterlicher Liebe anzunehmen, und ihn auf keinen Fall zu verstoßen. Der Connetable nahm ihn zu sich, und gab ihm noch dazu eine Pension, die nicht unbedeutend war. Einmal, als sich der junge Edelmann allein im Zimmer des Connetable befand, sah er einen prächtigen Diamant liegen, dessen Schönheit alle Gefühle der Ehre und Dankbarkeit in seinem Herzen niederdrückte. Er steckte ihn zu sich; aber seine niederträchtige Handlung blieb nicht unbemerkt. Ein Diener hatte ihn beobachtet — er eilte, seinem Herrn den Diebstahl anzuzeigen. Diesen schmerzte die niedrige Denkart eines Menschen, den er mit väterlichem Herzen aufgenommen, und in dem er so gern seinen edeln Freund hätte mögen wieder aufleben sehen. Aber er gedachte des Versprechens, welches er dem Sterbenden gab. Er ließ den jungen Mann zu sich kommen. Die Erwartung der Hausgenossen war auf's höchste gespannt; alle glaubten, er würde nun aus dem Hause verwiesen werden. Er selbst fürchtete das, warf sich zu den Füßen seines Wohlthäters, und beschwor ihn unter vielen Thränen, ihm doch zu verzeihen. Der Connetable hob ihn auf, und sagte: „Es ist Ihnen ein Unglück begegnet, wovon ich die größte Schuld trage. Warum war ich so thöricht, Ihnen eine Pension zu geben, mit

der Sie nicht ausreichen können? Künftig soll sie um die Hälfte vermehrt werden. Sie bleiben bey mir, und sehen mein Haus als das Ihrige an.“ Wie beschämte, wie rührte dieß edle Benehmen den jungen Edelmann, und wie so ganz erreichte es seinen Endzweck! Von diesem Augenblicke an konnte sich der Connetable ganz auf ihn verlassen. Der junge Edelmann bereuete seine That, und besserte sich durchaus. Was wäre aus diesem Menschen geworden, hätte der Connetable ihn aus seinem Hause gewiesen? Würde er nicht wahrscheinlich noch tiefer gesunken seyn? Ein nicht ganz im Bösen verhärtetes Herz ist gewiß durch Güte am sichersten zu rühren und für die Tugend zu gewinnen.

257

Der Stammvater des noch jetzt existirenden großen Handlungshauses Zois in Laibach kam als ein armer Knabe aus der italienischen Provinz Bergamo, seinem Vaterlande, zu dem reichen Kaufmann Peter Codelli in die besagte österreichische Stadt. Durch Treue, Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich die Liebe seines Principals in einem so hohen Grade, daß er ihn nicht nur zu seinem ersten Geschäftsführer machte, sondern auch zum Mit-Interessenten in seine Handlung aufnahm, und ihn dadurch in den Stand setzte, daß er nach seinem Tode die sämmtlichen Geschäfte seines Hauses unter der bisherigen Firma auf eigene Rechnung fortsetzen konnte. Ein Pupillen-Vermögen von 60,000 Gulden, das der Stadt-Magistrat zu Laibach seiner Redlichkeit anvertraut hatte, trug das Meiste zur Gründung seines Kredits und zur Ausbreitung seiner Thätigkeit bey. Im Jahre 1742. kam ein neuer Gouverneur nach Laibach, der aus Haß gegen den wackern Kaufmann dieses Kapital aus seiner Kasse zurückforderte. Zois gerieth in die äusserste Noth. Die Sache machte Aufsehen; alle seine Gläubiger ahmten das Beyspiel des Gouverneurs nach; jeder fürchtete den Sturz des jun-

gen Mannes. — Dazu kam noch ein neues Unglück. Zois hatte ein Haus in Venedig, und gerade um diese Zeit hörte sein dortiger Faktor, durch unglückliche Spekulationen zu Grunde gerichtet, zu bezahlen auf. Er eilte dahin, untersuchte unter der Aufsicht der Obrigkeit die Bücher seines Geschäftsführers, fand ihn schuldlos an seinem Unglücke, und noch einen Ueberschuß von 7000 Gulden. Aber diese 7000 Gulden konnte er nicht hinweg nehmen, ohne die Familie des Faktors in's tiefste Elend zu stürzen. Was thut der edle Mann? Er streicht seine Forderung aus, und erläßt der jammernden Frau und ihren Kindern die ganze Summe. Ganz Venedig erstaunte über diese schöne That, die durch die Rücksicht auf Zois bedrängte Lage in einem so großen Glanze erschien. Jedermann interessirte sich für ihn, besonders aber die Kaufmannschaft. Er erschien auf der Börse. Bekannte und Unbekannte drängten sich um ihn her. Die reichsten Häuser boten ihm ihre Dienste, ihren Kredit und ihre Kassen an, und alle hielten Wort. Gerettet reiste er nach Laibach zurück, und die Tücke des Gouverneurs waren vereitelt. Bald nachher besuchte er die Messe zu Sinigaglia, wo besonders sehr viel in Eisen gehandelt wird. Es war ein unermeßlicher Vorrath von diesem Metalle, aber kein Käufer angekommen. Zois nahm den ganzen Vorrath in geringen Preisen, und nach zwey Tagen strömten die Käufer schaarenweise herbey. Er machte einen ausserordentlichen Gewinn. In kurzer Zeit war sein Haus eines der ersten. Er starb im Jahr 1768. als einer der reichsten Männer in der ganzen österreichischen Monarchie.

257 b.

Vor einigen Jahren sah ein unbemittelter Hausvater, in einem Dorfe des Fürstenthums Lippe-Detmold, seinen Acker, der mehrere Jahre zuvor nur spärlich *getragen hatte*, vom Himmel reichlich gesegnet dastehen; *die Frucht war* zeitig zur Erndte, aber nach dem all-

gemeinen Spruche: „Ein Jeder ist sich selbst der Nächste!“ sorgten bey dem Nahen eines furchtbaren Gewitters, und weil der folgende Tag ein Feyertag war, die Meisten für ihr eigenes Haus. Händeringend blickte der Hausvater bald auf die schwarze Unglückswolke, bald auf sein kornbeladenes Feld, und sprach im bittern Schmerzgefühle: „was nützet mir nun Gottes Segen, wenn ich ihn nicht genießen soll?!“ Das Wort mochte dieser oder jener Jüngling vernommen haben. Es war schon Abend; das Ungewitter zog noch einmal glücklich vorüber, und der leuchtende Mond war Zeuge einer schönen Handlung. Mehr denn zwölf brave Jünglinge des Ortes vereinten ihre muthige Kraft, zogen mit eigener Hand bey nächtlichem Schimmer zu wiederholten malen dem sorgenden Landmann alle seine Früchte ein, und weigerten selbst den Labetrank anzunehmen, welchen der Dankbar-Gerührte ihnen reichen wollte, — weil ihnen das reine Bewußtseyn einer guten That genügte.

257.

Der eben so standhafte als unglückliche Kurfürst zu Sachsen, Johann Friedrich der Großmüthige, wurde am 24. April 1547. bey Mühlberg vom Kaiser Karl dem V. überfallen, verlor durch die Treulosigkeit seiner Krieger, nach achtstündigem Kampfe, die Schlacht, gerieth selbst, bey verspäteter Flucht, in Gefangenschaft, und mußte fünf Jahre hindurch seinem stolzen Sieger von Ort zu Ort folgen, um dessen Triumph zu verherrlichen. In dieser traurigen Periode seines Lebens befand er sich im J. 1550. zu Augsburg; und hier erfuhr er, daß die dasigen evangelisch-lutherischen Prediger ihres Amtes entsetzt, und ihnen anbefohlen worden war, das Land zu meiden, weil sie sich standhaft geweigert hatten, das sogenannte Interim (d. h. eine auf dem Reichstage zu Augsburg 1548. auf kaiserliche Veranlassung gegebene, für die Protestanten höchst nachtheilige Erklärung, wie es bis zur endlichen Entscheidung durch

eine allgemeine Kirchenversammlung einstweilen in Sachen der Religion gehalten werden solle) anzunehmen. — Der fromme Fürst ließ hierauf einen jener unglücklichen Prediger zu sich rufen, und als er von diesem vernahm, daß ihnen der Kaiser das ganze römische Reich verboten habe, stand er in heftiger Bewegung von seinem Sitze auf, trat an ein Fenster, und Thränen des innigsten Mitleids benetzten seine Wangen. Doch bald wandte er sich wieder an den Prediger mit der Frage: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?" — „Nein!" — entgegnete dieser. — „Ey rief der Kurfürst in gefaßterem Tone und mit emporgehobenen Blicken aus, so hat's keine Noth! Seyd getrost; der Himmel muß uns doch bleiben. Gott wird wohl ein Land finden, wo ihr sein Wort predigen dürfet!" Darauf griff er nach seiner Satteltasche, und sagte: „Hierin ist Alles, was ich jetzt auf Erden habe, ich will euch daraus einen Zehrpfenning verehren, den theilet mit euren Kreutz-Brüdern! Ich bin zwar auch ein gefangener Fürst; aber mein Gott wird mir wohl wieder etwas bescheren!" — So zart fühlte das Herz eines Mannes, dessen starke Seele selbst das Unglück nicht beugen, den sogar das angekündete Todesurtheil nicht ausser Fassung setzen konnte. Ihn selbst vermochte Karl auch durch die heftigsten Drohungen nicht zur Einwilligung in das Interim zu bringen. Einst ließ es sich der stolze Kaiser vorzüglich angelegen seyn, die Seelenstärke seines Besiegten zu erschüttern. Da erfolgte bey heiterem Himmel ein heftiger Donnerschlag, und Johann Friederich brach in die frommen Worte aus: — „Ach ja, du alter, starker Gott! du läßest dich hören, daß du noch lebst; du wirst es wohl machen!" — Karl fühlte sich endlich gedrungen, die Standhaftigkeit des Kurfürsten zu bewundern, und gab die Hoffnung auf, eine so erhabene Seele zu besiegen, und dadurch seinen Triumph zu vollenden. —

257 b.

Auf der südlichen Küste Asiens, in dem Lande des Indischen Rajah (Fürsten) von Tanjore hielt sich ein Prediger des evangelischen Glaubenbekenntnisses, Namens Schwarz, mehrere Jahre in der Absicht auf, um so viel möglich die Christliche Religion unter den dasigen Heiden zu verbreiten. Er hatte auch schon hie und da Christliche Gemeinden und Schulen gestiftet. Eines Tages wurde derselbe zu einem ansehnlichen Staatsbedienten dieses Fürsten gerufen. Er kommt zu ihm, findet ihn aber krank im Bette. Nach einigen vorläufigen Gesprächen verlangt der Kranke diesen Geistlichen allein zu sprechen, und hier entdeckt er ihm, daß er sein Vermögen auf eine ungerechte Weise erworben, und seinen Fürsten darum betrogen habe. Er befinde sich jetzt, da er sein Ende herannahen sehe, in der äussersten Verlegenheit. Sein Glauben und sein Gewissen forderten die genaueste Wiedererstattung des ungerechten Gutes; durch die Ausübung dieser Pflicht brächte er seine unschuldige Frau und Kinder in die traurigste Lage. „Rathen Sie mir, lieber Herr" — fuhr er fort — „gegen wen soll ich handeln? Gegen meinen Fürsten oder die armen Meinigen? Gibt es keinen Ausweg, bey dem ich ruhig sterben könnte." Der gute Schwarz war äusserst gerührt über die Verlegenheit des Kranken, versicherte ihn aber, daß es in seiner Macht nicht stehe, ihn von der Beobachtung solcher ausdrücklichen Vorschriften des Christenthums freyzusprechen, als die Vorschrift der Wiedererstattung des ungerechten Gutes seye, und verließ ihn mit der Ermahnung, das zu thun, was ihm sein Gewissen am meisten zur Pflicht mache. In wenigen Tagen ward er wieder zu dem Kranken berufen, der ihn zwar schwach, aber mit heiterer Seele bewillkommte, und ihn versicherte, jetzt habe er Alles in Richtigkeit gebracht, sich über alles Irdische hinweggesetzt, nur der Stimme seiner Religion und seines Gewissens zu folgen. Er sey bereit, sein ungerechtes Gut seinem Herrn zu-

rückzugeben, da er doch nicht hoffen könnte, daß irgend ein Segen darauf ruhen werde. Er glaube an einen Gott, der selbst für die Erhaltung des Wurmes väterlich sorge, dieser werde auch seine Wittwe und Waisen nicht verlassen. „Thun Sie mir" — fuhr er fort — „den letzten Liebes- und Freundschafts-Dienst: Reisen Sie hin zum Nabob, und bitten Sie ihn, daß er einem seiner sterbenden Unterthanen, der ihn um 6000 Pagoden vervortheilt habe, und nun bereit sey, seine Frau und Kinder in bittrer Armuth zurückzulassen, um sie ihm wieder zu erstatten, die einzige Gnade erzeige, zu vergeben, nicht nach seinem Namen zu fragen, und die veruntreute Summe sich von Ihnen zurückzahlen zu lassen." Schwarz vergaß die Beschwerlichkeiten der Reise, ließ sich durch die Besorgniß, wie übel ihn der heidnische Fürst anlassen dürfte, nicht abschrecken, und eilte nun, die Bitte seines sterbenden Freundes dem Fürsten, der ihn wider Vermuthen gnädig empfieng, vorzutragen. Der Fürst blieb einige Zeit voll Verwunderung stehen, und gab ihm darauf folgende Antwort: „Lieber Vater, ich habe es längst erkannt, daß Ihr ein Segen für mein Land seyd, und viel Gutes stiftet. Dieser Vorfall ist mir ein neuer Beweis, daß eure Lehre sehr vortrefflich seyn muß. Sagt meinem sterbenden Unterthanen wieder, daß er meine ganze Gnade besitze, daß ich ihm gern vergebe, und ein langes Leben wünsche. Ich lasse ihn fragen, ob er mich oder meine Unterthanen um so viel Geld betrogen habe? Hat er mich darum gebracht, so ist seiner Wittwe und Kindern Alles geschenkt; ist dieses Geld aber von meinen Unterthanen erpreßt, so muß er es wieder erstatten." — Zum Glück war dieses Geld diesem großmüthigen Fürsten entwandt, und blieb den Hinterbliebenen. — — Nicht wahr, liebe Kinder, ihr wünschet mit mir, daß der fromme Kranke noch die erfreuliche Nachricht erlebt hätte? Diese schöne, und nach der Versicherung eines wackern Mannes wahre Geschichte macht uns mit mehreren edeln Menschen auf ein-

mal bekannt, und belehrt uns, daß die Tugend in jedem Himmelsstriche ihre Lieblinge habe. Wer unter den drey trefflichen Menschen der edelste sey, mögen eure Herzen entscheiden!

Zartgefühl.

258.

Herzog Leopold von Braunschweig, der jedem Menschenfreunde durch seine Todesart bekannt ist, reiste am 9. Januar 1776. im 24sten Jahre seines Alters, in Begleitung seines vieljährigen Erziehers und Freundes, von Braunschweig nach Potsdam, wo er das ihm vom Könige Friedrich II. verliehene Infanterie-Regiment übernehmen sollte. Um Mitternacht fuhren sie ab, und der Prinz war gleich Anfangs ausserordentlich still, und sprach gar kein Wort. Seinen Begleiter befremdete dieses Betragen um so sehr, da Leopold auf allen seinen Reisen jederzeit eine besondere Heiterkeit gezeigt hatte; er rechnete jedoch diese Stille der Trennung von seinen Aeltern und Freunden, oder der Ermüdung vom Abschiednehmen zu: denn aus Dankbarkeit hatte er von allen seinen Lehrern und Freunden persönlich Abschied genommen. Nach Verfluß von etwa zwey Stunden unterbrach er endlich das Stillschweigen, und sprach mit sichtbarem Ausdrucke einer tiefen Rührung folgende Worte: „Ich habe mich diese Zeit über genau besonnen, ob auch wohl Jemand in Braunschweig zurückgeblieben seyn möchte, der von mir beleidigt worden, und mißvergnügt über mich seyn könnte. Ungemein viel ist mir daran gelegen, mich dessen zu entsinnen; und wenn Sie mich an diesen oder jenen Fall erinnern können, so werden Sie mir den letzten und wesentlichen Dienst erwei-

sen. So, wie ich jetzt aus meines Vaters Hause gegangen bin, so möchte ich, mit Gottes Hülfe, dereinst aus der Welt gehen. Beyde Abreisen haben viel Aehnlichkeit miteinander, wenigstens für mich. Wenn ich werde überzeugt seyn können, daß ich keinen Menschen beleidigt und unversöhnt, und so viel es in meinem Leben nur möglich ist, hülflos zurückgelassen habe: wie ruhig werde ich alsdann nicht in die Ewigkeit, so wie jetzt in meinen neuen Beruf, eintreten können! — Der Gedanke, Jemanden in meinem Leben eine wesentliche Hülfe zu erzeigen, und wo möglich desselben Leben zu retten, liegt mir von jeher im Sinne. Noch ist mir eine solche Gelegenheit nicht vorgekommen, ob ich mich gleich herzlich darnach sehne, und — Sie dürfen es mir glauben — sie längst gesucht habe. — Freylich gehört hiezu auch Glück; und nicht selten fehlt es auch an einem wirklich gemachten Versuche. Wie beruhigend müßte die Erinnerung an eine solche gut genützte Gelegenheit für mich seyn, insbesondere bey der Abreise aus dieser Welt! Diesen Wunsch noch möchte ich vor meinem Tode erfüllt sehen, dann aber stürbe ich gerne!" — Während der Reise, welche beynahe 30 Stunden dauerte, sprach der Prinz fast einzig von eben dieser Angelegenheit, und erinnerte sich dabey aller ihm bekannt gewordenen Unglücksfälle mit dem Bedauern, daß ihn die Vorsehung nicht berufen habe, jene Verunglückten zu retten. Auf seinen Begleiter machte diese Unterredung einen so tiefen Eindruck, daß er nach der Ankunft in Potsdam sogleich das Wichtigste davon aufschrieb und versiegelte.

259.

Marivaux (Marivo), ein Französischer Gelehrter, hatte ungefähr vier tausend französ. Pfund (gegen 1900 Rhein. Gulden) jährlicher Einkünfte, eine Summe, mit welcher er sich in einen eben so angenehmen als gemächlichen *Zustand* hätte setzen können, wenn er weniger großmüthige Freygebigkeit bewiesen hätte, und weniger empfind-

lich für Anderer Unglück gewesen wäre; allein von denselben gebrauchte er für seine eigenen Bedürfnisse nur 1500 Pfund (687½ Gulden), den Ueberrest wandte er dazu an, den Bedürfnissen Anderer abzuhelfen. — Sehr oft sah man ihn seinen eigenen, nothwendigen Lebens-Unterhalt aufopfern, um Leuten, die er kaum kannte, und die entweder wegen Verfolgung von unerbittlichen Schuldgläubigern, oder aus andern Gründen der Verzweiflung nahe waren, Freyheit und Leben zu erkaufen. — Er wußte aber seine guten Handlungen eben so sorgfältig geheim zu halten, wie andere ihre Fehler zu verbergen suchen, und verhehlte seine eigenen Bedürfnisse selbst seinen Freunden. Fontenelle, sein vertrautester Busenfreund, vernahm einst, daß er krank wäre; und da er seine ausserordentliche Gutherzigkeit und Freygebigkeit kannte, so besorgte er, daß er nun vielleicht selbst einigen Mangel leiden möchte. Er eilte sogleich zu ihm hin, begehrte mit ihm allein zu reden, und sagte mit einem zärtlichen Händedruck zu ihm: „Mein Freund! in dem Zustande, worin du dich jetzt befindest, kannst du sehr leicht etwas Geld bedürfen. Freunde, wie wir sind, sollen nicht warten, bis man von ihnen etwas fordern muß. Eine zärtliche Freundschaft soll die Bedürfnisse derer, die man liebet, errathen. Hier ist mein Beutel mit hundert Louis-d'or, der zu deinen Diensten stehet.“ — „Ich sehe sie an,“ — erwiederte Marivaux — „als hätte ich sie wirklich empfangen, mein Freund! mein Herz hat sich ihrer schon bedient, und ich gebe sie dir mit all' der Erkenntlichkeit wieder zurück, die ein solcher Freundschaftsdienst verdient. Freunde, wie du bist, sollen solche Dienste ihren Freunden anerbieten; Freunde hingegen, wie ich bin, können dieselben, ohne die äusserste Nothwendigkeit, nicht annehmen, und ich habe meine Natur von Jugend auf gewöhnt, sich mit Wenigem zu begnügen.“ — Wer war in diesem Wettstreite an Großmuth und Zärtlichkeit größer — Fontenelle oder Marivaux? Wer ist der Bewun-

derung der Nachwelt würdiger: Marivaux der Mensch — oder Marivaux der Schriftsteller?

260.

Ein unbekannter noch lebender Gelehrter besaß einen recht niedlichen Garten vor der Stadt, der eine angenehme Lage und ein hübsches Gartenhäuschen hatte. Hier arbeitete er den Sommer über in ungestörter Ruhe im Schooße der schönen Natur, und seine wichtigsten Geistes-Produkte erblickten hier das Licht der Welt. Aber die Umstände des Mannes waren nicht die besten, woran seine große Mildthätigkeit einen nothigen Antheil hatte: denn er war ein Menschenfreund, und half, wo er nur konnte; der schöne Garten mußte endlich verkauft werden. Der Gelehrte klagte nun in einer bald darauf erschienenen Schrift dem Publikum seine Noth, daß er seines schönen Sommer-Aufenthaltes beraubt seye, und daß er daher nicht mehr mit der vorigen Heiterkeit arbeiten könne. Eine wohlhabende Dame hatte den Garten für einige hundert Thaler erstanden; sie ließ ihn auf's beste in Stand setzen, und als eben Alles in seiner vollen Blüthe stand, ließ sie den vorigen Eigenthümer an einem schönen Morgen in den Garten bitten. „Ich weiß, mein Herr" — sagte sie zu ihm — „daß Ihnen die Entbehrung dieses angenehmen Aufenthaltes schwer wird; ich kann mir daher das Vergnügen nicht versagen, Ihnen denselben wieder anzubieten. Betrachten sie ihn als ihr Eigenthum! Und Niemand soll Sie, so lange Sie leben, in dem Besitze desselben stören." Der Gelehrte war von der Großmuth der Dame gerührt, und seine Dankbarkeit war dem Geschenke angemessen. Wie viele schöne Handlungen könnten auf diese Art vollbracht werden, wenn Begüterte auch immer Edelmuth genug besäßen, und ihre Güter auf eine wohlthätige Art anzuwenden verständen!

261.

Thomson, jener berühmte englische Dichter, war bey seiner ersten Ankunft in London in sehr eingeschränkten Vermögens-Umständen, und ehe seine Schriften ihn in Ruf brachten, oft sogar um eine Mittagsmahlzeit verlegen. Die Schulden, welche er damals machte, drückten ihn noch lange hernach, und einer seiner Gläubiger ließ ihn, nachdem sein vortreffliches Gedicht „die Jahreszeiten" gedruckt war, in's Gefängniß setzen, weil er hoffte, dadurch desto gewisser zu seinem Gelde zu gelangen. Die Nachricht von diesem Unglücke kam zufälligerweise dem berühmten Schauspieler Quin zu Ohren, der zwar die Jahreszeiten gelesen, aber den Verfasser derselben noch nie gesehen hatte. Nach genauer Erkundigung erfuhr er den Ort, wo Thomson gefangen saß, gieng hin, und sagte, als er in's Zimmer trat, zu ihm: „Sie kennen mich nicht, mein Herr, wie ich glaube; mein Name ist Quin." — Thomson nahm ihn höflich auf, und erwiederte: er hätte zwar nicht die Ehre, ihn von Person zu kennen, allein sein Name und seine vorzüglichen Talente wären ihm wohl bekannt. — Nachdem Thomson ihn hatte sitzen heissen, sagte Quin, er seye gekommen, um mit ihm zu Abend zu essen, und habe auch bereits dem Koche befohlen, für eine Mahlzeit zu sorgen, welches Hr. Thomson hoffentlich entschuldigen würde. Thomson antwortete ihm hierauf mit der gebührenden Höflichkeit. Bald darauf wußte Quin ihre Unterredung auf gelehrte Gegenstände zu lenken; und nach geendigter Mahlzeit nahm Quin Gelegenheit, seine Absicht zu erklären, indem er sagte: jetzt sey es Zeit, zur Sache zu kommen. Thomson antwortete: er sey bereit, ihm, so weit es seine Fähigkeiten erlaubten, in Allem zu dienen, was er befehlen werde; denn er glaubte, Quins Besuch beträfe eine Schauspieler-Angelegenheit. — „Mein Herr" — sagte Quin — „Sie verstehen mich unrecht; ich bin in Ihrer Schuld; Sie haben hundert Pfund *von mir* zu fordern, und ich komme, sie Ihnen

zu bezahlen.“ — Thomſon antwortete mit einer niedergeſchlagenen Miene, er ſeye ſich nicht bewußt, jemals Herrn Quin beleidigt zu haben, und wundere ſich daher, daß dieſer ſeines Unglücks zu ſpotten ſuche. — „Bey Gott! nein,“ — ſagte Quin, indem er ſeine Stimme erhob, — „davon bin ich unendlich weit entfernt. Ich ſage, ich bin Ihnen hundert Pfund ſchuldig, und da ſind ſie;“ — und legte eine Banknote von dieſem Werthe vor ihn hin. Thomſon erſtaunte, und bat ihn, ſich zu erklären. — „Gut,“ — antwortete Quin, — „ich will es thun. — Bald nachdem ich Ihre Jahreszeiten geleſen hatte, fiel es mir ein, mein Teſtament zu machen, weil ich doch nach meinem Tode etwas in der Welt zurück zu laſſen habe. Unter andern Vermächtniſſen beſtimmte ich auch dem Verfaſſer der Jahreszeiten ein hundert Pfund; und da ich heute hörte, daß Sie in dieſem Hauſe wären, dachte ich, ich könnte ebenſo gut das Vergnügen haben, ſelbſt das Geld hieherzubringen, als den Vollziehern meines letzten Willens aufgeben, es Ihnen zu bezahlen, und zwar zu einer Zeit, wo Sie es vielleicht weniger nöthig haben möchten als jetzt; und dieß, Herr Thomſon, iſt die Angelegenheit, um welcher willen ich gekommen bin.“

234.

David Klaus, ein an Gelde armer, aber an vielem Guten reicher Hoſpital-Bewohner in Halberſtadt, übte auch Wohlthätigkeit aus, und zwar mit großer Schonung derer, denen er Gutes erwies. Einſt hatte er der Wittwe eines angeſehenen Mannes, die, wie er wußte, nicht in den beſten Vermögens-Umſtänden war, einige Klafter Holz geſpalten, und wollte ihr den Arbeitslohn gerne ſchenken. Aber der Gedanke, daß es einer Frau von dieſem Stande doch wehe thun möchte, von einem ſo geringen Manne, wie er war, etwas geſchenkt annehmen zu müſſen, bewog ihn, für jedes Klafter nur *Einen Groſchen* Arbeitslohn zu fordern, damit es nicht

das Ansehen haben möchte, als wenn er ihr etwas schenken wolle. — Von seinen Broden, die er alle 14 Tage im Hospitale erhielt, pflegte er durch einen Dritten, der seinen Namen verschweigen mußte, einer dürftigen Familie abzugeben. Oft kaufte er in den Auktionen gute erbauliche Bücher, in der Absicht, solche an Andere zu verschenken, oder für einen geringen Preis wieder zu verkaufen, nur um die Freude zu haben, recht viel Gutes dadurch zu stiften.

263.

Man glaubt gewöhnlich, sich recht verdient um den Leidenden zu machen, wenn man ihn aufzuheitern, und der stummen Schwermuth, durch welche seine Seele niedergebeugt wird, zu entreissen sucht. Zu dem Ende zählen solche unberufenen Tröster ihm alle die Gründe der Beruhigung vor, die sie nur irgendwo gehört oder gelesen haben, und meynen, daß dieß der Weg seye, auf welchem man dem Unglücklichen nahe komme! — Diesen, mit dem menschlichen Herzen wenig Bekannten, möchte folgendes Beyspiel von der schonenden Behandlung eines Leidenden, das eine der edelsten Fürstinnen Deutschlands gab, zur Beherzigung dienen. Die einzige geliebte Tochter der Frau von Buchwald (so erzählt Gotter in einer kleinen, ihrem Andenken bestimmten Schrift) wurde im Jahre 1762. durch die Liebe in die Arme eines eben so edeln, als geistreichen Mannes, des Grafen von Werthern, Königlich-Preußischen Staats-Ministers, geführt. Aber kaum hatte die junge Gattin ein Jahr die Pflichten ihres neuen Standes kennen gelernt, als sie durch den Tod hinweggerissen wurde. Die Ursache dieses schnellen Todes war ein verschluckter Knochen, den sie am neunzehnten Tage unter heftigem Blutbrechen wieder von sich gab. Die Frau von Buchwald war gerade damals kränklich, und man hatte ihr nicht erlauben wollen, ihre Tochter zu besuchen. Bey'm Einbruche der Nacht aber vermochte

kein Zureden mehr, die Unruhe ihres Herzens zu überwältigen. Sie verlangte eine Sänfte, und ließ sich hintragen. Auf der Treppe begegnete sie einem Bedienten; sie fragt nach dem Zustande der Kranken; der Mensch erschrickt und verstummt. — „Sie ist todt! Mein Herz sagt es mir, sie ist todt," mit diesen Worten eilt sie in's Zimmer. Die Anwesenden wollten sie zurückhalten: sie dringt bis zu dem Bette der — bereits in die unsichtbare Welt hingeschiedenen Tochter, ergreift ihre kalte Hand, drückt sie an ihr Herz, sinkt auf ihre Kniee nieder, und ruft im feyerlichem Tone: „Der Herr hat dich gegeben; der Herr hat dich genommen, der Name des Herrn sey gelobet!" — Dann erhebt sie sich, geht ins Nebenzimmer, wirft sich auf das Sopha, und betet leise. Niemand hat den Muth, sich ihr zu nähern. Endlich beschwört man sie, an ihre Erhaltung zu denken, und sich in das Schloß (die Gräfin von Werthern starb in Gotha, und die Frau von B. wohnte in dem in einiger Entfernung von der Stadt stehenden Herzoglichen Schlosse) zurückbringen zu lassen. Sie gibt nach; ohne eine Thräne zu vergießen, und ohne eine Sylbe zu sprechen, geht sie durch das Nebenzimmer in das Sterbezimmer, sieht ihr geliebtes Kind, und setzt sich wieder in die Sänfte. Die Nacht war schrecklich; sie schloß kein Auge; und ihre Seele schien in düsterer Schwermuth verloren. Man fieng an, ihr zuzusprechen, und — wie man es nennt — sie zu trösten; aber sie verbat sich allen Zuspruch, und wählte das einsamste Zimmer, das sie hatte. Am andern Tage erschien die Herzogin von Gotha. Thränen erstickten ihre Worte; sie setzte sich an ihr Bette, und schluchzte laut: „Arme, arme Mutter (das war alles, was sie sagen konnte), Sie haben viel, viel, unaussprechlich viel verloren!" Ihr Gesicht zeigte die herzlichste Theilnahme, und mit Rührung drückte sie ihre Hand an sich. — Dieser Anblick erleichterte das beklemmte Mutterherz; sie weinen gemeinschaftlich. Ein gleiches geschieht bey'm zweyten

Besuche. Erst am dritten Tage versucht es die weise Menschenkennerin — nicht der Leidenden Trostgründe aufzudringen — sondern nur ihre Phantasie unmerklich auf andere Gegenstände zu lenken. Dann erst, als dieß ihr gelungen war, benützte sie ihre eigene bessere Stimmung zu ihrer Beruhigung, und wahre kindliche Ergebung und Fassung waren die Früchte dieser weisen Behandlung! — Möchte doch jedem Unglücklichen und Leidenden eine eben so theilnehmende und fein fühlende Seele zur Seite stehen, wie dieser gebeugten Mutter! Es würde ihm dann auch leichter werden, sich zu fügen, und die empfindlichen Schläge des Schicksals standhaft zu ertragen!

264.

Der berühmte französische Marschall Turenne (Türenn) bemerkte in seiner Armee einen Offizier von alter Familie, der aber arm und sehr schlecht beritten war. Er bat ihn zu Tische, zog ihn nach der Mahlzeit auf die Seite, und sagte voll Güte zu ihm: „Mein Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht ein wenig dreist finden dürften, deren Erfüllung Sie aber, wie ich hoffe, Ihrem Generale nicht abschlagen werden. Ich bin alt," — fuhr er fort — „und zuweilen etwas kränklich; die raschen Pferde ermüden mich, und ich habe eines bey Ihnen gesehen, das mir, wie ich glaube, besser anstehen würde. Wenn ich nicht befürchtete, ein allzugroßes Opfer zu verlangen, so würde ich es mir von ihnen ausbitten." Der Offizier antwortete bloß durch eine tiefe Verbeugung; holte sogleich sein Pferd, und führte es selbst in Turenne's Stall. Den andern Morgen schickte ihm dieser dafür eines der schönsten und besten von der ganzen Armee. Wie sehr mußte sich der Offizier diesem edeln Manne verpflichtet fühlen, der mit der Sorge für sein Bedürfniß so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband!

265.

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität gesprochen, müssen sie eher erbittern als bessern. Auch hier gibt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wirkung verliert; ja, wodurch seine Wirkung vielmehr nur größer und sicherer gemacht wird.

Türenne, der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut auf's Verweisegeben. Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloß, das sie im Sturme erobert hatten. Sie fanden in demselben eine Frau von bewunderungswürdiger Schönheit, und brachten diese, als den besten Theil der Beute, ihrem Feldherrn. Türenne, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. „Hier, mein Herr!" — sagte er — „empfangen Sie Ihre Gattin zurück. Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie dieselbe zu mir, ihrem Feldherrn."

266.

Der im May 1789. zu Göttingen verstorbene Professor der Theologie, Dr. Johann Peter Miller, war ein Religions-Lehrer, der mit Recht hätte von sich sagen können: „thut nicht allein nach meinen Worten, sondern auch nach meinen Handlungen!" — wofern die hohe christliche Bescheidenheit, die ihm eigen war, auch nur einen solchen Gedanken in seiner Seele hätte aufkeimen lassen können. Die auf der dortigen Universität damals studierenden Jünglinge, reiche und arme, die sich *an* diesen Mann wandten, fanden an ihm nicht einen *vornehmen* Gönner und großen Gelehrten, dem sie ihre

Aufwartung zu machen hatten; sondern es war Jedem bey ihm zu Muthe, als hätte er seinen leiblichen Vater in ihm wieder gefunden; so liebreich und treuherzig war er in seinem, übrigens höchst lehrreichen und erbaulichen Umgange. Seine Vorlesungen gab er Jedem frey, der es verlangte, und das Wenige, was er an Honorarien erhielt, schenkte er der Wittwen-Kasse. Einst bemerkte er, daß einer seiner Zuhörer immer mit sehr schlechten Beinkleidern in seinem Hörsale erschien. Mit väterlicher Besorgniß, ob nicht eine von liederlicher Lebensart herrührende Armuth die Ursache davon seye, ließ er diesen Menschen zu sich kommen, und befragte ihn insgeheim nach seinen Umständen. Da er hörte, daß Armuth die einzige Quelle seines schlechten Anzuges seye, so schenkte er ihm ein paar Beinkleider, die er sich kurz zuvor hatte machen lassen, mit der freundlichen Anrede: „es gewährt mir immer eine besondere Freude, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt. Machen Sie mir diese Freude!" Der Student fand in der Tasche, unter dem Futter in einem alten Stückchen Papier, einen Doppel-Louisd'or. Die Umstände machten es wahrscheinlich, daß Miller von diesem Goldstücke nichts wußte; aber der ehrliche Jüngling eilte, das Gefundene dem rechtmässigen Eigenthümer wieder zu geben. Statt dieses Goldstück anzunehmen, sprach dieser mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wohlwollens: „Ich habe einige schriftliche Ausarbeitungen von Ihnen gelesen, die von ihrem vorzüglichen Genie (Kopfe) zeugen. Um so mehr freue ich mich jetzt, daß Ihr Herz Ihrem Kopfe keine Schande macht. Von nun an werde ich als Vater gegen Sie handeln. Der Doppel-Louis'dor ist zu einem Kleide für Sie bestimmt; und hier nehmen Sie noch dieses Geld, wovon Sie sogleich das Nöthige in Ihrer bisherigen Wohnung berichtigen, und von Morgen an in meinem Hause unentgeldliche Kost und Wohnung nehmen können."

267.

Wer mit Feinheit zu geben weiß, gibt doppelt. Vornehme dünken meistens dieser Weitläufigkeit überhoben seyn zu können, weil sie meinen, daß man schon zufrieden seye, wenn sie nur etwas zu geben geruhen. Anders dachte einer der ersten Monarchen Europens, Georg III. König von England. Einst kam er in die Hof-Versammlung, als schon sämmtliche anwesende Personen im Spiele begriffen waren. Nur ein junges, wohlgebildetes Fräulein stand allein da, ohne daß Jemand mit ihr spielte. Der König fragte: warum sie nicht auch spiele? „O Sire!" — antwortete sie — „ich bin eine arme Waise, die bloß von der Gnade ihrer Tante leben muß, wer wird da mit mir spielen?" „Kommen Sie, ich will es thun!" — In Kurzem hatte der König 2000 Dukaten an sie verloren. „Dachte ich's doch," — sagte er, indem er lächelnd aufstand, — „daß ich bey Ihnen verlieren werde."

268.

Der Prediger Ditmar zu Kaselkow in Pommern, der das Unglück hatte, völlig contrakt und blind zu werden, besuchte im Sommer 1784. das Polziner Bad. Hier lernte er den edeln Menschenfreund Ludwig Eugen, Prinzen und nachmaligen regierenden Herzog von Würtemberg, kennen, der den guten Kranken, welcher noch ein junger Mann war, oft besuchte. Bey diesen Besuchen entdeckte der edle Prinz gar bald an diesem würdigen Geistlichen einen vortrefflichen Charakter, aber auch — große Dürftigkeit. Um ihm daher seinen traurigen Zustand in etwas zu erleichtern, schickte er, der so gerne die Thränen des Kummers und der Leiden trocknete, seinem unglücklichen Freunde eine Anzahl von Dukaten, mit folgendem Briefe, der noch mehr werth war als die Dukaten:

Würdiger Freund!

„Daß mein Herz ächten, warmen Antheil an Ihrem Schicksale nimmt, davon, schmeichle ich mir, überzeugen Sie Sich: daß ich über Sie jammere, sind Folgen der Menschenliebe. Aber, Freund! gern helfen wollen, und nicht können, drückt mehr, als die schwerste Last. Gern möchte ich, Sie ganz glücklich zu machen, das Werkzeug meines und Ihres Schöpfers dazu seyn. O Freund, wie sehr bedauerte ich Sie, als ich heute erfuhr, daß Ihre Vermögens-Umstände nicht die besten sind! Könnte ich doch helfen! dachte ich. Voll Mitleid, voll Wehmuth horchte ich auf die Stimme meines Gottes. Sie rief mir: Hilf nur dem Nothleidenden! — Hier, braver Mann, eine Kleinigkeit! Nehmen Sie sie, und überzeugen Sie Sich von dem ganzen Antheile, den ich an Ihnen nehme, und halten Sie Sich versichert, daß, wenn Sie alles verläßt, ich Ihre Stütze seyn will. Vertrauen Sie auf mich als ein Diener unsers Gottes! Er wird Sie durch mich nicht verlassen. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit! Mein Herz findet Wonne, Würdigen Gutes zu thun. Dazu gab mir Gott mein Weniges. Wäre ich doch so reich, als Sie es, guter Mann, in Ansehung der Gottesfurcht und Tugend sind! Dieß nur ist dauerhafter, einziger, wahrer Reichthum. Fehlt es Ihnen dereinst an irdischen Nothwendigkeiten: nur dreist Ihre Zuflucht zum Herzen Ihres Freundes genommen; stets wird er sein Glück darein setzen, Ihnen von dem Seinigen mitzutheilen, um Ihnen überzeugende Beweise von der Achtung, Liebe und Freundschaft zu geben, womit ich bin

Dero

aufrichtigster treuer Diener und Freund
Louis von Würtemberg."

269 a.

Unter den alten Persern war die Gewohnheit, daß wenn ihr König das Land durchreiste, jeder Unterthan, durch dessen Besitzungen er kam, ihm ein Geschenk überreichte. König Artaxerxes Mnemon kam auf einer solchen Reise einst vor die Hütte eines armen Mannes, der seinen König nicht weiter gehen lassen wollte, ohne ihm ein Geschenk gemacht zu haben. Er hatte nichts, was er dem Könige hätte anbieten können; doch lief er hin zu einer Quelle, schöpfte einen Trunk frischen Was-

sers, und überreichte ihn dem Könige mit den Worten: „Hier, großer König, ist Alles, was ich dir geben kann!“ — „Du gibst mir mehr,“ — antwortete Artaxerxes, — „als mir irgend einer meiner Unterthanen gegeben hat. Dein redlicher Wille und das freundliche Herz, mit dem du mir diesen Trunk gibst, sind mir lieber als die kostbarsten Gaben.“ — Der König überhäufte den Mann mit Wohlthaten und Geschenken.

269 b.

Bey dem gefährlichen Rückzuge der Preußisch-Schlesischen Armee (unter Blücher), von Champ-Aubert und Montmirail nach Chalons, kam ein Preußischer Offizier in ein von den Bauern verlassenes Dorf. Nur der Schulmeister war zurückgeblieben, und diesem hatten die Einwohner alle ihre jüngsten Kinder in Verwahrung gegeben. Das Geschrey in diesem kleinen Schulmeisters-Hause läßt sich nicht beschreiben. Als der Offizier eben ein kleines Plätzchen hinter dem Ofen für sich in Besitz genommen hatte, trat ein Adjutant ein, um für den Prinzen August von Preußen Quartier zu machen, und in demselben Augenblicke folgte ihm auch schon der Prinz auf dem Fuße nach. Nun war große Noth. Der arme Schulmeister war ganz ausser sich vor Aengsten, wie er einen Prinzen nach Würden beherbergen und bewirthen sollte, da er die Schaar von schreyenden Kindern auf dem Halse hatte, die ihm an den Rockschößen hiengen, und sie nicht fahren ließen, er mochte sagen, was er wollte, und sich schütteln, wie er wollte. Der Prinz aber lächelte, beruhigte die Kinder durch freundliches Zureden, und sagte dem Schulmeister, er solle die armen Kinder ruhig in der Stube bleiben lassen. Darnach nahm er den Sessel des Schulmeisters in Besitz, hüllte sich in seinen Mantel, und schlief mitten unter dem Wimmern und Jammern der kleinen Schaar so ruhig, wie der, *welchen ein schönes Selbstbewußtseyn und heiteres Gewissen begleitet*, zu schlummern pflegt.

269 c.

Unter den zahllosen Opfern, welche das Schwerdt auf dem blutigen Schlachtfelde von Preußisch-Eylau wegraffte, befand sich auch ein junger Cornet (Standartenträger) von 17 Jahren, welcher im 4ten Litthauischen Dragoner-Regiment unter der Russischen Armee diente. Er hatte sich durch seine Herzensgüte, so wie durch seine ausgezeichneten kriegerischen Anlagen die Liebe und Achtung aller seiner Vorgesetzten und Kameraden erworben, und unter seinen Untergebenen war keiner, der nicht gern sein Leben für ihn gewagt hätte. Der Tod ereilte ihn mitten im heissen Kampfe, und die Bauern aus dem nächsten Dorfe, wo das Regiment vorher ziemlich lange gelegen hatte, erkannten bey'm Einscharren der Todten seinen Leichnam. Sie gruben ihn auf einem besondern Plätzchen ein, und bezeichneten sein Grab durch einen aufgeworfenen Hügel. Als die russische Armee späterhin wieder nach Eylau vorrückte, beschloßen seine Kameraden, ihm ein kleines Denkmal errichten zu lassen, und ein Sächsischer Soldat hatte auf dem Marsche nach Friedland Gelegenheit, es zu besehen. Es bestand aus Holz, und war in Form eines Sargdeckels über das Grab gebaut. Die Stelle, wo das Haupt lag, bezeichnete ein starkes hölzernes Kreutz. Auf beyden Seiten der hölzernen Decke befanden sich russische Inschriften. Das Kreutz war mit zwey Tafeln geziert, wovon die oberste, Namen, Stand und Alter russisch, die untere deutsch, mit der Bitte enthielt, daß, da der heldenmüthige Jüngling als Mensch und Soldat gleich achtungswürdig gewesen sey, Jeder, welcher Nation er nur immer angehören dürfte, so viel Ehrfurcht für seine Asche haben möchte, dieses ihm errichtete Denkmal zu schonen. Der sächsische Soldat marschierte 5 Monate nach jener mörderischen Schlacht über den Wahlplatz, und ungeachtet der unermeßliche Heereszug der Franzosen diesen Weg genommen hatte, war es doch bis jetzt unversehrt geblieben. Die Gegend war weit und breit umher verwüstet.

und in den Dörfern sahe man nur noch die leeren Brandstellen. Das Elend der Bewohner war über alle Beschreibung groß, und 6 Monate nach der Schlacht sahe man sie immer noch einzeln auf dem Schlachtfelde herumirren, um noch irgend etwas brauchbares von Eisen oder Leder zu finden, oder auszugraben. Einige Sachsen und Franzosen standen so eben um das einfache Monument, als ein solcher Unglücklicher vorübergieng. Er blieb, als er an das Grab kam, stehen, und zog, indem er es aufmerksam betrachtete, seine Mütze ehrerbietig ab. „Wer war der Mann, der hier liegt?" — fragten die Soldaten. — „Ach! hub er an" — „das war ein guter und braver Herr! — Er hat bey mir im Quartier gelegen, hier steht sein Name und sein Alter. Die Russen waren bisweilen, ob sie gleich unsere Freunde waren, sehr schlimm, aber seine Dragoner durften Niemand etwas zu leide thun, sie waren und mußten überall äusserst genügsam seyn, und doch liebten sie ihn so sehr, daß sie alle das Leben für ihn gelassen hätten. Ach der gute junge Herr, warum mußte er so früh bleiben (sterben)!"

Während dieses Gespräches waren mehrere Franzosen herzugekommen, und besonders hatte einer von ihnen der Rede des alten Mannes mit sichtbarer Rührung zugehört. Mehrere seiner Kameraden, die später auf die Stelle kamen, erblickten kaum das Holz, welches sehr trocken war, als sie sogleich auf den Einfall kamen, sich kurzweg darüber herzumachen, und die Bretterwände in den eine Viertelstunde entfernten Bivouak zu schleppen, um ihr Fleisch dabey zu kochen. Hastig sprang er unter sie, und drängte sie zurück. „Hier liegt ein braver russischer Offizier," — rief er erhitzt — „so viele tausende unserer Kameraden haben sein Grab verschont, und Ihr wollt es vernichten?" — „Dort ist Holz genug," — fuhr er fort — „indem er auf einen nahen Wald zeigte, dort holt euch, so viel ihr braucht!" *Seine Kameraden* wollten sich durchaus nicht abweisen

laſſen, weil das Holz, wie ſie meynten, dem Todten nichts helfen könne. Der edle Kriegsmann kehrte ſich aber nicht daran; und als ſie Gewalt brauchen wollten, drohte er, mit ihnen bis zum Regiment zu gehen, und dort die Sache anzuzeigen. Da ſie hier ohne Zweifel nicht gut wegzukommen glaubten, ſtanden ſie ab, und nahmen zu einem andern Material, nämlich zu gedörrtem Graſe, ihre Zuflucht.

Freundſchaft.

270.

Zwey Matroſen, Antonio und Roger, der eine ein Spanier, der andere ein Franzoſe, geriethen auf einer Reiſe zur See in die Hände eines Algieriſchen Seeräubers, der ſie beyde als Sklaven verkaufte; doch blieben ſie glücklicherweiſe bey einander. Sie bekamen einen Herrn, und wurden zu einerley Arbeiten gebraucht. Ihre gegenſeitige Freundſchaft erleichterte ihnen ihr gemeinſchaftliches Elend. Sie arbeiteten an der Anlegung einer Straße, die durch ein felſigtes Gebirge geführt werden ſollte, welches unten das Meer beſpülte. Eines Tages bemerkte Antonio in der Entfernung ein Schiff. „Vielleicht, vielleicht kommt eine Rettung für uns," — ſagte er zu Roger, und zeigte ihm das Schiff. — „Hoffentlich" — fuhr er fort — „iſt das Schiff ein chriſtliches, und wird nahe an der Küſte vorbeyſegeln." — Roger wußte nicht, was er damit ſagen wollte. Antonio erklärte es ihm. „Wenn" — ſprach er — „dieſes Schiff nicht weit von unſerer Küſte iſt, ſo ſtürzen wir uns von dieſer Felsſpitze ins Meer, und ſchwimmen nach dem Schiffe hin. O theurer Roger, dann ſind wir frey!" Roger ſtimmte nicht in ſein Entzücken ein. „Rette du

dich, du Lieber," — sprach er — „ich werde dann mein Elend ruhig ertragen, wenn ich dich nur frey weiß." Antonio verstand nicht, was sein Freund mit diesen Worten sagen wollte, bis er endlich hörte, daß derselbe nicht schwimmen könne. „O!" — sagte er hierauf, — „ich kann sehr gut schwimmen, du sollst dich an meinem Gürtel halten, wir werden uns beyde retten, denn ich bin stark." Während dieses Gespräches schlug die Stunde, welche die beyden Freunde wieder an die Arbeit rief; schon fiengen auch die Aufseher an, ihr Gespräch zu bemerken. Roger war in großer Unruhe; er wäre so gern frey gewesen, und hatte ein so sehnliches Verlangen, seine Aeltern wieder zu sehen, aber es schauderte ihn vor der Lebens-Gefahr, die sein Freund zu seiner Rettung übernehmen müßte, um so mehr, da es leicht geschehen konnte, daß ihm die Last zu schwer würde, und sie beyde untersanken. „Nein," — sagte er, — „Antonio, rette dich; ich will gerne bleiben!" Nach zwey Stunden war das Schiff da. — Antonio kam. — „Jetzt Freund, jetzt" — rief er, — „ist es Zeit. Deine Hände — und fort!" — Roger sträubte sich. „Rette dich allein, mein Theurer" — sagte er, — „ich will dir deine Arbeit nicht noch erschweren." — Er fiel ihm mit diesen Worten in die Arme, und weinte einen Strom von Thränen. — „O theurer Roger," erwiederte Antonio — „jetzt keine Thräne, jetzt brauchen wir Muth und Entschlossenheit! Zaudern wir noch ein paar Minuten, so sind wir vielleicht Sklaven auf immer. — Komm Freund, wenn du nicht willst, daß ich mich vor deinen Augen von diesem Felsen in den tiefen Schlund hinabstürze, und meinem Leben ein Ende mache. Antonio umschlingt jetzt seinen Freund, der sich ihm zu Füßen geworfen und gefleht hatte, daß er sich allein retten möchte, mit seinen starken Armen, erreicht in vollem Laufe mit ihm den Gipfel des Felsen, und stürzt sich mit ihm muthig in's Meer hinab. Im Hinabspringen bat Antonio seinen Freund, *sich nur fest an* seinen Gürtel zu halten. Beyde sinken

unter, erscheinen aber bald wieder auf der Oberfläche; Antonio arbeitet mit der größten Anstrengung, um bald das Schiff zu erreichen. Jetzt bemerkte man auch auf dem Schiffe den Vorfall, obwohl man nicht wußte, was man daraus machen sollte. Die Aufseher der Sklaven hatten aber auch die Flucht der beyden Freunde bemerkt, und sprängen in eine Schaluppe, welche am Ufer stand, um die beyden Flüchtlinge wieder einzuholen. Antonio, welcher sie erblickte, verdoppelt seine Kräfte, um ihnen zu entkommen. Auch Roger hatte sich umgesehen, und die Gefahr entdeckt, worin sie schwebten. — „Rette dich, Theurer!" — ruft er seinem Freunde zu, — „ich halte dich nur auf." Mit diesen Worten ließ er den Gürtel fahren, und sank unter. Antonio stürzt ihm nach, und ergreift ihn auf's neue. Beyde blieben eine Zeitlang unsichtbar unter dem Wasser, und so wußten ihre Verfolger in der Schaluppe nicht, wo sie seyn möchten, und hielten einige Zeit ungewiß stille. — Indessen hatte man auch vom Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran. Nach einer kurzen Zeit erscheint Antonio wieder mit seinem Freunde auf den Wellen — und das Boot eilt ihm entgegen. Aber alle seine Kräfte sind erschöpft. Jetzt ruft man ihm vom Boote aus zu; er ermannet sich auf's neue, kämpft gegen die Wellen, ermattet wieder, und will so eben untersinken, als glücklicherweise das Boot da ist, und sie aufnimmt. Beyde waren im Verscheiden. Antonio hatte nur noch so viel Kraft zu rufen: „Helft nur meinem Freunde!" — und fiel dann ohnmächtig nieder. — Roger lag schon ohne Lebenszeichen ihm zur Seite. Man suchte beyden zu helfen, und Roger kehrte zuerst in's Leben zurück. Wie erschrak er, als er seinen Retter erblaßt zu seinen Füßen sah! Er wirft sich mit lautem Geschrey auf den erstarrten Körper desselben, und erfüllte die Luft mit seinem Wehklagen. Endlich holte auch Antonio wieder Athem, und nun war Roger vor Freuden ausser sich. Man verdoppelte jetzt die Bemühung, durch Reiben und Erwärmen den Erstarrten wieder zum vollen

gen Leben zu bringen, und es gelang. Antonio öffnete seine Augen wieder, und Roger drückte ihn an seine Brust. So kamen sie an's Schiff. — Die rohesten Matrosen hatten Ehrfurcht vor ihrer Freundschaft, und beeiferten sich um die Wette, ihnen Dienste zu erzeigen. In wenigen Tagen waren die Kräfte beyder hergestellt. Roger kommt nach Frankreich, und wurde Gondelfahrer zu Versailles (Wersalli'). Antonio aber geht zu seiner Frau und Kindern nach Spanien zurück; jedoch trennte auch dieser weite Raum ihre Herzen nicht, und sie unterhielten, bis Roger starb, den zärtlichsten Briefwechsel. Ueberall erstaunte man über ihr Schicksal, und bewunderte die Stärke und den Muth ihrer treuen Freundschaft.

271.

Während des Einfalles der Franzosen in Sachsen im Herbste 1806. flüchteten mehrere Gutsbesitzer in die nahen Städte, indem sie sich dort vor Plünderungen und Gewaltthätigkeiten sicherer glaubten, als auf dem Lande. K. von S... und der Finanzkommissair K.... welche beyde in Einem Dorfe Güter besitzen, und sehr nachbarlich befreundet lebten, flüchteten sich mit ihren Familien nach einem nahe gelegenen Städtchen. Letzterer verspätete sich aber, indem er noch manche Anordnungen wegen seiner Haushaltung zu treffen hatte, und mußte der Gesellschaft in ziemlicher Entfernung zu Fuße folgen. Glücklich hatten die Familien ihren Zufluchtsort erreicht, und erwarteten jetzt nur noch mit banger Besorgniß den nachkommenden Vater und Freund. Mit jeder Minute vermehrte sich ihre Angst, und stieg endlich auf den höchsten Grad, als schon einige Stunden verflossen waren, ohne daß der Erwartete bey ihnen eingetroffen war. Händeringend jammerten die Kinder um ihren schon für verloren geachteten Vater, und unaussprechlich war der Schmerz der besorgten Gattin. Gerührt durch diesen *jammervollen* Anblick eilt der würdige S. — ohne auf *eigene Sicherheit* Rücksicht zu nehmen, auf dem Wege

nach der Heimath zurück; und ſchon vor dem Thore, als er ſich durch eine zahlloſe Menge Soldaten gedrängt hatte, begegnete ihm ſein unglücklicher Nachbar, der gewaltſam fortgeſchleppt wird. Er umarmte ihn voll Beſtürzung; aber auſſer aller Faſſung und faſt von Sinnen gekommen, konnte jener ihm nicht einmal die Urſache ſeiner mißlichen Lage angeben. Er war ſogleich ergriffen worden, da eine bekannte Frau ſeinen Namen und ſeinen Charakter genannt hatte. Man brachte ihn zum Oberſten der Gensd'armerie (Schandarmerie); S. folgte auf dem Fuße nach, und erfuhr nun dort, da er der fremden Sprache mächtig war, daß dieſer Commissaire des finances (Commiſſär dä Finahn's) eine viel zu wichtige Perſon ſey, als daß man ihn wieder frey geben könne; vielleicht werde er gar für einen Spion gehalten, weßhalb er jetzt verhört, und ſodann ſeine Strafe erhalten werde. Auch zum Oberſten drängt ſich nun der edle S. mit der Vorſtellung, daß dieſes Prädicat in Sachſen keinen Bezug auf die höheren Staats-Angelegenheiten habe, und bat, weil es der Befreyung ſeines Freundes und der Beruhigung einer gebeugten Familie galt — mit der größten Innigkeit für denſelben. Man wies ihn ab. — Ein Blick auf die kummervolle Lage ſeines Freundes, deſſen Schmerz ſich in Thränen auflöste, vermehrte ſeine zum Herzen gehende Beredtſamkeit, die den härteſten Krieger rühren mußte. Der Oberſte — berief ſich auf ſeine Pflicht, zuckte die Achſeln und ſchwieg. Als aber der Finanzcommiſſair, der Sache unkundig, meynte, man verurtheile ihn zum Tode, und alle Kräfte ihn zu verlaſſen ſchienen, da erhob ſich der würdige S. mit Nachdruck, und ſagte entſchloſſen: „So haben Sie denn kein Weib, keine Kinder, die Sie erinnern könnten, menſchlich zu ſeyn? Hat nie das häusliche Glück ſanfte Gefühle in Ihrer Bruſt rege gemacht? Nein, gewiß nicht, ſonſt wären Sie zu bewegen, dieſen ſchuldloſen Mann frey zu geben, um deſſen Rettung jetzt eine liebende Gattin mit ihren Kindern den Himmel auf den Knieen

anflehen! so behalten Sie mich statt meiner in Verwahrung; nehmen Sie mein Leben als Bürge seiner Unschuld!" — „Nein!" — erwiederte der Oberste jetzt von Gefühl ergriffen — „nehmen Sie ihn, Freund! mit sich, geben sie ihn seiner Familie zurück; Gott wird auch mich dafür glücklich in die Arme der Meinigen zurückkehren lassen!" — Und so führte der treffliche S. den Finanz-Commissär K.. zurück, bereitete sich eine Stunde des schönsten Vergnügens, und erhöhete die Achtung, die man schon früher ihm zollte.

272.

Als Kaiser Karl V. nach dem Tode seines Großvaters, Königs Ferdinand von Spanien, zur Besitznahme des Reiches nach Madrid gieng, befand sich unter seinem Gefolge ein junger franzöſischer Graf aus dem Hause de Boſſu (Boſſüh). Des Jünglings vorzügliche Größe und Bildung, seine körperliche Gewandtheit, die ihn zum trefflichen Reiter machte, seine zuvorkommende Dienstbeflissenheit und seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihn dem Kaiser so werth gemacht, daß er immer um ihn seyn mußte. Einst hatte Karl eine große Jagd veranstaltet, und setzte einem Eber tief in den Wald hinein mit solcher Hitze nach, daß ihm Niemand zu folgen wagte als de Boſſu, der sich aber dabey unversehens an einem vergifteten Dolche, welchen er, nach damaliger Gewohnheit der spanischen Jäger, bey sich trug, verwundet hatte. Karl bemerkte das hervorströmende Blut an seinem Lieblinge, und fragte erschrocken, ob ihn der Eber verwundet habe. De Boſſu sagte die Wahrheit, wie es zugegangen seye, mit dem Beyfügen, daß er Niemanden als sich selbst Vorwürfe zu machen habe. Karl kannte die tödtliche Wirkung des Giftes, sobald es ins Blut übergehe. Um seinen Liebling zu retten, dachte er nicht an eigene Lebensgefahr: er sprang vom Pferde, befahl dem Grafen auch abzusteigen, und sich unbedingt seinem Willen zu unterwerfen. Der Graf machte Einwendungen; allein Karl be-

stand darauf, riß die Kleidung von der Wunde, sog das Blut zu wiederholten Malen aus, und spuckte es weg. Diese entschlossene Handlung lohnte den Königlichen Freund mit der Freude, seinem Freunde das Leben gerettet zu haben, ohne nachtheilige Folge für das seinige, und stiftete ihm bey der Nachwelt ein schöneres und bleibenderes Denkmal als tausend andere.

273.

Heinrich II. Herzog von Montmorency (Monmorahnsy), der letzte dieses berühmten Hauses in Frankreich, hatte sich in den Händeln, welche König Ludwig XIII. mit seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, führte, auf des Herzogs Seite geschlagen. Als es im J. 1632. bey Chatelnau d'Arry in Languedoc zu der für den Herzog so unglücklichen Schlacht kam, ward unter andern auch der Herzog von Montmorency gefangen und verurtheilet, als ein Rebelle den Kopf zu verlieren. Keiner von den Großen des Hofes, die ehemals seine Freunde waren, wagte es, bey dem Könige eine Fürbitte für ihn einzulegen: nur Herr von Chatelet bewies sich als Freund in der Noth. Er warf sich dem erzürnten Könige zu Füßen, und flehete, wiewohl vergeblich, um des Herzogs Begnadigung. Als der Monarch seine Bitte abschlug, setzte er die Worte hinzu: „Ich glaube, Ihr würdet wohl gar Einen Arm darum geben, wenn Ihr den Herzog beym Leben erhalten könntet?“ — „Ich würde beyde hingeben, allergnädigster Herr,“ — antwortete der großmüthige Freund — „wenn ich den einen damit retten könnte, der ehemals für Euer Majestät so viele Siege gewonnen hat, und noch gewinnen kann.“

274.

John Smith, ein armer Schneider, gieng vor etwa 16 Jahren nach Ostindien. Er kam glücklich und mit einem sehr ansehnlichen Vermögen nach London, sei-

ner Vaterſtadt, zurück. Hier ſuchte er ſogleich ſeinen Herzens-Freund, einen gewiſſen Leineweber, auf, den er bey ſeiner Abreiſe äuſſerſt arm verlaſſen hatte, und jetzt auch noch in groſser Dürftigkeit fand. „Wie geht's? Thoms!“ — fragte ihn der ehrliche John Smith. Thoms kannte den vornehmen Herrn nicht, und hielt ihn wenigſtens für einen Lord. — „Sehr kümmerlich, Mylord!“ — „Kümmerlich? Es iſt gut, daß ich's weiß. Habt ihr immer noch nichts im Vermögen? guter Thoms!“ — „Bey Gott! Nichts, Mylord!“ — „Sehr gut, ſehr gut, lieber Thoms! Habt ihr auch noch kein Haus?“ — „Ach! wie ſollt' ich zu einem Hauſe kommen?“ — „Auch gut, auch gut! Aber eine Frau habt ihr doch? lieber Thoms!“ Ach! Sie belieben zu ſpaſſen, gnädiger Herr! Wie ſollt' ich armer Leineweber an eine Frau denken, da ich mich ſelbſt nicht zu ernähren im Stande bin?“ — „Deſto beſſer Thoms; deſto beſſer. Lebt wohl, Thoms!“ — Hier gieng John fort, und lieſs den guten Thoms in einer nicht geringen Verwunderung über dieſen Auftritt. „Wie iſt mir?“ — fragte ſich Thoms — „war's Traum oder Wirklichkeit? Ich muß doch wiſſen, woran ich bin.“ Schnell ſprang er auf, und vor die Thüre, aber der Lord war ſchon verſchwunden. Thoms brachte indeſſen einen ſehr verdrieſslichen Tag zu, und eine noch viel unruhigere Nacht. Er konnte ſich das Abentheuer, welches ihm begegnet war, keineswegs erklären, und bat den Himmel recht flehentlich um den Aufſchluß deſſelben. Er durfte auch nicht lange warten, ſo war ſein Wunſch erfüllet; denn ganz früh kam ein Wagen vor ſeine Thüre, in welchen er ſich ſetzen mußte, ſo wie er gieng und ſtand. Vor einem anſehnlichen Bürgers-Hauſe hielt der Wagen ſtill. Thoms ſtieg aus, oder ward vielmehr aus dem Wagen geriſſen, denn er war halb nackend. Bey'm Eintritte in's Haus umarmte ihn der ſeltene Freund, John Smith, und gab ſich ihm zu erkennen. „Höre Thoms!“ ſagte er: — „Da ich nichts hatte, gabſt du mir oft ein Stück Brod und einen Trunk Waſ-

ser, und du gabst mir's allezeit aus treuem Herzen und redlicher Freundschaft. Gott hat mich gesegnet, und nun sollst auch du glücklich seyn! Wohl mir, daß ich dir helfen kann! Hier nimm einige Beutel Geld zum Anfang, und ein Haus schenke ich dir auch; und hier ist meiner Frau Schwester, ein gutes braves Mädchen, das in Batavia geboren ist, beten und arbeiten kann, und ohnfehlbar ein's der bravsten Weiber Englands werden wird, die mußt du auf der Stelle heirathen, Thoms; auf der Stelle, denn ich will schlechterdings dein Hauswesen vollzählig wissen. Komm!" — Hier führte John den Thoms in ein Zimmer, wo ein Geistlicher sogleich die Trauung verrichtete. Alles dieses geschah dem Thoms wie im Traume, und er konnte lange nicht sich von der Veränderung überzeugen, daß er ein Haus und Güter, und eine so liebe Frau besitze.

275.

Unter der Regierung der Königin Anna von England hat sich folgende Geschichte zugetragen, welche, wie ein englischer Gelehrter, Namens Hughes, schreibt, völlig zuverläßig seyn soll; so sehr sie beynahe allen Glauben zu übersteigen scheint. Ein Englischer Kapitain, mit Namens John Brown (Braun), kam mit seinem Schiffe an der westindischen Insel Barbados an, welche zu Großbritannien gehört. Die Schiffsladung bestand aus Steinkohlen. Als man diese ausgeladen hatte, so warfen sich diejenigen vom Schiffsvolke, die diese schmutzige Arbeit verrichtet hatten, ins Meer, um sich abzuwaschen. Sie waren nicht lange darin gewesen, als Jemand vom Schiffe aus einen großen Hayfisch auf sie zuschwimmen sah. Er gab den Badenden ein Zeichen; sie schwammen eiligst zurück, und erreichten das Schiff glücklich, einen einzigen ausgenommen. Dieser Unglückliche war nur noch 5 Fuß vom Schiffe entfernt, als ihn das schreckliche Thier erwischte, bey den Schultern faßte, mit seinen zackigten Kinnladen ihn sogleich von einander riß.

und eine Hälfte des Körpers auffraß, indeß die andere von den Matrosen aufgefischt, und auf's Schiff gezogen wurde. Der Getödtete hatte unter den Matrosen einen Kameraden, mit dem er viele Jahre in vertrauter Freundschaft gelebt hatte. Dieser Mensch gerieth beym Anblicke des traurigen Ueberrestes seines Freundes in ein solches Entsetzen, daß ihn alle Schiffsleute mit Wehmuth anblickten. Während er seinen Klagen freyen Lauf ließ, erschien der blutdürstige Würger auf der Oberfläche des Wassers, um den Ueberrest seines Raubes nachzuholen. Die andern Schiffsleute waren froh, im Schiffe und ausser Gefahr zu seyn. Nur der verwaiste Freund beklagte sich heftig, daß er den Mörder seines Kameraden nicht erreichen könne. Auf einmal ergriff er ein scharfes Messer, und that im wüthendsten Schmerze das Gelübde, entweder das Ungeheuer mit eigner Hand zu erwürgen, oder von ihm sich verschlingen zu lassen, und so sprang er ins Meer. Der Hayfisch war eben so hungrig nach Raub als jener begierig nach Rache. Jetzt sperrte das Thier seinen weiten Rachen auf, um seine Beute zu verschlingen; aber der Matrose beugte ihm durch eine geschickte Wendung aus, tauchte schnell unter, faßte den Räuber mit der linken Hand bey den untern Floßfedern, und gab ihm mit dem Messer, das er in der rechten Hand hielt, einen Stich nach dem andern in den Bauch. Der Hayfisch gerieth in Wuth, und machte die fürchterlichsten Bewegungen, bekam aber von dem tapfern Matrosen immer mehrere Stiche. Endlich sah sich das Thier in seinem eigenen Elemente überwunden, und suchte sich loszumachen. Bald fuhr es in die Tiefe hinab, bald hub es seinen verwundeten Körper über die Wellen empor. Auf den Böten umher sahen die Matrosen mit zitternder Neugier dem fürchterlichen Kampfe zu, ohne zu wissen, ob der Mensch oder das Thier die Ströme von Blut vergieße, womit die Oberfläche des Wassers gefärbt war. Endlich eilte das entkräftete Thier schnell dem Ufer zu, und der muthige Sie-

ger folgte ihm nach. Mit verdoppelter Hitze stürmte er, seines Sieges nun fast gewiß, auf seinen Feind ein, zog ihn mit Hülfe der Ebbe ans Ufer, riß ihm das Eingeweide auf, nahm die abgebissene Hälfte seines unglücklichen Freundes heraus, setzte sie mit der andern zusammen, und begrub ihn in einem ordentlichen Grabe. — Diese heroische Freundschaft verdient um so mehr unsere Bewunderung, je seltener sie bey Leuten zu finden ist, welche man für die rohesten ihres Geschlechtes zu halten gewohnt ist.

276.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwey Handwerksbursche zusammen, der eine ein Schmied, der andere ein Schneider. Sie reiseten mehrere Wochen miteinander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebens-Geschichte erzählt, und endlich Brüderschaft miteinander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich, und halfen sich gegenseitig in allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmied in Polen krank wurde, und in einem Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bey sich gehabt hätte; denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dieß wurde nun freylich verkauft, aber das daraus gelöste Geld war bald verzehrt, und noch sah man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidersgeselle recht brüderlich gegen ihn, und verließ ihn nicht in seiner Noth. Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm ja der Nächste! dachte er bey sich selbst; und das war er auch. — Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen.

Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug verdanken, und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen könnte; aber der Schneider tröstete ihn darüber, und sagte: Gott werde es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sey dem andern einen solchen Liebes-Dienst wohl schuldig, und besonders in der Fremde müsse keiner den andern verlassen! Sie reiseten darauf noch miteinander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der Schmied Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beyde Freunde mußten sich also hier trennen. Als der Schneider wieder auswanderte, gab ihm der Schmied eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießung häufiger Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, von einander, ohne eben hoffen zu können, daß sie sich in dieser Welt jemals wieder sehen würden. Der Schneider wanderte hierauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beynahe zehn Jahre blieb, und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück, und gerieth in Frankfurt am Mayn unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportierten; da er aber schwächlich, und fast beständig krank war, so ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nackt und bloß kam er nach Sachsen, um daselbst wieder Arbeit zu suchen; allein da ihn in seinem elenden Aufzuge Niemand zur Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abends spät sprach er in einem Dorfe (es war gerade an einem Sonnabende) bey einer Schmiede auch um einen Zehrpfennig an: da dünkte dem Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, die Stimme des Ansprechenden sehr bekannt. Er nahm die Hängelampe in die Hand, schauete dem Bettler ins Gesicht, *und* — „je Bruder! bist du's oder bist du's nicht?"

riefen beyde fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die beyden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmied, welcher unterdessen in dieser Schmiede in Arbeit gestanden, und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, reich geworden war, war ganz ausser sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider, und schämte sich seiner nicht, ob er gleich ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvatersstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf. „Lene!" — sprach er zu seiner Frau, — „geschwind springe hinauf, und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sie anziehen kann!" Der Schneider wollte allerley dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu, und sagte: „schweig, und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast's wohl um mich verdient, daß ich mein bischen Hab und Gut mit dir theile." Es half nichts, der Schneider mußte sich putzen, und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagewerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische, und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten. Dabey erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich seye, und was es mit ihrer beyderseitigen Freundschaft für ein Bewandtniß habe. Da hatten alle eine herzliche Freude über den Ankömmling, und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte, und oft dem guten Schneider-Purschen, der in Polen eine so treue Stütze für ihren Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nehmlichen Abend zwey fette Gänse schlachten, und auf den fol-

genden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfes zu sich zu Gaste laden. „Juchhey! das soll mir ein Freudentag werden," — rief er laut — laut auf, und schwang dabey seine Mütze vor Freuden. Der Sonntag kam, und in der Schmiede gieng's so fröhlich her, als wenn es Kindstaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmied alle seine Begebenheiten, und besonders was er seinem Kameraden noch für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen, und ihr Schneider werden. Der Schmied jauchzte darüber laut, und versprach, ihn mit Gelde zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider fand sein reichliches Brod im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin, und lebte froh und glücklich.

277a.

Die vortreffliche Gattin des seel. Helfer Pfenninger's in Zürich, war ein Muster von treuer Zärtlichkeit, und theilnehmender, immer gleichmüthiger Freundschaft. „Was sie dem Freunde that," — sagt Lavater in seinem ihr gewidmeten kleinen Denkmale — „das war ihr alles wie nichts; — das Geringste, was ihr gethan ward, war ihr wichtig. Ihre Fragen waren die bescheidensten Fragen der Lern-Begierde, der Theilnahme, der schwesterlichen Liebe. Ihre Augen leuchteten vor Freude, wenn sie ihre Freunde froh und glücklich, und im Guten oder in heilsamer Erkenntniß wachsen sah. Ward in Abwesenheit eines Freundes etwas an ihm getadelt oder geahndet, oder sahe man etwas aus einem lieblosen, schiefen Gesichtspunkte an — oder beurtheilte man etwas an ihm mit Schärfe, so nahm sie sich seiner mit der gelassensten Sanftmuth, mit der bescheidensten und edelsten Würde, mit der weisesten Treue, und

mit der delikatesten Wahrheits-Liebe an, und beleuchtete, was zweydeutig oder fehlerhaft scheinen mochte. Sie hatte besonders die eben so seltene als unschätzbare Gabe: Einzelnes, das allein genommen, abgesondert von dem ganzen Sinne und Charakter des Freundes, herausgehoben aus dem Zusammenhange der Umstände, und aus dem ganzen Gedanken- und Empfindungs-Systeme des Freundes — schief angesehen werden konnte, sogleich an seine rechte Stelle zurück zu setzen, in seinem wahren Zusammenhange und in der Harmonie mit dem Geiste und den Grundsätzen des Freundes darzustellen, und den Vorwurf von Inkonsequenz oder Nicht-Uebereinstimmung mit sich selbst von ihm abzulehnen. Sie beurtheilte das Einzelne aus dem Ganzen, und verlor dadurch den Total-Charakter des Freundes nie aus dem Gesichte.

277 b.

Nach der schrecklichen Schlacht bey Borodino (Mosaisk) unweit Moskau (7. Sept. 1812.), ritt ein Sächsischer Offizier über den Wahlplatz. Er erblickte unter den vielen tausend Todten einen jungen Russischen Offizier, der von seinem Pferde gestiegen war, und sich über einen Leichnam hingeworfen hatte. Der sächsische Offizier wurde durch das sonderbare Schauspiel veranlaßt, näher hin zu reiten. Ein junger gemeiner Russe, dessen schöne Züge auch der Tod nicht hatte entstellen können, lag, mitten durch die Stirne geschossen, auf dem Boden. Der russische Offizier hielt ihn fest in seine Arme geschlossen, und der Sachse stieß unvermuthet auf eine Scene, die sein ganzes Herz ergriff. „Michailow, guter Michailow!“ — rief der junge Offizier unaufhörlich — „warum willst du nicht mehr hören?“ Er hatte sein Gesicht dicht auf die Wangen des Entseelten gelegt, und benetzte sie mit einem Strome von Thränen. Er wollte ihn durchaus in's Leben zurückrufen, und war viel zu sehr mit dem geliebten Todten be-

schäftigt, als daß er an die Nähe des Feindes hätte denken sollen. Auf den weiten Gefilden des Mordens und der Vernichtung, wo alle sanftern Gefühle gewöhnlich schweigen, brachte er hier der Freundschaft ein Opfer, wie es wohl selten auf ihrem Altare erscheint. Erst als ihm der sächsische Offizier, welcher mehrere seiner Leute bey sich hatte, zurief, sich zu ergeben, sah er, daß er gefangen war. — „Schießt mich todt, Kameraden," — sagte er — „wie diesen da, ich mag ohne den treuen Michailow nicht mehr leben. Er gieng aus Liebe zu mir in den Tod."

Der sächsische Offizier erfuhr nun, daß der Gebliebene auf den Gütern des jungen Grafen mit ihm aufgewachsen, und sein Spielgenosse und unzertrennlicher Freund gewesen war. Da sein junger Herr in Kriegs-Dienste getreten war, hatte ihn nichts abhalten können, ihm zu folgen und Soldat zu werden. Er stand bey derselben Compagnie, und war zugleich Bedienter des Grafen gewesen. Dieser hatte ihn am Morgen durchaus zum Train schicken wollen, wogegen sich aber Michailow aus allen Kräften gesträubt hatte. Er mußte neben seinem Herrn fechten, und wurde ein Opfer seiner Liebe. Dieser hatte ihn kaum vom Pferde sinken gesehen, als er von dem seinigen sprang, um dem Schwerverwundeten beyzustehen, welcher aber indessen sogleich verschieden war. Ohne auf das fürchterliche Kampf-Gewühl, auf die weit und breit donnernden Feuerschlünde zu achten, die auf beyden Seiten tausend auf tausend Leichen thürmten, hatte er sich neben seinem treuen Michailow niedergeworfen, um ihn in's Leben zurückzurufen. Er verließ den Leichnam nicht, ohne das Haupt des Gebliebenen noch unzähligemale an seine Brust gedrückt zu haben.

Die sechs sächsischen Reiter, die den edeln Jüngling mit hoher Achtung betrachteten, schienen, da sie ihn wegführten, ihm mehr als Ehrenwache zu dienen, als ihn für ihren Gefangenen anzusehen.

Gutherzigkeit; Mitleiden.

278.

Ein armer Knabe in Paris, dem seine Aeltern die Sorge überließen, das Bendthigte für seinen Unterhalt selbst vor den Thüren der Reichen und auf den Straßen zu erbetteln, weil er noch zu klein und zu schwach war, um durch Arbeit sein Brod zu erwerben, hatte schon zwey ganze, lange Tage bey jedem Vorübergehenden um eine kleine Gabe, seinen Hunger zu stillen, gefleht, ohne ein einziges Herz zum Mitleid zu erweichen. Vor Hunger und Betrübniß fieng er an zu weinen, und klagte seinen Jammer mit einem Strome von Thränen nur noch seinem Vater im Himmel. Und dieser, zu dem noch kein Elender umsonst hinaufweinte, erbarmte sich seiner, und sandte ihm Rettung. Ein anderer Bettel-Knabe, der ihm begegnete, fragte, ohne ihn zu kennen, warum er weine? — „Ach!" — antwortete er, und seine Thränen floßen stärker — „mich hungert so sehr, ich habe seit vorgestern nichts gegessen!" — „Ich bin zwar auch hungrig," — versetzte jener — „und habe nur das wenige Brod; aber, weil dich so hungert und du weinest — hier hast Du die Hälfte davon."

279.

Als Kopenhagen im J. 1728. mehrere Tage und Nächte lang im Feuer stand, und 67 Gassen, mit den vornehmsten Kirchen, Armen- und Kranken-Häusern, durch die schreckliche Feuersbrunst in einen Aschenhaufen verwandelt wurden, war Jedermann nur von Entsetzen von dem allgemeinen Jammer durchdrungen, so, daß man selbst auf dem königl. Schlosse nicht dazu kommen konnte, auch nur die gewöhnliche Mahlzeit einzunehmen. Friedrich V., noch ein zarter Prinz, der noch nicht

volle sechs Jahre alt war, verlangt zu essen. Man eilt sein Verlangen zu erfüllen, aber es ist nicht die gewöhnliche, sondern eine geringe dürftige Kost, die ihm in dieser Zeit der Verwirrung und des allgemeinen Elendes aufgestellt wird. Da er die Ursache nicht wußte, so verwunderte er sich darüber. Man bringt ihn an's Fenster, zeigt ihm die große Menge von Unglücklichen, die um das Schloß her stehen, wie dieselben weinen und Brod begehren; sagt ihm: daß alle diese armen abgebrannten Leute in Gefahr stünden, Hunger zu sterben, weil Niemand da seye, der ihnen Speise geben könne. Als der Prinz dieß hörte, und die vielen unglücklichen Menschen sah, fieng er an bitterlich zu weinen, verlangte kein Essen mehr, klagte nicht mehr über seine schlechte Mahlzeit, und bat sehr gerührt, daß man sie unter diese elenden Verschmachteten austheilen möchte.

280.

Mungo Park, ein Engländer, der in den Jahren 1795 — 1797. eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, erzählt in seiner Reise-Beschreibung eine Geschichte, die der Gutherzigkeit der Afrikanerinnen zur Ehre gereicht, und der Aufmerksamkeit Deutscher Mädchen nicht unwerth ist. Er mag sie uns selbst erzählen. „Eines Tages kam ich in ein Dorf. Man betrachtete mich mit Erstaunen und Furcht, und ich mußte den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, unter dem Schatten eines Baumes zubringen. Es erhob sich ein Wind, der einen heftigen Regen erwarten ließ, und da die wilden Thiere in der Nähe sehr zahlreich sind, wäre ich (wenn ich mich nicht der Gefahr, gefressen zu werden, aussetzen wollte) gewiß genöthigt gewesen, auf einen Baum zu klettern, und mich in die Aeste zu lagern. Gegen Sonnen-Untergang, da ich mich eben anschickte, die Nacht auf diese Art zuzubringen, und mein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Belieben grasen könnte, kam ein Weib des Weges von der Arbeit aus dem Felde.

Sie machte Halt, um mich zu betrachten, und ließ ſich kürzlich meine Umſtände erzählen; worauf ſie mit viel Ausdruck von Mitleiden meinen Sattel und Zaum nahm, und mich ihr folgen hieß. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte auf der Scheune aus, und ſagte mir, daß ich die Nacht da bleiben könne. Bald brachte ſie auch, da ſie merkte, daß ich ſehr hungrig war, einen guten Fiſch herbey, der auf heißer Aſche geröſtet — mir zur Mahlzeit dienen ſollte. Nachdem auf dieſe Art den dringendſten Forderungen der Gaſtfreundlichkeit gegen den unglücklichen Fremdling Genüge geleiſtet war, deutete meine würdige Wohlthäterin auf die Matte, und ſagte mir, ich könnte mich ohne alle Beſorgniß ſchlafen legen. Nun rief ſie ihren weiblichen Hausgenoſſen, welche die ganze Zeit über wie verſteinert um mich her geſtanden hatten, daß ſie ihre Baumwollenſpinnerey wieder vornehmen ſollten, womit ſie auch einen großen Theil der Nacht beſchäftigt blieben. Sie erleichterten ſich ihre Arbeit durch Geſänge, von denen einer gewiß aus dem Stegreife verfertigt worden iſt, da ich der Gegenſtand deſſelben war. Eine von den jungen Weibs-Perſonen ſang, und die übrigen fielen nachher als ein Chor ein. Die Melodie war ſanft und klagend, und die Worte lauteten ſo: „Die Winde ſauſten, der Regen fiel; der arme Weiße, matt und verdroſſen, kam und ſetzte ſich unter unſern Baum. Er hatte keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die ihm Korn ſtampft. — Chor: Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die ihm Korn ſtampft!“ Ungemein rührend war dieſe Scene für einen Menſchen in meiner Lage; ich fühlte mich ſo ergriffen von dieſer unerwarteten Güte, daß der Schlaf meine Augen floh. Am Morgen ſchenkte ich meiner mitleidigen Wirthin zwey von den vier metallenen Knöpfen, die noch an meiner Weſte ſaßen: die einzige Erkenntlichkeit, die ich ihr bezeugen konnte.

281.

Vor ungefähr vierundzwanzig Jahren starb auf der Insel Jamaika, einer der großen Westindischen Inseln, wo die unglücklichen Neger zu harten Arbeiten gebraucht werden, ein englischer Offizier; und da er eben nicht der beste Wirth, sondern hauptsächlich dem hohen Spiele ergeben gewesen war, so hinterließ er seine Frau mit vier Kindern in den dürftigsten Umständen. Die Wittwe hatte reiche Aeltern: allein diese lebten in London, und bis sie Unterstützung von daher erhalten konnte, erforderte es geraume Zeit. Sie suchte zwar in Kingston (der Hauptstadt auf Jamaika) bey den Freunden ihres verstorbenen Mannes Beystand; allein entweder konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihre traurige Lage so zu erkennen zu geben, wie sie wirklich war, oder man war vielleicht nicht vermögend, sie so zu unterstützen, wie es der Umfang ihrer Bedürfnisse erforderte; genug sie behalf sich, so gut es gehen wollte, und sah mit Sehnsucht der Hülfe aus England entgegen, um mit ihren Kindern nach London zurückzukehren. Eines Morgens wollte sie sich durch einen Spaziergang im freyen Felde vor Kingston erheitern, und traf am Wege einen alten Mann, einen Neger, der seine vielen Beulen und Geschwüre verband, und sie um ein Almosen ansprach. Sie gieng anfänglich vorüber, und schien nicht darauf zu achten; allein der Anblick des Elendes hatte tiefen Eindruck auf sie gemacht. Gern, sehr gern hätte sie dem Unglücklichen ein Almosen gegeben; aber sie hatte nichts — nichts, als ihr Morgenbrod, welches sie zu sich gesteckt hatte, um es im Freyen zu verzehren. Doch auch das konnte dem Unglücklichen willkommen seyn. — Sie brach einige Bissen von ihrem Morgenbrode für sich ab, kehrte um, und gab ihm den größten Theil mit den Worten: „hier, armer Alter! Das ist Alles, was ich habe! Ich bin auch eine arme Wittwe, und habe vier Kinder!“ — Sie eilte fort und hörte, daß ihr der Neger herzlich dankte, und alles mögliche Glück wünschte.

Mehrere Tage darauf gieng die Wittwe wieder in dieſer Gegend umher, und fand auch den Neger an demſelben Orte, wollte ihm aber ausweichen. Der Neger bemerkte dieß, und rief ihr nach. Weil ſie aber nicht ſogleich hörte, ſo richtete er ſich auf, und wollte ihr nacheilen; allein ſeine Beulen und Geſchwüre verſtatteten dieß nicht. Er rief alſo noch ſtärker, und bat ſie dringend um die Güte, nur auf einige Worte zu ihm zu kommen. Sie ließ ſich endlich bewegen, und kehrte um. Und was hatte der alte, elende Neger ihr zu ſagen? „Gnädige Frau!“ — redete er ſie an — „die Gabe, welche Sie mir vor einigen Tagen mittheilten, die Art, wie Sie das thaten, und die Worte, die Sie hinzufügten, machten mich nachdenklich, als Sie fort waren. Die Lage eines Frauenzimmers, das Mangel leidet, ſchien mir äuſſerſt unglücklich, und mein Herz brach mir, da ich mir vier unerzogene Kinder dazu dachte. Ich habe ſeitdem unbeſchreibliche Angſt ausgeſtanden; ich bin jeden Tag mit dem Früheſten hier geweſen, und ich danke Gott, daß ich Sie wieder ſehe. Nehmen Sie hier, gnädige Frau, (indem er ihr einen Beutel hinreichte) nehmen Sie — es ſind 28 Doppel-Guineen (gegen 600 Gulden), — ich bedarf ihrer nicht; ich kann mir mein tägliches Bedürfniß erbetteln; das können Sie nicht! — Nehmen Sie, gute Dame!“ — Die Wittwe ſtarrte vor Verwunderung über ein Anerbieten der Art von einem armen, elenden Neger, deſſen Beulen und Geſchwüre einen grauſenden Anblick machten. „Wie kommſt du zu dieſem Golde!“ — fragte ſie, um nur etwas zu ſagen, indem ſie die Hand zurückzog, in welche ihr der edle Alte den Beutel drücken wollte. „Theils erſparte ich's in geſunden Tagen,“ — antwortete er lächelnd, — „theils erbettelte ich es. Mein Anblick erregt Mitleiden, und ſo erhalte ich immer ſo viel, daß mir jeden Tag etwas übrig bleibt. Machen Sie mir alſo die Freude, gute Dame, und nehmen Sie das!“ — Die Wittwe dankte dem gutmüthigen Neger, verſicherte ihn, daß ſich ihre Umſtände ſeitdem in etwas ge-

beſſert hätten, daß ſie ihre Hülfe aus England ruhiger abwarten könne, und warnte ihn, mit ſeinem Schatze nicht ſo offen und freygebig zu ſeyn, weil ſein kranker Körper ſich leicht ſo verſchlimmern könne, daß es ihm nicht mehr möglich wäre, nach Almoſen zu gehen. „Das große Weſen," — erwiederte der Neger ruhig lächelnd — „das Alles erhält, wird auch dann mich nicht verlaſſen." — „Aber bey ſolchen Geſinnungen," — ſagte hierauf die Wittwe — „wie kann es dein Herr zugeben, daß du dir dein Bedürfniß erbetteln mußt?" — „Ich bin ja nun ſo alt," — erwiederte der Neger — „daß er mich nicht brauchen kann. Freylich hätte er mir wohl ein Gnadenbrod geben können: — ich kam als Knabe zu ſeinem Vater, habe 54 Jahre in ſeiner Zucker-Plantage gearbeitet; da iſt mein Körper durch Anſtrengung und Arbeit ſiech und elend geworden; — allein er hat es nicht gewollt. Er ſchickte mich fort, da er mich nicht mehr brauchen konnte; — und doch habe ich ja auch nicht Noth gelitten." Nun drang der Neger auf's neue in die Wittwe, ihm die Freude zu machen, und ſeinen Schatz anzunehmen, und ließ ſich nur dadurch beruhigen, daß ſie ihm verſprach, von ſeinem Anerbieten ſicher Gebrauch zu machen, wann ſie in Verlegenheit kommen ſollte.

282.

In den erſteren Jahren des franzöſiſchen Revolutionskrieges hatten die Franzoſen längs des Rheines hin mehrere ſtark befeſtigte Lager errichtet. In einem ſolchen Lager befanden ſie ſich nun im Jahre 1795. vor Mainz. Niemand konnte weder aus der Stadt, noch in die Stadt kommen, und man urtheilte allgemein, daß ſie aus dieſer Stellung nicht vertrieben werden könnten. Der Oeſterreichiſche General Clairfait (Clärfäh) dachte aber hierüber anders, griff plötzlich die Franzoſen an, und nöthigte ſie zu einem ſchnellen Rückzuge. Daß es *dabey nicht* ordentlich zugieng, und unmöglich an Alles

gedacht werden konnte, ist sehr begreiflich. Niemand im französischen Lager hatte einen Rückzug vermuthet, viel weniger sich darauf vorbereitet; überdieß gieng Alles so schnell, daß die kaiserlichen Vorposten mit der Nachricht des Sieges zugleich in Oppenheim*) eintrafen, wo die kleine französische Besatzung sich noch kaum durch die Flucht retten konnte. Ein kleiner Tambour, ein Knabe von 12 Jahren, der kein Wort deutsch verstand, verspätete sich in dieser mißlichen Lage, und konnte nicht mehr entfliehen, weil alle Ausgänge der Stadt von den Oesterreichern besetzt waren. Hülflos lief er auf den öden Straßen hin und her; alle Thüren und Fensterläden waren verschlossen, und Niemand ließ sich sehen. Ohne zu wissen, wo er sich hinwenden sollte, befürchtete er mit jedem Augenblicke sein Leben zu verlieren, und schwebte in der schrecklichsten Todesangst. Dieser schreckliche Zustand dauerte wohl eine Stunde, viele Menschen, die durch die Spalten der Fensterläden seine verzweiflungsvolle Lage sahen, bedauerten und beklagten das arme Kind, aber — Niemand wollte für seine Rettung sich selbst in Gefahr begeben. Hr. B.... Gastwirth zur Kanne, machte aber eine schöne Ausnahme von diesem großen Haufen. Kaum bemerkte er die traurige Lage des Verlassenen, als er ihn in sein Haus aufnahm, und die französische Uniform durch Kleider von seinen Kindern ersetzte, wodurch die Gefahr für den armen Knaben ganz verschwand. Die österreichische Armee drang indessen weiter vor, und es entstand die Frage, was mit dem Geretteten weiter anzufangen seye? Er war munter und thätig, griff gerne überall an, seine Kräfte waren aber noch zu unbedeutend, um wirkliche Dienste zu leisten. Sein Unterhalt war daher für Hrn. B.... mit Kosten verbunden, und mancher Andere würde diesen Gast je eher je lieber fortgeschickt haben, wozu sich mehreremal

*) Ein Großherzogl. Hessisches Städtchen 3 Stunden oberhalb Mainz am Rheine; es gehörte ehedem zur Pfalz, und hat vorzüglichen Weinbau.

Gelegenheit fand. Verſchiedene kaiſerliche Offiziere wollten den muntern Knaben als Jokay mitnehmen und für ihn ſorgen, allein ſein Pflegevater konnte ſich nicht dazu entſchließen, ihn einem Offizier zu überlaſſen, da er das traurige Schickſal vor Augen hatte, welches aus einer ähnlichen Veranlaſſung das arme Kind betroffen hatte. Aus ſeinen Erzählungen hatte man ſoviel von ſeiner Herkunft erfahren, daß ſein Vater ein Tiſchler ſey, und in der Gegend von Metz wohne; den Namen des Ortes aber wußte er nicht anzugeben. Die Königin von Frankreich erinnerte er ſich öfters in Verſailles geſehen zu haben, wenn ſein Vater Meubels (Möbels) dahin gebracht, und ihn mitgenommen hatte. Da er weder leſen noch ſchreiben konnte, ſo vermochte man den Namen ſeiner Aeltern, von welchen er ſeit drey Jahren entfernt war, nur nach der Ausſprache zu errathen. Ein Offizier und Verwandter ſeines Vaters hatte ihn nämlich in den Krieg mitgenommen, und für ihn zu ſorgen verſprochen. Da die Unruhen im Innern von Frankreich damals ſehr gefährlich waren, und da den Knaben der kriegeriſche Geiſt ergriff, der ſo allgemein ſich zu verbreiten anfieng, willigte der erwähnte Offizier in die dringende Bitte deſſelben, daß er Tambour wurde; ein Schritt, der, wie wir eben geſehen haben, beynahe ſehr traurige Folgen für ihn gehabt hätte. Herr B.... wollte alſo ſeinen Louis, ſo hieß der Kleine, einer neuen Kriegsgefahr nicht ausſetzen, ließ ihn mit ſeinen Kindern unterrichten, und machte weder in Kleidung noch in der ſonſtigen Behandlung irgend einen Unterſchied. So verfloßen acht Monate, und Louis machte ſich bey allen Hausgenoſſen beliebt, denn was ihm befohlen wurde, that er pünktlich; er arbeitete gerne, ſo viel er konnte, und lernte fleißig; lauter Eigenſchaften, die einem Kinde die Liebe vernünftiger Perſonen gewiß erwerben. Mehrere Gäſte, welche den Knaben ſahen, nahmen Antheil an ſeinem Schickſale, vorzüglich ein benachbarter Edelmann, der *ſogar in* einer franzöſiſchen Zeitung den Aeltern deſſelben

Nachricht von seinem Aufenthalte ertheilte. So verflossen 11 Monate, als eines Nachmittags ein Mann von etwa 50 Jahren in das Haus trat, und die Mutter des Herrn B..... fragte, ob nicht ein Knabe aus Frankreich sich da aufhalte, der im letzten Feldzuge zurückgeblieben wäre, und sein Sohn seye? Der würdigen Großmutter fuhr der Gedanke, den lieben Pflege-Sohn zu verlieren, wie ein Stich durch's Herz. Sie dachte bey sich selbst, es wäre ja doch möglich, daß der Mann die Unwahrheit sage, und daß er wohl gar aus einer bösen Absicht den Jungen rauben wolle. Ohne also zu sagen, wer da seye, wurde Louis in's Zimmer gerufen, weil ihn Jemand zu sprechen verlange. Er fand sich sogleich ein. Seine Abwesenheit von mehreren Jahren hatte ihm den Vater unkennbar gemacht, der während der Schrecken der Revolution ein Greis geworden war. Sprachlos standen beyde einige Augenblicke vor einander, sahen sich unverwandt an, und wußten nicht was eigentlich in ihnen vorgieng. Plötzlich aber stürzte Louis auf die Erde, umfaßt die Kniee des Vaters, den er wieder erkannte, und häufige Freuden-Thränen flossen beyden über die Wangen. Mit der größten Theilnahme und Rührung sahe Frau B.... diese Vereinigung an, und auch sie vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes über die bevorstehende Trennung. Sie war indessen selbst Mutter, und wußte die Freude des Vaters zu theilen, dessen Schmerz über den Verlust seines Sohnes sie wohl früher lebhaft mitgefühlt hatte. Herr B.... und seine Kinder waren während dieses Auftrittes nicht zu Hause gewesen; mit Sehnsucht harrete man ihrer Rückkunft, um sie von dem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Kaum erblickte Frau B.... ihren Gatten von ferne, als sie ihm entgegen gieng, und die frohe und traurige Nachricht ihm mittheilte, die er wie ein gutdenkender Mann, dem es nicht um seine Freude allein, sondern auch um das Wohl des guten Knaben zu thun war, aufnahm. Sogleich kam auch Louis, mit dem Vater

an der Hand, zu Herrn B...., dem nicht Zeit gelassen wurde in das Zimmer zu gehen. Der gerührte Pflegs-Sohn fiel ihm mit Thränen des Dankes um den Hals, sein Vater aber vermochte kein Wort zu sagen, so voll war sein Herz über alles Gute, welches Herr B.... seinem Sohne erzeigt, und welches dieser nach den ersten Augenblicken der Freude ihm erzählt hatte. Auf einmal entstand aber ein neuer Auftritt. Kaum hörten nehmlich die Kinder des Hauses, daß Louis sie verlassen werde, als ein allgemeines Klagen und Weinen unter ihnen entstand. Da hieng sich das eine an den Vater, die andern dort an die Mutter und Großmutter, und an Louis selbst, und baten, daß er bleiben möge; auch sein Vater sollte nicht fortgehen, doch könne Letzterer noch eher wegreisen; von einer Trennung von ihm wollten sie durchaus nichts hören. — Herr B.... trat also in's Mittel, und bat Louis, wenigstens drey Tage noch zu bleiben, den Kindern aber ward Hoffnung gemacht, daß der Letztere den Vater begleiten, dann aber vielleicht wieder kommen würde, womit sich die kleine Familie beruhigte. Vergnügt brachten sie nun die wenigen Tage hin, die Louis bey ihnen verlebte. Dieser führte den Vater überall herum, erzählte ihm von Allem, was er gesehen und gehört hatte, zeigte jeden Acker und Weinberg seines Pflegevaters, und was darauf wachse, und schied mit den Gefühlen des lebhaftesten Dankes und Schmerzens von der guten Familie, bey welcher er eilf Monate so glücklich verlebt hatte.

283.

Zu Anfange des Jahres 1811. wurden in der Würtemb. Oberamtsstadt Sulz am Neckar die Steuern ernstlich, im Nothfalle exekutorisch, eingetrieben. Hierzu bediente sich das Kameralamt des Land-Dragoners B... — Dieser wurde namentlich auch an einen armen Zimmermann *M...* abgeordnet, um von ihm 2 Gulden 24 Kreutzer *Steuergebühr* zu erheben. Er trifft nur die Gattin des

Zimmermanns M... an, fordert von ihr die schuldige Steuersumme, und für seine Bemühung 4 Kreutzer, kündigt ihr ausserdem noch an, daß mit jedem Tage der Zögerung seine Einzugs-Gebühr um einen Batzen steige, und daß am Ende die Steuer noch durch ernstlichere Exekution eingetrieben werde. M...s Gattin erwiederte: „mein Mann ist nicht zu Hause, und ich habe kein Geld, habe er doch Geduld, bis dieser nach Hause kommt! Aber, leider! kann auch seine Gegenwart nichts helfen, denn er kann bey gegenwärtiger Jahreszeit nichts verdienen, und hat auch seinen letzten Heller aufwenden müssen, um mich in einer beschwerlichen, vier Wochen lang dauernden, Krankheit nicht verschmachten zu lassen. Ich bin noch nicht im Stande, etwas zu arbeiten, sondern bedarf zur gänzlichen Genesung noch einer sorgfältigen Pflege!" — Diese Schilderung, welche M...s Gattin von ihrer Lage machte, gieng dem Land-Dragoner durch's Herz. Er griff in seine Tasche, gab der bekümmerten Frau 2 Gulden 24 Kreutzer mit der Anweisung, damit ihre Steuergebühr zu entrichten, und ihm selbst, einem armen Vater von mehreren Kinder, mit guter Gelegenheit die Summe wieder zurück zu bezahlen. „Für meine Bemühung," — setzte er hinzu — „nehme ich nichts," und verließ die, über seinen Edelmuth gerührte Frau, ehe sie im Stande war, ihm zu danken.

284 a.

Martha, die Wittwe eines verstorbenen Juden, Namens Aaron, zu Krakau in Polen, nährte sich, wie viele ihres Volkes in diesem Lande, mit einem Gewerbe, das sehr leicht in die Versuchung zur Gewinnsucht und zum Eigennutze führen kann: sie lieh Geld auf Pfänder aus. Einst brachte ihr eine arme Frau ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch. Die Jüdin besah das Buch, und fragte die Ueberbringerin: warum sie gerade ein Gebetbuch versetzen wolle. „Es ist mein einziges Eigenthum," — sagte sie — „und meine Kinder haben

seit gestern kein Brod." — „Wie viel willst du haben?" — fragte die Jüdin. — „Wenn ich zwey (polnische) Gulden (16 Groschen oder 1 fl. 12 kr. Reichsgeld) bekommen könnte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause kommt," — sagt die arme Frau. — „Da sind zwey Gulden und dein Buch; ich würde mich versündigen, wenn ich dich verhinderte, zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du mich ohne Pfand bezahlen."

284 b.

Ein Donischer Kosak hatte vor der Schlacht von Eylau einen Beutel mit Dukaten erbeutet. In der Schlacht von Eylau aber verlor er in einem nächtlichen Gefechte bey einem Meierhofe, der abgesondert von einem Dorfe lag, sein Pferd. Mitten im Getümmel rettete er seinen Beutel mit Gold, schlich sich in den anstoßenden Garten des Meierhofes, und vergrub darin den Beutel unter einen Baum. Seine Wunde am Fuße, die ihn sehr schmerzte, fesselte ihn an den nassen Boden. Der Meierhof brannte lichterloh, und erhellte die ganze Gegend, so daß der Kosake die Bewohner des Hofes jammernd nach dem Gartenhäuschen flüchten sah. Die Franzosen waren von den Russen zurückgeworfen worden; die Gebäude waren zusammengestürzt; und nichts hörte man mehr, als das Jammern der Familie im Gartenhäuschen und der Blessirten auf dem Felde. Es wurde Tag. Der Kosak hinkte nach dem Gartenhäuschen, und erblickte darin einen alten Mann, einige Weiber und acht Kinder, die um Brod baten. Der Kosak verstand einiges davon, fühlte das Unglück der Familie, und was that er? Als er sich seine Wunde so gut wie möglich hatte verbinden lassen, nahm er den alten Mann bey der Hand, und nöthigte ihn freundlich, ihm zu folgen. Er führte ihn an den Baum, grub mit seinem Säbel den Beutel wieder aus, und indem er ihn dem Alten

einhändigte, sagte er zu ihm: „Wod Batuschka, — (da Väterchen) tebe dengi (da hast du Geld)“ — er wischte sich die Thränen aus den Augen, und sagte: „proschtschaite drug Brusak (lebe wohl, Freund Preuße)!“ — und entfernte sich. In dem Beutel waren 500 Dukaten; eine Summe, wodurch das Unglück und das Elend der armen Familie sehr gemildert wurde.

Sorge für das geistige Wohl des Nebenmenschen.

285.

Zu den größten Wohlthätern des menschlichen Geschlechtes gehören unstreitig die Männer, welche die Wahrheit des Evangeliums, die sie an sich selbst als eine Kraft Gottes zur Seligkeit erfahren haben, auch Andern mitzutheilen, und besonders unter den sogenannten Wilden, unter jenen Menschen, die noch ganz in Aberglauben und Blindheit leben, bekannt zu machen suchen, und sich durch keine Hindernisse, deren es bey diesem gefahr- und mühevollen Geschäfte so viele gibt, in ihren menschenfreundlichen Bemühungen ermüden lassen. — Johann Elliot, Prediger in Neu-England, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, ein Mann, der in hohem Grade die Kunst verstand, sich dem Gemüthe zu nähern, und mit besondern Eindrücken seine Rede zu begleiten, — war ein so eifriger Beförderer des Guten, daß er mit größter Freygebigkeit und auch mit glücklichem Erfolge Summen aufopferte, um bessere Erkenntnisse unter diesen unwissenden Amerikanischen Heiden zu verbreiten, und den Nothleidenden ihr Elend zu erleichtern. Er gab sich ausserordentlich viele Mühe, die Indianer zu guten und gesitteten Menschen zu machen;

lernte ihre Sprache, übersetzte in dieselbe die ganze Bibel und einige Erbauungs-Schriften, und stiftete verschiedene christliche Gemeinden unter ihnen. Einige Indianer wurden auch durch seinen Unterricht so geschickt, daß sie sich aufgemuntert fühlten, Lehrer ihrer Landsleute zu werden. Drey Tage in jeder Woche brachte er mit Reisen zu, die keine andere Absicht hatten, als von Ort zu Ort das Evangelium zu verkündigen. — Er konnte, als ihn sein hohes Alter beynahe zu allen Geschäften untüchtig gemacht hatte, mit Wahrheit sagen: „Ich habe Alles verloren. Mein Verstand verläßt mich; mein Gedächtniß wird mir ungetreu; die Sprache versagt mir; doch Gott sey Dank! meine Liebe hält noch immer aus, ich finde vielmehr, daß sie eher wächst als abnimmt."

286.

Ein Kaiserlich-Oestreichischer General wurde, nach geendigtem Feldzuge gegen die Türken, zu Wien von einer schweren Krankheit befallen. Da er ein Däne, mithin protestantischer Religion war, so ließ er den dortigen schwedischen Gesandtschafts-Prediger Lange zu sich bitten. Dieser hatte schon vorher mehrmals in Gesellschaft dieses Generals gespeiset, und wußte daher, daß derselbe sehr frey über Religion denke, und über jeder Kleinigkeit in die schrecklichsten Flüche auszubrechen pflege, überhaupt wenig Ehrerbietung vor Gott bezeuge, und nahm sich daher vor, dem Kranken deßhalb ernstliche Vorstellungen zu machen. Als er in das Zimmer des Patienten trat, fand er eine Menge vornehmer Herren, welche er mit gebührender Höflichkeit ersuchte, daß sie ihm erlauben möchten, mit dem Kranken einige Worte allein zu reden. Sie verließen alsbald das Zimmer, und der Prediger gieng zu dem Bette des Generals, der an einem hitzigen Fieber krank lag. Er ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein, und führte ihn auf die *Erkenntniß* seines eigenen Herzens, wobey er ihm dann

auch sein leichtsinniges Betragen vorhielt. Dieß verdroß den Kranken. Er fieng an zu schelten und zu fluchen, und griff nach der Pistole, die neben seinem Bette hieng. Sobald der Prediger dieses sah, ergriff er im Augenblicke die beyden Arme des Patienten, hielt sie fest, drückte ihn auf das Bette nieder, und in dieser Stellung fieng er an, recht herzlich für ihn zu beten, daß Gott ihn zur Erkenntniß seiner selbst, und zum Nachdenken über sein Herz bringen möchte. Dieses Gebet rührte den Kranken tief in der Seele; und sobald der Prediger seine Arme losließ, ergriff er dessen Hände, drückte sie mit vieler Empfindung, und bat ihn um Vergebung wegen seiner Uebereilung. Er bereuete und beseufzte seine vorige Lebensart, und sagte: bisher wäre ihm immer geschmeichelt worden, Niemand habe ihm die Wahrheit gesagt, und da hätte er sich gleichsam in einem beständigen Rausche und Taumel befunden, und sich nicht selbst kennen gelernt; wenn ihm aber Gott wieder aufhelfen sollte, so wolle er sich ganz anders betragen. Dieses Bekenntniß that er auch gegen seine vornehmen Gesellschafter, als sie wieder in das Zimmer kamen, und ermahnte sie, nach seinem Beyspiele, zur Selbstprüfung und Besserung. Er bat auch den Prediger, bald wieder zu kommen. Dieser gieng den folgenden Tag wieder hin, und fand ihn in einer solchen Fassung, daß er ihm das heilige Abendmal reichen konnte, worauf er am dritten Tage verschied.

287.

Wenn Reiche von ihrem Ueberflusse den Armen Wohlthaten ausspenden, so sind sie immer achtungswerthe Menschen, aber in hohem Grade verehrungswürdig sind sie, wenn sie sich selbst der Bequemlichkeiten des Lebens berauben, um die Leiden und den Kummer ihrer Neben-Menschen zu mildern. Ein Franzose Duprat (Düpra) widmete sich mit seiner Schwester ganz dem Dienste der Unglücklichen, die wegen ihrer sittenla-

ſen Aufführung in einem Zuchthauſe eingekerkert waren. Zwar hatte Herr Duprat eine Leibrente, die jährlich 10,000 Livres (4583 Gulden) ertrug, und ſeine Schweſter eben ſo viel, aber keines von ihnen behielt mehr als 300 Livres (147½ Gulden) für ſich. Die übrigen 19,400 Livres wurden den Armen ausgeſpendet. Herr Duprat ſtand einfach gekleidet unter ihnen. Die Unglücklichen erhielten beſſere Speiſen, als die ſeinigen waren, und täglich reichte er jedem zweymal ein kleines Glas voll Wein. Des Morgens und des Abends knieete er nieder in ihrer Mitte, und ermunterte ſie, den Schöpfer ihres Lebens zu preiſen und anzubeten. Viele von dieſen rohen Menſchen, die vielleicht nie in ihrem Leben an Gott und an das Wohl ihrer Seelen gedacht hatten, weinten Thränen der Reue, als ſie den edeln Duprat auf ſeinen Knieen liegen ſahen, wie er Gott um Vergebung ſeiner Fehler bat, und Ihm dankte für das Glück, den Armen dienen zu können. Die Schweſter dieſes Mannes that das nehmliche in einem andern Theile des Zuchthauſes, wo ſtrafwürdige Weiber und Mädchen eingeſchloſſen waren.

288.

Unter den Inſtituten, welche Privat-Perſonen ihr Daſeyn zu danken haben, verdienen die Sonntags-Schulen in England die erſte Stelle. Raikes, ein Buchdrucker zu Gloceſter, ſah in den Straßen der Stadt an einem Sonntag-Abende einige ungezogene Straßen-Jungen. Es jammerte ihn, daß dieſe Burſche, die in der Woche ihren Eltern mit Arbeiten an die Hand gehen müſſen, gar alles Unterrichts entbehren ſollten, und er kam auf den Gedanken, ſie in eine Sonntags-Schule zu verſammeln und zu unterrichten. Das Muſter fand Beyfall, und ſogleich war in London eine Geſellſchaft geſtiftet, um die Errichtung der Sonntags-Schulen, das heißt ſolcher, worin bloß des Sonntags *arme Kinder* im Leſen und in den Anfangs-Gründen der

Religion unterrichtet werden, durch das ganze Land zu befördern. Man wandte ſich zuvörderſt an den edeln Menſchenfreund Hanway, der ſogleich durch Wort und That eifrigſt mitwirkte, weil er erkannte, wie ſchädlich es ſeye, daß arme Kinder an Sonntagen ſo müßig herumſchwelfen, und wußte, wie ſchwer, ja wie unmöglich es iſt, bey'm Müßiggange ſeine Sitten-Unſchuld zu erhalten; was für Ausſchweifungen ſogar die Kinder dieſer Klaſſe begiengen, und welche ſchrecklichen Folgen dieſe Gewöhnung für das künftige Leben haben müſſe; wie aber eine beſſere Bildung in den Sonntags-Schulen dieſe Uebel hemmen könne, u. ſ. w. So gering dieſer Anfang war, ſo waren doch in einer Zeit von drey Jahren die Sonntags-Schulen ſchon in allen Gegenden des Königreiches zu finden, ſo daß man am 10ten October 1785. ſchon über fünfzigtauſend Kinder zählte, die in dieſen großen und guten Anſtalten unterrichtet wurden, und ſeit dieſer Zeit iſt die Zahl der Kinder auf mehrere hunderttauſend angewachſen. Man will auch ſchon die vortrefflichſten Folgen davon bemerken; indem ein Schriftſteller verſichert, daß ſeit Errichtung dieſer Inſtitute der Diebereyen weniger geworden ſeyen, daß man in denjenigen Grafſchaften, wo Sonntags-Schulen gehalten werden, mit mehrerer Sicherheit reiſe, und daß die Kerker nicht mehr mit ſo vielen Verbrechern angefüllt ſeyen. In Norwich gehen auch erwachſene Perſonen in die Sonntags-Schule, und die Kinder beſuchen ſie ſo gerne, daß es mehr Mühe koſtet, ſie zu bereden, zur Erholung aus der Schule zu gehen, als ſie darin zu behalten, oder dahin zurück zu bringen. Im Sommer des Jahrs 1788. wurde das dem edeln Hanway in der Weſtmünſter-Abtey zu London errichtete prächtige Denkmahl vollendet. Es iſt eine Pyramide, auf deren Gipfel man eine Lampe, als das Sinnbild des immerwährenden Fleißes ſieht; unterhalb der Pyramide das Bildniß des Verſtorbenen in Medaillon über einem Sarkophage ſchwebend. Auf dieſem ſind Hanway's Tugen-

den im Basrelief sinnlich dargestellt, und überdieß folgende Grabschrift beygefügt:

„Geweiht dem Andenken des Jonas Hanway, der am 5ten Sept. 1786. vier und siebenzig Jahre alt, dieß Leben verließ, dessen Name aber lebt und immer leben wird, so lange thätige Frömmigkeit den Christen auszeichnen, Rechtschaffenheit und Wahrheit den brittischen Kaufmann empfehlen, und allgemeine Menschenliebe den Welt-Bürger charakterisiren wird. Hülflose Säuglinge wurden durch seine Sorgfalt ernährt, verlassene Lustmädchen dankten ihm Schutz und Besserung, hoffnungslose Knaben, die er vom Untergange rettete, waren ihm ihr Wohl schuldig, da er sie zum Seedienst ihres Vaterlandes erzog. Alle vereinigen sich, ihren Dank darzubringen, und ihres Wohlthäters Tugenden zu bezeugen. Er war Freund und Vater der Armen."

289.

Eine der lieblichsten Erscheinungen unsers Zeitalters, die jedem wahren Christen Herzens-Freude gewährt, ist die vor 15 Jahren errichtete Englische Bibelgesellschaft. Schon die seit einem vollen Jahrhundert in England stehende Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, die gegenwärtig aus mehr als 3000 Mitgliedern besteht, und im J. 1804. in 179 Freyschulen, 7108 Kinder unentgeldlich unterrichten ließ, 69,837 arme Kinder bey Handwerkern, Freunden und in allerley andern Verhältnissen unterstützt hat; durch welche überhaupt seit ihrer Entstehung mit einem Aufwande von vielen Millionen Gulden ungemein viel Gutes zur Ausbreitung des Reiches Gottes in allen Welttheilen gewirkt worden ist — hat sich die Austheilung von Bibeln, Gebetbüchern und andern erbaulichen Schriften in und ausserhalb ihres Vaterlandes zum Augenmerke gemacht. Im J. 1805. bildete sich aber eine eigene Bibel-Gesellschaft, die in allen Theilen des Brittischen Reiches die wärmste Theilnahme fand, und welche den

durch ſeine edlen Bemühungen um die Abſchaffung des Sklaven-Handels bekannten William Wilberforce, die vier Biſchöffe von London, Durham, Exeter, St. Davids, und mehrere berühmte Männer Englands als thätige Mitglieder an ihrer Spitze ſieht; beynahe mit jedem Jahre ein größeres Intereſſe gewinnt, und durch ſo bedeutende Beyträge unterſtützt wird, daß ſie ſchon im J. 1805. bey 15,000 Pf. Sterl. (etwa 165,000 Gulden), ſolcher Gelder, die nicht ſogleich gebraucht wurden, in den öffentlichen Fonds anlegen konnte. Nicht nur ſind durch dieſe Geſellſchaft ſchon viel tauſend Bibeln und neue Teſtamente in verſchiedenen Sprachen des brittiſchen Reiches auf ihre Koſten gedruckt, und an Arme, deren es beſonders in der Grafſchaft Wallis und unter den Berg-Schotten ſo viele gibt, unentgeldlich ausgetheilt worden; dieſe edle Chriſten-Geſellſchaft hat auch bald nach ihrer Entſtehung die Errichtung ähnlicher Societäten, und zwar hauptſächlich der deutſchen Bibel-Geſellſchaft, welche in Berlin, Baſel, Nürnberg, Stuttgart ꝛc. desgl. in Regensburg (für Katholiken), beſondere Committees hat, ſo wie in Dänemark durch anſehnliche Beyträge erleichtert, und zum Theil wirklich veranlaßt. Und da im Ruſſiſchen Reiche die Bibeln ſo ſelten ſeyn ſollen, daß unter 16,000 Ruſſen kaum Eine zu finden iſt, ſo hat ſie mit dem Erzbiſchoffe von Moskau eine Correſpondenz angefangen, um die heilige Schrift in der Ruſſiſchen Sprache drucken zu laſſen. Eben ſo hat ſie eine ſehr große Anzahl von franzöſiſchen und ſpaniſchen Teſtamenten unter den ehemal. Kriegsgefangenen dieſer beyden Nationen austheilen laſſen, und hunderte haben dieſe mit Gefühlen des Dankes angenommen. Ferner richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die Arabiſche Bibel, und ſie hat auch beſchloſſen, ſtarke Beyträge nach Calkutta in Oſtindien zu ſenden, um daſelbſt den Druck der Bibel in den verſchiedenen Sprachen Oſtindiens auf eine nachdrucksvolle Weiſe zu befördern. Den Druck der in England erſcheinenden Bibeln und neuen Teſtamente

beſorgt die Univerſität Cambrigde, und zwar mit Stereotypen; die für Proteſtanten beſtimmte deutſche Bibel wurde zu Baſel nach dem Muſter der in Halle erſchienenen Canſteiniſchen Ausgabe in gr. 8. (wobey zu deſto beſſerem Gebrauche für die Jugend jedes Hauptwort mit einem großen Anfangsbuchſtaben bezeichnet, und die Orthographie nach Adelungs Anweiſung verbeſſert worden iſt), gedruckt, und zwar mit ſtehendbleibenden Lettern, damit in Zukunft bloß Papier und Drucklohn in Anſchlag gebracht, und dadurch in einer beträchtlichen Zeitfolge eine große Anzahl wohlfeiler Bibeln geliefert werden kann*).

290.

Der im November 1802. in ſeinem 81ſten Jahre vollendete Probſt Kübler in Herbrechtingen, zuvor Profeſſor des Kloſters in Blaubeuren, gehört unter die ſeltenen Männer, die durch ungeheuchelte Frömmigkeit und einen edlen Charakter, verbunden mit eben ſo großer Treue in der Amtsführung als einer gründlichen Gelehrſamkeit, ſich allgemeine Achtung erwarben. Er wußte ſeinen Ernſt mit ſo viel Freundlichkeit zu würzen, daß man auch ſeine ſchärfſten Ermahnungen gerne, als kämen ſie von einem guten Vater, annahm. Sein Eifer um die Beförderung der Frömmigkeit verfehlte ſeine Wirkung deſto weniger, je ſichtbarer er mit eigenem Beyſpiele vorangieng. Mehr gewohnt zu handeln als zu ſprechen, war er ein vortreffliches Muſter für Jünglinge, denen es um Nachahmung zu thun iſt, das ſo ſtarke Wirkungen hervorbrachte, daß man glauben darf, es ſeyen Mehrere, die nicht nur ſein Andenken, ſondern auch Funken ſeiner Tugend im Herzen tragen. Sogar Jünglinge von roher Gemüthsart konnten ihm ihre Hochachtung nicht verſagen; und vielleicht iſt Manchem ein Stachel ſeiner frommen Ermahnungen zurückgeblieben, der ihn auf dem Wege des Laſters noch zur rechten

*) Vergl. am Schluſſe des dritten Theils die „neueſte Nachricht von der Brittiſchen und ausländiſchen Bibel-Geſellſchaft in London.“

Zeit beunruhigt hat. „Ehrwürdiger Greis! (ſo ruft ein ſehr geachteter öffentlicher Lehrer über ihn aus!) — durch Verdienſte allein, nicht durch Gunſt, in eine ehrenvolle Ruhe verſetzt, wo du im ſtillen Genuſſe eines Gott geheiligten Lebens dem Himmel reifteſt; wenn man bey uns kanoniſirte, ſo würde dir Niemand dieſe Ehre ſtreitig machen!“

291.

Unter der Regierung der Königinnen Maria und Eliſabeth lebte zu Houghton in England ein Prediger, Namens Bernhard Gilpin. Er hatte bey Uebernehmung ſeines Amtes ſich zum Grundſatze gemacht, alles Gute zu thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, und ſein ganzes folgendes Leben war ein Beweis, daß er dieſem Grundſatze unabweichlich treu blieb. Sein erſtes, großes Anliegen war, die Zuneigung und das Vertrauen ſeiner Gemeinde zu erhalten. Zur Erreichung dieſes Zweckes bediente er ſich aber keiner erniedrigenden Schmeicheleyen; die Mittel, welche er wählte, waren ſo gut, wie ſeine Abſicht gut war. Sein Betragen war frey ohne Leichtſinn, verbindlich ohne Niederträchtigkeit, und einnehmend ohne Verſtellung. Er ließ ſich herab zu den Schwachen, ertrug die Heftigen, hörte diejenigen, welche ängſtliche Zweifel hatten, mit Geduld an, und war ihr treuer Berather; wodurch er dann, auf wahre apoſtoliſche Art, vielen Menſchen Alles ward. Mit einer edeln Menſchenliebe und Gefälligkeit verband er einen unermüdeten Fleiß in Unterrichtung derer, die ihm anvertrauet waren. Er begnügte ſich nicht mit dem Unterrichte, den er öffentlich ertheilte, ſondern lehrte auch noch zu Hauſe, und brachte die Glieder ſeiner Gemeinde dahin, daß ſie mit ihren Zweifeln und Schwierigkeiten zu ihm kamen. Er hatte ein einnehmendes Betragen gegen diejenigen, die er für redlich-geſinnt hielt, und ſelbſt ſeine Verweiſe waren ſo beſchaffen, daß ſie ſelten beleidigten. Er fand, daß es leichter ſeye, dem Laſter vorzubeugen, als es *abzulegen; die* Jugend zur Tugend zu bilden, als die

böſen Gewohnheiten der Alten zu ändern. Er wendete daher ſehr viel Zeit darauf, die jungen Gemüther in ſeiner Gemeinde zu bearbeiten; er ließ keinen in Unwiſſenheit ſeiner Pflicht aufwachſen; er drang darauf, daß ſie die Religion mit ihrer Arbeit verbinden, und unter den Sorgen dieſes Lebens eine beſtändige Rückſicht auf das Künftige nehmen ſollten. Er ſuchte allen gerichtlichen Streitigkeiten unter ſeiner Gemeinde vorzubeugen; ſein Vorhaus war oft gedrängt voll von Leuten, die ihrer Streitigkeiten halber zu ihm kamen. Seine gaſtfreye Lebensart war die Bewunderung der ganzen Gegend. Er verbrauchte in ſeiner Haushaltung alle vierzehn Tage 10 Scheffel Korn, 5 Scheffel Malz und einen ganzen Ochſen, auſſer einem verhältnißmäßigen Vorrathe von andern Bedürfniſſen. Fremde und Reiſende fanden eine liebreiche Aufnahme; ein Jeder, der kam, war willkommen, und ſelbſt für ihre Thiere ward ſo gut geſorgt, daß man im Scherze zu ſagen pflegte: wenn ein Pferd in irgend einer Gegend des Landes ſollte losgelaſſen werden, ſo würde es geraden Weges zu dem Prediger von Houghton laufen. Er gab ſich viele Mühe, die Umſtände ſeiner Nachbarn zu erforſchen, damit nicht dem Leidenden, der aus allzugroßer Beſcheidenheit ſeine Lage nicht bekannt werden laſſen wollte, die ihm zugedachte Hülfe entgienge. Dasjenige Geld hielt er am beſten angelegt, welches Emſigkeit beförderte. Eines ſeines größeſten Vergnügen war, ſeinem arbeitſamen Nachbar den Verluſt wieder zu erſetzen, den er gelitten hatte, damit er nicht unter der Laſt deſſelben erliegen möchte; am liebſten nahm er ſich ſolcher emſigen Armen an, die ſtarke Familie hatten, die ihn dann auch allezeit willfährig und freygebig fanden, wenn ſie ihren Kindern in der Welt forthelfen wollten.

Christliche Feindesliebe.

292.

Herzog Christoph von Würtemberg, ein Fürst, dessen Name in der Geschichte seines Vaterlandes, so wie aller Edeln und Guten immer verehrungswürdig bleiben wird, dessen Leben reich an wahrhaft-christlichen Gesinnungen und Grundsätzen, an schönen Anstalten und guten Thaten ist, hielt sich, während sein Vater Herzog Ulrich, von Land und Leuten getrennt lebte, auch einige Zeit am französischen Hofe auf. Seine vortrefflichen Herzens- und Geistes-Eigenschaften verschafften ihm die Gunst und Freundschaft des damaligen Königes Franz I. Er mußte aber erfahren, daß Andere ihm als einem Fremden diese Auszeichnung mißgönnten, und deßhalb seine Feinde wurden. Als er einst Nachts vom königlichen Hoflager zu Chatellerean (Chatellero), in Gesellschaft von etwa 12 jungen Deutschen, heimkehrte, wurde er mit seinen Gefährten von mehr denn 60 Franzosen mit bewaffneter Hand angegriffen, wobey er einige, jedoch unschädliche Stich-Wunden erhielt; aber selbst auch mit seinem Gefolge sich so ritterlich wehrte, daß einige Franzosen todt auf dem Platze blieben. König Franz, der diesen Vorgang erfuhr, ließ die vornehmsten Urheber dieser Frevelthat ergreifen, und übergab sie dem Herzoge, um mit ihnen nach seinem Gefallen zu handeln. — Was that er? — Ohne irgend eine Rache an ihnen zu nehmen, setzte er dieselben wieder in Freyheit.

293.

Zu Kiel an der Ostsee hatte ein junger Graf von Stolberg das Unglück, von einem Studenten auf der dortigen Universität in einem Zweykampfe getödtet zu werden. Der ältere Bruder (Christian) des Entleibten schrieb an den Vater des Thäters, Amtmann von

Eichſtädt zu Trumbüttel, ohnweit Hamburg, folgenden Brief:

„Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleiden meine Hand, bejammernswürdiger Mann, und gebe Ihnen zum Troſte die aufrichtige Verſicherung, daß gegen Ihren armen unglücklichen Sohn, unter deſſen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen iſt, keine Empfindung des Grolles oder der Rache in meine Seele gekommen ſeye. Seyn Sie vielmehr ſowohl von mir, als von meinen Geſchwiſtern überzeugt, daß wir uns die ſorgſamſte Mühe gegeben haben, und noch geben werden, ſein Schickſal auf die möglichſte Weiſe zu mildern. Und wenn auch das Urtheil gegen ihn, ſo viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unſern Wünſchen ausfiele: ſo werden wir uns auch in dem Falle eifrigſt beſtreben, von dem Könige eine Milderung zu erflehen, die man uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen dieſe Worte des Troſtes zu ſagen, unglücklicher Vater, fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und bitte Sie inſtändig, das größte Vertrauen in meine Verſicherungen zu ſetzen. Ach, aber wie ſchwach wäre dieſer Troſt, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie ſeyn muß, begleiten könnte! Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung vielleicht verleiten könnte, deren Abſicht gewiß von dem unglücklichen Ausgange weit entfernt war. Laſſen Sie mir den Troſt, Ihnen zu ſagen, daß ich einen Brief von ihm geleſen habe, der aus keinem andern, als edeln Herzen fließen konnte, und der mir die bitterſten Thränen des Mitleids abgedrungen hat. — Die Wege der Göttlichen Vorſehung ſind undurchſchaubar, und führen, ſo labyrintiſch ſie auch ſich winden, gewiß dennoch alle zu dem Ziele, das unſer ewiges Heil erfordert. Einſt wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preiſen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder dieſen Weg hat wandeln laſſen. Beyde Jünglinge in der ſchönſten Blüthe ihres Lebens, beyde allen Gefahren der Verſuchung ausgeſetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den andern ein ſolches gewaltſames Einkehren in ſich ſelbſt befreyen konnte. An die Möglichkeit des Todes haben ſie beyde nicht gedacht; es war kein Keim der Feindſeligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines ſterbenden Bruders war: Verzeihung und Fürſorge für Ihren Sohn! Dieſe Vergebung unſers Bruders ſoll auch uns *antreiben*, mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes *uns zu verwenden*, deſſen Schickſal ſchon jetzt eine größere Mil-

derung erhalten hat, als es in ähnlichen Fällen wohl zu ſeyn pflegt. Gott tröſte Sie mit ſeinem beſten Seegen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie ſo tief niedergeſchlagen hat, Sie durch ſeine aufrichtige Beſſerung wieder tröſten, und dieſes ſchreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge!"

Chriſtian Graf zu Stollberg.

Dieſe edeln Menſchenfreunde haben auch ihr Wort treu erfüllt, und alle Mittel kräftiger Fürſprache für den Unglücklichen ſorgfältig angewendet.

294.

Heinrich VII., der im J. 1309. zur deutſchen Kaiſer-Würde gelangte, und um das römiſche Reich Deutſcher Nation in ſeiner vorherigen Größe herzuſtellen, unter andern, auch Mayland und Florenz wieder zu erlangen ſich bemühte, wurde bey ſeiner Rückreiſe aus dem Florentiniſchen, auf Anſtiften einiger feindſelig-geſinnten Männer, zu Bonconvento ohnweit Siena, am 14. Auguſt 1313. durch den Dominikaner-Mönch Bernhard de Monte Politiano, vermittelſt einer vergifteten Hoſtie um's Leben gebracht. „Sobald," — ſagt ein Geſchichtſchreiber dieſer Zeit, — „der Kaiſer ſpürte, daß das Brod vergiftet war, ſagte er heimlich zu dem Mönche: du haſt mir das Brod des Lebens zum Tode gegeben. Fliehe nun, ſo ſchnell du kannſt, damit du nicht von den Meinen ergriffen und um's Leben gebracht werdeſt. Beſſere dich aber! denn Gott hat kein Gefallen an dem Tode des Sünders u. ſ. f."

295.

Ludwig XII. König von Frankreich hatte ſich bey ſeiner Thronbeſteigung ein Verzeichniß von allen Höflingen und Dienern ſeines Vorfahren Karl VIII. geben laſſen, und die Namen ſeiner heftigſten Gegner, welche am meiſten ſchuld an ſeiner Gefangennehmung unter der vorigen Regierung waren, mit einem Kreuze bezeich-

net. Diese flohen jetzt von Hofe, aus Furcht, der König werde sich an ihnen rächen. Allein der gute König ließ sie alle zurückberufen, und sagte ihnen: „das Kreutz, das ich eurem Namen beygesetzt habe, sollte euch keineswegs meine Rache anzeigen. Aehnlich dem Kreutze unsers Erlösers, soll es euch die Vergebung eurer Beleidigungen versichern. Der König denkt nicht mehr an das Unrecht, welches dem Herzoge von Orleans widerfuhr.“ —

296.

Vor mehreren Jahren starb in Berlin ein Edelmann C. L. P. reich an zeitlichen Gütern, aber auch nicht minder reich an wahrer Gottes- und Menschen-Liebe. Kurz vor seiner seligen Vollendung ließ er seinen einzigen Sohn, der sich gerade auswärts befand, zu sich kommen; und als derselbe mit den zärtlichsten Thränen sich dem Bette seines sterbenden Vaters näherte, richtete er sich auf, und sprach zu ihm: „Mein Sohn! Gott ruft mich näher zu sich, und ich fühle ganz merklich, daß mir nur noch wenige Augenblicke vor meinem letzten Schritte übrig sind. Mein letzter Wunsch war, dich, mein einziges Kind, noch zu sehen, ehe ich sterbe. Mein Wunsch ist erfüllt; und ich verlasse nun diese Welt mit desto größerer Zufriedenheit. Meine zeitlichen Güter wirst du in der guten Ordnung antreffen, die dir bekannt ist. Ich übergebe sie dir als ein reines Geschenk der Vorsehung, auf welchem kein Fluch eines einzigen, mit Unrecht erworbenen, aus Kargheit ersparten, oder aus Unmenschlichkeit dem Dürftigen entzogenen Hellers haftet. Wirst du nun die ganze Erbschaft von Geitz und Unrecht, aber auch von Müßiggang und Verschwendung eben so rein erhalten, als ich sie dir lasse, so wirst du sie auch mit einem eben so reinen Gewissen besitzen, und einst deinen Kindern überliefern können. In meinen Rechnungen wirst du jährlich einen Posten von 500 Thalern (gegen 900 Gulden) finden, die ich seit 20 Jahren *jeden 4ten* Februar an den Kaufmann R... übermacht

habe, um solche unter der Hand dem verarmten Herrn von M. und nach dessen Absterben, seinen eben so dürftigen Kindern zuzustellen. Dieser Herr von M. war aber derjenige, der kurz nach meiner Verheirathung mit meiner tugendhaften Gemahlin, die er vergeblich um die Ehe angesprochen hatte, den 4ten Februar, nachdem er zwey Tage vorher einen Pistolenschuß nach mir gethan, mir Gift beybringen ließ, von dessen tödtlichen Wirkungen mich aber die Göttliche Barmherzigkeit durch eine sonderbare Hülfe befreyte. Einige Jahre hernach gerieth dieser Herr von M. durch seine verschwenderische Lebens-Art in die äusserste Armuth, die um so viel betrübter war, weil er inzwischen sich geheirathet hatte. Ich ergriff diesen Umstand mit freudiger Danksagung gegen Gott, daß seine weise Vorsehung mir Gelegenheit und Mittel gegeben habe, meinem Feinde Gutes zu thun, und wählte dazu eben den Tag des Jahres, an welchem Gott so wunderbar über mich gewacht hatte. An diesem 4ten Februar blieb ich allemal nach meinem Aufstehen länger als gewöhnlich in meinem Schlafzimmer allein, und genoß des Wohlthuns reinste Freuden, vergnügt, wann ich den Jäger mit einem Packete, worin sich die ausgesetzte Summe von 500 Thalern befand, nach N., abschickte. Als ich nach drey Jahren vernahm, daß der Herr von M. zuletzt noch in sich gegangen seye, und durch eine rechtschaffene Bekehrung zu Gott seine Seele gerettet habe, so wie Gott mein Leben aus seiner Hand gerettet hat, ließ ich, wie du dich noch erinnerst — in unserer abendlichen Andachtsübung ein besonderes Dank-Gebett veranstalten. Nun bitte ich dich, mein lieber Sohn, als Freund, und befehle dir als Vater, die gemeldte Summe an eben dem Tage an den Kaufmann, auf dessen Verschwiegenheit du dich sicher verlassen kannst, so lange zu übermachen, als sie diese dürftige Familie wird nöthig haben, insonderheit aber auch, daß du dieses dir entdeckte Geheimniß mit dir in das Grab nehmest." (Dem alten Gärtner, welchen E. L. P. in Je-

nen Dienſten hatte, ſetzte er noch einen doppelten Gehalt aus, und wies ihm denn einen Küchengarten lebenslänglich zu ſeiner Nutzung an. Und dieß geſchah vornehmlich deßwegen: dieſer ehrliche Gärtner hatte den Herrn P. einſt in ſeiner Jugend von einer Ausſchweifung zurückgehalten, und eine Handvoll Dukaten, die er ihm angeboten, ganz unwillig auf den Tiſch geworfen, mit den Worten: Herr, ich will lieber aus Ihren Dienſten gehen, als an Ihrer Sünde Theil nehmen.) — „Ueberhaupt, mein Sohn, ſchaffe dir ein frohes Herz, und einen Grund des Vertrauens zu Gott durch reiches, dabey aber kluges Wohlthun. Sey dabey edel geſinnt, um mit aller Behutſamkeit die Quelle zu verbergen, aus welcher den Leidenden ſo viel Gutes fließt. Du weißt, daß das Gewiſſen der eigentliche und beſte Schauplatz der Tugend iſt, und daß auch bey unſeren beſten Handlungen kein reines Vergnügen in die Seele dringt, ſobald wir Lob und Ruhm bey Menſchen ſuchen."

297.

Bey der am 26. September 1799. durch die Franzoſen geſchehenen Einnahme der Stadt Zürich hatte der bekannte würdige Pfarrer Lavater das Unglück, von einem franzöſiſchen Soldaten, der ihm auf eine grimmige Art mehr Geld abforderte, als er ihm geben konnte, einen Schuß zu erhalten, der ihm die Kugel unmittelbar unter der Bruſt durchtrieb: ſo daß die Wunde nur um etwa einen Meſſerrücken auſſer den Gränzen der Tödtlichkeit war. Höchſtwahrſcheinlich war es derſelbe Grenadier, den Lavater kaum eine Viertelſtunde zuvor vor ſeinem Hauſe bewirthet, und der mit dem freundlichen Worte: „Dank, braver, guter Mann! Adieu Bruderherz!" von ihm Abſchied genommen hatte, ohne ein ihm angebotenes Geldſtück anzunehmen. Als der edle Dulder nach Hauſe gebracht wurde, war es nun eine ſeiner erſten Bitten, daß weder die Seinigen noch ſonſt Jemand dem Namen dieſes rohen Kriegers auf irgend

eine Weise nachfragen, und wenn sie ihn zufällig erfahren würden, ihn als ein anvertrautes Geheimniß verschweigen sollten: indem er unter seinen, oft heftigen Schmerzen, noch mehr leiden würde, wenn diesem etwas übels geschähe. — Wie sehr Lavater auch in der Liebe gegen feindselige Beleidiger dem hohen Vorbilde, das uns Jesus, unser Herr und Heiland, hinterlassen hat, nachzustreben suchte, davon gab er kurze Zeit vor seiner irdischen Vollendung einen schönen Beweis. Nicht nur hörte man ihn mitten im schrecklichsten Schmerze oft für den obgedachten Soldaten, der ihn verwundet hatte, beten, und mit wahrer Menschenliebe von ihm sprechen, sondern er schrieb auch an denselben, auf dem Bette, folgende schöne Denk-Zeile:

„Gott vergebe Dir so, wie ich Dir von Herzen vergebe!
Leide nie, was ich um Deinetwillen gelitten!
Ich umarme Dich, Freund! Du thatest unwissend mir Gutes.
Kommt dieß Blättchen zu Dir, es sey dir Pfand von des Herrn Huld,
Welcher reuende Sünder begnadigt, entsündigt, beseeligt!
Lege Gott mir für dich in die Seele große Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib': „wir umarmen uns einst vor des Herrn Aug'!"

Und in seinen letzten Lebens-Tagen, als er vor Schmerz und Beklemmung seine Brust nicht mehr aufrecht halten, und sein Mund kaum mehr sprechen konnte, sagte er zu den geliebten Seinigen: „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige jetzt ist!" — Er erzählte einst einem Freunde die Geschichte seiner Verwundung, und setzte dann hinzu: „Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen; aber ich wünschte, daß ich ihm könnte wissen lassen, wie ich von Herzen ihm verzeihe, wie ich ihm danke. Denn, glauben Sie mir, ich verdanke diesen Wunden, und meinen jetzigen schweren, unsäglichen Leiden sehr viel." —

298.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte zu Genf ein angesehener Bürger, Namens Nathan, der ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, und seine größte Lust und Freude darin fand, Andern wohlzuthun. Er schränkte aber seine Wohlthätigkeit nicht darauf ein, daß er wartete, bis sich derjenige, dessen Elend ihm bekannt war, in der äussersten Noth befand, sondern er kam seinen Bedürfnissen zuvor, und handelte hiebey mit dem edeln Scharfsinne der Liebe, die dem Unglücklichen die Beschämung, von Andern Wohlthaten annehmen zu müssen, ersparte. Nach dem Tode seiner Gattin und seines einzigen Sohnes kam er auf den edeln Gedanken, seine Unterstützungen auch auf hülfsbedürftige Durchreisende auszudehnen, und erbauete zu dem Ende an den nach Frankreich und Italien führenden Straßen mehrere schöne und große Häuser, worin alle für Reisende zur Bequemlichkeit dienenden Einrichtungen anzutreffen waren. Auch sonstige Fremde fanden bey ihm die beste Aufnahme, und er machte sich immer ein Vergnügen daraus, seine Gäste selbst zu bedienen. Unter dem Segen dessen, der zu allem Guten sein Gedeihen schenkt, hatte Nathan seine großmüthige Gastfreyheit schon über 40 Jahre lang fortgesetzt, und es konnte nicht fehlen, daß der Ruf von ihm nach und nach allenthalben erscholl, und daß sein Name auch in fernen Ländern mit Achtung genannt wurde. Um diese Zeit befand sich zu Neapel ein gewisser Marchese (Markese) v. M.... der, nachdem er bisher in seinem Palaste ganz eingezogen gelebt hatte, durch den Ruhm von Nathan's großmüthiger Gastfreyheit angereitzt wurde, ein Gleiches zu thun. Da er sich Nathans Einrichtung und Handlungs-Weise zum Muster wählen wollte, so schickte er vertraute Leute nach Genf, die ihm von allem Nachricht geben mußten, was Nathan zum Besten armer Unglücklichen und Fremden that; er suchte *hierauf alles* dasjenige, was ihm von Nathan erzählt

wurde, auf's genaueste nachzuahmen. Allein so viel Mühe er sich auch immer gab, so mußte er doch allezeit hören, daß ihn der edelmüthige Genfer weit übertreffe. — Ach! nur ein einziger Schritt — und wir sinken von der Tugendbahn in den Abgrund des Lasters; und da, wo keine wahre Demuth im Herzen lebt, kann unmöglich reine Tugend bestehen. So auch hier. — Die Nacheiferung des Marchese verwandelte sich gar bald in eine geheime Eifersucht. Er war nun einzig darauf bedacht, wie er sich mehr Ruhm und Ehre erwerben möchte als jener Genfer, den er für seinen Nebenbuhler hielt. Er that daher Alles, was er nur konnte, um diesen Zweck zu erreichen, allein vergebens! Man berichtete ihm beständig etwas Neues und Ausserordentliches von Nathan, und er erfuhr immer neue Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Vorhabens entgegenstellten. Er wurde nun von einem bittern Verdrusse und Unwillen eingenommen. Und weil er einige Zeit hernach, zu seinem größten Aerger, um einen ansehnlichen Theil seines Vermögens kam, so sah er sich am Ende ausser Stande, es dem Nathan gleich, geschweige zuvor zu thun. Er überließ sich nun gänzlich seinem Verdrusse. Sein Zorn verwandelte sich in Wuth; und derselbe Marchese v. M... der bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatte, verfiel aus Neid auf die schrecklichste Unternehmung, die sich nur ein Mensch, der in dem Laster erzogen und verhärtet worden ist, kann in den Sinn kommen lassen. Nathans überwiegende Tugenden machten, daß er ihn als Feind haßte. Er kam auf den schrecklichen Gedanken, denselben aus dem Wege zu schaffen. Weil er sich aber nicht unterstand, sein Vorhaben Jemand zu vertrauen; so reisete er mit einigen Bedienten in der Absicht von Neapel ab, demjenigen, der ihm allein Unruhe erwecken konnte, das Leben zu rauben. Nach einer Reise von 14 Tagen kam er drey Meilen rückwärts von Genf an. Er befand sich, ohne es zu wissen, auf den Gütern des Nathan, und es traf sich gerade,

daß dieser, schon ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren, nur in ein schlechtes Kleid gehüllt, nicht weit von einem seiner Häuser auf und ab gieng. So bald er Leute zu Pferde gewahr wurde, gieng er ihnen entgegen. Der Markese näherte sich ihm mit der Frage: ob sie sich noch weit von dem Hause Nathans befänden. „Ihr seyd ganz nahe dabey," — antwortete ihm dieser — „und diese ganze Gegend gehört ihm zu." — „Ihr kennet ihn also?" — versetzte der Marchese v. M.... — „Ja!" — sagte Nathan — „schon sehr lange." — Der Marchese stieg vom Pferde, und fuhr fort: „Weil Ihr ihn also kennet, so sagt mir doch, ist er wirklich so tugendhaft, wie man öffentlich von ihm rühmet, und verdient seine Mildthätigkeit alle die Lobsprüche, die man ihm beyleget?" — „Die Menschen urtheilen nur nach dem Aeusserlichen," — antwortete Nathan — „Gott aber weiß allein, ob wir tugendhaft sind. Was mich anbetrifft, der ich ihn schon seit vielen Jahren kenne, so versichere ich Euch, daß ich an ihm Fehler wahrgenommen habe, die Andern nicht bekannt sind, und ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, daß er der Lobes-Erhebungen, die man ihm beylegt, nicht würdig ist." — Als der Marchese dieses hörte, gab er denen, die bey ihm waren, ein Zeichen, ein wenig bey Seite zu gehen, und indem er fortfuhr, den Nathan, den er für einen Bedienten hielt, zu befragen, so schloß er aus seinen Antworten, das Glück habe ihm diesen Mann zur Erleichterung der Ausführung seines bösen Vorhabens zugeschickt. Er bat ihn also, die Sache so einzurichten, daß er von Nathan nicht gesehen würde, und auf den Abend zu ihm in das Dorf zu kommen, in welchem er bleiben wollte, wobey er ihm zugleich versprach, daß ihn seine Dienstleistung nicht gereuen solle. Nathan sagte zu ihm, er hätte nichts zu befürchten, er könne sich in eines der nächsten Häuser begeben; und wenn diese gleich dem Nathan angehörten, *so wolle* er es doch so einrichten, daß er allein die Ehre *haben könne*, ihn zu bedienen: indem ihm sein Herr die

Sorge überließe, diejenigen Fremden, welche hieher kämen, zu empfangen. Der Marchese ließ es sich gefallen, und nachdem er seine Begleiter herbey gerufen hatte, ergriff Nathan den Zaum ihrer Pferde, und befahl dem Bedienten, den er bey sich hatte, sie in das Haus zu führen, wobey er ihm zugleich heimlich sagte: vor allen Dingen zu verbieten, daß man nicht merken lassen sollte, wer er wäre. Seinem Befehle wurde auf das genaueste nachgelebt. Man führte den Marchese v. M.... in ein sehr schönes Zimmer. Nathan bediente ihn bey der Abendmahlzeit, und blieb hernach allein bey ihm. Jetzt rückte der Marchese mit Eröffnung seines Anliegens heraus, sagte dem Nathan, wer er wäre, und daß sein Herr seiner Familie einen höchst empfindlichen Schimpf zugefügt hätte, weßhalb er ihn jetzt zur Rede stellen wolle. Er überreichte ihm einen Beutel mit hundert Dukaten, und bat ihn, er möchte ihm Gelegenheit verschaffen, seine Rache auszuüben, wobey er ihm zugleich versprach, ihn mit sich zu nehmen, und ihm den großen Dienst, den er ihm würde geleistet haben, reichlich zu belohnen. Sobald Nathan den Marchese seinen Namen hatte nennen hören, merkte er gar bald, was ihn gegen ihn aufbrächte. Er wußte nämlich, was er ihm zu Neapel nachzuthun gesucht hatte; sein erlittener Verlust war ihm auch bekannt, und er sah daher ganz deutlich ein, daß dasjenige, was dieser thue, aus Neid und Verzweiflung geschehe. Er nahm die hundert Dukaten, und sagte, ohne es sich im Geringsten anmerken zu lassen, zu dem Marchese, indem er ihm ein kleines Wäldchen zeigte, welches eine Viertelstunde von dem Orte, in welchem sie sich befanden, lag: sein Vorhaben wäre sehr leicht auszuführen, sein Feind gehe alle Morgen an dem Eingange dieses Wäldchens spazieren, er müsse sich also bey guter Zeit mit seinen Leuten dahin begeben und allda verbergen; er wolle alsdann nicht unterlassen, zu ihm zu kommen, und ihm einen Weg zu zeigen, auf welchem sie sich insgesammt, wenn sie den Nathan gebunden ha-

ben würden, mit der Flucht retten könnten. Der Marcheſe, dem dieſe Nachricht ſehr wohl gefiel, umarmte ihn. Er ergriff die nöthigen Maaßregeln. Während nun der Marcheſe, von ſeinem abſcheulichen Vorhaben beunruhigt, die Nacht von Furcht und Gewiſſensbiſſen, welche das Laſter allezeit begleiten, gequält — zubrachte, demüthigte ſich Nathan vor Gott, dem weiſen Regierer der menſchlichen Schickſale, auf deſſen Hülfe er kindlich vertrauete, und bat Ihn mit Thränen, das Herz ſeines Feindes zu ändern. Er hätte, wenn er ihn gefangen nehmen ließ, des Marcheſe Vorhaben fruchtlos machen, ja dieſen ſogar deßhalb beſtrafen laſſen können; allein der großmüthige Greis verlangte, aus dem edeln Triebe der erhabenſten Feindesliebe, weiter nichts als deſſen Bekehrung, und betete noch immer, als der Tag anbrach. Er ſahe ſeinen Mörder nach dem Walde zureiten, welchen er dem Marcheſe gezeigt hatte, nahm, voll Vertrauen auf Gott, die hundert Dukaten, die er bekommen hatte, that noch vier hundert andere Dukaten hinzu, welches zu den damaligen Zeiten eine ſehr große Summe ausmachte; und nachdem er ein anderes Kleid angezogen hatte, gieng er ganz allein nach dem Orte, wo der Tod auf ihn wartete. Sobald der Marcheſe unſern rechtſchaffenen Alten, der ſein Geſicht mit Fleiß verbarg, wahrgenommen hatte, lief er mit aufgehobenem Säbel auf ihn zu; und nachdem er ihn von hinten ergriffen hatte, ſagte er zu ihm: „Verräther, du mußt ſterben!“ Nathan ſah ihn an, und ſagte zu ihm: „Marcheſe, womit habe ich das verdient?“ — Wie, rief dieſer aus, „iſt das nicht Nathan?“ — „Ja, er iſt es wirklich, mein Sohn,“ — antwortete Nathan — „ich bin es, der Dir verſprochen hat, Dir wider mich zu dienen. Dieſes iſt der Weg, auf welchem du Dich durch die Flucht retten kannſt. Nimm dieſen Beutel, Du wirſt in demſelben, auſſer den hundert Dukaten, die Du mir geſtern gegeben, noch vierhundert andere finden, die ich hinzu gethan habe, weil mir dein erlit-

tener Verlust bekannt ist. Wenn Du also bey deinem Vorsatze bleibst, so tödte mich. Allein ich kann mir nicht einbilden, daß, da Dir Gott von deiner Jugend an so viele Gnade erwiesen hat, Du Ihn dergestalt verlassen willst." Indem Nathan dieses sagte, sahe ihn der Marchese ganz bestürzt an; Schaam und Schmerz bemächtigen sich seines Herzens. Von der Großmuth des Greises gerührt, fiel er, ohne daß er ein einziges Wort hervorbringen konnte, dem Nathan zu Füßen, und faßte eine Zeitlang seine Kniee. Nathan hob ihn auf, und sagte zu ihm, indem er ihn umarmte: „Schäme Dich nicht, mein Sohn, daß Du überwunden bist! Nicht ich, sondern die Gnade sieget in Dir. Gott hat dich demüthigen wollen, damit Er Dich mit desto größerer Ehre überhäufen möge. Du wirst in Zukunft weit standhafter in Ausübung der Tugend seyn." Er führte ihn hierauf in sein Haus, und behielt ihn länger als einen Monat bey sich, indem er ihn wie ein liebreicher Vater tröstete, und von ihm wiederum als von einem rechtschaffenen Sohne geehrt und geliebt wurde. Endlich reisete der Marchese v. M.... ab, und Nathan nöthigte ihn, die Summe anzunehmen, die er in den Wald mitgebracht hatte.

299.

Ein Bewohner in Ziccavo, auf der Insel Corsika, ruhete einst mit drey seiner Verwandten bey einem Brunnen, als der Mörder eines seiner Söhne, der nur ihm bekannt war, unvermuthet an eben den Ort hinkam. Er sprach ihm freundlich zu, und nöthigte ihn, Theil an ihren Erfrischungen zu nehmen. Bey dieser Einladung, hinter welcher jener nichts Gutes ahnen konnte, erstarrte demselben vor Schrecken das Blut in allen Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sahe, zu entfliehen. Sie aßen beyde; aber in ganz verschiedener Gemüths-Stimmung. Der eine in der äussersten Bestürzung, glaubte das Ende seines Lebens nahe.

der andere, der den Entschluß einer erhabenen That in seinem Herzen trug, verrieth jene Heiterkeit, welche nur die Ausübung der Tugend einflößt. Nachdem sie sich gelabet hatten, beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feinde allein. „Dein Leben" — redete er ihn an — „ist in meiner Gewalt; ich könnte es dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen; Du hast mir viele Thränen gekostet, und Trauer und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, die ich um Deinetwillen duldete; nur versprich mir: auch deine Feinde so gut zu behandeln, wie ich Dich behandle, und überzeugt zu seyn, daß verzeihen weit rühmlicher und süßer ist als sich rächen!" — Mit diesen Worten umarmte er ihn, und verließ seinen Feind, der unbeweglich vor Bewunderung und Erstaunen stehen blieb. Als er wieder zu seinen drey Verwandten kam, sagte er: „Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen, und sein Leben gefristet, das in meinen Händen war. Folgt meinem Beyspiele, und thut ihm nie etwas zu leide, was mir die Freude verbittern könnte, eine schöne That vollbracht zu haben!"

300.

Der edle Spener (I. Thl. S. 94.), der sein ganzes Leben hindurch für die Verbreitung des Christenthums und der Tugend mit unverrücktem Eifer arbeitete, mußte in seinem Leben viel Spott, Lästerung und üble Nachreden erdulden — überhaupt viel kämpfen, und den Undank der Menschen erfahren. Er antwortete aber seinen Widersachern stets mit der größten Gelindigkeit und Sanftmuth. Statt harte Urtheile über seine Feinde zu fällen, und ihnen Bosheit des Willens Schuld zu geben, entschuldigte er vielmehr ihr Bezeugen gegen ihn mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaften. Wenn er auch *Gelegenheit bekam*, sie das ihm zugefügte Unrecht wieder

fühlen zu lassen (welches sich verschiedenemale zutrug), so vergalt er nicht Böses mit Bösem. Hingegen war es ein Theil seines täglichen Gebetes, namentlich für einen jeden seiner ihm bekannten Feinde Gott zu bitten, daß er ihnen ihre Sünden vergeben, und sie ihre Ungerechtigkeit gegen ihn möchte einsehen lassen. Noch auf seinem Sterbebette sagte er mit Thränen im Auge: „Ach! Gott sey Lob und Dank, daß ich keinen Menschen in der Welt habe, dem ich feind wäre!" — Voll Hoffnung einer bessern Zukunft, und voll des Glaubens, Gott werde der guten Sache den Sieg gewiß noch geben, war es die letzte Bitte des sterbenden Greises: daß man ihm keinen Faden von schwarzer traurigter Farbe mit in das Grab geben möchte; weiß gekleidet sollte sein Leichnam noch die frohe Hoffnung besserer Zeiten bezeichnen, mit der er starb, und mit der er in die bessere Welt hinüber gieng.

Barmherzigkeit; Mildthätigkeit.

301.

Im J. 1540. entstand eine große Korntheurung und Mangel in dem Mayländischen Staate. Die Leute auf dem platten Lande und in den Berg-Gegenden strömten, von Hunger beynahe aufgerieben, in die Hauptstadt, und flehten an den Kirchen und Hausthüren um Brod. Allein der Hunger war auch in die Stadt selbst eingedrungen, und viele Leute konnten sogar um baar Geld kein Brod mehr bekommen. Dieß so weit verbreitete Elend jammerte den vortrefflichen Kardinal und Erz-Bischof Karl Borromäus im Innersten des Herzens; und er that Alles, was er thun konnte, um dasselbe zu mindern. Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß in den Hospitälern und Lazarethen, diesen allgemeinen Her-

bergen der Armuth, die Hungersnoth nicht überhandnehme; hierauf ließ er in großen ehernen Häfen Speise kochen, und zu einer bestimmten Stunde unter das, reihenweise vor seinem Palaste stehende Volk austheilen, und ernährte auf diese Weise einige Monate lang täglich 3,000 Menschen auf seine Kosten. Aber noch hörte die Noth nicht auf; und da er durch diesen Aufwand schon selbst sich in viele Schulden gesteckt hatte, so wendete er sich jetzt an die reichsten Bürger, und wurde bey ihnen der Sachwalter der Armen. Das Wort in eines solchen Mannes Munde ist unwiderstehlich, und es fanden sich edle Menschen, die ihm heimlich große Summen Geldes in den Palast schickten, welche er zur Unterstützung der Dürftigen anwenden konnte. Kaum war die Hauptstadt hinreichend versehen, so gieng er auf die Dörfer, um der Armuth der Landleute zu Hülfe zu kommen, die nicht nur der gegenwärtige Mangel, sondern auch die Aussicht in die Zukunft drückte. Der strenge Winter hatte nämlich so viel Schnee angehäuft, daß er mehr als Mannshoch lag; und es war zu besorgen, daß die Saat zu Grunde gehen, der geschmolzene Schnee im Frühlinge die Flüsse anschwellen, die Dörfer überschwemmen, und den Rest der Feldfrüchte wegspülen dürfte. Allein was man besorgte, erfolgte nicht. Die Vorsehung lenkte es so, daß eine langsam eintretende Wärme den Schnee nur allmählig auflöste, und die Flüsse unschädlich anschwellte, so daß die folgende Erndte so ergiebig war, daß sie die Dürftigkeit des vergangenen Jahres reichlich hereinbrachte. Die Mayländer hielten sich überzeugt, daß dieß eine Wirkung der Gebete ihres frommen und würdigen Erzbischofes sey.

302.

Die Christen, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Jesu lebten, bewiesen ihren edeln Liebessinn auch dadurch, daß sie bey ihrer Wohlthätigkeit auf alle Arten der menschlichen Bedürfnisse und des

Elendes ihre Aufmerksamkeit richteten. Sie sammelten Almosen zur Unterhaltung der Armen, zur Verpflegung der Kranken und Alten, zur Versorgung der Waisen, zur Unterstützung der Beraubten, und zum Dienste derer, die um des christlichen Glaubens willen in Sklaverey oder Gefangenschaft gerathen waren. Aber nicht nur ihre Glaubens-Genossen und Freunde hatten Antheil an ihren Unterstützungen, vielmehr übten sie diese Wohlthätigkeit selbst gegen ihre Feinde und Verfolger aus. So speisete z. E. der edle Bischof Polykarpus die römischen Offiziere, die abgeschickt waren, ihn gefangen zu nehmen und zum Märtyrertode zu führen. Ein heidnischer Offizier kam mit einem Haufen Soldaten, der schon lange Mangel gelitten hatte, an einen Ort, wo viele Christen waren, und diese gaben willig alles zur Versorgung seiner Leute her. „Dieß," — rief Pachonius (so hieß der Offizier), — „dieß thun die Christen an uns, die wir sie stets berauben und martern!" Und dieses Beyspiel der Gutthätigkeit machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ein Christ wurde. Der Geschichtschreiber Eusebius erzählt, daß bey der Hungersnoth und Pest, die unter dem Kaiser Maximinus in den asiatischen Provinzen entstand, die Christen die einzigen gewesen seyen, die während dieses jämmerlichen Zustandes wahre Liebeswerke ausgeübt haben. Sie theilten Brod unter die Halbverhungerten aus, pflegten der Kranken, begruben die Todten, und das Gerücht von dieser menschenfreundlichen Handlungs-Weise bewegte die Heiden, den Gott der Christen zu preisen, und die Christen für wahrhaft gottesfürchtige Menschen zu halten. Diejenigen, welche selbst nichts geben konnten, arbeiteten in Person, und wagten sich und ihr Leben in Beweisung ihrer Dienstfertigkeit gegen Elende. Sie sahen ihre Armen als ihren Schatz an. — Als der Kaiser Decius von dem Diakon der Kirche zu Rom, Laurentius, verlangte, daß er ihm die Kirchen-Schätze ausliefern sollte: so ließ dieser alle Arme, Blinde, Lahme und

Krüppel zuſammen kommen, ſtellte ſie drey Tage darauf dem Kaiſer in ſeinem Palaſte vor, und ſagte dabey: „Dieß ſind unſere Kirchen-Schätze; andere Güter haben wir nicht. Aber dieſe nehmen niemals bey uns ab, ſondern vermehren ſich täglich.“ Lactantius rief allen Chriſten zu: „Laſſet uns unſere Gelder in den himmliſchen Schatz niederlegen, indem wir den Armen davon mittheilen! Dort ſind ſie zu unſerm ewigen Nutzen unter der Verwahrung Gottes ſelbſt aufgehoben.“

303.

In der reinen Kinder-Seele liegt der Sinn für fremdes Wohlſeyn eben ſo unverkennbar als der Trieb der Selbſtliebe. Wir ſehen daher auch oft von ganz kleinen Kindern Werke der Wohlthätigkeit mit Luſt und Eifer ausüben. Aber merkwürdiger iſt es, wenn Kinder ſogar nach einer feſtgeſetzten Ordnung wohlthätig ſind. Da jeder ſchöne Zug des kindlichen Herzens die Aufmerkſamkeit der Jugend-Welt verdient: ſo theilen wir hier auch folgende Thatſache mit. Es hat ſich nämlich ſchon vor mehreren Jahren in der Stadt Altona bey Hamburg, eine Anzahl gut geſitteter Kinder mit einander verbunden, ganz arme Kinder mit Lebensmitteln und einigen andern Nothwendigkeiten zu unterſtützen. Sie haben eine regelmäßige Einrichtung getroffen, nach welcher ſich jedes Mitglied dieſes ſchönen Bundes anheiſchig macht, jede Woche einen Theil ſeines Taſchengeldes in eine allgemeine Kaſſe zu ſteuern. Nach Verlauf von etwa drey Monaten wird das Geld unter arme Kinder vertheilt. Zur Leitung des Ganzen iſt ein verſtändiger Knabe, als Vorſteher und Rechnungsführer, angeſtellt! und dieſem zur Seite ſtehen Neben-Gehülfen, gleichſam Armen-Pfleger, welche auf die Bedürfniſſe einiger Nothleidenden Kinder Acht haben, und für die Vertheilung des kindlichen Opfers ſorgen. Dieſe Einrichtung hat alſo, im Ganzen genommen, viel Aehnlichkeit mit einer Armen-Anſtalt erwachſener Menſchenfreunde, und kann

mit dem ſchicklichen Namen einer Kinder-Armen-Anſtalt belegt werden. Und dieſe ſchöne That wird in ſo ruhiger, geräuſchloſer Stille geübt, daß ſelbſt die Perſonen, die in der Nähe derſelben leben, kaum etwas davon erfahren. Der Umfang dieſer rühmlichen Anſtalt iſt zwar noch nicht weit ausgedehnt, und die Zahl ihrer Mitglieder noch nicht ſehr groß; indeſſen läßt ſich hoffen, daß dieſes gute Werk immer mehr wachſen, und nicht ohne Nachahmung bleiben werde.

304.

Zu Anfang des Jahres 1788. wütheten in Lyon die Maſern auf eine fürchterliche Art, und mehr als fünfzehntauſend Einwohner ſchmachteten aus Mangel an Arbeit in der drückendſten Armuth. Da kamen vier edle, junge Mädchen auf den Gedanken, aus ihren geringen monatlichen Einkünften etwas in eine Sparbüchſe zuſammen zu legen, bis die Summe hinreichte, ein armes Mädchen ihres Alters von vierzehn bis fünfzehn Jahren von Kopf bis zu Fuß warm und dauerhaft zu kleiden. Sämmtliche Kleidungsſtücke wurden, mit Ausnahme der Schuhe, von ihnen ſelbſt verfertigt. Sie erweiterten in der Folge ihren Plan, boten ältern Frauenzimmern an, in ihre Geſellſchaft zu treten, die es denn auch willig thaten; und im Sommer deſſelben Jahres beſtund ſolche ſchon aus fünfzig Perſonen, worunter ſich die edelſten Frauen, ſogar eine Matrone von achtzig Jahren, befand. Im Anfange des Winters 1788. war die Geſellſchaft ſchon im Stande, zwölf Mädchen zu kleiden.

305.

In einem Dorfe, nahe bey Neuſchateau (Nöſchato oder Neuſchloß) in Lothringen, lebten zwey achtzigjährige ſchwächliche Eheleute unter einem bloßen Strohdache in der größten Eintracht und in der drückendſten Armuth. Ihre von ihnen weit in der Fremde herum zerſtreut lebenden Kinder konnten ihnen mit der Frucht ih-

rer Arbeit, die ſie ſelbſt kaum ernährte, nicht helfen. Die Laſt des Elendes drückte dieſes rechtſchaffene Paar zwar ſehr, allein ſie konnten die Abneigung nicht überwinden, welche von einem feinen Gefühl herrührt; ſie ließen ſich nicht einmal den Gedanken einkommen, betteln zu gehen, und lebten bloß von der dürftigen Hülfe, die ihnen mitleidige Nachbarn von Zeit zu Zeit leiſteten. Freylich mußte ein einziges Stück Brod oft auf etliche Tage zu ihrer Nahrung hinreichen, und nicht ſelten geſchah es, daß dieſe beyden guten Leute ganz vergeſſen wurden, und gar nichts hatten; daß ſie ſich dann ungegeſſen ſchlafen legten. Das Auſſerordentliche dabey iſt, daß Jakob Morié, — ſo hieß der Greis — bey einer ſo drückenden Armuth eine Heiterkeit behielt, die nur dem Reichen, der alle ſeine Wünſche zu befriedigen im Stande iſt, anzugehören ſcheint. Sein Beyſpiel zeigt daher, wie ſehr diejenige Glückſeligkeit, welche die Tugend verſchafft, alle andern Vorzüge weit übertrifft! Der Prediger des Dorfes hört, da er an einem Abend vor der Hütte des armen Ehepaars vorübergeht, ein Singen in derſelben; er erkennt die Stimme des Greiſes, der mit rauhem und bebendem Tone eine alte Arie hertrillerte. — „Je, guter Jakob, ihr ſeyd ja recht aufgeräumt, ſagt mir doch, warum?“ — „Je nun, lieber Herr Paſtor, — um dieſe Stunde halten andere Leute ihre Abendmahlzeit; da vertreibe ich mir die Eß-Gedanken mit Singen; freylich, meine arme Katharine — — aber ſie hat mich verſichert, daß ſie nicht hungere: ſonſt wäre mir's doch nicht ſingerlich.“ — „Kommt mit mir, Freunde, Ihr ſollt zu eſſen haben, und auf meine Geſundheit ein Schlückchen trinken!“ Jakob nimmt mit vielen Dankſagungen das, was man ihm gab, mit ſich; indeſſen wird der Paſtor gewahr, daß er nicht auf ſeine Wohnung zugeht, er folgt im Finſtern nach, und ſiehet den guten Greis in ein elendes Loch ſchleichen, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern ſchon ſeit vorgeſtern hungerte; der Geiſtliche hört, daß er zu ihnen ſagte:

— „Hier, der Herr Pfarrer hat mir's geſchenkt, ich habe mit meiner Frau am Drittheile genug, uns ſchmeckt es nicht ſo, wie den armen unſchuldigen Würmern.“ — Der Paſtor zeigte ſich, und eilt, vor Bewunderung weinend, dem Greiſe in die Arme. — „Jakob! behaltet das für euch, was ihr von eurem Freunde angenommen habt, ich will für dieſe ehrlichen Leute etwas holen laſſen; ach lieben Kinder, daß ich euch nicht alle glücklich machen kann!“ Als der Paſtor mit Jakob allein war, ſagte er zu ihm: „Vortrefflicher Mann, ihr müßt eure Gutthätigkeit nicht ſo weit treiben, daß ihr euren Unterhalt dabey zuſetzt!“ — „O, Herr Paſtor, Sie können ſich nicht vorſtellen, was mir das für Freude geweſen iſt, der armen Familie Gutes gethan zu haben! Bey meiner Treue, ich habe mich mehr geſättiget, als wenn ich das Alles gegeſſen hätte, was Sie mir geſchenkt hatten!“ Katharine war ſehr würdig, Jakobs Weib zu ſeyn. Eines Tages, da ſie allein in ihrer Hütte war, meldete ihr eine Nachbarin, daß ein Bettler von einem entlegenen Dorfe, der ſeine Frau und drey Kinder bey ſich hatte, auf einem Lager von Stroh in einer Scheune am Fieber krank liege. Sogleich wird die gefühlvolle Katharine wehmüthig und verlegen; nie hatte ſie ihre Armuth gekränkt auſſer dießmal, weil ſie nicht gewohnt war, bedrängtere Leute als ſich und ihren Mann zu ſehen; ſie geht an den Ort, wo der Arme lag, um ihn zu tröſten, ihm ihr Mitleiden, ihre Thränen zu ſchenken. — Wie ſinnreich das Mitgefühl iſt! — Wer hatte Katharinen gelehrt, daß Mitleiden die Noth lindere, daß es eine fühlbarere, gefälligere Wohlthat als die wirkliche ſeye? Das Herz blutete Jakobs Weib, ſie geht haſtig aus der Scheune, ohne etwas zu ſagen, und nach Hauſe: ihr ganzes Bettzeug beſtand in zwey groben Lacken; ſie nahm eines aus ihrem ärmlichen Lager, ſpringt wieder zum Kranken, hebt ihn mit ihren kraftloſen Händen auf, breitet das Tuch unter ihn, und ſagt: „damit doch der arme Mann nicht auf dem bloßen Strohe liege.“ Da Jakob dieſe

Freygebigkeit seines Weibes vernahm, so war er anfangs verdrießlich, und schalt; aber sogleich verwies er sich diese heftige Aufwallung, er bat Gott und sein Weib um Vergebung. So angeboren ist das Mitleids-Gefühl schönen Seelen! Der schätzbare Greis sinnt darauf, wie er seinen Fehler gut machen, und die Wohlthat seiner Katharine vergrößern könne: ihm fällt ein, daß in einem Winkel seiner Wohnung eine alte Tonne liege, die er vormals mit Wein füllte, als er noch mit seiner Arbeit Geld verdiente: er schlägt sie in Stücken, und bringt das Holz zum Eigenthümer der Scheune, worin der Patient lag, mit dem Worte: — „wenn Jemand dem Armen etwas zu einer Suppe geben wollte, da wäre Holz, wobey sie gekocht werden könnte; es thut mir leid, daß ich nicht mehr thun kann: das ist Alles, was in meinem Vermögen steht.“ Der arme Mann stirbt; seine Frau bringt Katharinen das Tuch wieder, und dankt ihr und dem Manne herzlich. — „Behaltet, behaltet das Tuch, gute Frau,“ — spricht Jakob, und stopfte es ihr in die Schürze: — „Ihr könnt auch krank werden, da wird's euch Dienste thun. Gott schenke eurem Manne die ewige Ruhe! ich hätte ihm gerne das Leben fristen mögen.“

306.

Folgende zwey Beyspiele von Wohlthätigkeit erzählt ein Prediger in Berlin, der nebst einigen andern Personen in der Stadt umhergieng, um von Hause zu Hause eine Kollekte für die Armen zu erheben. „Wir kamen,“ — sagte er, — „zu einem bejahrten Manne, der ein Schuhmacher ist, und oben in einem Dachstübchen wohnt, und wollten sogleich wieder zurück gehen, als wir bey dem Eingange in ein kleines Kämmerchen die allerbitterste Dürftigkeit gewahr wurden. Er bat uns aber, ein wenig zu verweilen, und holte unter seinem Schurzfelle eine kleine blecherne Büchse hervor. Sein *ganzer* Schatz, den er sich aus derselben in die Hand

schüttete, bestand aus fünf kleinen Dreyern (Kreutzerstücken), die er einen nach dem andern vor sich hinzählte. „Diesen hier brauche ich heute Abend zu Brod," — sagte er, — „diesen zu Bier, den zu Licht, den zum Frühstücke, und diesen sollen die Armen haben." Wir steckten den Dreyer in die Armenbüchse, und gaben dem guten alten Manne etliche Groschen aus unsern Taschen. Er nahm sie mit Danke, — und sagte: — „je nun, ich brauche es wohl, denn ich habe auf Morgen noch keine Arbeit, aber es ist mir doch auch sehr lieb, daß Sie mir meinen Dreyer für die Armen nicht verschmähet haben." — Ferner kamen wir zu einem alten Juden, der in einem rabbinischen Buche las, hinter ihm standen zwey Knaben. Ich sagte, daß ich mit meinem Begleiter käme, um auch ihn um einen Beytrag zur Abstellung des Bettelns zu ersuchen. Er stand stillschweigend auf, hohlte aus einem kleinen Schränkchen einen kleinen Beutel hervor, worin nur eine äusserst mäßige Summe zu seyn schien, und gab reichlicher, als ich es erwartet hatte. Während der Zeit fragte einer von den Knaben, ob die Sammlung etwa für die französische Colonie geschehe? Indem ich ihm deßhalb eine genauere Auskunft geben wollte, hub der Greis mit einem warmen, aber nicht heftigen Tone an: „Was fragst du, für wen es ist? es ist für Menschen. Was liegt daran, wie sie heißen? Es sind Kinder unsers Vaters, und er hat es uns gegeben, daß wir ihnen helfen sollen." Gewiß ein Nachfolger seines himmlischen Vaters, der auch alle Menschen als seine Kinder ansieht!

307.

Die verstorbene Fürstin zu Isenburg, Sophie Charlotte Erneſtine, aus dem Hause Anhalt, war eine Prinzessin von vortrefflichem Charakter. Wohlthun und Mitleiden war bey ihr herrschende Neigung. Um auch ihren Prinzen zu diesen edlen Tugenden anzuleiten, bediente sie sich einst folgenden Mittels: Eine Frau, in

in deren Hauſe die gröſste Armuth herrſchte, wurde mit Zwillingen entbunden. Sie hatte keine Pflege und Wartung; die Kinder waren nackt, und Niemand war da, der Brod und Kleider ſchaffte. Ihre auſſerdem ſchon zahlreiche Familie ſchmachtete in der äuſſerſten Dürftigkeit. Die Fürſtin hört von dieſer unglücklichen Familie. „Hier" — ſagt ſie ſogleich — „hier iſt Gelegenheit, wo ich meines Sohnes Herz kann kennen lernen, und wo ich entſcheiden kann, ob er in Zukunft gern wohlthun wird. Sie gibt ihm, wie ſonſt, Geld zum freywilligen Gebrauch, und macht mit ihm und einigen ihrer Hofleute einen Spaziergang. Einer aus der Geſellſchaft ſagt, der getroffenen Abrede gemäſs, zu den Uebrigen, ſie möchten nur fortgehen, er habe hier in dieſem Hauſe Geſchäfte; er werde ſogleich nachkommen. „Was iſt denn das für ein Haus?" — fragte der Prinz, — „wir können ja mit hineingehen." — „Ach, was wollen Sie da machen? Hier wohnen arme Leute in einer elenden Hütte, alles iſt da unordentlich. Es wird Ihnen eckeln." — „Wir bleiben ja nicht lange darin," verſetzte der Prinz, — „und ich möchte doch einmal ſehen, wie es bey ſolchen Leuten zugehet." Man gieng hinein. Die armen Leute waren ſchon vorher unterrichtet, wenn etwa ein Beſuch käme, und ihnen etwas gegeben würde, ſo ſollten ſie ja nicht dem Geber, ſondern Gott danken, daſs er ſo gute wohlthätige und mitleidige Menſchen gemacht hätte. Man trat in die Stube. Aber welch' ein trauriger Anblick! Die Mutter mit den Zwillingen auf dem Schooſse, die andern Kinder um ſie her. Ueberall Elend und Dürftigkeit! Alles zerlumpt; Allen konnte man die Armuth, Hunger und Kummer im Geſichte leſen. Der Prinz blickt hin, und blickt um ſich herum; ſieht ſeine Geſellſchaft an; ſieht wieder verwirrt auf die Mutter und Zwillinge, ſpricht kein Wort; kann nicht reden; ſteht wie erſtarrt; kehrt ſich um; fängt an zu weinen; greift in die Taſche; er zählt ſein Geld nicht; er gibt alles, was er hat. Das war der frommen Fürſten-Mutter ein wahres

Herzens-Fest. Da saß sie mit gefalteten und emporgehobenen Händen, und frohlockte: „Dank Dir, Vater im Himmel, der Du mitleidige Menschen erweckest!“ Man gieng gerührt weg, und überließ nun den jungen edeln Wohlthäter seinen Empfindungen, bis das Gespräch wieder, wie von ungefähr, auf diesen Vorfall gelenkt, und ihm nun die große Göttliche Lehre Jesu tief in's Herz geprägt wurde: „Seyd barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist!“

Weise Wohlthätigkeit.

Der wahre Menschenfreund, in dessen Gemüthe Wohlwollen gegen Jedermann zur herrschenden Neigung geworden ist, schränkt seine Gutthätigkeit nicht bloß auf Almosen ein, die er den Armen gibt, sondern er bemüht sich, durch alle Arten von Dienstleistungen das Beste seiner nothleidenden Brüder zu befördern. Er wird bald durch weisen Rath oder durch ernstliche Fürsprache, bald durch sanftes Mitleiden oder durch kräftige Trostgründe, kurz immer auf die zweckmäßigste Art seinen leidenden Mitmenschen Hülfe, Erquickung, Erleichterung und völlige Rettung in ihrer Noth verschaffen.

308.

Ehe der berühmte Engländer, John Howard, seine aus Menschenliebe unternommene große Reise antrat, hielt er sich einige Zeit auf seinem väterlichen Gute zu Cardington auf; und wie er allenthalben, wo er hinkam, That-Beweise seiner edeln Gesinnung gab, so wurde er auch hier der Wohlthäter der armen Einwohner. Er munterte sie zum Fleiße auf, besuchte sie in Krankheiten, und wendete durch Rath und That manches Unglück von ihnen ab; unterstützte sie, so daß sie ihre Hütten,

der Menſchenfreund, konnte die ſchlechten Umſtände dieſer Familien in einer Gegend, die recht dazu geſchaffen ſchien, ihre Bewohner in Wohlſtand zu ſetzen, nicht mit Gleichgültigkeit anſehen. Er wollte vielmehr lieber, daß man in ihm den Wohlthäter glücklicher Menſchen ehren, als den harten Gebieter über armſelige Sklaven fürchten ſollte; und da er die eigentlichen Urſachen ihrer bedauerungswürdigen Lage darin zu finden glaubte, daß ſie von den harten Frohn-Dienſten gedrückt waren, ihre Felder in Gemeinheiten, und ihre Höfe nur zum Nießbrauche hatten, ohne verſichert zu ſeyn, daß ſie ſelbſt die Früchte der Arbeit, welche ſie auf deren Verbeſſerung wendeten, genießen würden, oder ihren Erben und Kindern überlaſſen könnten: ſo beſchloß er, ohne lange zu bedenken, ob er nicht zu viel aufopfere, alle Hinderniſſe ihres Wohlſtandes auf einmal zu heben, und die dazu erforderlichen Koſten nicht zu ſcheuen. Er führte auch dieſen großmüthigen Entſchluß mit der lobenswürdigſten Thätigkeit aus; er ließ zu dem Ende die Felder vermeſſen, und auf eine Art, welche ihm die bequemſte ſchien, eintheilen; er vermochte die Bewohner der Güter, daß ſie um die eingetheilten Ländereyen looſeten, und ermunterte ſie durch ausgeſetzte Preiſe, ihre Höfe und Wohnungen auf den Jedem zugefallenen Antheil zu verlegen, um ihn deſto beſſer unter den Augen zu haben, und fleißiger bearbeiten zu können. Da alles dieſes zu Stande gebracht war, fertigte er jedem eine ſchriftliche Erbpachts- und Uebertragungs-Acte aus, kraft welcher ſie gegen erträgliche und beſtimmte Abgaben ihre Güter als Eigenthum, und die Befreyung vom Frohn-Dienſte erhielten. Zur Beförderung dieſer Anſtalt, und um ihr eine gründliche Fortdauer und den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu verſchaffen, verwendete der edle Graf aus eigenen Mitteln über 7000 Thaler für Vermeſſungen, Prämien und andere Koſten. Er war aber auch überzeugt, daß dieſes Geld auf das wohlthätigſte angewendet ſeye, weil er dadurch ſo vielen Familien aufhalf,

und er fand die ſüßeſte Belohnung ſeiner Menſchenfreundlichkeit darin, daß er ſahe, wie in kurzer Zeit Induſtrie und gemeinnützige Thätigkeit unter dieſen Familien auflebte, zu deren dauerhaftem Wohle den Grund zu legen er ſich rühmlichſt beſtrebt hatte. Doch nicht bloß der glückliche Erfolg verſüßte ihm ſein edles Unternehmen, ſondern auch die Wahrnehmung: daß ſein Beyſpiel auch andere Guts-Herren zu gleichen Handlungen bewog.

311.

Schon vor etwa 60 Jahren traten in Paris 40 Damen in eine Geſellſchaft zuſammen, die den edlen Entſchluß faßten, der Verarmung zu ſteuern, Unglückliche zu berathen, und Bedürftige zu unterſtützen. Sie hatten, unter andern, folgende Geſetze und Einrichtungen getroffen: — Ein Ausſchuß von vier Damen zieht die nöthigen Nachrichten ein, erkundigt ſich über den Lebenswandel der Armen, und trägt ſeine ſelbſtgemachten Bemerkungen und erhaltenen Nachrichten der wohlthätigen Geſellſchaft vor. Sie berathſchlagen ſich hierauf gemeinſchaftlich über die zweckdienlichſten Mittel, der leidenden Menſchheit wirkſam beyzuſtehen, und halten ein beſonderes Verzeichniß, worin die Namen aller ihnen bekannt gewordenen Armen in alphabetiſcher Ordnung, und die Art, wie ihnen geholfen worden iſt, eingeſchrieben ſtehen. Um ſich ſelbſt von der Richtigkeit aller vorgegebenen Umſtände zu überzeugen, theilen ſie untereinander die Haus-Beſuche, bey welchen ſie zugleich manche Gelegenheit finden, Sinn für Religion und Tugend durch ſchickliche Erinnerungen zu beleben und zu erhalten. Jede Dame, welche ſolche Haus-Beſuche macht, übernimmt dabey die Obliegenheit, in alle kleine Umſtände (den Detail) der Unglücklichen einzugehen, ihre Bedürfniſſe zu erforſchen, ſie zur Arbeit zu ermuntern, ihnen zu rathen, und wenn ſie wirklich einer Unterſtützung bedürftig ſind, ihnen zu verſprechen, daß ſie ſich ihrer beſtens annehmen wolle. Sie befolgt aber den feſten Grundſatz, keine

der Menſchenfreund, konnte die ſchlechten Umſtände dieſer Familien in einer Gegend, die recht dazu geſchaffen ſchien, ihre Bewohner in Wohlſtand zu ſetzen, nicht mit Gleichgültigkeit anſehen. Er wollte vielmehr lieber, daß man in ihm den Wohlthäter glücklicher Menſchen ehren, als den harten Gebieter über armſelige Sklaven fürchten ſollte; und da er die eigentlichen Urſachen ihrer bedauerungswürdigen Lage darin zu finden glaubte, daß ſie von den harten Frohn-Dienſten gedrückt waren, ihre Felder in Gemeinheiten, und ihre Höfe nur zum Nießbrauche hatten, ohne verſichert zu ſeyn, daß ſie ſelbſt die Früchte der Arbeit, welche ſie auf deren Verbeſſerung wendeten, genießen würden, oder ihren Erben und Kindern überlaſſen könnten: ſo beſchloß er, ohne lange zu bedenken, ob er nicht zu viel aufopfere, alle Hinderniſſe ihres Wohlſtandes auf einmal zu heben, und die dazu erforderlichen Koſten nicht zu ſcheuen. Er führte auch dieſen großmüthigen Entſchluß mit der lobenswürdigſten Thätigkeit aus; er ließ zu dem Ende die Felder vermeſſen, und auf eine Art, welche ihm die bequemſte ſchien, eintheilen; er vermochte die Bewohner der Güter, daß ſie um die eingetheilten Ländereyen looſeten, und ermunterte ſie durch ausgeſetzte Preiſe, ihre Höfe und Wohnungen auf den Jedem zugefallenen Antheil zu verlegen, um ihn deſto beſſer unter den Augen zu haben, und fleißiger bearbeiten zu können. Da alles dieſes zu Stande gebracht war, fertigte er jedem eine ſchriftliche Erbpachts- und Uebertragungs-Acte aus, kraft welcher ſie gegen erträgliche und beſtimmte Abgaben ihre Güter als Eigenthum, und die Befreyung vom Frohn-Dienſte erhielten. Zur Beförderung dieſer Anſtalt, und um ihr eine gründliche Fortdauer und den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu verſchaffen, verwendete der edle Graf aus eigenen Mitteln über 7000 Thaler für Vermeſſungen, Prämien und andere Koſten. Er war aber auch überzeugt, daß dieſes Geld auf das wohlthätigſte angewendet ſeye, weil er dadurch ſo vielen Familien aufhalf,

mer, häuslicher, reinlicher, fröhlicher, eifriger in der Erfüllung aller Pflichten, ſanfter, liebreicher, im Guten feſter, und in Gefahren mehr Seelenſtärke beweiſend, wird man nicht leicht eine Perſon ihres Geſchlechtes kennen gelernt haben. Zwar, wie es auf Erden, dieſem Kampfplatze des Guten und Böſen, öfters geſchieht, fanden ſich auch hier feindſelig-geſinnte Perſonen, und zwar von ihrer eigenen Familie, die der Edlen gar viel Verdruß und Leid anthaten, und ihr ſogar drohten, ihr altes, baufälliges Häuschen einfallen zu machen. Aber die Vorſehung verhütete dieß. Ein rechtſchaffener junger Mann warb um ihre Hand. Anfangs verweigerte ſie ihm dieſelbe, und auf ſeine Erklärung, daß er ſogar 10 Jahre auf ſie warten würde, gab ſie die entſchloſſene Antwort: „ſie könne und werde ihre armen Waiſen nicht verlaſſen.“ Als hierauf der Jüngling erwiederte: „o, das verſteht ſich; wer die Mutter nimmt, nimmt auch die Kinder,“ — erfüllte ſie ſeinen Wunſch; die Ehe wurde glücklich vollzogen. Und als nach einigen Jahren die anfänglich aufgenommenen Kinder theils um Handwerke zu lernen, theils um durch Dienen ihr Brod zu erwerben, von ihr entlaſſen wurden, nahm ſie wieder andere Kinder auf, die ſie eben ſo gut erzog. Obgleich dieſe vortreffliche Familie unter die reichen in der Pfarrey gezählt wird, ſo iſt ihnen doch ihr Einkommen von dem lieben Gott ſo genau zugemeſſen, daß ſie oft nicht wiſſen, wie ſie ein abgehendes nothdürftiges Kleidungsſtück wieder erſetzen ſollen; zumal da ſie jetzt neun eigene Kinder haben. — Die einzige Bibel, die ſie beſitzen, wird von ihnen oft in die römiſch-katholiſchen Dörfer ausgeliehen, weil es ihnen Freude macht, mit dem Worte Gottes, deſſen Kraft ſie an ihren eigenen Herzen erfahren, ſo viel wie möglich zu wuchern. — Wie manche himmliſche Pflanze mag noch hier und da in einer ſtillen von der Welt zurückgezogenen Hütte anzutreffen ſeyn! Blicke dieſer Art erweitern und befeſtigen mit Recht unſere Hoffnung, daß das Unkraut den guten Waizen nie

Hülfsgaben ſelbſt zu verwilligen, und ſich gegen die ihrem Herzen eigene Güte in Acht zu nehmen, wenn ſie die Dürftigkeit dieſer oder jener Haushaltung ſieht: weil viele Arme, um Mitleiden zu erwecken, öfters allerhand Kunſtgriffe zu brauchen pflegen, und dadurch, wenn man, ohne vorherige Prüfung, Jedem geben wollte, die gute Abſicht dieſer Anſtalt nicht erreicht werden würde. Jede Dame geht ſodann darüber mit der Geſellſchaft zu Rathe, welche, da ſie allein das Verzeichniß von Armen hat, die Hülfs-Gaben nach den Bedürfniſſen und der Zahl der zu unterſtützenden Armen am beſten einzurichten weiß.

212.

In einem armen proteſtantiſchen Dorfe in Frankreich, deſſen Einwohner ſich faſt einzig von den Kartoffeln nähren, die ſie aus ihrem kargen Boden nur mit Mühe erhalten, lebt noch jetzt ein vortreffliches Weib. In ihren ledigen Jahren hatte ſie, mit Erlaubniß ihrer Aeltern, 3 junge Knaben aufgenommen, die von ihrem gottloſen Vater, wenn ſie aus Hunger um Erdbirnen ſchrieen, (von Brod war gar keine Rede), oft halb zu Tode getreten, überhaupt nach Körper und Geiſt auf die ſchrecklichſte Weiſe mißhandelt wurden. Bald darauf entriß ſie auch vier älternloſe Kinder aus einem römiſch-katholiſchen Dorfe dem Hunger und Elende. Nach einiger Zeit kamen noch mehrere hinzu; ſo daß ſie nun Knaben von allen 3 Religions-Partheyen hatte. Sie miethete daher ein Haus, nahm eine Magd zu ſich, und nährte dieſe alle, theils mit den Kartoffeln, und dem wenigen Roggen, den ihr Gott auf ihrem kleinen Felde beſcheerte, theils mit ihrer Hände-Arbeit und dem kleinen Ertrage der Arbeit dieſer Kinder, welcher hauptſächlich im Baumwollen-Spinnen beſtand. Die gute Waiſen-Pflegerin war zugleich dem ganzen Dorfe, worin ſie wohnte, und der umliegenden Gegend durch ihr vortreffliches Beyſpiel zu großem Segen: denn arbeitſa-

Jüngling meine Wanderschaft von hier in die Welt antrat. Fünf Thaler waren damals meine ganze Baarschaft, und ich hatte noch keine sichere Aussicht auf mein Fortkommen. Als ich über die Gleinickische Brücke gieng, erhob sich mein sorgenvoller Blick gen Himmel. Da kam mir ein Gedanke in's Herz, der mir auf einmal Muth machte. Ich dachte bey mir selbst: So weit ich sehen kann, reicht Gottes schöner blauer Himmel. Sollte der, der ihn über dir ausspannte, dich nicht bemerken? Gewiß, wo du gehst, wandelst du unter seiner Aufsicht, und gewiß wird Er dich nicht verlassen. Durch diesen Gedanken gestärkt, wandelte ich meine Straße fort, und mein Vertrauen auf Gott fand sich auch nicht betrogen. Ich traf allenthalben, wo ich hinkam, gute Menschen, die sich meiner annahmen, sah und lernte vieles, was ich in der Folge gut brauchen konnte, und kehrte nach einigen Jahren, mit bessern Aussichten als bey meinem Weggehen, in meine Vaterstadt zurück. Meine Arbeiten wurden gesucht, mein Wohlstand vermehrte sich täglich, und ich erkenne Gottes besonders gütige Führung in meinem ganzen Leben mit dem gerührtesten Danke. Jetzt bin ich alt und schwach; meine Lebens-Zeit wird schwerlich lange mehr dauern, und ich besitze mehr, als ich wahrscheinlich bedarf. Ich möchte aber gerne bey meinem Leben noch Wohlthäter an Andern werden, wie es Gott an mir war, und diese Freude im Stillen genießen. Wollten Sie wohl die Güte haben, diese 50 Thaler an einige Haus-Arme Ihrer Gemeinde auszutheilen?" — Das Herz des Predigers wurde durch diese Worte innigst gerührt; denn er erkannte in ihnen die Sprache frommer Dankbarkeit. — Wer Gottes Geschenke zum Wohlthun und Segen Anderer anwendet, kann wahrlich kein Undankbarer seyn! — Der Prediger drückte dem Edeln mit Rührung die Hand, und versprach seinen Willen auf's gewissenhafteste zu befolgen. Er kannte, neben andern Armen in seiner Gemeinde, die er durch einen Theil dieses Geschenkes erfreute, auch eine arme betagte

ganz erſticken werde. — Möchte dieſes ſchöne Beyſpiel edelmüthiger chriſtlicher Wohlthätigkeit recht Viele zur Nachahmung reitzen! —

313.

Der engliſche Lord C** bemühte ſich, den Kreis ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit ſo weit als möglich auszubreiten. Hörte er, daß ein Armer, der ſeinen Beyſtand ſuchte, in einen Prozeß verwickelt war, von deſſen Ausgange ſein Glück abhieng, ſo gieng er ſelbſt zu den Richtern, und empfahl ihnen dringend die Endigung der Streit-Sache. Erhielt er Nachricht, daß hier und da ein Armer krank darnieder lag, ſo gieng er ſelbſt in die Hütte dieſes Elenden, trug für die Wartung deſſelben Sorge, und ſetzte ſeinen Kranken-Beſuch ſo lange fort, als es die Umſtände des Kranken erforderten. Hörte er, daß ein würdiges Glied des Staates durch die Unterdrückung eines Reichen zu Grunde gerichtet worden ſeye, ſo hatte er die Dreiſtigkeit, dem Reichen ſein Unrecht vorzuſtellen, ja ihn ſogar durch die Geſetze zu verfolgen. Kurz er rechnete es zu den wichtigſten Beſchäftigungen ſeines Lebens, mit Ueberlegung und weiſer Haushaltung ſo viel Wohlthaten um ſich her zu verbreiten, als Gott nach dem Maaße des ihm anvertrauten Vermögens und verliehenen Verſtandes von ihm fordern konnte.

Freude im Wohlthun.

314.

Andern wohlthun iſt der beſte Dank gegen Gott, und gewährt die ſüßeſte Freude. — Ein gewiſſer Künſtler in Potsdam kam einſt zu einem dortigen Prediger, und erzählte ihm folgenden merkwürdigen Vorfall aus ſeinem Leben. „Es ſind bald 50 Jahre, daß ich als ein

Jüngling meine Wanderschaft von hier in die Welt antrat. Fünf Thaler waren damals meine ganze Baarschaft, und ich hatte noch keine sichere Aussicht auf mein Fortkommen. Als ich über die Gleinickische Brücke gieng, erhob sich mein sorgenvoller Blick gen Himmel. Da kam mir ein Gedanke in's Herz, der mir auf einmal Muth machte. Ich dachte bey mir selbst: So weit ich sehen kann, reicht Gottes schöner blauer Himmel. Sollte der, der ihn über dir ausspannte, dich nicht bemerken? Gewiß, wo du gehst, wandelst du unter seiner Aufsicht, und gewiß wird Er dich nicht verlassen. Durch diesen Gedanken gestärkt, wandelte ich meine Straße fort, und mein Vertrauen auf Gott fand sich auch nicht betrogen. Ich traf allenthalben, wo ich hinkam, gute Menschen, die sich meiner annahmen, sah und lernte vieles, was ich in der Folge gut brauchen konnte, und kehrte nach einigen Jahren, mit bessern Aussichten als bey meinem Weggehen, in meine Vaterstadt zurück. Meine Arbeiten wurden gesucht, mein Wohlstand vermehrte sich täglich, und ich erkenne Gottes besonders gütige Führung in meinem ganzen Leben mit dem gerührtesten Danke. Jetzt bin ich alt und schwach; meine Lebens-Zeit wird schwerlich lange mehr dauern, und ich besitze mehr, als ich wahrscheinlich bedarf. Ich möchte aber gerne bey meinem Leben noch Wohlthäter an Andern werden, wie es Gott an mir war, und diese Freude im Stillen genießen. Wollten Sie wohl die Güte haben, diese 50 Thaler an einige Haus-Arme Ihrer Gemeinde auszutheilen?" — Das Herz des Predigers wurde durch diese Worte innigst gerührt; denn er erkannte in ihnen die Sprache frommer Dankbarkeit. — Wer Gottes Geschenke zum Wohlthun und Segen Anderer anwendet, kann wahrlich kein Undankbarer seyn! — Der Prediger drückte dem Edeln mit Rührung die Hand, und versprach seinen Willen auf's gewissenhafteste zu befolgen. Er kannte, neben andern Armen in seiner Gemeinde, die er durch einen Theil dieses Geschenkes erfreute, auch eine arme betagte

Wittwe von beynahe achtzig Jahren, die in ihrem Alter, verlassen von aller Welt, noch mit Spinnen ihr kummervolles Leben fristete. Ihr Verdienst reichte kaum hin, um sich trockenes Brod und etwas Holz, womit sie im Winter ihr Zimmerchen heitzte, anzuschaffen. Und gerade zu dieser Zeit war ihre Noth auf's höchste gestiegen. Schon lange hatte sie weiter nichts als Brod genossen; einige sehr kalte Tage hatten ihr Holz aufgezehrt, und sie wußte nicht, wie sie ihre kraftlosen Glieder ferner erwärmen sollte. Da weinte das arme Weib bey ihrem Spinnrade, und dachte: sollte denn Gott sich meiner nicht mehr erbarmen? Sollte Er mich in meinem Alter Hunger sterben, oder vor Kälte umkommen lassen? sollte er nicht das Herz eines guten Menschen bewegen, mir zu helfen? Nein, nein, der mich bis in's Alter getragen, ernährt hat, wird mich auch jetzt gewiß nicht verlassen! Und siehe, indem das Weib mit diesen Gedanken umgeht, und frohen Hoffnungen sich überläßt, tritt der Prediger in ihre Stube. Dieser Besuch war ihr nicht ungewohnt, und sie erzählte ihm sogleich mit treuherziger Redlichkeit alle ihre Umstände, und was sie eben den Augenblick vor seinem Eintritte gedacht habe. „Nun das heißt doch Hülfe zur rechten Zeit!" — sagte der Prediger. — „Ein Menschenfreund, der unbekannt bleiben will, schickt hier einige Thaler zu Holz und Lebensmitteln." Das Weib horchte, staunte, nahm das Geld mit zitternder Hand; Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott drangen häufig aus ihren Augen, und mit gerührtem Herzen sang sie nachstehende Worte aus einem alten Kirchen-Liede. — (Dem menschenfreundlichen Prediger war diese Scene selbst ungemein rührend).

1. Die süßeste der Freuden
Für jedes gute Herz
Ist die, wenn Brüder leiden,
Zu lindern ihren Schmerz.

2. Ach, Kinder, seht den Armen,
Wie er verlassen weint!
Will Niemand sich erbarmen?
Lebt denn für mich kein Freund?

3. Gott, Dir ist nichts verborgen;
Hier wein' ich freudenlos;
Ach, lindre meine Sorgen,
Denn deine Huld ist groß!

4. Ach! ende, Du kannst enden
Der Armuth große Noth,
Mir einen Engel senden,
Mit Rath u. Trost u. Brod! —

5. Doch trüber, immer trüber
Wird meine Lebensbahn;
So Mancher geht vorüber,
Und schielt mich lieblos an.

6. Und Mancher, der sonst gerne
Sie übt — die liebe Pflicht,
Der ist vielleicht mir ferne,
Der kennt mein Elend nicht;

7. Und seht, er kommt, er eilet,
Der Engel, den Gott rief —
Ein guter Mensch, — er weilet
Und fühlt den Jammer tief.

8. Er hilft! O Gott, wie lohnen
Ihm Thränen seine Pflicht!
Gewiß um Gold und Kronen
Tauscht er die Freude nicht.

9. Er geht und spricht: im Leben
Muß nichts so selig seyn,
Als rathen, trösten, geben,
Und wohlthun und erfreun.

315.

Einige reiche junge Engländer beschloßen, an dem Geburtstage ihres Königes unter sich ein glänzendes Fest zu feyern. Die Anstalten zu diesem Feste sollte Morington machen, ein Mann, auf dessen Geschmack in der Anordnung solcher Feyerlichkeiten man sich verlassen konnte. Sie legten deßhalb eine große Summe Geldes zusammen, gaben sie Morington, und sagten: „wir überlassen Alles deinem Geschmacke, aber es muß ein göttliches Fest seyn.“ — „Ja, ja,“ — versetzte Morington lächelnd — „ein göttliches Fest! verlaßt euch auf mich!“ — Die jungen Engländer giengen an dem bestimmten Tage in den verabredeten Gasthof. „Was wetten wir“ — sagte einer zum andern, — „Morington hat für unser Vergnügen gewiß aufs herrlichste gesorgt! Er weiß den Sinnen und dem Herzen eine gleich angenehme Unterhaltung zu verschaffen.“ — Sie traten in das Haus. Sämmtliche Zimmer trafen sie nur schlecht beleuchtet, und in der Küche bemerkten sie keine Zubereitung, welche ein kostbares Abendessen erwarten ließ. — „Morington! was ist

das?" — riefen sie, als er ihnen aus einer angränzenden Thüre entgegen trat. — „Du scheinst wenig für unser Vergnügen gesorgt zu haben?" Statt sich zu entschuldigen, erwiederte Morington: — „ihr wolltet doch ein göttliches Fest? Hier ist es!" — Und in dem Augenblicke öffnete er die Thüre eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Gattinnen, und genoßen ein für sie bereitetes Abend-Essen. Es waren Leute, die durch unglückliche Umstände in Schulden gerathen waren, und deren Gläubiger sie nach den Landes-Gesetzen, die dieß verstatten, in das für Zahlungsunfähige Schuldner bestimmte Gefängniß hatten setzen lassen. Die Schulden dieser Männer hatte Morington mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreyet, und hier eine nicht kostbare aber doch gute Mahlzeit für sie anrichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie sich neues Handwerkzeug und das nöthige Hausgeräthe verschaffen, und wieder emporarbeiten könnten. Ihr wolltet doch ein Göttliches, ein himmlisches Fest?" — sagte Morington zu seinen Freunden, die ihn befremdend betrachteten — „Sehet hier ist es! So speist Gott alle Tage im Himmel!" Er gab ihnen hierauf über seine ganze Veranstaltung die nöthige Aufklärung. Die geretteten Bürger, die jetzt erfuhren, wer ihre Wohlthäter waren, standen von ihren Sitzen auf, und Thränen der Freude und des Dankes floßen aus aller Augen. „Sie haben mir meinen Mann, Sie haben uns unsern Vater wieder gegeben!" — riefen ihre Gattinnen und Kinder. Die jungen Engländer wurden durch diese Scene überrascht und gerührt. Sie reichten Allen die Hand, baten sie, an diesem Tage nur recht vergnügt zu seyn, und setzten sich sodann mitten unter sie an die fröhliche Tafel. Es war nicht für auserlesene aber doch gute Gerichte gesorgt, und der Anblick so vieler glücklichen Menschen, ihre laute Freude, ihr herzlicher Dank, das Bewußtseyn, sie so glücklich gemacht zu haben, versüßte,

unſern jungen Engländern das einfache Mahl ſo ſehr, daß ſie noch nie köſtlicher geſpeiſet zu haben glaubten. Die Bürger tranken auf die Geſundheit ihrer Wohlthäter, und alle zuſammen auf das Wohl ihres Königes. — „Morington!“ — ſagten ſeine Freunde bey'm Weggehen — „du haſt uns wahrlich ein göttliches Feſt gemacht,“ und ſie unterzeichneten für's künftige Jahr auf eine gleiche Summe zu dem nämlichen Gebrauche.

316.

Eine fromme Familie zu Magdeburg war im Jahre 1778. durch Krankheit und andere unverſchuldete Unglücksfälle um ihr ganzes Vermögen gekommen. Das letzte Stück Brod lag auf dem Tiſche. Mit bleichen, von der Krankheit abgezehrten Händen theilte es der fromme Hausvater unter ſeine vier Kinder aus, und ſeine Augen, worin Thränen zitterten, hoben ſich ſchmachtend zum Himmel. Ein unbarmherziger Hausherr trat in Begleitung von obrigkeitlichen Perſonen in das Haus, um eines Schuldpoſtens von 20 Rthlrn. willen ihm auch noch das Wenige, was er noch hatte, völlig wegzunehmen. Bette, Seſſel, Kleider, Handwerkzeug, Alles wurde weggetragen. „Hinaus!“ — rief jetzt derſelbe — „nur für ſichere Leute, die bezahlen können, habe ich Stuben.“ Schon faßte die Mutter den Säugling, und der Vater mit der einen Hand ein Kind, mit der andern einen Stab, um in einem Stalle durch große Barmherzigkeit des Eigenthümers ſich unter das Vieh zu verkriechen. Ein Menſchenfreund hörte dieſe Scene. Mit klopfendem Herzen dachte er darauf, die Elenden zu retten, und denken und ausführen war ein's. Hinter ihm kam eine Magd mit Lebensmitteln, und zwey Träger vor die Thüre. Ihm ſchauderte bey dem Anblicke; kaum konnte er ſprechen: „hier eſſet und erquicket euch! Die 20 Rthlr. (36 Gulden) ſind bezahlt; der Wirth iſt befriediget, die Fenſter dort gegenüber ſind eure neue

Wohnung. Kommet, beziehet sie, und ihr, Träger, bringet die Sachen nach!" Staunend sahen die Armen ihm ins Gesicht: denn Engel auf Erden sind ein seltener Anblick. „Es ist wahr, wahrhaftig wahr," — rief er. — Sie stürzten auf ihre Kniee vor Gott, in lautem Gebet, denn sprechen kann keines: stumm die Hände ringend und faltend; — war wohl je ein Gott angenehmeres Dankgebet zum Himmel gestiegen? Nun gieng's auf den würdigen Mann, auf den großen Wohlthäter los. Eine Thräne nach der andern entfiel dem matten Vater; die Kinder rißen sich um seine Hände, und die weinende Mutter streckte ihm zitternd ihre Hand entgegen. Er weinte laut mit. „Ich habe" — sprach er — „in vorigen Zeiten prächtige Bälle und Gastmahle gegeben: aber, Gott, Gott! diese Wollust empfand ich nie!" —

317.

Sir **Blackwell**, der letzte seiner Familie, durch eigenes Vermögen und viele Erbschaften einer der reichsten Einwohner in London, unverheirathet, ein Mann von unbescholtenem Charakter und vortrefflichem Herzen, ganz unabhängig, frey von Geschäften, und eben darum unruhig und tiefsinnig, sagte einst zu sich selbst: „wozu nützen meine Schätze, die das Schicksal mir mit verschwenderischer Hand zugeworfen hat; soll ich bloß derselben Hüter seyn? Ich bin zu alt, um an den Thorheiten und an den verschwenderischen Lustbarkeiten der Jugend Vergnügen zu finden; da liegen sie ungenützt, und gewähren mir die Freude nicht, die ich mir von Reichthümern versprochen hatte. Bald ist in meinen Augen der Dürftige eben so glücklich, wo nicht glücklicher als ich." — In diese Betrachtungen vertieft, geht er einst am Ufer der Themse spazieren. William, einer seiner ehemaligen Arbeiter, sitzt hier, mit Netzstricken beschäftigt. Er sieht seinen Herrn traurig mit gesenktem Haupte hin und her gehen. — „Warum so traurig, Sir?" — darf ich fragen — „ein reicher Mann, wie Sie?" —

„Eben mein Reichthum ist es, der mich so unwillig macht" — sagte Blackwell — „wozu sollen mir die Millionen?" — „Ey, mein Herr, geben sie Andern etwas davon, wenn Sie entbehren können. Sie können der Vater vieler Glücklichen werden." — Blackwell wurde bestürzt bey diesen Worten, der Gedanke, mit seinen Schätzen auch Andere glücklich machen zu können, war ihm nie eingefallen, und er stimmte doch so sehr mit seinem sanften Charakter überein. „Komm" — rief er — „William! bist du doch einer meiner ehemaligen Arbeiter, ich kenne deine redliche Denkungsart, komm, du gibst mir einen guten Rath, du sollst auch die ersten Früchte davon zu genießen haben. Wie viel würdest du wohl auf einmal nehmen, wenn ich dir meine Kasse öffnete?" — „Ich, Sir? nun ja, das wäre artig, wenn es Ihnen Ernst wäre, so würde ich mich nicht lange besinnen, ich würde gleich 400 Guineen (4,400 Gulden Rhein.) nehmen, und mir ein Häuschen, Leder und das nöthige Werkzeug, das ich bey dem letzten unglücklichen Brande verloren habe, wieder anschaffen, und so mich und meine Familie durch meine Handarbeit ernähren." — „Du bist ein ehrlicher, aufrichtiger Mensch, komm mit mir, und ich will dir die verlangte Summe sogleich geben!" — William erhielt sie, und Sir Blackwells Großmuth gieng so weit, daß er ihn überdieß noch allen seinen Freunden nachdrücklich empfahl, und so wurde der ehrliche und in seinem Berufe fleißige William in kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem großmüthigen Wohlthäter die ihm dargeschossenen 400 Guineen dankbar wieder zurückzahlen zu können. Blackwell nahm das Geld, und schenkte es der ältesten Tochter Williams als ein Heirathgut. Das Mädchen traf eine vortheilhafte Heirath, und die ganze Familie kam nach und nach in einen blühenden Wohlstand. — Blackwell, der in seinem Leben noch nie eine so reine Freude genossen hatte, dankte der Vorsehung mit der innigsten Rührung für seinen Reichthum, der ihn in den Stand setzte, sich und Andere zu beglücken. „Ja" —

ſprach er — „dieß iſt der wahre Gebrauch der Schätze, die uns ſonſt zur Qual werden müßten. Der Himmel gab ſie mir, um das Elend meiner Brüder zu lindern; dazu will ich ſie auch anwenden.“ — Von dieſem Zeitpunkte an vergieng kein Tag, den Blackwell nicht durch eine gute Handlung bezeichnete. Sein größtes Vergnügen war, Nothleidende aufzuſuchen, um ſie in ihrem Elende zu unterſtützen. Bald ſchickte er einem Dürftigen Kleider und Geld mit der Poſt; bald ließ er dieſem oder jenem Kranken Arzneyen und ſtärkende Mittel zuſtellen; bald half er dieſem oder jenem unverſchuldet in Zerfall gerathenen Kaufmanne durch beträchtliche Summen Geldes wieder auf, die er ihm durch unbekannte Hände zuſtellen ließ; denn eben das war ſein größtes Vergnügen, wenn der von ihm Gerettete nicht wußte, wer ſein Wohlthäter geweſen ſeye, und das nur darum, um bey ſeinen Dankſagungen, die ihn, wie er ſich ausdrückte, immer in eine gewiſſe Art von Verlegenheit ſetzten, nicht erröthen zu dürfen. Einſt gieng er des Abends, in ſeinen Mantel gehüllt, durch die Straßen der Stadt, um einen oder den andern Dürftigen aufzuſuchen. Zwey ſchlecht gekleidete Bürger gehen vor ihm her, und unterhalten ſich, ohne auf ihn Acht zu haben, von ihren häuslichen Angelegenheiten. „Ach,“ — ſeufzte der eine — „wenn doch Blackwell, dieſer edle Menſchenfreund, der ſchon ſo Vielen aus der Noth geholfen hat, meine traurige Lage kennte, wie bald würde ich gerettet ſeyn! 50 Guineen (550 Gulden) könnten mein Glück machen.“ — „Bey mir!“ — antwortete der andere — „würde das, leider! noch lange nicht zureichen, ich müßte wenigſtens 200 haben, wenn ich meine Umſtände verbeſſern wollte.“ Jetzt nahte Blackwell mit der lebhafteſten Freude, hier Gelegenheit zu finden, unbekannt Gutes thun zu können. „Meine Freunde!“ — ſo redete er ſie an — „vergeben Sie mir, ich habe Sie belauſcht; Sie haben recht, Blackwell würde und könnte Ihrem Mangel abhelfen, wenn er mit Ihren Umſtänden bekannt wäre, und ich könnte um

dieſe Summe für Sie bitten, aber er hat zu viele Geſchäfte, als daß ich ihn jetzt zu unterbrechen wagen möchte. Doch, ſollte denn dieſer der einzige in London ſeyn? Gibt's nicht auch noch Andere, die eben ſo geneigt zu einer guten Handlung ſind als jener, wenn ſie nur Gelegenheit dazu haben. Ich ſelbſt will Ihnen das Geld leihen, kommen Sie nur morgen zu gleicher Zeit und Stunde wieder hieher, und bringen Sie mir ein Zeugniß Ihrer guten Aufführung von Ihren Vorgeſetzten mit, ſo ſollen Sie das Geld erhalten; nur geben Sie ſich keine Mühe, mich auszuforſchen; dieß iſt die einzige Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen ausbitte." — Mit dieſen Worten verließ er ſie plötzlich. — Die beyden Männer verſtummten, und wußten in der erſten Beſtürzung nicht, was ſie denken ſollten. Sie ſahen einander an, unſchlüſſig, ob ſie der Verſicherung des Unbekannten trauen könnten. Indeſſen entſchließen ſie ſich doch, des andern Abends zur beſtimmten Stunde wieder an demſelben Orte zu erſcheinen. Sie kommen, bringen den verlangten Schein mit, und ihr Wohlthäter wartet ihrer ſchon. Sie händigen ihm ihre Schrift ein, und er übergibt einem Jeden die verlangte Summe; und ohne von ihnen einen Empfangſchein zu erwarten, eilt er eben ſo ſchnell als das erſtemal wieder hinweg. Voll Erſtaunen und in der größten Verlegenheit, daß ſie ihren großmüthigen Wohlthäter nicht kannten, faſſen dieſe redlichen Männer den einmüthigen Entſchluß, dieß Darlehen richtig wieder zu bezahlen, und heften zu dem Ende gleich am folgenden Tage einen Zettel an die Börſe, in welchem ſie den ganzen Verlauf der Sache bekannt machten, und öffentlich verſprachen, das Geld zu einer beſtimmten Zeit der Obrigkeit wieder zuzuſtellen, damit dieſe es dem Ueberbringer jenes Scheines, den ſie ihrem unbekannten Wohlthäter eingehändigt hätten, möchte verabfolgen laſſen. — Allein des andern Tages fand man jenes Papier abgeriſſen, und ſtatt deſſen eine andere Schrift folgenden Inhalts: „Ich bin vollkommen befriediget, da ich nun über-

zeugt bin, Männern in ihrer traurigen Lage geholfen zu haben, die es verdienen. Ich verlange durchaus keinen Ersatz, und zu mehrerer Bescheinigung dessen habe ich bereits durch den Lord-Major die Handschrift eurer Obrigkeit zustellen lassen.“ Ganz London war begierig, diesen edeln Wohlthäter zu erfahren; aber Blackwell, zufrieden mit dem Beyfalle seines Herzens, strebte nicht nach dem lauten Beyfalle der Menschen; er entdeckte daher auch nicht einmal seinen vertrautesten Freunden diese Begebenheit; und vielleicht wäre sie nie bekannt worden, wenn nicht sein Verwalter sich erinnert hätte, daß er ihm an eben diesem Tage diese Summe habe auszahlen müssen; dieser gab Blackwells Freunden in der Stille davon Nachricht, und so ward, nebst andern schönen Handlungen dieses edeln Mannes, auch endlich diese, wiewohl wider seinen Willen, ruchbar. — Menschen! Begüterte dieser Erde! ahmet dem Beyspiele dieses vortrefflichen Mannes nach! lernet sie — die schöne Kunst, von einem Theile eures Vermögens Hungrige zu speisen, Nackende zu kleiden, Bekümmerte thätig zu trösten, ohne euch erst lange zu fragen, ob der oder jener, der eurer Hülfe bedarf, auch derselben durchaus würdig seye.

318.

In einer der Vorstädte von Berlin gieng einst an einem Regen-Tage ein blinder Greis umher, und bettelte. Ein Stab, den er immer vor sich hinhielt, und mit dem er jeden Platz, auf welchen er treten wollte, zuvor untersuchte, war sein einziger Begleiter. Sein Anzug verrieth große Armuth, und seine Miene Ehrlichkeit. Alle Leiden der Menschheit schienen in dem armen Alten vereinigt, und sein Anblick mußte in dem Herzen des Gefühlosesten eine Empfindung des Mitleids erregen. An einer Thüre hielt er still, und sang:

„Hier ſteht ein alter blinder Mann,
Und ſingt vor eurer Thür!
Ach ſeht ihn nicht ſo lieblos an,
Er iſt ein Menſch, wie ihr!
Der Gott, der Reich' und Arme macht,
Und alle Menſchen liebt,
Der gab mir zwar nicht Gold und Pracht,
Was Werth bey Vielen gibt.
Doch gab Er mir Gelaſſenheit,
Zu tragen Noth und Schmerz,
Mit Wenigem Genügſamkeit,
Und ein dankbares Herz.
Oft wünſch' ich mir: ach könnt' ich doch
Sie, die mir wohlthun, ſeh'n;
Dann, glaub' ich, würd' ich froher noch
Mein Brod zu betteln geh'n.
Doch fühl' ich eure milde Hand
Und dankbar drück' ich ſie,
Und denke, Gott ſind unbekannt
Der Frommen Thaten nie,
Gott laß es Euch an jedem Ort,
Ihr Edeln, wohlergeh'n,
Und einſt in ſeinem Himmel dort
Mich euer Antlitz ſeh'n!"

Die Thüre des Hauſes, wo der Bettler ſtand, war verſchloſſen; aber ein Soldat, der mit einem Schubkarren die Straſſe pfeifend daher fuhr, und ſich vielleicht gerade erſt einen Groſchen durch Taglohn-Arbeit verdient hatte, blieb ſtehen, und hörte dem Liede des alten Mannes zu. Schnell ließ er nach Endigung des Geſanges ſeinen Karren nieder, und drückte dem Alten einen Kreutzer in die Hand. „Gott ſchenke euch Geſundheit und langes Leben!" — ſagte der arme Blinde — „den ganzen lieben Tag habe ich noch keinen Biſſen Brod im Munde gehabt!" — Auf dieſe Worte ſprang der Soldat zu einem nahen Bäckerladen, brachte eine Semmel, und ſteckte ſie dem Blinden, ohne daß er es merkte, in die Taſche. In dem Augenblicke öffnete ſich die Thüre des Hauſes, vor dem der Blinde geſungen hatte. Ein Herr trat hervor, ſah die ſchöne That des Soldaten, rief ihn zu ſich, und

gab ihm, was er gerade in der Taſche hatte. „Du braver Mann!“ — ſagte er — „dein edles Herz freuet mich. Nimm dieſe Kleinigkeit zum Beweiſe, wie ſehr ich dein gutes Herz ſchätze.“ „Dank, vielen Dank, Ihr Gnaden,“ — erwiederte der Soldat — „Gottes Lohn! Aber es iſt zu viel Geld, das muß ich theilen.“ — Freundlich klopfte er jetzt dem Blinden auf die Schulter, und ſagte: „da nimm du die Hälfte; mir gehört kein Dank dafür, ſondern dem braven Herrn da, der ein paar Schritte von dir ſteht. Jetzt geh' nach Hauſe, armer Mann! das Wetter iſt dir heute nicht günſtig. Laß dir eine warme Suppe kochen, und wärme dich, und ſinge morgen mehr, wenn die Sonne ſcheint.“ — Mit vergnügtem Sinne gieng nun der Soldat wieder zu ſeinem Schubkarren, ſchlang ſchnell das Tragband über ſeine Achſel, und fuhr die Straſſe weiter.

Thätige Mitwirkung zum geſellſchaftlichen Wohle.

„Suchet in der Welt nützlich zu werden!“ das iſt eine Hauptregel in der Welt, wenn wir ſelbſt ruhig leben wollen, und wenn uns Andere gut ſeyn ſollen. Das kann aber auch ein Jeder in ſeiner Lage und in ſeinem Berufe, ſo klein und gering dieſer auch ſeyn mag. Das kann der König auf ſeinem Throne; das kann der Taglöhner, der im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeitet, in ſeiner Hütte; das kann das arme Mädchen, das durch Wollenſpinnen ſich, eine blinde Mutter und eine lahme Schweſter ernährt. Das kann nicht nur jeder Menſch in ſeinem Stande, ſondern das ſoll auch jeder. Er iſt dazu durch die Geſetze der Natur und der Menſchheit verpflichtet. In der ganzen arbeitſamen und niemals ruhenden Natur ſtehet kein Grashälmchen vergeblich da, iſt kein Würmchen vergeblich, lebt kein Thier, vom Elephanten und Wallfiſch an bis zu der kleinſten Waſſer-

monade, die 51 Millionenmale vergrößert doch nur als ein Pünktchen erscheint, ohne Absicht erschaffen. Eines ist um des andern willen da. Die Sonne und der Mond um der Erde und anderer Planeten willen. Wolken, Winde und Regen um unserer Saaten willen. Es steht davon schon ein besonders nachdrückliches Wort in der Bibel: „Der Himmel erhöret die Erde, und die Erde den Himmel.“ Eins soll des andern Absichten befördern. — Und der Mensch sollte davon ausgenommen seyn?!

319.

Kurz vor dem Ausbruche der Französischen Revolution lebte in einem Dörfchen der Gebirgs-Gegenden von Dauphiné (Dofiné), wo gewöhnlich der Winter sechs Monate lang herrscht, ein Geistlicher, dessen Pfarrkinder so wenig Gewerbe und Nahrung hatten, daß sie den Winter hindurch bloß von den Almosen lebten, welche sie von den Einwohnern des ebenen Landes einsammelten. Wolle von ihren Schafen war das einzige, was sie hatten, und diese verkauften sie roh, und wie sich denken läßt, nothgedrungen auch sehr wohlfeil. Der Geistliche, dem die Noth seiner Pfarrkinder sehr zu Herzen gieng, kam auf den Gedanken, ob nicht die Bearbeitung dieses Produktes ein Mittel zu ihrer Erhaltung abgeben könnte; er dingt hierauf eine Magd, die er Wolle spinnen ließ, und einen Knecht, der dieselbe zuzurichten und zu weben verstand; er kaufte auch einen Webstuhl, und ließ die Wolle seiner Schafe verweben. Dann nahm er vier seiner Pfarrkinder mit sich nach dem Städtchen Romans, wo er seine Tücher in ihrer Gegenwart verkaufte, und ihnen zeigte, daß er 300 Livres (gegen 140 Gulden) über den Ankaufs-Preis der Wolle gelöset hatte. Dieß war aufmunternder als alle Redekunst, seinem Beyspiele nachzufolgen. Nach und nach verarbeitete jeder Bewohner dieses Ortes aus seiner Wolle solche Waaren, und gab dabey auch denen, die keine eigene Wolle hatten, durch *Arbeit* um den Lohn zu verdienen. Durch diese

Gewerbsamkeit kam es in nicht gar langer Zeit so weit, daß der würdige Geistliche noch vor seinem Tode das Vergnügen hatte, seine ganze Gemeinde der Armuth entrissen, und in guten Umständen zu sehen. Dieß hatten sie also dem würdigen Manne, der sich Babois (Baboa) nannte, zu verdanken, und das Beyspiel von Industrie oder Gewerbsamkeit, das er seiner Gemeinde gab, und das so wirksam auf dieselbe war, wirkte eben so kräftig auf die andern umliegenden Gemeinden, daß auch diese nun ansehnliche Parthieen von ihren Tüchern nach Genf und Savoyen verkaufen.

320.

Das Dorf Bohnlanden, ohnweit Stuttgart, war vor etwa 50 Jahren noch ein sehr armer und verdorbener Ort. Ein großer Theil der Einwohner zog die meiste Zeit in und ausserhalb des Landes umher, trieb einen Handel mit Leinwand, Wildbret und andern Dingen, und verzehrte den Gewinn davon in den Schenken. Die gewöhnlichen Folgen des Unfleißes zeigten sich sehr bald auch hier, und der Aufenthalt in den Schenken, auf der Kegelbahn und am Spieltische gefiel den Bauern zu Bohnlanden besser, als der freylich beschwerliche, aber immer doch sehr wohlthätige Feldbau, der immer mehr vernachläßiget wurde. Nun riß die Armuth ein, und die Gemeinde, welche Steuern und Abgaben nicht mehr bezahlen konnte, gerieth in eine beträchtliche Schuldenlast. Da fügte es die Vorsehung, daß Adam, der bisherige Müller zu Bohnlanden, zum Schuldheißen gewählt wurde; und dieser rettete seine Bauern aus dem Verderben. Er war gerade der rechte Mann für diese Leute, denn er besaß ein vortreffliches Herz und vielen Verstand. Schüchternheit und Menschenfurcht waren ihm unbekannte Dinge. Daher griff er das Uebel sogleich bey der Wurzel an, indem er die schlechten Haushälter seines Dorfes zu besseren Wirthschaftern zu machen such-

te. Aus dieſer Abſicht viſitirte er die Wirthshäuſer und Schenken oft in eigener Perſon; und wenn er daſelbſt einen liederlichen Hausvater, der ſich eben gütlich thun wollte, während ſein Weib und Kinder zu Hauſe darbten, antraf, ſo ſchickte er ihn mit einem dringenden Verweiſe, oft auch wohl mit einer Tracht Prügel nach Hauſe; denn der Trunkenbold und jeder Wollüſtling kann, weil er ſich dem Vieh gleich macht, oft auch nicht anders als hart behandelt werden. Eben ſo ſtreng war er in Eintreibung der öffentlichen Abgaben, um dadurch den Verdorbenen unter ſeinen Bauern den Hang zum Schwelgen mit Gewalt zu benehmen, und ſie zur Arbeit zu nöthigen. — Dagegen ſuchte aber auch ſein gutes Herz der Gemeinde zu Hülfe zu kommen, wo er nur konnte. Er half ihr zu manchen, bisher unbenützt gebliebenen Gerechtigkeiten, endigte mehrere langwierige Prozeſſe, in welche das Dorf verwickelt war, ſchlichtete jede Streitigkeit ſelbſt, und ſtrafte diejenigen mit aller Strenge, die bey einem höheren Gerichte eine Klage vorbrachten, ohne erſt bey ihm Hülfe geſucht zu haben. Nun ſah die Gemeinde recht deutlich ein, daß Adam ein rechtſchaffener Diener ſeines Landesherrn, und zugleich ein guter Vater ſeiner Bauern ſeye; und nun konnte es nicht fehlen, daß alle guten Leute im Dorfe ihm ihr Zutrauen ſchenkten; ſo wie die noch wenigen ſchlechten Einwohner ihn fürchten mußten. Dieß hatte die Folge, daß das Dorf ſehr ſchnell aus ſeiner Armſeligkeit zum Wohlſtande emporſtieg; und jetzt iſt Bohnlanden unter den Würtembergiſchen Dörfern eben ſo ſehr durch ſeinen Wohlſtand bekannt, als es ſich vor der Amtsführung unſers Schuldheißen durch Armuth auszeichnete; — denn Fleiß und Sparſamkeit werden überall von Gott geſegnet. Dieſer Segen vermehrte ſich durch Gottes Hülfe und durch die Klugheit des braven Bauern-Vorſtehers auſſerordentlich. Er hatte nämlich im Jahre 1767. der Gemeinde einige wüſte Güter für die geringe Summe von 70 fl. erworben. Dieſe Güter ſetzte er in ſo

guten Bau, daß ſie von genanntem Jahre an bis zum J. 1783., nach Abzug aller Koſten, dem Dorfe 3,260 fl. reinen Gewinn brachten, und einige Jahre nachher wurden aus dieſen Gütern 4,430 fl. geldſet, ſo daß alſo die Gemeinde mit ihrer kleinen Auslage 7,680 fl. gewonnen hatte. Nun reitzte dieſe aufrichtige und thätige Liebe des Schuldheißen den Magiſtrat des Dorfes und alle Einwohner zur allgemeinen Dankbarkeit. Sie baten alſo den Herzog um Erlaubniß, dieſem ihrem Retter und Verſorger einen halben Morgen des gewonnenen Landes, der um 108 fl. verkauft war, ſchenken zu dürfen. Der Herzog billigte nicht allein dieſe Erkenntlichkeit, ſondern ſchenkte auch dem rechtſchaffenen Manne, zum Beweiſe ſeines Wohlgefallens über deſſen gute und rühmliche Amtsführung, und zur Aufmunterung für Andere, eine ſilberne Medaille (Denkmünze).

321.

Wilms, ein braver Bauersmann zu Schbnfeld, einem Dorfe im Magdeburgiſchen, von ſeinen Mitbürgern einſtimmig Vater Wilms genannt, hatte vor einigen Jahren Alters halber ſeinem einzigen Sohne das Hausweſen übergeben, und lebte in dem ſogenannten Alten-Theile *). Allein er ließ ſich den gewöhnlichen Lebens-Unterhalt von ſeinem Sohne nicht reichen, ohne demſelben dafür mit den ihm noch übrigen Kräften nützlich zu werden. Er wartete der Gärten, pflanzte und veredelte junge Bäume, ungeachtet er voraus ſehen konnte, daß er unter deren Schatten weder ruhen, noch deren Früchte einſt koſten könne. Auch pflegte er der Bienen, beſchnitt den Weinſtock, und ſetzte Senker ein, verfertigte allerley Hausgeräthſchaften, nahm ſeinen kleinen

*) Eine ſchöne uralte Anſtalt bey den Bauerngütern in mehreren Provinzen Deutſchlands; da für den Hausvater, wenn er das Gut bey ſeinen Lebzeiten an den Sohn abtritt, eine beſondere Wohnung und ein Theil der Guts-Einkünfte beſtimmt ſind, ſo daß er ruhig den Tod erwarten kann.

Enkel in Wartung und Schutz, und lehrte die größeren leſen und ſchreiben. Aber nicht genug, daß dieſer würdige Alte den Seinen nützlich wurde, er diente auch gern und ungerufen Andern. Er verſchloß ſich nicht in ſeine Kammer, ſondern beſuchte fleißig das Feld, und freute ſich der Saat und Erndte Anderer, wie ſonſt der ſeinigen. Gieng er bey einem Garten vorüber, und fand, daß hier oder da der Zaun ſchadhaft war, oder daß die Thüre nicht wohl ſchloß: ſo beſſerte er auf der Stelle den Zaun aus, oder änderte und befeſtigte die Thüre durch Beil und Nägel, welche er gewöhnlich bey ſich führte, der Garten mochte angehören, wem er wollte. Ohne daß ihn der Prediger des Ortes beſonders dazu aufforderte, kam er öfters zu ihm, gieng in ſeinen Garten, band junge, losgeriſſene Bäume an ihre Stangen, oder gab denen einen Pfahl, die einer Stütze bedurften, propfte Bäume, und pflanzte Roſenbüſche an den Weg. Und das that er oft, ohne daß es der Prediger wußte — aber dieſer kannte ſchon ſeinen Mann; wenn er an ſeinen Bäumen und dem Weinſtocke die hergeſtellte Ordnung ſah, ſo dachte er gleich: Vater Wilms iſt im Garten geweſen. Einsmals kam dieſer in die Pfarr-Stube, und bemerkte, daß der bretterne ausgetretene Fußboden ſehr äſtig und höckerig geworden war. „Ey! ey!“ — ſagte er — „da können ja die lieben Kinder leicht fallen“ — gieng hierauf weg, hohlte Beil und Meißel, und machte gerade, was krumm war. Allen Müttern des Dorfes ſäete er den Leinſamen und die Mohrrüben in ihren Gärten: denn Vater Wilms verſtand es am beſten, und that es gerne. Er war auch gottesfürchtig, ein andächtiger Beter in ſeinem Kämmerlein und ein aufmerkſamer Zuhörer in der Kirche. So wohlthätig und ſanft ſein Leben war: ſo freundlich klopfte endlich auch der Tod an ſeine Hütte, den er als ſeinen Freund willkommen hieß. Er ſtarb ohne Schmerz und Kampf. Seiner Leiche folgte das ganze Dorf; jeder wünſchte ſo, wie er zu leben, und dereinſt auch ſo zu ſterben. — Wer

dächte bey diesem rührenden Auftritte nicht mit Wonne an den Spruch des frommen Schweitzers: „Tugend ist wahrlich unter den Strohdächern, und auch die Todten-Betten sind unter diesen am frömmsten und reinsten!“

322.

Josia Wedgewood (Witschwud) zu Bruslem in England, der sich durch die Verfeinerung und Verschönerung der Töpferarbeiten (des sogenannten Steinguts) einen rühmlichen Namen erworben hat, wurde eben dadurch auch ein Wohlthäter seines Vaterlandes. Vor ihm wurden die feineren irdenen Gefässe aus fremden Ländern nach England eingeführt, und es gieng dafür eine ansehnliche Summe Geldes aus dem Lande. Seit der Zeit aber hat es sich umgekehrt, und der Vertrieb der Wedgewood'schen Waaren ist ein ergiebiger Handelszweig für Großbritannien geworden. Auch hat er zur Anlegung von Landstraßen und Kanälen, zur Erleichterung des Transports der Materialien viel beygetragen. — Man braucht also kein Universitäts-Gelehrter, kein Regent, keine obrigkeitliche Person und kein Kriegs-Held zu seyn, um seinem Vaterlande nützlich zu werden. Auch der Landmann, der Künstler und Handwerker, der sein Geschäft mit Nachdenken treibt, kann das Wohl seiner Mitbürger vielfach befördern.

323.

Dr. Johann Christian Senkenberg, Hessen-Kasselscher Hofrath und Leibarzt, und Physikus zu Frankfurt a. M., gründete die vortreffliche, nach seinem Namen genannte Senkenbergische Stiftung, welche die Verbesserung des Medizinal-Wesens, und die Verpflegung armer, kranker Bürger zum Zwecke hatte. Er wurde dazu bewogen, um sich seiner Vaterstadt für alle Wohlthaten, die er darin genossen, dankbar zu erzeigen, und aus Gewissenhaftigkeit — um einen treuen nützlichen Gebrauch von den ihm anvertrauten Gaben der Vorsehung zu ma-

chen. „Wir ſind ja nicht“ — ſchrieb er bey Einrichtung dieſer gemeinnützigen Anſtalt — „für dieſe Zeit geſchaffen, wir leben von Gottes Gnade, und ſind von ihr, was wir ſind. Wir haben nichts in dieſe Welt mitgebracht, beſitzen nichts Eigenes darin, und ſind bloße Verwalter, die verrechnende Dienſte haben. Die Schein-Herrlichkeit dieſer Welt iſt nichts, und wir müſſen ſie verlaſſen. Nach der Liebe Gottes und dem Glauben an Ihn bleibt uns nichts übrig als die Liebe des Nächſten, die Gott, der die Liebe ſelbſt iſt, und dieſe ſelbſt in uns wirken will, uns befohlen hat als ein Gebot, darin unſere Seligkeit beſteht, da Gott ſonſt unſrer nicht bedarf, und wir Ihm weder etwas geben noch nehmen können!“ —

Dienſtfertigkeit.

324.

Bey dem Reichskammer-Gerichte in Wetzlar wollte die Gräfin Karoline v. Wittgenſtein eine Rechts-Sache gegen den Kammer-Richter v. Spauer anhängig machen. Sie gieng von einem Procurator zum andern, alle dieſe aber wieſen ſie ab, weil ſie engherzig genug waren, ſich zu fürchten, gegen einen Kammer-Richter Prozeß zu führen. Endlich kam ſie auch zum Procurator Haas, und fand in ihm einen Mann, der keine Menſchen-Furcht hatte. „Ich will Ihre Sache übernehmen,“ ſagte dieſer zur Gräfin — „ohne den Haß zu ſcheuen, den ich mir dadurch zuziehen werde, weil ich deßwegen die Rechte ſtudiert habe, um die Unſchuld zu vertheidigen, und ihr Schutz zu verſchaffen.“ — „Aber ich kann Sie nicht bezahlen, edler Mann!“ — ſagte die Gräfin. — „Auch dieß achte ich nicht,“ — erwiederte Haas — „ein redlicher Mann muß nicht nur dann arbeiten, wenn er für ſeine Dienſte bezahlt wird, ſondern immer wenn er

Nutzen ſtiften kann; ich werde alſo nicht weniger Fleiß und Mühe anwenden.“—Der würdige Mann hielt, was er verſprochen hatte; ja, er that noch mehr: er bezahlte 1000 Reichsthaler für den Druck der Klage-Schriften, arbeitete mit Fleiß und Geſchicklichkeit, und hatte die ſo ſüße, belohnende Freude, daß er den Beyfall ſeines Gewiſſens dabey einerndtete. Wären Lohnſucht und andere niedrige Abſichten die Bewegungs-Gründe ſeines Thuns geweſen, wie hätte er da den ſchrecklichen Schlag ertragen können, der ihn traf, als man ihn, dieſen edeln Advokaten, verſchiedener Ungerechtigkeiten beſchuldigte, und ſeines Amtes entſetzte? Nun hatte man ihm zwar die Ehre und die Quelle ſeines Einkommens entriſſen, aber ſeine Tugend konnte man ihm nicht nehmen; im Gegentheile erſchien er im Unglücke nur noch größer: denn ob er gleich einen Haufen unerzogener Kinder hatte, die Brod und Kleider haben mußten, ſo erbot ſich doch dieſer großmüthige Mann, auch den kleinen Reſt ſeines Vermögens mit der unglücklichen Gräfin zu theilen. Dieſe Dame, die ſich als die Urſache ſeines Unglücks anſah, bezeugte ihm ihr herzliches Beyleid, und bat ihn zugleich, ſich wegen ihr nicht noch größeres Unglück zuzuziehen. — „Den letzten Biſſen Brod will ich mit Ihnen theilen,“ — antwortete der ſtandhafte Mann — „und Ihnen auch alle nur mögliche Unterſtützung zu verſchaffen ſuchen.“ — Das Toben des Neides und Haſſes iſt nie etwas mehr als ein Sturm, der vorübergeht. Der verfolgte Rechtſchaffene bleibt auch mitten in dieſem Sturme unerſchütterlich feſt ſtehen, und ſeine ſtandhafte Treue wird endlich ſelbſt von ſeinen Feinden bewundert. — Auch Haas erfocht dieſen edeln Sieg über ſeine Feinde; er wurde wieder in ſein Amt eingeſetzt, und nun gewannen ſeine Freunde eine neue, noch größere Liebe zu ihm, und ſeine Feinde ehrten ihn. — „Dieſe Arbeit wird mir nicht bezahlt, dieß Geſchäft gehört nicht in meine Amts-Pflicht, dieſer Berufs-Gang möchte meiner Geſundheit ſchaden, ich brauche mich nicht für andere

Menſchen in Schaden zu ſetzen;" — ſo ſprechen lohnſüchtige Miethlinge gewöhnlich. — Sprach aber auch ſo der Göttliche, der uns die Menſchenliebe lehrte? Er that wohl, wo Er wohlzuthun fand. — Jüngling, der du dieſes lieſeſt, willſt du auch, wie Haas, ſein Jünger werden, ſo thue deßgleichen!

325.

Der im J. 1800. verſtorbene Pfarrer Machtholf, in dem Würtemb. Dorfe Möttlingen bey Calw, war ein Mann voll Liebe und Dienſtfertigkeit gegen alle Menſchen, und insbeſondere gegen ſeine Gemeinde. Wo es irgend gebrach, da theilte er mit, was er entbehren konnte, ſogar that er öfters noch mehr, ſo daß ihm am Ende des Jahres nichts übrig blieb. Er kollektirte für Kirchen und Schulen, flehte für Verlaſſene und Hülfloſe, und dankte den Gebern auf das innigſte, wie für eine ihm ſelbſt erwieſene Wohlthat. Für ſich aber nahm er nichts an, ſelbſt keine Beförderung, ungeachtet ſeiner geringen Pfarre, auf welcher er 37 Jahre blieb: wie er dann, als ihm ein Antrag zu einer Beförderung gemacht wurde, antwortete: „So wir Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns genügen!" Wenn er nach der benachbarten Amtsſtadt gieng, ſo brachte er ſeinen Pfarrkindern ihre benöthigten Arzneyen, Waaren u. ſ. w. mit, und zwar in der guten Abſicht, damit ſie nichts in ihrer Arbeit verſäumten. Selbſt wenn er ſich zuweilen getäuſcht und gemißbraucht ſah, wurde er dadurch nicht mißtrauiſch, noch läßig zu dienen; ſo ſtark und rein war ſein Vertrauen zur Menſchheit. Seine Werke ſind dort oben in dem großen Buche der Vergeltung aufgezeichnet.

325 b.

In dem Niederſächſiſchen Dorfe, Gilſerberg, kamen im Jahre 1796. einmal des Abends zwey Bärenführer mit einem großen Bären vor das Wirthshaus, und ba-

ten den Wirth um ein Nacht-Quartier für sich und ihren vierfüßigen Reise-Gefährten. Der Wirth antwortete ihnen, daß er zwar für sie beyde noch Platz genug in seinem Hause hätte, allein ihr großes Thier nicht beherbergen könne, weil alle Ställe mit Vieh angefüllt wären.

Da aber die Bärenführer mit Bitten nicht nachließen und dem Wirthe vorstellten, daß sie wegen der einbrechenden Nacht ihre Reise nicht weiter fortsetzen könnten, und in der Nähe auch kein Wirthshaus zu finden wäre: so that endlich der Bruder des Wirths den Vorschlag, das fette Schwein in dem einen Stall, welches den folgenden Morgen geschlachtet werden sollte, diese kurze Zeit über in die Küche auf ein Strohlager zu bringen, und dem Bären diesen Stall einzuräumen. Dieser Vorschlag wurde von dem Gastwirthe ohne Bedenken gebilliget, und der Bär unverzüglich in den Schweinstall einquartiert. Mitten in der Nacht, als Jedermann in dem Wirthshause schlief, kamen drey Burſche vor diesen Stall in der Absicht, das fette Schwein zu stehlen. Sie hatten sich in dieses Geschäft dergestalt vertheilt, daß der eine von ihnen das Schwein greifen, der zweite ihm mit einer sogenannten Blend-Laterne leuchten, und der dritte an der Thüre des Gasthofes Schildwache stehen sollte, damit sie nicht unvermuthet überfallen werden könnten.

Der Stall wird von dem ersten glücklich eröffnet. Der Laternen-Träger flüstert ihm in's Ohr: „siehst du, hier liegt das Schwein!“ Jener ist auch schon im Begriffe, das Schwein anzupacken, das vermeinte Schwein grunzt aber so fürchterlich, daß er vor Schrecken zurückprallt. Der Andere macht ihm Vorwürfe, daß er sich durch das bloße Grunzen in Furcht setzen lasse. Um diese Vorwürfe nicht zum zweitenmale zu hören, greift jener nun wirklich zu, ohne sich weiter an das fürchterliche Grunzen zu kehren. Der Bär aber packt ihn mit seinen Vorderfüßen gar unsanft an, und wirft ihn unter sich. Der Laternen-Träger, der immer noch nichts anders *als ein* großes Schwein vermuthet, setzt seine Laterne

nieder, um seinem Kameraden zu helfen: allein der Bär packt auch diesen dergestalt, daß er ihn ebenfalls unter sich bekommt. Nun rufen beyde, da sie sich aus den Klauen des Bären nicht losmachen konnten, den dritten, welcher vor dem Hause Schildwache steht, um Hülfe an. Dieser aber, da er Jemand aus dem Hause kommen hört, hält es für rathsamer, durch die Flucht für seine eigene Sicherheit zu sorgen, als seinen beängstigten Kameraden zu Hülfe zu kommen. Die aus dem Wirthshause herbeyeilenden Leute hatten also keine große Mühe, die beyden, von dem Bären stark verwundeten Räuber zu erwischen, und diese sahen sich nun genöthiget, die Ursache anzugeben, welche sie zu diesem nächtlichen Besuche bewogen hätte. Das fette Schwein war also glücklich gerettet; es würde den Dieben gewiß zu Theil geworden seyn, wenn der Wirth sich gegen die Bärenführer nicht dienstfertig bezeigt hätte. Er erkannte auch den Vortheil, welchen er diesen Fremden zu verdanken hatte, und gab ihnen nicht nur freye Zehrung, sondern auch noch ein Geschenk an Gelde.

Uneigennützigkeit.

326.

Unter andern vortrefflichen Eigenschaften des Französ. Generals Desaix zeichnete sich besonders auch seine Uneigennützigkeit aus. Nach beendigtem Feldzuge vom J. 1796., wo die französ. Armee eine geraume Zeit in den reichsten Gegenden Deutschlands zugebracht hatte, kam er so arm zurück, daß er bey der Abreise von Neu-Breisach nicht einmal so viel Geld bey sich hatte, um die Zeche bezahlen zu können, sondern einen Freund um die Berichtigung derselben in seinem Namen bitten mußte. Wenn mit irgend einem Fürsten Frieden geschlossen wurde,

pflegte man gewöhnlich den ersten Generalen Geschenke zu machen. Desaix schlug sie beständig aus, indem er sagte: „Was Andern erlaubt ist, dürfen sich diejenigen nicht erlauben, die über Soldaten zu befehlen haben.“ Dieß verschaffte ihm auch bey den Feinden Achtung und Ehrfurcht. Als eines Tages die französischen Truppen unerwartet in eine Gegend von Süd-Deutschland einrückten, glaubten die Bauern, die für ihr Leben zitterten, mit ihren Familien ihre Hütten verlassen zu müssen. Einige aber unter ihnen erkannten Desaix, und riefen den Uebrigen zu: „wir können nun bleiben, es ist der General Desaix, der wird unsere Hütten beschützen.“

327.

Rühr, ein rechtschaffener Landmann, im Mistel-Gaue bey Kulmbach im Bayreuthischen, bewies, daß er die große Ermahnung Jesu: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch!“ nicht bloß im Kopfe, sondern auch im Herzen habe. Als im Frühjahre 1785., wo das Heu in sehr hohem Preise stand, einige Männer aus Kulmbach diesem braven Bauer für den Centner zwey Gulden boten, und ihm das Geld schon baar auf den Tisch legen wollten, da schlug dieser Mann den angebotenen Vortheil mit edelm Herzen aus, und gab im Gegentheile das, was er an Heu entbehren konnte, seinen Mit-Bauern und Nachbarn, die daran Mangel hatten, für Einen Gulden. Die Bürger aus Kulmbach, die wohl keine so hohe Tugend in einer Bauernhütte gesucht haben mochten, wurden mit der größten Hochachtung gegen den rechtschaffenen Rühr erfüllt.

328.

Acht Tage vor dem großen Brande zu Port au Prince (Port oh Prainſ') auf der Insel St. Domingo, im J. 1784. hatte der Bankier Roberjol de Lastigne daselbst seinem Freunde Giraud (Schiro) ein Waaren-*Magazin* für 180,000 Livres [Liwer] (gegen 84,000 Gul-

den) verkauft. Die Bedingungen dabey waren, daß 60,000 Livres sogleich baar, und die übrigen 120,000 erst nach Verfluß von drey Jahren bezahlt werden sollten. Hr. Giraud hatte bereits die 60,000 Livres ausbezahlt. Der Kauf ward wirklich nach allen Formen geschlossen. In der unglücklichen Nacht waren beyde, der Käufer und Verkäufer, beysammen, und Zeugen von der fürchterlichen Feuersbrunst. Da der erste bemerkte, mit welcher Wuth die Flammen um sich griffen, ward er äusserst niedergeschlagen, und klagte, daß dieses Unglück ihn zu Grunde richten werde. „Trösten Sie sich, mein Freund," — sagte hierauf Roberjol — „als ich Ihnen mein Magazin verkaufte, stand es Ihnen frey, die Bedingungen zu machen, und Sie glaubten einen vortheilhaften Handel zu schließen. Keiner von uns war im Stande, das gegenwärtige Unglück vorauszusehen; ich würde mich indessen nie zufrieden geben können, auch nur entfernterweise den Vermögens-Untergang eines Vaters von vielen Kindern und meines Freundes veranlaßt zu haben. Wird das Magazin erhalten, so gilt der Kauf, und ist dann um so vortheilhafter für Sie; brennt es ab, so ist der Verlust mein" — Bald nachher ward dasselbe von den Flammen ergriffen, und von Grunde aus verzehrt. Den andern Morgen um 7 Uhr sandte Roberjol seinem Freunde die 60,000 Livres zurück nebst dem vernichteten Kaufbriefe.

329.

Kriege und gewaltsame Staats-Umwälzungen sind der Schauplatz der Rohheit, der Grausamkeit, der Habsucht und der Unterdrückung. Aber mitten im Gewühle der zügellosen, wilden Sinnlichkeit erhebt oft ein einzelner Edler sein Haupt, und versöhnt durch eine große That die entartete Menschheit wieder. — Renaudet (Renodé), der Befehlshaber eines franzöſischen Kapers, (privil. Raub-Schiffes) nahm im Monat April 1795. bey den karaibischen Inseln zwey englische Fahrzeuge weg, die 450 Neger-Sklaven am Bord hatten. Nach den Ge-

ſetzen der franzöſiſchen Nation iſt jeder leibeigene Menſch frey, ſobald er das Gebiet der Republik betritt. Renaudet hätte aber dieſem Geſetze ausweichen können, ohne es zu übertreten; er hätte mit den Sklaven in einen neutralen Hafen einlaufen, und ſie daſelbſt zu ſeinem Vortheil um eine ſehr große Summe verkaufen können. Allein der edle Mann war über jeden Gewinn erhaben in einem Falle, wo es die Rechte der Menſchheit galt. Er ländete mit ſeiner Beute auf Domingo, in der franzöſiſchen Stadt Cayes (Käh), und erklärte ihnen, nachdem er ſie ausgeſetzt hatte, daß ſie nun des ihnen vom Geſetze eingeräumten Vortheils theilhaftig ſeyen. Unter dem Jubel und Beyfall-Geſchrey des Volkes zogen die Gefangenen durch die Straſſen der Stadt; der dort kommandirende General Rigault (Rigohlt) kündigte ihnen die Freyheit an; ſie wurden unter die Bürger der Stadt ausgetheilt, und wohlthätige Menſchen drängten ſich hinzu, um die 30 Kinder, die mitgefangen waren, in ihre Häuſer zur Erziehung mitzunehmen. Rigault theilte unter die Matroſen des Corſaren 20,000 Livres aus; Renaudet aber war auſſer dem Beyfall ſeines eigenen Herzens über jede Belohnung erhaben.

Gerechtigkeitsliebe; Billigkeit.

330.

Ein Fremder hielt ſich zu Wien in einer für ihn wichtigen aber ſehr verwickelten Angelegenheit, auf. Einſt berief die Kaiſerin Maria Thereſia einen Kapuziner, der in einem vorzüglichen Rufe der Frömmigkeit und Tugend ſtand, in ihr Kabinet, um ſich, wie ſie öfters zu thun pflegte, mit ihm zu erbauen. Die Unterredung leitete den guten Pater auf das Unglück, worein mancher rechtſchaffene Mann gerathe, ein Opfer der Unter-

drückung, der Kabale und der Bosheit zu seyn, und er nannte hiebey zufälligerweise den Namen jenes Fremden. Im Innersten erschüttert warf sich jetzt die fromme Fürstin auf die Kniee. „Helfen Sie mir der Vorsicht Dank bringen," — sagte sie zum Pater, — „daß ich auf den Gedanken kam, heute mich mit Ihnen zu besprechen! Ich war im Begriffe, eine Handlung zu begehen, die mich sehr viel Reue gekostet haben würde. Sie erretteten mich davon. Der Mann, von dem Sie eben sprachen, sollte nach den Vorstellungen, die man mir von ihm gemacht hat, heute noch aus Wien verwiesen werden." Diesen Worten folgte auf der Stelle ein Befehl, die Sache des Mannes unpartheyisch zu untersuchen, und noch an demselben Tage wurde er aus dem Arreste, worin er war, befreyet, und von der Kaiserin reichlich beschenkt.

331.

Der berühmte Hoch- oder Ober-Richter Mathias Hale in London war so großmüthig, daß es ihm äusserst schwer fiel, dem ungestümmen Anhalten eines Bittenden etwas abzuschlagen. Sein Mitleiden gegen Arme war größer, als sein Bestreben nach Reichthum und Ansehen. Dennoch ließ er sich dadurch nie von dem Wege der Gerechtigkeit abbringen. Einst wurde ein Staatsbedienter wegen seiner übeln Aufführung von seinem Dienste entsetzt. Dieser Unwürdige lag dem Lord Hale beständig in den Ohren, er möchte ihn doch wieder in sein Amt einsetzen, oder ihm eine andere Stelle anweisen. Er sagte ihm aber deutlich: das Verbrechen, wodurch er sich dieses Dienstes verlustig gemacht hätte, wäre so groß, daß er seinem Verlangen unmöglich entsprechen könne. Der Abgesetzte ließ aber nicht nach, auf das inständigste darum anzuhalten, fiel sogar auf die Kniee, und flehte den Lord mit vielen Thränen um die Gewährung seiner Bitte. Da er aber sahe, daß er nichts ausrichten konnte, versuchte er den Lord auf andere Weise zu bewegen. Er fieng an den Verzweifelten

zu spielen, und sagte dem Lord frey in's Gesicht: „er würde ganz arm und unglücklich werden, wenn er in sein Begehren nicht willigte, und dem Lord deßwegen täglich fluchen.“ Und als er auch damit seinen Endzweck nicht erreichen konnte, so brach er endlich in die heftigsten Schmäh-Reden aus, die Zorn und Verzweiflung ihm nur immer eingeben konnten. Lord Hale hörte sie ganz gelassen an, und seine Antwort war nur folgende: „Ich, für meine Person, kann diese Schmäh-Reden wohl ertragen; Ihr aber macht Euch dadurch des verscherzten Amtes nicht würdiger.“ Weil aber der Lord sahe, daß der Mann arm war, so gab er ihm ein reichliches Almosen, und ließ ihn damit gehen. — Man hält oft Personen, besonders solche, welche ein Richter-Amt zu verwalten haben, für hart und unbarmherzig, wenn sie nicht Jedem seine Bitte gewähren, oder in sein Begehren willigen können. Allein die Gerechtigkeitsliebe setzt manchem — sonst gewiß gutmüthigen Herzen Schranken, und erlaubt ihm nicht, das zu thun, was er ausser der Verbindlichkeit seiner Amts-Pflichten thun würde. Man kann sich also an Richtern und allen den Personen, welche die Gerechtigkeit vorzüglich handhaben müssen, durch schiefe, einseitige Urtheile über ihr Verfahren gar sehr versündigen. Gemeiniglich aber erheben diejenigen, welche bey ihrer ungerechten Sache den Kürzern ziehen, oder denen ein unbilliges Verlangen abgeschlagen worden ist, am lautesten ein Geschrey über Unbilligkeit, Unrecht und Unbarmherzigkeit, und begehen dadurch gerade das gröſste Unrecht. — Eine Pflicht und eine Tugend darf der andern nichts vergeben, also auch die Gerechtigkeit der Gutmüthigkeit nicht.

332.

Gustav Adolph, König in Schweden, hatte mit Sidblat, einem Edelmanne, wegen eines Ritter-Gutes einen Prozeß. Die Sache wurde von dem obersten Justiz-Gerichte entschieden, und der König war selbst dabey

gegenwärtig, als der Ausspruch geschehen sollte. Die Räthe wollten aus Ehrerbietung vor dem Könige aufstehen; aber er verbot es ihnen, und sagte: „Erinnern Sie sich jetzt ja daran, daß Sie hier im Namen des Königes sitzen, um Recht und Gerechtigkeit zu verwalten! Vergessen Sie jetzt ganz, wer ich bin, und bey dem Urtheile, das Sie heute fällen werden, sprechen Sie nur allein nach Ihrem Gewissen!" — Die Richter erkannten zum Vortheile des Edelmannes. Der König sagte kein Wort. Er verlangte nur die Akten zu sehen. Und als er sich aus denselben von der Rechtmäßigkeit ihres Ausspruches überzeugt hatte: so lobte er ihre Rechtschaffenheit, und versicherte sie, daß es ihm höchst mißfällig gewesen seyn würde, wenn sie anders geurtheilt hätten.

333.

Unter den würdigen Personen, die sich in den Griechischen Staaten als Gesetzgeber um ihre Nation verdient gemacht haben, nennt die Geschichte auch den Zaleucus, einen Schüler des Pythagoras. Ihm verdankte die Stadt Locris, deren Bewohner sich zuvor in einem rohen, ungebildeten Zustande befanden, die Einrichtung ihrer Gesetze. Ueberzeugt, daß das Glück eines Staates vorzüglich auf der guten Einrichtung der Familien beruhe, und besonders durch die Unverletzlichkeit der Ehe erhalten werden könne, hatte er, unter andern, das Gesetz gegeben: daß jeder überwiesene Ehebrecher mit dem Verluste seiner beyden Augen bestraft werden sollte. — Sein eigener Sohn, ein junger, feuriger Jüngling, glaubte durch seinen Stand, als der Sohn des ersten Mannes im Staate, weniger als Andere an die Gesetze gebunden zu seyn, und war einer der ersten, der als ein Uebertreter jenes Gesetzes angeklagt wurde. Das Verbrechen war erwiesen. Sein Urtheil hieng jetzt von der Entscheidung des Vaters ab. Wollte dieser der Empfindung des väterlichen Herzens nachgeben — so war es um das Ansehen der Gesetze geschehen. Er sprach

für das Geſetz, und verdammte den Sohn zu der beſtimmten Strafe. — Die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleid bewegt; man fühlte, welche Ueberwindung es den Vater gekoſtet habe, die Liebe zum Sohne der Liebe zur Gerechtigkeit nachzuſetzen; man bat, man beſchwor ihn, das Urtheil zu widerrufen. Lange blieb der Greis unerbittlich; endlich entſchloß er ſich zu einiger Nachſicht; der Vollſtrecker der Strafe wurde vorgefordert, um ſie zu vollziehen. Er ſelbſt ſetzte ſich zuerſt nieder, und ließ ſich das eine Auge ausnehmen: dann mußte der Sohn das andere hergeben, und ſo erhielt er durch den getheilten Verluſt ſich und dem Sohne das Geſicht, ohne das Anſehen des Geſetzes zu ſchwächen.

334.

Claude Pechon (Clohd Päſchon), ein armer Weingärtner in dem franzöſ. Dorfe Mombre les Reines (Mohnber lä Rähn), der 58 Jahre alt war, und acht Kinder hatte, gab vor mehreren Jahren dadurch ein ſehr rührendes Beyſpiel ſeiner großmüthigen Billigkeit und Wohlthätigkeit, daß er ein Gut fahren ließ, das ihm den Rechten nach nicht ſtreitig gemacht werden konnte. Er nahm den 10ten März einen kränklichen und den Seinigen läſtigen Schwager in ſein Haus auf, nachdem er ſich anheiſchig gemacht hatte, demſelben für die Schenkung eines geringen Gutes, das 400 Livres (ohngefähr 184 Gulden) werth geſchätzt wurde, auf ſeine übrige Lebens-Zeit Koſt und Wohnung zu geben. Der Koſtgänger wird gleich am folgenden Tage krank, und ſtirbt ſchon am 12ten März. Man begibt ſich nach dem Leichenbegängniſſe in die Hütte des Verſtorbenen; und hier ſagt ſich Claude Pechon, der Vorſtellungen des Pfarrers und Notarius ungeachtet, von ſeinen Anſprüchen an das ihm vermachte Gut los, und erklärt: „er wolle um der zwey Tage willen, die er ſeinen Koſtgänger bey ſich gehabt hätte, ſein Gewiſſen nicht dadurch beſchweren, daß ein Gut, welches er um einen ſo wohlfeilen

Preis erhalten habe, zum Nachtheile der Verwandten des Armen behielte.“

335.

Dem Hofkommissär Greiner, Director und Eigenthümer einer Porzellan-Fabrik zu Rauenstein, war in der Leipziger Oster-Messe 1794. eine beträchtliche Summe geraubt worden. Bey der nächsten Monats Zahlung, die er nach seiner Zurückkunft an seine Fabrik-Arbeiter leistete, weigerte sich gerade der Aermste unter ihnen, solche anzunehmen. „Ich weiß“ — sagte er — „daß Sie in Leipzig beraubt worden, und dadurch in großen Schaden gekommen sind; ziehen Sie einem jeden Ihrer Arbeiter eine Carolin an seinem Lohne ab, und entschädigen Sie sich dadurch in etwas! Hier ist die meinige! Bezögen Sie die Messen nicht, so würden auch wir von dem Brode verlieren, das Sie uns Arbeitern geben, und deßhalb sind wir auch schuldig, Ihren Schaden mit zu tragen.“ Greiner fühlte das Edle der Denkart dieses Mannes zu tief, als daß er sein Anerbieten hätte annehmen können: aber da der gute Wille eigentlich allein unsern Handlungen den Werth gibt, so verdient dieses Beyspiel von Billigkeit um so mehr bekannt gemacht zu werden, da der ganze Monats-Gehalt dieses Mannes in einigen 20 Thalern (etwa 40 Gulden) bestand, wovon er gleichwohl eine Carolin seinem Herrn zur Entschädigung anbot.

Gewissenhaftigkeit; Redlichkeit; Ehrlichkeit.

Ein zartes Gewissen haben, und über die geringsten Fehltritte im Herzen Unruhe empfinden, dieß ist ein unschätzbares Vorrecht der Guten. Hierdurch werden sie von Sünden abgehalten, und immer mehr von der Be-

walt der Leidenschaften, die sich ihrer Herzen bemächtigen wollen, befreyet, so daß sie sich stets in der Gemüths-Verfassung befinden, ruhig dem Richter der Menschen von ihren Handlungen Rechenschaft ablegen zu können.

336.

Im siebenjährigen Kriege, als in der Gegend zwischen Peterswalde und Pirna ein Theil der kaiserlichen Armee die Winterquartiere bezogen hatte, kam der General Graf v. K. mit seinem Regimente in ein Sächsisches Dorf zu stehen. Er gab auch da, wie gewöhnlich, seinen Soldaten den gemessensten Befehl, den Einwohnern nicht das Geringste zu entwenden. Nach geendigtem Kriege verließ er Sachsen mit der vollen Beruhigung seines Herzens, daß mit seinem Willen in diesem Lande Niemand ein einziges Leid widerfahren seye. Es ereignete sich aber, daß im Jahre 1774. einer seiner Bedienten krank wurde, und durch alle angewandte Vorsorge dem Tode nicht entrissen werden konnte. Eine begangene böse That beunruhigte diesen Menschen noch auf dem Sterbebette. Er bekannte nämlich, er habe in dem letzten Kriege in gedachtem Dorfe seines Herrn Befehl übertreten, und den Bauer, bey welchem er im Quartiere gelegen, genöthiget, ihm allerley zu geben; manches hätte er ihm mit Gewalt genommen. Beydes, das Geständniß des Sterbenden und das Schicksal des Bauern, rührten den würdigen General. Er sagte ihm, daß dieses Vergehen nicht anders als durch den Ersatz des Geraubten wieder gut zu machen seye; und, um sein Gewissen zu beruhigen, wolle er ihm nicht nur verzeihen, sondern auch, da sein Vermögen nicht dazu hinreiche, selbst dem Bauern seinen Schaden ersetzen. Da in der nämlichen Gegend verschiedene Dörfer beynahe gleiches Namens lagen, durch die Länge der Zeit aber dem würdigen General der eigentliche Name sowohl des Dorfes als seines gewesenen Wirthes entfallen war, so gab er

ſich ſelbſt die Mühe, aus dem Gedächtniſſe eine Zeichnung des Hauſes und der Scheune zu entwerfen, und an einen Bekannten nach Dresden zu ſchicken, mit dem Auftrage, den Beſitzer dieſes Hauſes aufzuſuchen, und ihn den gehabten Verluſt genau berechnen zu laſſen: welches dann endlich nach vieler Mühe, beſonders durch die Mitwirkung des Kreis-Hauptmannes, in gewiſſe Erfahrung gebracht wurde. Der indeß verſtorbene Bauer war durch die erlittenen Drangſale verarmt, und ſeine Wittwe und Kinder durch die Noth gezwungen worden, ihr Dorf zu verlaſſen, und anderwärts ihren Unterhalt zu ſuchen. Man denke ſich die rührende Scene, als der vortreffliche General durch einen Bekannten im J. 1776. den verarmten Hinterlaſſenen ſeines geweſenen Wirthes den genau berechneten Verluſt ſehr reichlich und baar erſetzte, welche ſich dadurch wieder in beſſere Umſtände ſetzten, den großmüthigen Wohlthäter mit Thränen ſegneten, und dieſe unerwartet erhaltene Wohlthat als ein Geſchenk des Himmels betrachteten.

337.

Die Rechtſchaffenheit des d'Aubigné (d'Obinjé), eines Edelmannes und Freundes Königs Heinrichs IV. von Frankreich, zeigte ſich bey einer, zum Gegentheil ſehr verführeriſchen Gelegenheit in einem ſehr vortheilhaften Lichte. Einſt war er, als ihn die verfolgten Proteſtanten ſeines Vaterlandes nach Rochelle (Roſchell), welche Stadt gerade von der Armee der Ligue (Lig) belagert war, verlangten, wegen Mangels an Gelde in der äuſſerſten Verlegenheit. Herr v. Taley, dem er ſeine Umſtände vorſtellte, ſagte zu ihm: „Sie haben ein von dem Kanzler l'Hopital, der jetzt von Hofe entfernt, aller Welt unnütz und Ihrer Parthey untreu geworden iſt, unterſchriebenes, für ihn jetzt ſehr gefährliches Papier in Händen. Erlauben Sie mir, ihm davon Nachricht zu geben, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie 2000 Thaler entweder von ihm ſelbſt, oder von de-

nen, die seinen Untergang suchen, dafür erhalten sollen." D'Aubigné gieng sogleich, diese Schrift herbeyzuholen, und — warf sie vor den Augen Talcy's in's Feuer, mit den Worten: „Ich bin arm, und könnte mich verleiten lassen, niederträchtig zu handeln. Lieber will ich die Papiere verbrennen, damit sie mich nicht verbrennen."

338.

In den stürmischen Zeiten der Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner liebenswürdigen Gattin aus den Armen gerissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt nach Paris in den Palast von Luxemburg, wo die Guillotine aufgestellt war, gebracht zu werden. Einst, um Mitternacht, rief man ihn in die große Gallerie hinunter, wo er eine, leider! nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Mit einem von Sorgen belasteten Herzen stellte sich Adam in einen Winkel; er dachte an den schrecklichen Augenblick, wo seine Gattin und seine Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden. — Plötzlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter, er sah sich um, und ein kleiner, untersetzter Mann bat ihn um seinen Namen. — „Adam heiße ich" — sagte dieser. — „Richtig! so habe ich mich doch nicht geirrt. Dich suchte ich eben. Du bist ein Thor! gehe nach Hause und schlafe aus!" — „Ich kenne Dich nicht," — erwiederte Adam — „aber Dein Scherz ist eben so unzeitig als grausam; laß mich!" ... „Nein, nein!" — rief der kleine Mann, mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit — „wisse: mich, nicht Dich, wollen unsere Bürger ihrer Freyheits-Göttin opfern; auch ich nenne mich Adam. Und ein Schurke müßte ich seyn, — nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beyden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte." — In

ſich ſelbſt verſunken, hatte der unglückliche junge Mann auf die letzten Worte des Unbekannten nur wenig Acht gegeben. Der Commiſſär erſchien mit der Todtenliſte in der Hand. Sämmtliche Anweſende mußten ſich in Reihe und Glied ſtellen. — — Jetzt erſcholl der Name „Adam!“ — „Welcher? (fragte der kleine Mann) es gibt deren zwey hier.“ — „Der Schiffs-Kapitän“ — antwortete der Commiſſär. — „Siehſt Du nun!“ — ſagte dieſer, indem er ſeinen Namens-Verwandten zurückſtieß, ... „Bürger-Commiſſär! ich bin dieſer Adam. Befiehl dieſem andern Adam, ſich in's Bett zu verfügen. Der alberne Menſch hätte beynahe den unbeſonnenen Streich begangen, ſich an meiner Stelle guillotiniren zu laſſen.“ — Betäubt vor Freude und Schmerz umarmte Adam den edeln Schiffs-Kapitän, der zwölf Stunden nachher nicht mehr lebte.

339.

In einem Städtchen der Engliſchen Grafſchaft Rocheſter ſtarb ein reicher Geiſtlicher, der eine ſehr einträgliche Pfarre gehabt hatte. Sogleich meldeten ſich eine Menge Competenten bey dem Miniſter um dieſelbe; ſie verſuchten alle nur erſinnlichen Mittel und Wege, um dieſe reiche Beute zu erhaſchen. Ein armer Vikar, der auf gewiße Weiſe umſonſt, und wie man zu ſagen pflegt um Gotteswillen, für den Verſtorbenen, der ſchändlich geitzig war, die gottesdienſtlichen Verrichtungen im Kirchſpiele verſehen hatte, war zu ſchüchtern ſich um die Pfarre zu melden; er war auch in der That ſo ſehr arm, daß er nicht einmal eine anſtändige Kleidung gehabt hätte, um ſich darin zu zeigen. Als der Hausrath des Verſtorbenen verkauft wurde, erſtand der Vikar um einige Schillinge (etwa 24 Batzen) einen alten großen hölzernen Kaſten, den er nothwendig zu gebrauchen gedachte. Der Kaſten ſchien ihm ſeiner Größe nach inwendig ſehr geräumig ſeyn zu müſſen, indeß fand er das Gegentheil, und vermuthete alſo einen doppelten Boden; nach vielem

Besehen, Messen und Umkehren entdeckte er einen verborgenen Schieber; er öffnete ihn, und siehe da, das heimliche Kästchen enthielt fünfhundert Guineen (über 5,500 Gulden). Welch' ein Anblick für einen Mann, der mit seiner zahlreichen, zärtlich geliebten Familie buchstäblich im Elende schmachtete! Wie leicht wäre es ihm geworden, sich diese Summe insgeheim zuzueignen, ohne daß irgend einer das Recht hatte, sie zurück zu fordern! In demselben Augenblicke kamen seine beyden jüngsten Kinder, und baten ihn im dringenden Tone der bittenden Unschuld um ein Frühstück; der Vikar umarmte sie, seufzte betrübt, hob die Augen gen Himmel; dann nahm er hurtig die Rollen mit den Guineen, lief in's Pfarrhaus, übergab sie den Erben des verstorbenen Predigers, und erzählte ihnen den Vorfall, wie sie an ihn gekommen wären, nach allen Umständen. Diese begnügten sich bloß mit einem kalten Lobe seines Verfahrens, ob sie schon seine bittere Armuth kannten: sie dankten ihm, und er gieng, zufrieden mit sich selbst, von ihnen weg. Einer seiner Nachbarn erfuhr diesen Zug von Ehrlichkeit, welcher den großen Haufen, der wenig zum Nachdenken über Pflichten geneigt und geschickt ist, billig in Erstaunen setzen mußte, und lief hurtig zum Vikar. — „Seyd Ihr denn etwa nicht gescheut, Freund? Wie! der Himmel zeigt Euch ein Mittel, Euch und die Eurigen aus aller Noth zu retten, und Ihr benützet es nicht! seyd Ihr nicht Gatte und Vater?" Der Vikar erwiedert hierauf: „Ich bin ein Mensch, und kenne meine Pflichten. Dieß Geld aber gehört den Erben, das ist ausgemacht. Glaubt mir, ich fühle die Noth der Meinigen tief in der Seele. Aber, was wäre Religion und Moralität, wenn sie bey solchen Anlässen nicht jede andere Empfindung zu überstimmen vermöchten?" — „Hungers sterben" — antwortete der Nachbar, — „ist doch aber auch zu arg! — Ich bewundere Eure Ehrlichkeit; aber bey meiner Seele, an Eurer Stelle, ich weiß nicht, ob ich das gethan hätte." Der Vikar setzte seinem Freunde mit vieler Sanftmuth die Pflichten,

die man in dergleichen Fällen auszuüben hat, auseinander, und dieser gieng voll Verwunderung, und überzeugt, daß man so handeln müsse, von ihm. Der Vikar genoß also die innere Zufriedenheit, die das Bewußtseyn einer mühsamen Aufopferung nothwendig gewährt, als er eines Tages eine Botschaft von dem Minister erhielt, sich vor ihm zu stellen. Der arme Mann erschrack; — „der Minister," — rief er — „was soll ich mit dem zu thun haben!" Der Abstand zwischen ihm und Mylord schien ihm so unermeßlich, daß er mit Angst an dessen Gegenwart dachte. Indeß gehorchte er; Mylord empfieng ihn gerade in einer großen und glänzenden Versammlung: „Also sind Sie es, mein Herr, der die 500 Guineen gefunden, und statt sie zu behalten, sie den Erben wieder gegeben hat? Man führe den Herrn zu seiner Bestimmung!" Der Geistliche war aus aller Fassung gebracht, und wußte nicht, was er zu antworten hatte; stillschweigend folgte er denjenigen, die ihn in eine Kutsche führten, und gerade nach seinem Kirchspiele fuhren. Hunderterley Vorstellungen kreuzten sich in seinem Kopfe. Als sie angekommen waren, stiegen sie im Pfarrhofe ab. „Meine Herren, dieß ist nicht meine Wohnung," — sagte er. — „Jetzt ist sie die Ihrige," — antwortete sein Führer; — „Mylord setzt Sie hier zum Pfarrer ein; er verlangt von Ihnen nichts, als daß Sie die edeln Gesinnungen behalten mögen, und er wird sich stets eine Ehre daraus machen, Sie seinen Freund zu nennen; dieß sind Mylords eigene Worte." — Das freudige Erstaunen des Vikars zu schildern würde vergeblich seyn, er traute seinen Sinnen kaum; indeß hielt er die Ausfertigung in Händen. Sobald er sich selbst gelassen war, nahm er mit seiner Frau, Kindern und seinem alten Vater, den er von seiner Armuth erhalten hatte, den Weg nach London; er warf sich mit Thränen dem Minister zu Füßen. — „Mylord! gütiger Mylord! Sie sehen Ihr Werk; uns alle haben Sie dem Elende entrissen; genießen Sie unsere Erkenntlichkeit!" Der Lord hob ihn auf, und umarmte ihn wie seinen Bru-

der. „Mein Freund, ich muß Ihnen danken; ich habe mich an Ihrer edeln Handlung recht erquickt! ich wünschte etwas ähnliches, um Sie zu belohnen, thun zu können. Meine Herren, — indem er sich zu den Umstehenden wandte, — so bittet man, und so erhält man von mir; — doch, eben fällt mir noch ein; mein lieber Pfarrer! die Erben, denen Sie das Geld zurückgaben, haben sich an mich gewendet, um Sie zu ersuchen, dasselbe als einen kleinen Beweis ihrer Hochachtung anzunehmen." Jetzt brachte auch Jemand das Geld, und überreichte es dem neuen Pfarrer; dieser hatte keine Worte mehr zu danken. Die ganze Versammlung war über diesen Auftritt äusserst bewegt, und fühlte die Stärke der Rechtschaffenheit. Von dem Minister gieng der Pfarrer gerade zu den Erben, und fieng schon an, sie mit Danksagungen zu überschütten, als sie ihm offenherzig gestanden, daß sie ihnen gar nicht zukämen, weil sie an der Handlung keinen Theil hätten. Nun merkte er wohl, daß dieß noch eine Wohlthat des Ministers war, der sie ihm auf eine so feinsinnige Art erwiesen hatte. Er wußte seine Empfindungen nicht anders auszudrücken, als durch Thränen der Dankbarkeit. In seiner Pfarre bauete er eine Art von ländlichem Tempel, und errichtete daselbst des Lords Statue mit der Ueberschrift: „Nach Gott, Mylord!"

340.

Nicht leicht lebt ein Volk in gröſserer Armseligkeit und gröſserem Drucke als die Berg-Schotten und die Einwohner in den Hebridischen Inseln. Dieß bewegt auch viele zur Auswanderung nach Amerika. Aber eben unter solchen armen Leuten gibt es solche Beyspiele von Ehrlichkeit, welche verdienen der Nachwelt aufbehalten zu werden. „In keinem Orte der Welt," — sagt ein Reisender, — „ist das Eigenthum sicherer als hier unter dem groſsen Haufen. Ein einziger Gerichts-Beamter kann unbegleitet, unbewaffnet, ohne Schwierigkeit, ohne persönliche Gefahr, jeden Auftrag, wel-

chen die Gesetze erfordern, ausführen. Jeder Fremde kann in vollkommener Sicherheit gehen, wohin er will. Wenn er sich nur höflich beträgt, und Niemanden beleidiget, so wird er allenthalben gastfrey und freundlich aufgenommen. Selten ereignen sich auf diesen unbekannten Küsten Schiffbrüche; wenn aber dergleichen Fälle kommen, so wird das Schiffs-Volk nicht nur, wenn es irgend möglich ist, gerettet und verpflegt, sondern seine Güter werden auch mit einer Sorgfalt, die den armen Einwohnern zur höchsten Ehre gereicht, in Sicherheit gebracht und verwahrt. Vor einigen Jahren strandete ein mit Leinen-Garn beladenes Schiff. Das Wetter wurde stiller, so daß die Ladung geborgen werden konnte; da sie aber im Salz-Wasser gewesen war, so mußte sie in einem nahen Flusse ausgewaschen werden, und das Garn wurde auf den Dünen (Sandhügeln am Meeres-Ufer) zum Trocknen ausgebreitet. Einige hundert Personen arbeiteten Wochenlang dabey, unter denen auch nicht Eine war, die nicht Leinegarn im Hause hatte, weil dieß die Haupt-Manufaktur dieser Inseln ist. Die Versuchung, etwas zu entwenden, mußte daher sehr groß seyn, weil es bey so bewandten Umständen ausserordentlich schwer gewesen seyn würde, den Thäter zu entdecken, — und doch fehlten, wie Alles nachgesehen wurde, zum größten Erstaunen sämmtlicher Theilhaber, nur einige Strängchen von dem Garne (wo ich nicht irre, fünf oder sechs), die etwa zwey bis drey Schillinge werth seyn mochten."

341.

Ein bereits verstorbener Fürst hatte einem alten ehemal. Hofbedienten, der zur ferneren Versehung seines Dienstes untüchtig geworden war, viele Jahre ein Haus neben dem Schlosse zu seiner Wohnung einräumen lassen. Eine neue Einrichtung und Verschönerung des Schloß-Platzes machte es nothwendig, daß dieses kleine Haus weggebrochen werden mußte. Der Fürst gieng gegen Abend in dieser Gegend spazieren, um den neuen Plan zu über-

denken, als der alte Bediente aus ſeinem Hauſe kam, und den Fürſten anredete: „Aber, Ihro Durchlaucht, ich höre, daß das Haus, worin ich bisher gewohnt habe, niedergeriſſen werden ſolle; wo ſoll ich denn mit meinen Kindern bleiben? Ihro Durchlaucht werden doch das Haus ſtehen laſſen?" — „Das geht nicht an" — antwortete der Fürſt, — „denn nach der neuen Einrichtung würde euer Haus den ganzen Platz verunſtalten, darin kann ich euch nicht helfen." — Der Bediente erneuerte ſeine Klagen und ſeine Bitte, allein der Fürſt ſtellte ihm vor, wie unbillig er handle, denn ſo lange das Haus dageweſen wäre, hätte er es ihn gern bewohnen laſſen, nun aber, da es weggeriſſen werden müßte, ſo könnte er doch nicht ſeinetwegen den ganzen Bau einſtellen, und er müſſe alſo das Haus räumen. Der Bediente gieng weg, und der Fürſt gedachte nicht mehr an die Bitte des alten Mannes. Des andern Morgens um drey Uhr rief der Fürſt ſeinen Kammerdiener, und ſchickte ihn eiligſt zu ſeinem Kabinets-Rath. Dieſer erſchien eilig. „Ach!" — redete ihn der Fürſt an, — „ich habe dieſe ganze Nacht nicht ſchlafen können! Der arme Mann in dem Neben-Hauſe hat mir ſo viel Unruhe verurſacht, ich ſtellte mir vor, wie der Alte auch wohl ſelbſt die Nacht zugebracht haben werde, da er bald nicht mehr weiß, wo er ſich hinlegen ſoll. Iſt denn gar kein Haus unbeſetzt, das ihm eingeräumt werden könnte?" — „Nein," — antwortete dieſer — „alle fürſtlichen Gebäude ſind beſetzt!" — Jetzt ward nach dem alten Bedienten geſchickt, welcher ſogleich erſchien. — „Ich bin geſtern zu hart gegen Euch geweſen, guter Alter!" — ſprach der Fürſt. — „Ihr habt Euch wohl in dieſer Nacht viele Sorgen gemacht?" — „Ja, Ihro Durchlaucht, nicht wenig, denn wo ſoll ich hin, wenn mir das Haus genommen wird?" — — „Nun laßt's nur gut ſeyn! ich will Euch jährlich zwanzig Thaler zu Miethe geben, denn ein Haus für Euch habe ich nicht, und dann will ich Euch für Eure Angſt jährlich zwölf Schreffel Roggen anweiſen. Seyd ihr damit zufrieden?"

Der Bediente dankte dem Fürſten mit Freuden-Thränen und gieng. — „Nun können Sie auch nach Hauſe gehen" — ſagte der Fürſt zum Kabinets-Rathe, — „ich will mich wieder hinlegen, und noch ein paar Stunden ſchlafen, denn, Gottlob! nun bin ich wieder ruhig." — Viele Tauſende verſchwendet, haben gewiß nicht einen ſo großen Werth, wie dieſe zwanzig Reichsthaler und zwölf Scheffel Roggen edelmüthig verſchenkt!

342.

In der kleinen Ruſſiſchen Kreis-Stadt Oranienbaum lebte noch vor Kurzem eine aus dem Holſteiniſchen gebürtige Frau von 90 Jahren. Ein kleines Häuschen war ihr ganzes Eigenthum, und von der Einkehr ſolcher Schiffleute, die auf dem feſten Lande günſtigen Wind abwarteten, hieng ihr ganzer Erwerb ab. Einſtmals da mehrere Holländiſche Schiffer bey ihr zu Abend gegeſſen hatten, findet ſie beym Aufräumen einen verſiegelten Beutel mit Geld unter dem Tiſche. Ihre Beſtürzung über dieſen unerwarteten Fund war begreiflich ſehr groß; und ſie kam auf den Gedanken, daß einer aus der ſo eben abgereisten Geſellſchaft den Beutel vergeſſen haben müßte. Da aber die Schiffer bereits bey günſtigem Wind in die See geſtochen hatten, ſo war ſo leicht an keine baldige Rückkehr der Gäſte zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, mit dem feſten Vorſatze, ihn ſo lange ruhen zu laſſen, bis ſich ſein Beſitzer melden würde. Doch dieſer meldete ſich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrte ſie aufs ſorgfältigſte dieſes fremde Gut, ohne ſich bey oftmaligen Verſuchungen, oder vom Mangel gedrückt, verleiten zu laſſen, dieſes Geld anzugreifen. Ihre Ehrlichkeit ſiegte über jeden Reitz der Gelegenheit, und überwand die Verſuchung des Mangels. Nach Verfluſſe von 7 Jahren bewirthet ſie abermals einige Schiffer. Drey unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Geſprächen fragen jene dieſen, ob er ſchon jemals in Oranienbaum geweſen ſeye? —

„Was sollt' ich nicht!" — ist die Antwort. — „Ich kenne das garstige Nest nur zu gut, es hat mich siebenhundert Rubel gekostet." — „Wie das?" — „Ja ich habe in der Trunkenheit einmal in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silber-Münze liegen lassen!" — „War der Beutel versiegelt?" — fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde. — „Ja wohl! da trage ich das Petschaft noch bey mir, womit er versiegelt war!" — Die Frau erkannte das nehmliche Siegel. — „Nun," — sagte sie — „so kann sich wohl noch einmal wieder finden, was Er verloren hat." — „Ja, wieder finden, Mutter! da müßt' ich nicht so alt geworden seyn, wenn ich das hoffen könnte. Nein, so ehrlich ist die Welt nicht mehr! Bedenkt einmal, sieben Jahre sind vorbey! — Wollt' ich doch, daß der Beutel weiß nicht wo wäre, dieser Vorfall hat mir ganz meinen Humor verdorben. Noch ein Glas Punsch, Mutter!" Während die vier Schiffer beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall im Punsch zu ertrinken, hatte sich das Mütterchen hinaus geschlichen, und kam jetzt mit ihrem Beutel mühsam herbey gelaufen. — „Sieht Er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als Er glaubte" — sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch.

343.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister v. Stainville ausgeschickt, um Fourage (Furasche) für seine Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Eskadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er war indeß einer armseligen Hütte ansichtig, und als er anpechte, trat ein Wiedertäufer mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater!" — redete ihn der Offizier an, — „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter hohlen können." „Sogleich" — erwiederte der Alte, — *bot sich ihnen* selbst zum Wegweiser an, und führte die

Schwadron das Thal hinab. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gersten-Feld an. — „Hier ist das, was wir suchen" — rief der Rittmeister. — „Noch einen Augenblick Geduld!" — sagte der Greis, — „und Sie sollen befriediget werden." — Sie marschirten also weiter und langten nach einer Viertelmeile Weges bey einem andern Gersten-Felde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf, und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser als dieses!" — „Das kann wohl seyn" — versetzte der Alte — „aber es gehörte nicht mir."

344.

Henriette Gotthard, geborne Mohr, Wittwe des zu Bacharach am Rheine vor mehreren Jahren verstorbenen Commerzienrathes Anton Gotthard, gab ein vortreffliches Beyspiel der Redlichkeit. Ihr Mann hatte einige Schulden hinterlassen, die das Gerücht bey seinem Tode sehr vergrößerte. Es kamen daher gleich nach seinem Absterben verschiedene Advokaten zu der Wittwe, und riethen ihr, sie sollte, um aus aller Verlegenheit zu kommen, ihr eingebrachtes Vermögen ansprechen, das sie mit allem Rechte thun könnte; auch erboten sie sich, ungeachtet ihres sehr ansehnlichen eingebrachten Vermögens, es dahin zu bringen, daß sie ausser einem einzigen Schuldposten, den sie als Ehefrau gerichtlich mit unterschrieben hatte, weiter keinen Heller zu bezahlen angehalten werden solle. „So müßte ich meinen Mann nicht geliebt haben," — sagte die rechtschaffene Frau — „wenn ich dieß zugeben würde; und so müßte ich keine Christin seyn, wenn ich, gesetzt auch, daß es nach den Rechten erlaubt und wohl gar gebräuchlich wäre, einen Heller unter meinem Vermögen duldete, an dem Eine Thräne klebte. Und sollte auch hierdurch mein ganzes

Vermögen darauf gehen, ſo will ich doch die ſämmtlichen Schulden, Kapital und Zinſen, bis auf den letzten Heller, bezahlen." — Und das that ſie auch wirklich.

345.

Vor einigen Jahren wurde zu Venedig auf einem glänzenden maskirten Balle eine große Pharao-Bank eröffnet. Das meiſte Geld ſtand in Säcken unter dem Tiſche, auf dem Tiſche ſelbſt aber lagen nur 4000 Dukaten. Eine Maske trat hin, und rief! „Va (Wa) Bank!" Der Bankier hielt ſie, und die Maske gewann. „Hier iſt die Bank, mein Herr!" — ſprach der Bankier, ganz kaltblütig aufſtehend — „ſie ſteht meiſt unterm Tiſche. Ich halte Sie für den Mann, der ſie mir hätte bezahlen können, wenn ich ſie gewonnen hätte." — „Was ſagen Sie?" — rief der Cavalier, der ein Deutſcher war, — „das Geld unterm Tiſche iſt auch mein?" — „Ja, mein Herr! wenn Sie Bank hielten, ſo verſtand ſich's, denn das Geld gehört zur Bank, und die Summe auf dem Tiſche iſt das wenigſte." Er hob die Säcke auf, und jeder war voll Gold. — „Nein, Herr Bankier," — ſprach der Deutſche — „niedrig muß kein Cavalier handeln. Ich habe nur das Geld gehalten, welches auf dem Tiſche lag, weil ich daſſelbe für die ganze Bank hielte. Hätte ich verloren, ſo würde ich mich niemals zu mehrerer Zahlung verſtanden haben, auch in großer Verlegenheit geweſen ſeyn, Ihnen ſogleich dieſe ungeheure Summe zu bezahlen." — Der Bankier erſtaunte über den Edelmuth dieſes Mannes, und nahm auf deſſen wiederholtes Bitten das geſchenkte Gold an. Doch mußte auch dieſer des Bankiers Bitten nachgeben und noch tauſend Dukaten annehmen. Er nahm ſie, und krönte dieſe, an ſich ſchon edle Handlung, durch eine noch edlere. Sämmtliche 5,000 Dukaten übermachte er ſogleich ſeiner Vaterſtadt mit dem Auftrage, ſolche zur Ausſtattung armer Mädchen und zum Studiren geſchickter aber unbemittelter Jünglinge zu verwenden.

346.

Ein Soldat von der Schweizer-Garde zu Paris wußte, daß einer seiner Kameraden einen Mord begangen hatte. Ob er nun gleich dieses Geheimniß keinem Menschen entdeckt hatte, so kam es endlich doch an den Tag, und beyde wurden in Arrest genommen. Dem Mörder wurde das Rad, und dem andern, weil er es nicht angezeigt hatte, die Galeeren-Strafe zuerkannt. Letzterer mußte aber im Gefängnisse des St. Bernhardsthores so lange liegen, bis ein hinlänglicher Trupp Unglücklicher beysammen war, um auf die Galeeren geschickt zu werden. Während der Zeit wußte sich dieser Schweizer bey dem Kerkermeister so beliebt zu machen, daß er ihm mehr Freyheit gestattete als den andern, und dieses gab demselben verschiedene Mittel an die Hand, sich wieder auf freyen Fuß zu setzen, auch war er schon im Begriffe, die Flucht zu ergreifen. Er hatte nämlich nach und nach ein Loch durch die Mauer gearbeitet, das geräumig genug war, seine Flucht zu befördern, und das er indessen mit seinem darüber aufgehangenen Rocke bedeckt hatte. Als er völlig damit fertig war, fiel ihm ein, daß durch seine Flucht der Kerkermeister, von dem er doch so viele Wohlthaten erhalten hatte, könnte unglücklich gemacht werden. Dieser Gedanke machte solchen Eindruck auf ihn, daß er auf der Stelle seinen Entschluß änderte. Ja, er gieng soweit, daß er selbst dem Kerkermeister das Loch entdeckte, durch welches er sehr leicht hätte entrinnen können. Er gestand ihm auch, daß er bloß aus Erkenntlichkeit die That nicht vollbracht habe, und gieng kurz darauf mit den andern Missethätern ruhig an den Ort ab, wo er seine Strafe ausstehen sollte. Der Kerkermeister erzählte die seltene Gewissenhaftigkeit dieses Schweizers öffentlich, so, daß sie auch dem Hofe und dem Könige selbst zu Ohren kam, welchem diese schöne Handlung so wohl gefiel, daß er den Schweitzer begnadigte, und ihn wieder in Freyheit setzen ließ.

347.

Marquis du Pezay (dü Peſäh), ein junger dramatiſcher Dichter, hatte eine komiſche Oper, betitelt: „Die Meyerin, oder der neue Wein" verfertigt, die, ob ſie gleich ſehr artig geſchrieben war, und viele reitzende Scenen enthielt, in Fontainebleau (Fohntähnbloh), wo ſie zum erſtenmale aufgeführt wurde, wenig Beyfall fand. Einer ſeiner Freunde brachte ihm ſogleich die traurige Nachricht, daß ſeine Oper mit ſchlechtem Erfolge aufgeführt worden wäre, mit der Bemerkung, daß ſie das ganze Publikum einmüthig dem Herrn Dorat zuſchreibe, weil man ſeinen Styl darin zu entdecken geglaubt hätte. — „In dieſem Falle" — verſetzte der junge Dichter — „iſt es Zeit, daß ich mich als den Verfaſſer dieſes unglücklichen Drama angebe, es wäre ungerecht, wenn ich dieſem braven Manne einen ſo ſchlimmen Streich ſpielte;" — und ſogleich gab er ſich öffentlich für den Vater des verworfenen Kindes an. — Wie weit rühmlicher war nicht ein ſo freyes Geſtändniß dem Herzen des Dichters, als der lauteſte Beyfall ſeinem Verſtande geweſen wäre! —

348.

Ein Stuttgarter Kaufmann erhielt ein Paket Geld von der Poſt, in welchem mehrere hundert Gulden, mit einem anonymen Schreiben, ungefähr folgenden Inhalts, befindlich waren: „Vor vielen Jahren habe ich in Ihrer Handlung gedient; theils aus jugendlichem Leichtſinne, theils durch die Noth verleitet, habe ich Ihnen nach und nach gegen 400 fl. entwendet. Ich fühle mich verbunden, Ihnen ſolche ſammt den Zinſen wieder zu erſetzen. Jetzt bin ich in der Lage, dieß thun zu können, und entledige mich durch die Beylage dieſer Pflicht. Ich bitte, im „Frankfurter Staats-Riſtretto" den Empfang mit wenigen Worten anzuzeigen."

349.

Die vortrefflichen Verstandes-Eigenschaften, welche der im J. 1778. verewigte Bibliothekar Johann Christian Bartholomäi zu Weimar besaß, erhielten den größten Werth durch sein frommes und rechtschaffenes Herz, und durch seinen unsträflichen Wandel. Mit welcher Treue er seinem Posten vorstand, das bezeugte sowohl sein Fleiß in allen zu seinem Amte gehörigen Arbeiten, als auch seine unabläßige Bemühung, den Vortheil der Herzogl. Bibliothek auf alle mögliche Weise zu befördern. Eine sehr zarte Gewissenhaftigkeit bewies er in Verwaltung der ihm anvertrauten Bibliothek, in Absicht auf die auswärtigen und einheimischen Personen, welche dieselbe besuchten. So bereitwillig er war, jedem, der sich auf der Herzogl. Bibliothek einfand, die Merkwürdigkeiten derselben vorzuzeigen, so war er doch viel zu gewissenhaft, als daß er Allen, ohne Unterschied, solche Bücher, die der Religion und den guten Sitten offenbar schädlich sind, und woran in einer vollkommen eingerichteten öffentlichen Bibliothek kein gänzlicher Mangel seyn darf, hätte vorlegen sollen. Er verbarg sie vielmehr vor denjenigen, auf deren Herz sie einen schädlichen Eindruck hätten machen können, und bewahrte sich dadurch vor der Verschuldung des Gewissens, welche diejenigen auf sich laden, die durch ihre Unvorsichtigkeit Anlaß zu dem Verderben eines Herzens geben. Noch weniger würde er jemals dergleichen ungedruckte schädliche Schriften durch den Druck gemein gemacht haben, da er es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bibliothekars hielt, solche geheim zu halten. Er glaubte — und alle rechtschaffenen Männer müssen ihm Beyfall geben — daß, so strafbar es wäre, wenn ein Bibliothekar oder Archivar Dokumente und andere Handschriften, die dem Interesse seines Fürsten nachtheilig wären, Andern mittheilen wollte, welche einen schädlichen Gebrauch davon machen könnten: es eben so wenig und noch viel weniger

mit der Pflicht eines gewiſſenhaften Bibliothekars übereinſtimmen würde, wenn er ſolche Schriften, welche die Rechte Gottes und ſeines Wortes angriffen, und in die ihm anvertraute Bibliothek zur Verwahrung niedergelegt worden wären, öffentlich ausbreiten wollte.

350.

Im ſiebenjährigen Kriege lag ein Preußiſcher Huſar bey einem armen Schullehrer im Quartiere. Weil der Huſar ſahe, daß dieſer ein ehrlicher Mann war, ſo ſagte er bey ſeinem Abſchiede: „Lieber Freund! ich kann noch in hundert Quartiere kommen, ehe ich wieder einen ſo rechtſchaffenen Wirth finde. Hier haben Sie mein ganzes Vermögen, das ich mit meinem Blute erkauft habe (er gab ihm einen Beutel mit 150 Dukaten in die Hände), heben Sie es mir auf! Ueberlebe ich den Krieg, ſo empfange ich es mit Dank zurück aus Ihren Händen. Sterbe ich, ſo habe ich einen armen Bruder in Brieg, dieſem können Sie es zukommen laſſen.“ — „Verlangen Sie keine Handſchrift?“ — fragte der Schullehrer. — „Nichts, nichts von Handſchrift! Ein ehrlicher Mann iſt die ſicherſte Handſchrift. Leben Sie wohl!“ — und hiemit ritt der Huſar fort. Nach einem halben Jahre bekam der Schullehrer die Nachricht, daß derſelbe in einem Scharmützel wäre erſchoſſen worden. Er ſchrieb an das Regiment, und erhielt die ſchriftliche Verſicherung, daß der Huſar todt ſey. Damals lagen eben des Schullehrers Kinder an den Blattern krank, und ſehnten ſich nach einer Erquickung: er konnte ſie ihnen aber nicht geben. „Lieben Kinder!“ — ſagte er — „ich habe keinen Pfennig mehr, den ich zu Eurer Erquickung anwenden kann.“ — „Lieber Mann!“ — ſagte ſeine Frau — „du haſt ja die 150 Dukaten von dem Preußiſchen Huſaren, die könnteſt du ja angreifen. Es weiß ja Niemand etwas davon, da du keine Handſchrift ausgeſtellt haſt.“ — Schweig!“ — ſprach er — „ich bin nun ſo *alt geworden*, und habe Niemanden Unrecht gethan, ſo

will ich auch nun nicht erſt anfangen.“ — Sie fiel ihm um den Hals, und weinte. „Mann! lieber Mann!“ — ſagte ſie — „haſt du ein Herz von Stein? willſt du dich deiner Kinder nicht erbarmen?“ „Gott iſt ihr Vater,“ — antwortete er — „der kann ſie retten. Wenn ich ſie durch Sünde retten wollte, ſo würde ich ihren Vater beleidigen.“ Und, ohne ein Wort weiter zu reden, riß er ſich aus ihren Armen, flog auf ſeine Stube, ſchrieb an des Huſaren Bruder, und überſchickte ihm die 150 Dukaten. Dieſem kam das Geld eben recht. Er hatte einen Sohn, der auf die Univerſität gehen wollte, und dieſem gab er es nach und nach zu ſeinem Unterhalte. Unterdeſſen that Ehnlich, ſo hieß der Schullehrer, Alles, was möglich war, um ſeine Kinder gut zu erziehen. Er kleidete ſich ſchlecht, und lebte höchſt einfach, und Alles, was er von ſeiner Einnahme erübrigen konnte, wendete er an ſeine Kinder. Nun ſtarb der gute Mann, und hinterließ nichts als einige Bücher und ſechs Kinder. „Lieber Gott!“ — ſagte ſeine Schweſter, als er ſterben wollte — „was will aus dieſem armen Haufen werden?“ Das hörte er, richtete ſich auf, lächelte und ſprach: „Das laß dich nicht kümmern, liebe Schweſter! Ich hinterlaſſe ihnen ein großes Gut — ich hinterlaſſe ihnen — meinen Segen!“ — und da ſtarb er. Und dieſe Kinder wurden auch alle gut verſorgt, vorzüglich die älteſte Tochter. Sie zog nach ihres Vaters Tode zu einer Pathin. Da ſie niemals weichlich war erzogen, noch zum Putz gewöhnt worden, ſo brauchte ſie ſehr wenig zu ihrem Auskommen, und dieſes erwarb ſie reichlich mit ihrer Nähe- und Strick-Arbeit. Sie war dabey immer geſund und munter, und ihr Schmuck war Reinlichkeit. Wenn ſie neben dem Fräulein von Tr. ſtand, das zum wenigſten 12,000 Thlr. im Vermögen hat, ſo ſchien ſie immer ſchöner, obgleich ihr Anzug weit wohlfeiler war. Wer ſie ſah, ſprach: des Vaters Segen ruhet auf ihr. Nachdem ſie drey Jahre als eine verlaſſene Waiſe gelebt hatte,

wurde der Professor M. in die Stadt, wo sie wohnte, berufen, und bekam eine jährliche Einnahme von tausend Thalern. Verschiedene Vorschläge zu einer Heirath wurden ihm gethan, die er aber alle ausschlug. Unterdessen hatte dieses Mädchen auch Anträge von etlichen jungen Mannspersonen, die sie zur Frau begehrten. Es waren aber lauter unsittliche Leute. Da sie nun ein sehr tugendhaftes Frauenzimmer war, so konnte sie sich nicht entschließen, mit einem von diesen schlecht gesinnten Menschen auf Lebenslang die genaueste Verbindung zu schließen. So bewahrte sie die Tugend, die sie ihr guter Vater gelehrt hatte, vor einem bösen Manne. Endlich bemerkte sie der Professor M., der ohnweit ihrem Hause wohnte, und der wirklich des armen Mannes Sohn war, an den ihr Vater die 150 Dukaten überschickt hatte. Ihre Eingezogenheit, Sittsamkeit und Fleiß gefielen ihm sehr. Er wünschte im Stillen, sie zu seiner Gattin zu haben. Als er sich aber näher erkundigte, und erfuhr, daß sie die Tochter des rechtschaffenen Schullehrers sey, der durch seine Ehrlichkeit den Grund zu seinem Glück gelegt hatte, so war er vor Freuden ausser sich. Eines so rechtschaffenen Mannes Tochter, — dachte er — muß die beste Frau werden. Er bat um ihre Liebe, erhielt sie, und machte sie zu der glücklichen Frau, die sie jetzt ist.

351.

Ein alter, schwacher Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt aus dem Armen-Institute eine ganze Portion, damit er nicht der Noth, Hunger zu leiden, ausgesetzt wäre. Im J. 1785. wurde ihm unvermuthet ein Schuldposten heimbezahlt, den er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich gieng er zum Amts-Vorsteher, und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen. Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine übrigen wenigen Lebens-

Tage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon Unterhalt aus der Armen-Kasse erhalten, und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genieße. Ich bitte Sie daher, mein Herr, nehmen Sie dieß (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) zur Unterstützung eines Dürftigeren an, als ich nun bin. Sollten meiner übrigen Tage nur wenige seyn, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen. Indeß danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir bisher zugetheilte Unterstützung. Gott lohne Ihnen dafür!" — Hätte dieser Mann seinen eingegangenen Schuldposten nicht verheimlichen — verschweigen, und die Almosen-Gelder doch auch nebenher einstecken können? — Ja, wenn er kein Gewissen — kein ehrliches Gemüth, keine Menschen-Liebe gehabt hätte! „Gott denkt an dich" — hieß es in seiner Seele — „nun denke du auch wieder an Ihn, und thue Gutes; nehme andern, würdigern Armen nicht das Brod vor dem Munde weg! das Allmosen gehört nun nicht mehr dir, sondern — wirklich Armen."

Treue und Glauben.

352.

Der Portugiesische Feld-Pater de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königes von Camboya in Ostindien gefangen worden. Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechselung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum Portugiesischen Heere reisen lassen. Da der König von Camboya sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab, und überreichte ihn dem Könige als das sicherste Unterpfand der Treue. Nun ließ man ihn rei-

sen. Ungeachtet seine Handlung fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch zu seinen Fesseln zurück. Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Wortes rührte den König so sehr, und flößte ihm eine so gute Meynung von einem Volke ein, welches so edle Menschen unter sich hatte, daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte.

353.

Landgraf Ludwig von Thüringen war einst mit seinem Hofstaate zu Eisenach auf dem Jahrmarkte. Nachdem er eine Menge wohlversehener Buden betrachtet hatte, sah er auch, in einem Winkel, einen armen Krämer, dessen ganzes Waarenlager in einem geringen Vorrathe von Nadeln, Löffeln, Messern, Scheeren und dergleichen bestand, und das ein armseliger Korb faßte. Der Landgraf ließ sich mit dem Krämer in ein Gespräch ein, und fragte ihn unter andern, ob er denn von seinem Handel leben könne, und wie hoch sich wohl sein ganzes Waarenlager im Werthe belaufe? Der Krämer antwortete: „Ach! gnädiger Herr, wenn ich nur überall sicher von einem Markte zum andern kommen könnte, und nie Räuber zu fürchten hätte, so könnte ich bey meinem Handel wohl bestehen.“ Zugleich gab er den ganzen Werth seines Warenlagers auf 20 Schillinge (4 Gulden 23 kr.) an. „Wohlan!“ — erwiederte der Landgraf — „wenn ich Dir nun einen Geleitsbrief durch mein und meiner Freunde Land gebe?“ Der Krämer nahm dieß Anerbieten mit beyden Händen an, und der Landgraf gab sogleich Befehl, den Geleitsbrief auszufertigen. „Aber“ — fuhr der Landgraf fort — „Dein Kram ist zu klein; Du mußt suchen ihn in's Größere zu treiben. Ich werde mit Dir Compagnie machen.“ — Der Neffträger ließ sich auch hiezu nicht lange nöthigen, und Ludwig winkte seinem Zahlmeister, der ihm sogleich 10 Schillinge als Einlags-Kapital zum künftigen Compagnie-Handel zustellen mußte, wogegen der Neffträger

verſprach, jährlich den Gewinn mit dem Landgrafen redlich zu theilen. Mit dem Geleitsbriefe des Fürſten verſehen, zog er nun überall ſicher im Lande umher, und ſeine Nahrung verbeſſerte ſich täglich; richtig kam er auch allemal gegen das Ende des Jahres auf das Schloß des Landgrafen, und brachte ihm allerley Waaren als Gewinnſt vom Handel. Der Reffträger ſahe ſich bald in den Stand geſetzt, einen Eſel kaufen zu können, und nun trieb er ſein Gewerbe in's Größere. Statt, daß er ſonſt ſeine Waaren bey den Kaufleuten der Reichsſtädte ausnahm, zog er nun ſelbſt nach Venedig, der damaligen allgemeinen Niederlage der Kaufmannswaaren für Deutſchland. Hier kaufte er Gewürze und andere ausländiſche Waaren aus der erſten Hand ein, und ſein Gewinn vermehrte ſich dadurch um ein Großes. Als er aber einſt auf dem Rückwege von Venedig nach Thüringen, durch Franken zog, und ſeinen Kram, der jetzt ſchon aus allerley Koſtbarkeiten, z. B. goldenen Ringen und Spangen, Kränzen, elfenbeinernen Spiegeln und dergleichen beſtand, in Würzburg auslegte, fanden ſich einige Liebhaber, die ohne Geld kaufen wollten. Einige Fränkiſche Ritter, die vom Sattel und Stegreif lebten, paßten dem Handelsmanne bey ſeiner Abreiſe von Würzburg auf, überfielen ihn unterwegs, und nahmen, ohne vor dem vorgezeigten Geleitsbriefe Reſpekt zu bezeugen, ihm ſeinen Eſel und ſämmtliche Waaren ab. Der Kaufmann eilte nun zu ſeinem Compagnon, dem Landgrafen, auf die Wartburg, und klagte ihm ſein Unglück. Dieſer hieß ihn gutes Muthes ſeyn, bot ſogleich ſeine Ritter und Vaſallen auf, und zog nach Franken. Hier überfiel er die Räuber, und verwüſtete ihre Beſitzungen; und als der Biſchof von Würzburg ſich bey ihm nach der Urſache der Fehde erkundigte, antwortete Ludwig: „Ich ſuche meinen Eſel.“ Der Biſchof ſchlug ſich nunmehr in's Mittel, und die Räuber wurden genöthiget, ihre ganze Beute wieder herauszugeben. Befriedigt zog Ludwig wieder nach Hauſe, händigte ſeinem Compagnon das ihm Geraubte wieder

ein, und die Handels-Gesellschaft wurde, zu beyder Interessenten Zufriedenheit, mit dem besten Erfolge fortgesetzt.

354.

Als die Deutschen und Engländer im Spanischen Successions-Kriege die große Stadt und Festung Barcellona in Spanien belagerten, entspann sich zwischen beyden kommandirenden Generalen, dem Prinzen von Darmstadt und dem Englischen Feldmarschall Peterborough eine heftige Feindschaft. Dieß gieng so weit, daß der letztere seinen Leuten befahl, sich wieder einzuschiffen. Eben war man damit beschäftigt, als dem Feldmarschalle die Nachricht gebracht wurde, daß sein Nebenbuhler durch einen Schuß um's Leben gekommen seye. Sogleich änderte er seinen Entschluß, und beginnt nun die Belagerung der Stadt mit allem Ernste und Nachdruck. Der Vice-König von Neapel, der in Barcellona eingeschlossen war, gab gleich der ersten Aufforderung zur Kapitulation Gehör; denn ausserhalb der Stadt sahe er einen mächtigen Feind, und innerhalb derselben ein aufrührerisches Volk. Er begab sich deßhalb nach dem Stadtthore, um mit Peterborough die Kapitulation persönlich abzuschließen. Noch war man damit beschäftigt, als man in der Stadt ein schreckliches Schreyen und Wehklagen hörte. „Sie hintergehen uns!" — sagte der Vice-König zu dem feindlichen General. — „Wir schließen hier zutrauensvoll eine friedliche Kapitulation ab, und Ihre Engländer sind unterdeß über die Wälle in die Stadt eingedrungen." „Sie irren sich," — erwiederte der Lord — „das müßen die Deutschen Truppen seyn, die unter dem Prinzen von Darmstadt schrecklich verwildert sind. Es ist jetzt nur Ein Mittel übrig, die Stadt zu retten. Sie müssen sogleich meine Engländer hinein lassen, um die Deutschen zu vertreiben, und die Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen. Ich kehre alsdann wieder zum Thore zurück, lasse meine Leute wieder herausmarschiren, und bringe mit Ihnen die Kapitulation zu Stande." Der Lord sagte

dieß in einem so edlen würdevollen Tone, daß der Vice-König nicht das mindeste Mißtrauen in seine Absicht setzte, und eine Abtheilung Engländer in die Stadt herein läßt. Peterborough sieht, daß die Deutschen die Straßen schon angefüllt haben, um die vornehmsten Häuser auszuplündern. Er verjagt sie binnen einer halben Stunde, und nöthigt sie, ihre Beute im Stiche zu lassen. Er begegnete auf der Straße der Herzogin von Popoli, die den Mißhandlungen der Soldaten ausgesetzt war, rettet sie aus den Händen der Wüthriche, und bringt sie selbst ihrem Gemahle zurück. Nachdem er die Ruhe wieder völlig hergestellt hatte, sammelte er seine Leute, führte sie selbst wieder zur Stadt hinaus, schloß dann die Kapitulation völlig ab, und zog am folgenden Tage, unter dem Jubel des Volkes, glorreich in die Stadt ein. — Unter den blutigen und gräßlichen Auftritten des Krieges, sind die Tugenden der Großmuth und Menschen-Liebe eine höchst erfreuliche Erscheinung!

355.

Gelon, König von Syrakus, suchte in einer unwandelbaren Zuverläßigkeit seinen höchsten Ruhm. Einst brauchte er zu einer vorhabenden Unternehmung Geld, er wandte sich deßhalb an die Bürger und forderte sie zu Beyträgen auf. Die Syrakusaner aber scheueten die Kosten. Gelon erklärte ihnen hierauf, daß er das Geld nur geliehen haben wolle, und machte sich verbindlich, es ihnen nach Beendigung des Krieges sogleich zurück zu bezahlen. Sogleich wurden die nöthigen Summen herbeygebracht; aber auch Gelon bezahlte solche genau zur bestimmten Zeit zurück, und fand nachmals immer eine sichere Hülfs-Quelle, wenn er in irgend einer Geld-Verlegenheit war.

356.

Ein junger Bauer in Frankreich, der im Begriffe war, sich zu verheirathen, bekam Befehl, sich als Re-

krute bey der Miliz zu ſtellen. Voll Betrübniß über dieſen widrigen Zufall wendete er ſich an den Grafen v. Mitri, Capitän des Garde-Regiments von Lothringen, und bat denſelben, ihn unter ſeine Compagnie zu nehmen, mit der Bedingung, nur Ein Jahr unter derſelben zu dienen. Damals wurden die Compagnien noch für Rechnung der Capitäne unterhalten, und der Graf willigte ein. Nach Verlauf des Jahres erinnerte der junge Menſch den Grafen an ſein Verſprechen. Dieſer war ſehr geneigt es zu halten, und gieng zu dem Oberſten, um den ſchriftlichen Abſchied von demſelben unterzeichnen zu laſſen. Der Oberſte aber weigerte ſich, weil er den jungen Menſchen als einen der beſten Soldaten im ganzen Regimente kannte, und ihn deßwegen ungern entließ. Voll Verzweiflung über dieſe Weigerung des Oberſten, war dieſer ſchon im Begriffe davon zu laufen, als der Graf zu dem Oberſten in Gegenwart des ganzen, gerade auf der Parade anweſenden Regimentes ſagte: „Herr Oberſt! dieſem Menſchen habe ich ſeinen Abſchied verſprochen. Einem Edelmanne muß nichts heiliger ſeyn, als ſein Wort! Ich lege hiermit meine Stelle als Hauptmann nieder, und ergreife an ſeiner Stelle die Flinte, damit Sie ihn losgeben können.“ Der Oberſte durch den edeln, feſten Muth des Grafen gerührt, ertheilte nun dem Soldaten den Abſchied.

357.

Der Kaufmann Haudaudine aus Nantes (Hodohdin aus Naut') ward in dem unglücklichen Gefechte bey Legé in der Vendée (Wahndeh) gefangen, und mit zwey andern ebenfalls in Gefangenſchaft gerathenen Bürgern auf ihr feyerliches Verſprechen, daß ſie, wenn ſie in ihrer Sendung nicht glücklich wären, ſich wieder in ihren Kerker ſtellen wollten, nach Nantes zurückgeſchickt. Es war die Rede von einer Auswechslung: Das Leben von 600 gefangenen Franzoſen ſollte für die auf drey Tage beſtimmte Rückkehr der Abgeſandten bürgen. Die

Vorschläge der Königlich-Gesinnten wurden allgemein verworfen; man bedrohte die Deputirten, sie als Ausgewanderte zu behandeln, wenn sie in's feindliche Lager zurückkehrten. Zwey von ihnen ließen sich verführen oder schrecken, und blieben in Nantes. Haudaudine aber, nur die Pflicht, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vor Augen habend, rief feurig: „Ueber mein Leben und meine Güter könnt ihr gebieten, doch über meine Ehre nicht! Ich habe mein Wort gegeben, zu den Empörern zurückzukehren; das Leben von 600 meiner Mitbürger hängt an meinem Versprechen; nichts vermag mich zurückzuhalten, lebt wohl!" Er entfernt sich, taub gegen das Dringen, das Flehen der Seinigen; sein Herz der Stimme der Natur, den Thränen verschließend, die bey seiner Gefahr floßen. Die Verwaltungs-Behörden von Nantes berichteten den Vorfall dem National-Convente. Gerechte Belohnungen des Mannes erfolgten, der sich, seiner Mitbürger Blut zu schonen, freywillig dem Opfertode weihte. Doch auch die Königlich-Gesinnten empfiengen Haudaudine mit Achtung; sie behielten ihn nur gefangen, und behandelten ihn mit vieler Schonung. Die beyden in Nantes gebliebenen Gefangenen wurden allgemein verhöhnt, und selbst von ihren Freunden und Verwandten verachtet.

Aufrichtigkeit; Offenherzigkeit.

358.

Ein Kaufmann in Hamburg war durch Unglücksfälle in seiner Handlung dergestalt zurückgekommen, daß er endlich, im J. 1785., sich als zahlungsunfähig erklären mußte. Noch ehe dieser Fall bekannt war, kam ein junger wohlhabender Kaufmann, und bewarb sich um die Hand sei-

ner Tochter. Allein das Mädchen wies ihn ab mit der aufrichtigen Erklärung: „Sie halten mich vielleicht für die Tochter eines reichen Mannes. Allein ich muß Ihnen offenherzig gestehen, daß ich in einigen Tagen ärmer seyn werde, als die Tochter des ärmsten Taglöhners. Ferne sey es von mir, Sie hintergehen zu wollen!“ Dieses treuherzige Geständniß rührte den jungen Kaufmann dergestalt, daß er zu ihr sagte: er verlange nur ihre Person und nicht ihr Vermögen. Allein sie verwies ihn zur Geduld, bis das Unglück ihrer Familie völlig ausgebrochen seyn würde, indem sie sehr schön hinzu setzte: bis dahin sollte er sich noch Bedenkzeit nehmen, und wenn ihn dann sein Vorsatz nicht reuete, so wollte sie ihm ihre Hand geben. Ihre Mutter war dabey zugegen, und weinte. Da sagte die edle Tochter: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter! Ich will meinen Putz ablegen, und meine Hände sind geschickt und stark genug, Sie und mich zu ernähren.“ Der edelmüthige Freyer blieb auf seinem Vorsatze, er heirathete das brave Mädchen, und was sie ihm mitbrachte, das über allen Reichthum gieng, war: — Unschuld, Fleiß und Sparsamkeit.

359.

Emilie Basedow in Dessau las einst ihrem Lehrer Wolke einen Brief vor, den er in ihrem Namen an ihren abwesenden Vater schrieb. Dieser rieth ihr, mit den gewöhnlichen Worten zu schließen: Ihre gehorsame Tochter. „Aber“ — antwortete Emilie — bin ich denn auch schon immer gehorsam? ich möchte lieber von meinem Vater wegen Ungehorsam gestraft werden, als ihm etwas vorlügen.“ Hr. W. schrieb diese Erklärung in den Brief, und las ihn darauf Emilien vor. „Ja, so ist es auch besser“ — antwortete die Kleine. — „Ich will schon recht gehorsam seyn, wann mein Vater zurück kommt; Er wird zwar anfänglich denken, ich hätte nur aus Bescheidenheit so gesagt, aber dann wird er sich doch

irren." — Und nun hüpfte sie, voll Freude über ihren Vorsatz, in der Stube umher.

360.

Ein Prinz gieng einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer bösen Thaten, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, da er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freyheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente. Deßwegen fragte er einen nach dem andern, warum er hieher gebracht worden wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bey der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Und jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen, und ihm die Freyheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem jungen zerlumpten Menschen, und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?" — Gnädigster Herr!" — antwortete er — „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführet, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gerne will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe." Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem letzteren hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er seine Verbrechen erkannte. Deßwegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmt

ihm die Ketten ab, und jaget ihn fort, damit er nicht etwa dieſe ehrlichen Leute auch verführe!" Sogleich wurde er von ſeinen Banden erlöſet, und in Freyheit geſetzt; die Andern aber, die ſich für unſchuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

361.

Ein ehemaliger Zögling des Straßburgiſchen Waiſenhauſes, der zu einem Handwerksmann in die Lehre kam, entdeckte ſeinem Meiſter eines Tages, daß er den vorigen Tag, an welchem er abweſend war, einen Bogen Papier aus der Schublade genommen habe, in der Abſicht, ein Morgengebet aus einem geiſtreichen Buche für ſich abzuſchreiben. Er hätte es thun wollen, daß ſein Meiſter nichts davon wüßte, fände ſich aber jetzt gedrungen, ihm es zu offenbaren, weil er von deſſen Eigenthum etwas entwendet habe. Dieß aufrichtige Geſtändniß, verbunden mit der Abſicht, um welcher willen der junge Menſch dieſen Bogen Papier ſich zu Nutz machte, freute den Meiſter über die Maaßen; er ſagte indeß in dem Augenblicke ſonſt nichts zu ihm, als: „Es iſt mir lieb, daß du mir's geſagt haſt." Des andern Tages aber ſchenkte er ihm eine kleine Denkmünze, von einem Briefe folgenden Inhalts begleitet: „Lieber! Deine geſtrige Aufrichtigkeit iſt es werth, daß ich dir beweiſe, wie erfreulich ſie mir war. Nimm dieſes kleine Geſchenk von mir zum Andenken an, und fahre fort, immer im Kleinen wie im Großen, bey Fehlern, ſelbſt bey gröberen Vergehungen, alſo aufrichtig zu ſeyn. Deine Vorgeſetzten haben mehr Einſichten als du; vielleicht, daß ſie deinen Fehler gut machen können, ſo wie ein Arzt dem Kranken nur dann helfen kann, wenn er ſeine Umſtände ganz vertraulich entdeckt. — Es war zwar immerhin ein Fehler von dir, etwas zu nehmen, das nicht dein gehörte, ohne mich vorher darum zu fragen; aber deine Abſicht war gut. Dieß entſchuldiget dich vor mir, aber nicht vor Gott: denn Gott will nicht, daß wir Böſes thun,

damit Gutes darauf erfolge. Du weißt überdieß, daß ich dir nie etwas versage, was dir Freude macht, wenn es anders deiner Bestimmung gemäß ist. Im Gegentheile, durch deine Aufrichtigkeit machst du dir mich und alle deine Vorgesetzten zu Freunden, und du hast Gott, einen liebevoll für dich sorgenden Vater, da du keinen Vater auf Erden mehr hast. Liebe mich, und sey fromm, so wird dir's nie an Glückseligkeit gebrechen, so werde ich nie aufhören, dein wahrer Freund zu seyn."

Freymüthigkeit.

Freymüthigkeit ist nur dann eine Tugend, wenn sie, von reinem Enthusiasmus oder lebendigem Gefühle für das Gute und die Wahrheit angetrieben, durch Reden oder Handlungen sich äussert, und auf eine heilsame Art sich zu mäßigen weiß; tadelnswerth hingegen ist sie, wenn sie da, wo sie sich nicht äussern sollte, ausbricht, und sie hat sich daher die aus ihren unvorsichtigen Reden entstandenen schlimmen Folgen selbst zuzuschreiben.

362.

Zu Colchester in England lebte ein 80jähriger Greis, ein Quäcker, der sich durch seinen stillen, einfachen, rechtschaffenen und wohlthätigen Lebenswandel allgemeine Achtung erwarb. Er hatte eine äusserst liebenswürdige Gattin, mit der er 40 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, und die, mit seiner Genehmigung, eine ganze Reihe Häuser bauen ließ, in welchen arme verlassene Wittwen eine Zuflucht und freye Aufnahme fanden. — Vor etwa 14 Jahren kam eine herumwandernde schlechte Schauspieler-Bande nach Colchester, um auf einem dortigen Theater Possen und andere erbärmliche Stücke zu spielen. Zum größten Staunen Aller, die ihn kannten, stellte sich der alte Quä-

cker gleichfalls ein, kaufte ſich einen Einlaßzettel, und ſetzte ſich mitten unter die herzuſtrömende Volksmenge hin. Etwa eine Viertelſtunde, ehe das Schauſpiel ſeinen Anfang nahm, ſtand er von ſeinem Sitze auf, und redete die Verſammlung folgendermaaßen an: „Meine Freunde! So viele Jahre habe ich unter Euch gelebt, daß ihr mich wohl kennet, und wahrſcheinlich nicht ohne Staunen mich an einem Platze, wie dieſer iſt, ſehet. Was mich eigentlich hieher brachte, iſt meine Liebe, die ich zu Euch fühle. Nie habt Ihr mich anders, als mit großer Achtung und Güte behandelt, und meinen Grundſätzen zufolge würde ich dieſe Güte ſchlecht erkannt und erwiedert haben, wenn ich mich nicht öffentlich wider eine Luſtbarkeit erklärt hätte, die, aufs gelindeſte geſprochen, thöricht und unwürdig iſt. Ja! wenn Ihr die Sache nur einen Augenblick mit ernſtem Sinne und ganz unbefangen betrachtet, ſo werdet Ihr einſehen, daß Ihr hieher gekommen ſeyd, Scenen anzuſehen, gegen die Ihr im gewöhnlichen Leben Auge und Ohr verſchließen würdet: denn hier iſt es, daß oft Dinge, welche das Fundament aller Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung ſind, mit ſchaamloſem Leichtſinne behandelt werden; — hier iſt es, wo die unſchuldige und unerfahrne Jugend verdorben wird. Und wie? an ſolchen Dingen könntet ihr Wohlgefallen finden? Ich weiß es, viele von euch kommen ganz gedankenlos hieher — ſie wünſchen nichts, als einen kurzen Zeitvertreib hier zu haben; an dieſe wende ich mich hauptſächlich, und für immer würde ich mir Vorwürfe gemacht haben, wenn ich Euch nicht frey und offen meine Gedanken über eine Sache mitgetheilt hätte, zu der ſich Viele verleiten laſſen, ohne das geringſte dabey zu denken.“ — Mit dieſen Worten verließ er die erſtaunte Volksmenge, die, dem größten Theile nach, ſeine freymüthige Anrede ſo wohl aufnahm, daß ſie nachher redlich eingeſtanden hat: ſeine kurze Anrede ſey ihnen unendlich weit mehr werth geweſen, als das ganze Spiel, das ſie angeſehen hätten.

363.

Plato, ein berühmter Griechischer Philosoph und Schüler des Sokrates, ward von dem Könige Dionys an seinen Hof nach Syrakus gezogen. Aber die Denkungsart dieses Fürsten und die tyrannische Art, wie er regierte, standen dem Philosophen so wenig an, daß er Syrakus bald verließ. Dionys war darüber so aufgebracht, daß er ihm in der Ferne nachstellte und verschiedene Versuche machte, sich seiner Person zu bemächtigen. Da er endlich doch zu überlegen anfieng, wie viel ihm die Klagen eines so großen Mannes und berühmten Schriftstellers in den Augen der Welt schaden könnten, so suchte er sein Unrecht wieder bey ihm gut zu machen, und schrieb ihm einen Brief voll Hochachtungs-Bezeugungen und Entschuldigungen wegen des Vergangenen. Plato antwortete ihm hierauf mit edlem Stolze: „Nur Sclaven dürfen die Tyranney fürchten, welche sie in Fesseln hält. Ich bin frey; fürchte sie also auch nicht; glaube übrigens, daß der wahrhaft weise Mann die Rache verabscheut, und daß schon der Reitz des Nachdenkens und der Wissenschaften allein hinreichend seyn würde, um ihn von so niedrigen Empfindungen, die nur schwache und gemeine Seelen einnehmen können, rein zu erhalten.“

364.

Einer unserer edelsten deutschen Fürsten, der letzt verstorbene Herzog Ernst von Sachsen-Gotha, erfuhr einen merkwürdigen Beweis von dem freymüthigen Charakter eines berühmten französischen Gelehrten. Er hatte diesen Philosophen mehreremal unter dem Namen eines reisenden Schweitzers besucht. Der Gelehrte fand ihn so gebildet und weise, daß er zu ihm sagte: „Lieber Jüngling, kehren Sie unverzüglich in Ihr Vaterland zurück! Sie sind in Gefahr, hier verdorben zu werden!“ — So oft er ihn wieder sahe, schlug er ihm auf die Schulter, und sagte: „Sie sind noch in Paris, es wäre Schade

um Sie!“ — Einige Zeit darauf meldete man in einer Gesellschaft den Prinzen von Sachsen. Der Gelehrte erkannte den jungen Schweitzer; wie er sich aber seiner Vertraulichkeit wegen entschuldigte, antwortete ihm der Prinz: „Der Lobspruch, den Sie mir ertheilt haben, ist der schmeichelhafteste, den ich je erhalten habe, ohne bey einem Schmeichler zu seyn.“

Edles Vertrauen.

365.

Zutrauen wirkt Edelmuth. — Der Griechische Kaiser Arkadius hatte die Redlichkeit und den Edelmuth des benachbarten Persischen Königes Jezdegardis bey vielen Gelegenheiten kennen lernen; und dieß bewog ihn, obgleich die Persischen Könige viele Jahre lang erklärte Feinde seines Hauses waren, daß er auf seinem Todbette seinen 8jährigen Kron-Prinzen Theodosius II. der Vormundschaft des Jezdegardis empfahl. Jezdegardis übernahm nicht nur willig die Vormundschaft, und verwaltete sie auch auf das rechtschaffenste, sondern hielt auch den sonst so oft unterbrochenen Frieden heilig und unverbrüchlich, und schonte der Länder seines Mündels. Warannes, der Sohn des Jezdegardis, that nach dem Tode des Vaters einen Einfall in die Griechische Provinz Mesopotamien, um die Griechen zu zwingen, das Land der Lesgier zu räumen, worüber schon längst zwischen den Persern und Griechen war gestritten worden. Sobald Theodosius, der wenig gerüstet, und den Persern vielleicht nicht gewachsen war, von diesem Einfalle hörte, setzte er ein so großes Vertrauen in die Großmuth des Sohnes seines Vormundes, daß er, anstatt ihm ein Heer entgegen zu senden, *ihm bloß* den Anatolius, seinen Heerführer, mit Vorstel-

lungen entgegen ſchickte. Der König zeigte ſich auch wirklich ſo edelmüthig, als Theodoſius es ihm zugetraut hatte. Kaum erblickte er den Abgeordneten, ſo wandte er ſein Pferd um, und mit ihm kehrten alle Perſer zurück. Sobald er in ſeinem eigenen Gebiete angelangt war, gab er dem Anatolius Gehör, und ohne ſich der Schwäche der Griechen zu ſeinem Vortheile zu bedienen, oder die Beſchämung, daß er einen Kriegszug umſonſt unternommen habe, oder den Unwillen ſeiner Soldaten zu fürchten, erneuerte er den Frieden, und forderte nichts, als daß die Griechen keine neue Feſtung an den Gränzen anlegen ſollten; ſo wie er ſeiner Seits das nämliche verſprach.

366.

Nach der großen Niederlage, welche der unglückliche Prinz, Karl Eduard, Sohn des Kron-Prätendenten von England, bey Culloden erlitt, und nach der gänzlichen Zerſtreuung ſeines kleinen Heeres, die nach dieſer Schlacht erfolgte, irrte er flüchtig und verlaſſen, in dem ſchlechten Gewande eines Taglöhners, in ſeinem Vaterlande umher. Auf ſeinen Kopf war ein großer Preis geſetzt, und Jedem, der ihn aufnehmen und ſchützen würde, die härteſte Strafe angedrohet. Anfangs wurde er von zwey treuen Genoſſen ſeines Unglücks begleitet; da dieſe aber einigemal die Veranlaſſung zur Erkennung des Prinzen wurden, ſo bat er ſie inſtändigſt, ihn ſeinem traurigen Schickſale allein zu überlaſſen. Sie trennten ſich mit ſchwerem Herzen von ihm, und Eduard ſtand nun in der großen weiten Welt verlaſſen und allein da. — Indeß er war in der Schule des Unglücks aufgewachſen, und dieß hatte ſein Herz feſt, ſeinen Sinn männlich gemacht. Nachdem er eines Tages zehn Engliſche Meilen zu Fuße gegangen, und von Hunger und Müdigkeit ganz erſchöpft war, kam er auf dem Schloſſe eines Edelmannes an, von dem er wußte, daß er nicht von der Königlichen Partey, aber ein rechtlicher und braver Mann ſeye. Indem er zu ihm in's Zimmer trat, ſagte er: „Der

Sohn eures Königes bittet Euch um Brod, um ein Kleid, und für diese Nacht um ein wirthliches Lager. Ich weiß, Ihr seyd ein Feind meines Hauses; aber ich glaube an Redlichkeit und Tugend. Ihr werdet von meinem redlichen Vertrauen und meinem Unglücke keinen schlechten Gebrauch machen. Nehmet die Lumpen, die mich jetzt bedecken! — Rasch und wunderbar ist der Wechsel menschlicher Dinge! — vielleicht könnet Ihr einst solche in den Pallast der Könige von Großbritannien bringen.“—Der Edelmann war tief gerührt, nahm den Prinzen mit offenen Armen auf, leistete ihm in allen Stücken den möglichsten Beystand, bewirthete ihn mehrere Tage lang gastfreundschaftlich, und beobachtete über dieß Alles ein unverletzliches Stillschweigen. — Einige Zeit darauf ward er aber angeklagt, daß er den Prinzen Eduard in seinem Hause beherberget habe, und deßhalb vor das Parlament gefordert. Der Edelmann erschien, und mit einer Ruhe und Standhaftigkeit, die nur das Bewußtseyn einer guten That gibt, sagte er zu seinen Richtern: „Erlaubet, ehrwürdige Männer! daß ich euch eine Frage vorlege, bevor ihr mich befragt! Wer von euch würde den flüchtigen Sohn des Kron-Prätendenten, wenn er sich mit offenem, ehrenvollem Vertrauen in eure Arme geworfen hätte, verrathen und ausgeliefert haben?“ — Alle schwiegen, und sprachen den Angeklagten, ohne weitere Untersuchung, frey.

367.

Der Portugiesische Unterkönig von Indien, Nagno da Cunha, erhielt im J. 1536. vom Sultan Badur die Erlaubniß, eine Festung zu Diu anzulegen. Die Freundschaft aber, die derselbe den Portugiesen hierdurch bewies, war nicht von Dauer. Er war bald davon überzeugt, daß er sich einer großen Unvorsichtigkeit und eines sehr wichtigen politischen Fehlers schuldig gemacht habe, und faßte also den Vorsatz, sich nicht nur der Festung, sondern auch der Person des Unter-Königes zu bemächtigen. Die Portugiesen, die von seinem Vor-

haben benachrichtigt wurden, entschloßen sich, ihm mit Vertraulichkeit entgegen zu gehen. Manuel von Sosa, Commandant der Festung Diu, war zum Sultan Badur gerufen; und ob er gleich die gewisse Nachricht hatte, daß er ermordet werden solle, so stellte er sich dennoch, in Begleitung eines einzigen Edelknaben, zur bestimmten Zeit bey dem Sultane ein. Dieser ward durch die edle Entschlossenheit des Portugiesen so sehr gerührt, daß er vor dem Gedanken, den er auszuführen beschlossen hatte, erschrack, und anstatt den Herrn von Sosa zu ermorden, ihn mit reichen Geschenken entließ. Um zu zeigen, daß er eben so unerschrocken sey als jener, kam er, nur von vier seiner Leute begleitet, gleich nachher, zur Nachtzeit, vor die Festung, und verlangte eingelassen zu werden. Die aus 900 Mann bestehende Besatzung trat unter die Waffen. Der Sultan ward mit Fackeln eingeholt, und seinem Verlangen zufolge, in die Festung geführt. Nun war Herr von Sosa in dem nämlichen Falle, worin sich kurze Zeit zuvor der Sultan Badur befand. Auch er bewunderte den Muth seines heimlichen Feindes. Der Sultan ward von ihm eben so wenig seiner Freyheit als seines Lebens beraubt.

368.

Auf einem Dorfe des Kantons Schwytz kam einst an einem Abend der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heu-Ernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammen rufen lassen, weil wir beyde nicht gelehrt genug sind, zu wissen, wer von uns beyden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!“ „Du siehst, Nachbar,“ — antwortete Kaspar — „daß ich die Wiese gemähet habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mitgehen.“ — „Und ich kann die

Richter nicht wieder gehen laſſen, da ſie dieſen Tag gewählt haben," — erwiederte dieſer — „auch kann das Heu nicht eher abgeholt werden, bis wir wiſſen, wem die Wieſe gehört." — — Nach einigem Beſinnen ſagte Kaſpar: „weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwytz, und ſage den Richtern deine und meine Gründe, ſo brauche ich ja nicht dabey zu ſeyn!" — „Wenn du das Zutrauen zu mir haſt, ſo kannſt du dich darauf verlaſſen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes." — Nach dieſer Abrede gieng Belten den folgenden Tag nach Schwytz, und trug ſeine und Kaſpars Gründe vor, ſo gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaſpar, und ſagte: „die Wieſe iſt dein, die Richter haben ſie dir zugeſprochen, ich wünſche dir Glück, und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen ſind."

369.

Als die Zürcher Truppen von dem Feldzuge zurückkamen, den ſie mit den Eidgenoſſen nach Weinfelden gethan hatten, um die Beſchimpfung ihrer Münze an den Konſtanzer Bürgern zu rächen, wurden ſie in der Stadt Winterthur freundſchaftlich eingelaſſen und gut bewirthet. In der Nacht, da ſie ſchon in tiefem Schlafe lagen, kam die Zeitung nach Winterthur, daß die Truppen der andern Kantone in dem Durchzuge durch Rapperswyl ſich der Thore bemächtiget und die Stadt eingenommen hätten. Die Bürger von Winterthur fürchteten daſſelbe Schickſal von den Zürchern; einige von ihnen, die von roher Gemüthsart waren, ſchrieen, man ſolle ſie in ihren Betten überfallen; andere von ſanfterem Charakter verabſcheueten dieſen Gedanken und ſagten: „Der ſtille Schlaf der Zürcher wäre ein ſicheres Zeichen, daß ſie nichts feindſeliges im Sinne hätten; doch um ſich zu verſichern, ſollte man vor die Betten der Hauptleute gehen, und ihnen vorrücken, was in Rapperswyl vorgegangen wäre; man ſolle ihnen ſagen, daß man

ſich verſichert hielte, ſie mißbilligten das Unternehmen gegen Rapperswyl, und ſie ſelbſt wären als Freunde in die Stadt gekommen, und würden als Freunde ſie wieder verlaſſen; man ſollte auf ihre Mienen Achtung geben, die genug verrathen würden, wie es in ihrem Herzen ſtände.“ Dieſem Rathe ward gefolgt, ſie erkannten die Unſchuld der Zürcher an ihren Geberden; die Hauptleute verbürgten ſich für die Treue ihrer Soldaten. Am folgenden Tage nahmen die Zürcher auf eine verbindliche Weiſe Abſchied, und erhielten gegenſeitig von den Winterthurer Bürgern die gefälligſten Freundſchafts-Verſicherungen.

370.

Ein im ſiebenjährigen Kriege in die Gefangenſchaft gerathener Ruſſiſcher Soldat ſah ſich genöthiget, Kriegs-Dienſte unter den Preußen zu nehmen. Sein Traktament, das fünf Täge ausreichen ſollte, reichte, beſonders bey der damaligen Theurung der Lebensmittel, kaum länger als zwey Täge, und bey der großen Anzahl, theils Kriegsgefangener, theils Preußiſcher Soldaten, war nicht ſtets Gelegenheit, durch Arbeit etwas zu verdienen. Einſt, als er faſt zwey Täge lang nichts gegeſſen hatte, auch keine Arbeit bekommen konnte, gieng er traurig in der Stadt, wo er in Garniſon lag, umher, um zu ſehen, ob ſich nicht Arbeit oder ein Wohlthäter fände. Eine lange Straße läuft er durch, und betrachtet alle, die vor den Thüren ſtehen, glaubt aber doch in keinem Geſichte eine andere Antwort auf ſeine Bitten, als: „geht weiter!“ zu leſen. Erſt am Ende der Straße erblickte er vor einer Thüre eine Bürgers-Frau, deren Phyſiognomie ihre Menſchenliebe anzukündigen ſchien. Er nähert ſich ihr mit der ganzen Demuth und Schüchternheit eines bittenden Elenden. Sie, gleich auf den erſten Anblick zum Mitleiden gerührt, tritt in's Haus, und winkt ihm näher zu kommen. Da ſucht er ihr durch einige gebrochene deutſche Worte, mit Hülfe

der Zeichen und Mienen, verständlich zu machen, daß er schon zwey Tage nichts gegessen habe, daß er um einen halben Thaler bitte, daß er in einigen Tagen Arbeit hoffe, und in acht Tagen ehrlich bezahlen wolle. Sie verstand ihn; und wem, der nur verstehen will, könnte die, auch ohne alle Worte ausgedrückte Sprache des Elenden unverständlich bleiben? — Aber wie, einem ganz unbekannten Menschen, und noch dazu einem Soldaten, so viel vorschießen? Ist's wohl wahrscheinlich, daß er Wort halten, und das Geld wieder heimgeben werde? Und wenn er's nicht hält, wie ihn unter einigen Tausenden herausſuchen? — Freylich würden die Meisten so geschlossen, den Elenden mit einem: „Gott helfe Euch!" abgespeist, und eben dadurch ihre Unmöglichkeit, sich zu einer edeln Handlung zu erheben, bewiesen haben. Dem Verstande unserer Edeln ließ ihr Herz nicht Zeit zu solchen vorsichtigen Ueberlegungen. Sie fühlte bloß die Wahrheit des im Gesichte und der Stellung des Bittenden so deutlich ausgedrückten Elendes. Sie fühlte sich so ganz in seine Lage hinein, und wie süß ihr da Rettung wäre. Sie wollte bloß wohlthun, ohne dafür zu hoffen. Sie gab ihm von ihrem kleinen Vorrathe den verlangten halben Thaler (54 Kreutzer), und sie konnte sich lange nicht von des Geretteten dankbarem Entzücken losmachen. Am achten Tage, noch Vormittags, kam er wieder, den sie beynahe schon vergessen hatte, und brachte die zwölf Groschen. Zwar, gab er zu verstehen, hungere ihn wieder sehr, und er habe nichts als dieß Geld; aber ein ehrlicher Mann müsse Wort halten; wollte sie ihm wieder die Hälfte noch auf acht Tage leihen, so werde er das für große Gnade halten. — Das edle Weib, zufrieden einem so ehrlichen Armen geholfen zu haben, sagte ihm, er könne das Geld ganz behalten, sie verlange es gar nicht wieder. Lange konnte er diese ihm unmöglich scheinende Großmuth nicht begreifen. Endlich stürzte er zu ihren Füßen nieder, um-

sich versichert hielte, sie mißbilligten das Unternehmen gegen Rapperswyl, und sie selbst wären als Freunde in die Stadt gekommen, und würden als Freunde sie wieder verlassen; man sollte auf ihre Mienen Achtung geben, die genug verrathen würden, wie es in ihrem Herzen stände." Diesem Rathe ward gefolgt, sie erkannten die Unschuld der Zürcher an ihren Geberden; die Hauptleute verbürgten sich für die Treue ihrer Soldaten. Am folgenden Tage nahmen die Zürcher auf eine verbindliche Weise Abschied, und erhielten gegenseitig von den Winterthurer Bürgern die gefälligsten Freundschafts-Versicherungen.

370.

Ein im siebenjährigen Kriege in die Gefangenschaft gerathener Russischer Soldat sah sich genöthiget, Kriegs-Dienste unter den Preußen zu nehmen. Sein Traktament, das fünf Tage ausreichen sollte, reichte, besonders bey der damaligen Theurung der Lebensmittel, kaum länger als zwey Tage, und bey der großen Anzahl, theils Kriegsgefangener, theils Preußischer Soldaten, war nicht stets Gelegenheit, durch Arbeit etwas zu verdienen. Einst, als er fast zwey Tage lang nichts gegessen hatte, auch keine Arbeit bekommen konnte, gieng er traurig in der Stadt, wo er in Garnison lag, umher, um zu sehen, ob sich nicht Arbeit oder ein Wohlthäter fände. Eine lange Straße läuft er durch, und betrachtet alle, die vor den Thüren stehen, glaubt aber doch in keinem Gesichte eine andere Antwort auf seine Bitten, als: „geht weiter!" zu lesen. Erst am Ende der Straße erblickte er vor einer Thüre eine Bürgers-Frau, deren Physiognomie ihre Menschenliebe anzukündigen schien. Er nähert sich ihr mit der ganzen Demuth und Schüchternheit eines bittenden Elenden. Sie, gleich auf den ersten Anblick zum Mitleiden gerührt, tritt in's Haus, und winkt ihm näher zu kommen. Da sucht er ihr durch einige gebrochene deutsche Worte, mit Hülfe

ſuchen, um ihn zu umarmen.“ Sogleich eilte er zum Hafen, fand dort ſeinen Nebenbuhler, und errichtete mit ihm eine ſehr vertraute Freundſchaft, die bis an ihren Tod dauerte. — Gewiß ein ſeltenes Beyſpiel unter zwey gleich verdienten Männern, die auf Einer Laufbahn zuſammentreffen: welches, zur Ehre der ſchönen Künſte, von den Künſtlern öfters erneuert zu werden verdient.

372.

General Seydlitz hatte in der Schlacht bey Zorndorf an der Spitze der Preußiſchen Cavallerie Wunder der Tapferkeit gethan, und ſeiner Bravour und Entſchloſſenheit verdankte der König größtentheils den glorreich erfochtenen Sieg. Seydlitz ſchlug zweymal die Ruſſiſche Cavallerie zurück, die bereits einige Preußiſche Bataillone zum Weichen gebracht hatte; eroberte mit ſeinem Cüraſſier-Regimente eine feindliche Batterie; warf ſich dann auf das Ruſſiſche Fußvolk, und erleichterte dadurch der Preußiſchen Infanterie den Sieg. König Friedrich der Große, der den Plan zur Schlacht entworfen, und ſeine eigene Perſon während derſelben nicht geſchont hatte, umarmte nach erfochtenem Siege den General Seydlitz auf dem Schlachtfelde mit den Worten: „Ich verdanke Ihm dieſen Sieg.“ Aber Seydlitz, der, ſo wie ſein großer König, Verdienſte zu ſchätzen wußte, antwortete mit edler Beſcheidenheit: „Nicht mir, ſondern den braven Männern, die ich anführe, verdanken Ihro Majeſtät den Sieg; vorzüglich den Gardes du Corps und dem Hauptmann v. Wacknitz, der wie ein Löwe gefochten hat, und dem Ihro Majeſtät eine ganz auſſerordentliche Belohnung ſchuldig ſind.“ —

373.

Als im ſiebenjährigen Kriege ein Theil der Preußiſchen Armee in Böhmen ſtand, und ſich in der fürchterlichſten Lage befand, wurde dieſelbe nur durch den Heldenmuth des durch ſein Alter ehrwürdigen Generals

faßte und deckte ſie mit Thränen, ſo daß ſie unter der Laſt von ſeinen Dankbarkeits-Bezeugungen faſt erlag.

Anerkennung fremder Verdienſte.

371.

Protogenes, ein berühmter Maler in Rhodus, war dem Apelles nur durch den Ruf von ſeinen Gemälden bekannt. Der letztere unternahm daher, um ſich mit eigenen Augen von der Vortrefflichkeit ſeiner Kunſtwerke zu überzeugen, eine Reiſe nach Rhodus. Als er das erſtemal zu Protogenes kam, fand er nur eine alte Frau zu Hauſe, welche ſich in der Werkſtätte des Künſtlers aufhielt. In derſelben ſtand eine Staffeley mit einer Tafel, worauf noch nichts gemalt war. Die Alte fragte nach ſeinem Namen: „Ich will ihn hieher ſchreiben," — antwortete er — nahm einen Pinſel mit Farbe, und zeichnete einige Striche von auſſerordentlicher Feinheit. Protogenes ließ ſich bey ſeiner Zurückkunft den Vorfall erzählen, betrachtete verwunderungsvoll die gezeichneten Striche, errieth aber auch ſehr bald den Urheber: „Es iſt Apelles," — rief er aus — „nur Er kann etwas mit ſolcher Feinheit und Leichtigkeit entwerfen!" — Er zeichnete nun mit einer andern Farbe einen noch zärtern und ſchönern Rand um die Striche, und gab ſeiner Haushälterin auf, wenn der Fremde wieder komme, ſolle ſie ihm dieß zeigen, und ihm dabey ſagen, es ſeye die Arbeit des Mannes, den er ſuche. Apelles wurde beſchämt, ſich von ſeinem Nebenbuhler übertroffen zu ſehen: er nahm eine andere Farbe, und zeichnete damit zwiſchen die ſchon entworfenen Striche noch einige andere, worin er die ganze Feinheit der Kunſt erſchöpfte. Als Protogenes ſie bemerkte, geſtand er: „Nun bin ich überwunden, ich muß meinen Ueberwinder aus-

deren haben, und noch grössere vielleicht als er. Diese erkennt er an, und ehrt sie, ohne der seinigen sich zu überheben, in die er sogar eine Art Mißtrauen setzt, weil er sich bewußt ist, daß ihm wohl noch manches, ja vielleicht vieles mangle, um das zu seyn, was er zu werden sich bestrebt. — Ein solcher Bescheidener war Pindaretos, der unter Lacedämons klügste, rechtschaffenste Männer gehörte, dessen ungeachtet aber nicht unter jenen Dreyhunderten sich befand, die zur Regierungs-Verwaltung seines Vaterlandes erwählt wurden. Weit entfernt, darüber unwillig zu werden, rief er vielmehr freudig aus: „Wie glücklich ist mein Vaterland! Dreyhundert Männer hat es, die alle an Erfahrung und Klugheit mich übertreffen!"

375.

Der Griechische Philosoph Plato reisete einst nach Olympia, um den dortigen Festen beyzuwohnen, und traf in einem Gasthofe daselbst mit einigen Fremden zusammen, die ihn nicht kannten. Er gewann bald ihre Achtung und Zuneigung durch die Anmuth seines Umganges und durch seine verständigen Gespräche, in welchen er jedoch allen Schein von Gelehrsamkeit und Philosophie vermied, und nicht ein Wort von seiner Akademie, noch von Sokrates fallen ließ, so daß die Fremden, selbst als sie auf ihr Befragen seinen Namen erfuhren, gar nicht daran dachten, daß dieß der nämliche Plato seyn könne, dessen Ruhm ganz Griechenland erfüllte. Nach geendigter Fest-Feyer reiseten sie mit ihm nach Athen, wo er sie in seiner Wohnung freundlich willkommen hieß. Sie waren überaus erfreut, einen so artigen Mann kennen gelernt zu haben, und baten ihn, sie in Athen herumzuführen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. „Laß uns doch zuerst" — sagten sie — „den berühmten Schüler des Sokrates sehen, der deinen Namen trägt, und der die bekannten, vortrefflichen Schriften geschrieben hat." — „Der bin

v. Schwerin, der mit einer Fahne in der Hand, vor der Spitze der Krieger kühn den engen Leichen-Weg hinanzog gerettet. Drey Kartätschen-Kugeln trafen den Helden — er fällt, die Fahne fällt auf ihn. Seine Krieger, die ihn wie seine Kinder liebten, rächten seinen Tod durch Sieg über ihren Feind. Sein König weint ihm eine Thräne, und gesteht, daß ihm in Schwerin ein ganzes Heer gefallen seye. Als im Decbr. 1776. Kaiser Joseph II. nach Böhmen kam, versammelte er einen Theil seiner Truppen in den Gegenden, die durch jene große Schlacht berühmt, und von Schwerins Blute benetzt worden sind. Ein schön belaubter Baum bezeichnet die Stelle, wo der Held hinsank. Unter den Uebungen ziehen alle fünf im Lager befindlichen Grenadier-Bataillons an dem Platze vorüber, und der Kaiser springt heran. Er läßt die Bataillons um den Baum ein Viereck schließen, tritt selbst in dessen Mitte, und befiehlt dem General-Feldmarschall-Leutenant, Grafen Nugent, eine dreymalige General-Salve aus dem kleinen Gewehre und der bey sich habenden Artillerie, nebst jedesmaliger Rührung des Spiels, zu kommandiren, und dadurch das Gedächtniß des edeln Schwerin zu feyern. Bey jeder General-Salve nahm der Monarch zuerst den Hut ab. — Die Krieger sahen die Perle im Auge des Kaisers zittern, und innige Rührung ergriff Aller Herzen.

Bescheidenheit; Demuth; Anspruchlosigkeit.

374.

Je verächtlicher der anmaßende Mensch in den Augen des weisen erscheinen muß, um so mehr Werth hat bey ihm der Bescheidene. Er besitzt Verdienste, aber er prunkt nicht damit; er bescheidet sich, daß auch Andere

der Prinz, von allen Mitgliedern der Geſellſchaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauer und ſagte: „es freuet mich, Dich zu ſehen, Klyjogg, nachdem ich von Dir ſo viel Gutes gehört habe.“ — „Mich freuet es auch, Euch zu ſehen, Herr Prinz“ — verſetzte der Bauer! — „Es iſt gar zu ſchön, wenn große Herren zu uns armen Bauern herunterſteigen.“ — „Ich ſteige nicht zu Dir herunter, Du biſt beſſer, als ich.“ — Thränen zitterten hiebey dem menſchenfreundlichen Prinzen in den Augen. Klyjogg ward beſtürzt, ſagte aber bald wieder freymüthig: „wir ſind beyde gut, wenn jeder von uns thut, was er thun ſoll.“ Nach einem langen und herzlichen Geſpräche nahm Klyjogg mit kurzem und ungekünſteltem Danke für die erzeigte Liebe Abſchied, fügte ſein „nun behüte Euch Gott!“ hinzu, bot dem Prinzen die Hand, und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Geldſtück in die Hand. „Was ſoll das ſeyn?“ — fragte Klyjogg mit ſanftem Lächeln. „Ein kleines Geſchenk zum Andenken der Freude, die Du mir gemacht haſt,“ — ſagte der Prinz. Klyjogg betrachtete es, und verſetzte: „Geld habe ich nicht nöthig; wenn ich arbeite, habe ich deſſen genug, und Freude habe ich eben ſo viele gehabt, als Ihr; das Verſäumte werde ich bald wieder einbringen, weil mein Eifer ſich verdoppelt, da ich ſehe, daß auch große Herren uns Bauern deßwegen lieben; Unkoſten habe ich weder hier noch auf der Reiſe gehabt; mit einem Stücke Brod bin ich hieher gekommen, ein Stück Brod wird mich wieder nach Hauſe bringen. Ich danke nichts deſtoweniger für Eure Freundlichkeit; behaltet aber Euer Geld!“ — fügte er mit ernſthafter Miene hinzu. — „Sobald man auf andern Wegen Geld ſucht als durch Arbeit, iſt man verloren.“ — Der Prinz ſteckte ſein Geld in die Taſche, und geſtand nachmals: Er habe ſich in ſeinem Leben nie ſo arm gefühlt, als in dieſem Augenblicke.

ich selbst" — sagte Plato mit einem bescheidenen Lächeln, welches die Ueberraschung und das Erstaunen seiner Gäste ihm erregte.

376.

Bescheidenheit und Demuth waren hervorleuchtende Tugenden im Charakter des Pabstes Clemens XIV. Als ihm der Vorsatz des Pabstes Clemens XIII., ihn zum Kardinal zu ernennen, bekannt gemacht wurde, sagte er zu dem Kardinal Rezzonico, der ihm diese Nachricht brachte: „Es seye keine heuchlerische Demuth, sondern wahre Ueberzeugung seiner Unwürdigkeit, die ihm die Erklärung abdringe, daß er eine solche Ehre nicht verdiene, und diese Beförderung der Wahl des Pabstes keine Ehre machen werde; daß aber, wenn der Pabst einen aus seinem Orden zum Purpur bestimmt habe, er mehr als zehn Personen wisse, die es besser verdienten." Seinen Mitbrüdern meldete er die Veränderung seines Standes mit den Worten: „Se. Heiligkeit hat mich zum Kardinal erhoben, aber laßt Euch diese neue Würde nicht irre machen, ich werde immer fortfahren, mit Euch und wie einer von Euch zu leben, und sicherlich soll Niemand merken, daß ich meinen Stand verändert habe." Er hielt auch sein Wort vollkommen gegen seine Ordensbrüder. — Ein gewisser englischer Lord, der ihn oft besuchte, pflegte zu sagen: „Ich bekomme den Kardinal Ganganelli nie zu sehen, ich finde immer bloß den demüthigen Mönch zu Hause."

377.

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg besuchte, noch als Prinz, im J. 1765. die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach, wo sie Sommerszeit im Bade ihre Sitzungen zu halten pflegte. Er bezeugte ein Verlangen, den berühmten Guyer, sonst auch Klyjogg oder der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, so gieng

379.

Der Engländer, John Howard, verschaffte sich durch seine große thätige Menschenliebe ein unvergängliches Denkmal im Herzen jedes Rechtschaffenen, der wahre Verdienste ehrt. Um das Schicksal seiner in den Gefängnissen schmachtenden Mitmenschen zu erleichtern, und die Einrichtungen derselben kennen zu lernen, bereisete er die meisten Europäischen Länder, und unternahm zuletzt eine Reise nach der Türkey und Klein-Asien, wo er aber im J. 1790. zu Cherson am Dnieper an einem bösartigen Fieber, das er sich im dortigen Russischen Hospital zugezogen hatte, starb. — Als derselbe in Erfahrung gebracht hatte, daß sein dankbares Vaterland ihm eine Bildsäule setzen wolle, und bereits eine ansehnliche Summe in dieser Absicht zusammen gebracht habe, erklärte er sogleich, daß die Ausführung des Vorsatzes, den man in Hinsicht seiner gefaßt habe, eine wahre Strafe für ihn seyn würde. „Ich bitte" — schrieb er — „ich bitte auf's ernstlichste, daß meine Freunde, denen mein Glück und meine Ruhe lieb ist, ihre Namen aus der von ihnen unterschriebenen Unterzeichnungs-Liste zurücknehmen mögen!" — Man hatte einen zur Unterstützung der Gefangenen gesammelten Geldvorrath den Howardschen Fonds genannt. Howard bat, daß man ihn nicht mit diesem Namen nenne.

Leutseligkeit; Höflichkeit.

380.

Fenelon, der berühmte und liebenswürdige Französische Erzbischof zu Cambray (Cambrä), ließ im J. 1709. zur Zeit des Krieges und der Theurung, in den Gemächern seines Palastes Tafeln decken, um die armen Lands

leute seiner Gegend von dem Hungertode zu retten. Während der tugendhafte Prälat um die Tische herumgieng, sah er einen jungen Bauern, der nicht aß, und sehr bekümmert zu seyn schien. Fenelon setzte sich ihm zur Seite, suchte ihn zu zerstreuen, und sagte ihm unter anderem, daß man morgen Truppen erwarte, und daß er in sein Dorf sobald als möglich zurückkehren möchte. „Ach! da werde ich meine Kuh nicht mehr finden," — versetzte der junge Bauer — „das gute Thier gab so viele Milch, daß es meinen Vater und meine Frau und Kinder allein ernähren konnte." Fenelon versprach darauf, ihm eine andere Kuh zu geben, wenn die Soldaten die seinige wegführen sollten. Und nachdem er alles fruchtlos angewendet hatte, um den Bauer zu beruhigen, so ließ er sich die Hütte desselben genau bezeichnen, die eine Meile von der Stadt lag. Hierauf reisete der Prälat um 10 Uhr in der Nacht zu Fuße, von einer Wache und einem einzigen Bedienten begleitet, nach diesem Dorfe, kam noch in der Nacht mit der Kuh in Cambray an, und meldete es dem Bauer sogleich, der nicht wenig erstaunte, den Erzbischof selbst in seiner Hütte als seinen Wohlthäter zu sehen. — Oft gieng Fenelon allein und zu Fuße in den Gegenden von Cambray spatzieren, trat in die Hütten der Landleute, setzte sich zu ihnen, sprach ihnen Muth zu, und tröstete sie. Lange noch nach seinem Tode redeten diese Leute von ihm mit der zärtlichsten Ehrerbietung. „Da" — sagten sie — „ist noch der hölzerne Stuhl, worauf sich unser guter Erzbischof mitten unter uns setzte. u. s. w."

381.

Im Jahre 1782. gerieth eine arme Bürgersfrau in dem Badenschen Amts-Flecken Schod, durch den Tod ihres Mannes, der viel Schulden hinterließ, in die äußerste Verlegenheit. Insbesondere drückte sie die in dortiger Gegend bey Sterbefällen gewöhnliche Abgabe, welche sich bey ihr auf etwa 70 Gulden belief, und die

nun von dem Beamten mit aller Strenge eingefordert wurde. Von allen Seiten gedrängt, weiß sich die arme Wittwe nicht zu helfen, und läuft zum Pfarrer und zu andern Freunden ihres verstorbenen Mannes. Diese alle rathen ihr eine Bittschrift an den regierenden Fürsten aufsetzen zu lassen, aber sie auch selbst dem guten, gerechten Landesherrn zu übergeben. Das arme Weib befolgt den Rath, und läuft, um ihre Schuhe und Strümpfe zu sparen, baarfuß den 8 Stunden langen Weg nach Karlsruhe, bis dicht an den großherzoglichen Schloß-Garten, der durch eine Mauer und einen Graben von der Landstraße so abgesondert liegt, daß man aus dem Garten Alles, was auf der Landstraße vorgeht, über die Mauer herunter bequem sehen kann. Hier setzt sie sich nieder, um ihre Strümpfe und Schuhe anzuziehen. Gerade geht der damalige Markgraf (der im J. 1810. als Großherzog starb) mit seinem Erbprinzen im Garten, dicht an der Mauer spazieren, erblickt die Frau, und fragt: „Was macht Ihr hier?" — „Ach mein Herr," — antwortete diese — „ich bin eine unglückliche Wittwe, gieng hieher, und will morgen zu meinem gnädigsten Fürsten. Es hat mich Jedermann versichert; er helfe den Unglücklichen so gern; ich will ihn auch um Hülfe bitten." „Wo fehlt's Euch denn?" — fragt der menschenfreundliche Fürst. — „Ja, mein guter Herr, das kann ich Ihm nicht sagen. Man hat mir ausdrücklich eingebunden, meine Sache dem Fürsten selbst, sonst Niemanden, vorzutragen, indem mir sonst nicht geholfen werden würde." — „Ganz gut; aber ich bin beym Fürsten wohl gelitten; sagt mir's nur! Ich will euch morgen Gelegenheit verschaffen, ihn zu sprechen." — Ja, wenn Er das thun will, so will ich es Ihm wohl anvertrauen." — Sie erzählt ihm ihre ganze Geschichte, und der Fürst fragt: „Habt Ihr keine Bittschrift bey Euch?" — „Ja freylich!" — Sie langt hierauf die von ihren vielen Thränen naß gewordene Bittschrift hervor, und sagte: — „hier ist sie!" — „Gebt sie mir, ich will sie

dem Fürsten einhändigen, damit er, wenn ihr morgen früh zu ihm kommt, von eurem Verlangen schon weiß!" — „O, lieber Herr! das kann ich nicht thun," — erwiederte die Arme, — „man sagt überdieß, der Fürst habe Soldaten vor seinem Schlosse, welche die armen Unterthanen nicht vor ihn lassen." — „Dieß soll euch nicht geschehen. Ich will's ihm sagen, daß er seinen Soldaten befiehlt, Euch gleich vorzuführen. Gebt mir nur die Bittschrift!" — Endlich faßte die Wittwe Zutrauen, da der Markgraf immer in einem gütigen, sanften Tone mit ihr spricht, tritt näher an die Mauer, und will ihm die Bittschrift hinauf reichen. Allein die Mauer war zu hoch. Sie erblickt seinen Stock mit einem Bande, und sagt: „Biete mir der Herr seinen Stock herunter, ich will die Schrift in's Band stecken!" Der gute Fürst bietet ihr seinen Stock hin, bestimmt ihr auf den künftigen Morgen die Stunde, und entfernt sich, ihr unbekannt. Nun fällt dem armen Weibe erst ein, daß sie den Namen des Mannes nicht wisse, dem sie ihre Schrift gegeben hatte. Sie jammert hierüber so laut, daß der Erbprinz noch einmal an die Mauer läuft, und fragt: „Was ist Euch?" — „Ach, lieber Herr!" — sagte sie, — „ich weiß ja nicht, wie der Herr dort heißt, dem ich meine Schrift dort gegeben habe. Mein Fürst wird mir morgen nicht glauben, und mich für eine Betrügerin halten." — Nein, gute Mutter! geht nur, ich will's ihm selbst sagen, und dabey seyn, wenn ihr vor ihn kommt." Getrost geht sie nun weg; erzählt, was ihr begegnet war, dem Rechnungs-Rathe Dachtler, bey dem sie Geschäfte hatte, und dem sie, auf sein Zureden, daß sie morgen zum Herrn gehen solle, antwortete: „Ja, wenn ich nur das Herz habe, mit ihm zu sprechen. Es hat mich zwar der Herr mit dem Bandelier (dem Orden) um den Hals versichert, der Fürst werde so gnädig gegen mich seyn, daß ich Herz bekam, mit ihm zu reden. — Wenn's doch Gottes Wille wäre!" — Morgens um zehn Uhr erschien die Wittwe vor dem

Schlosse auf dem ihr angezeigten Platze, und die Wache, welche schon Befehl hiezu hatte, führte sie sogleich in die Garderobe. — Der Fürst erscheint, — die Frau erkennt in ihm den Herrn, der gestern vom Garten aus mit ihr sprach; sie sinkt in Ohnmacht, und kann nur noch sagen: „Ach! wenn Sie der Fürst sind, so habe ich ja gestern mit Ihnen gesprochen.“ Der edle Großherzog läßt ihr jetzt einen Sessel bringen, daß sie sich erhole, und sagt: „Ja, ihr habt mit mir gesprochen. Ich habe Eure Schrift gelesen, wollte selbst von eurem Elende mich unterrichten lassen, und da ich finde, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, so freue ich mich, Euch helfen zu können. Aber hier auf der Stelle kann ich Euch noch keinen Bescheid geben, ich muß mich zuvor bey'm Amte erkundigen.“ „Gnädigster Fürst,“ — antwortete die Frau — „wenn dieß geschieht, dann dürfen Sie mir nichts geben; der Amtmann ist gar zu strenge.“ — „Sorgt nicht, ich helfe Euch gewiß! Hier habt ihr einstweilen etwas!“ Er gab Ihr ein Geldgeschenk, und sie gieng mit Freudenthränen und voll Segenswünschen für den Fürsten, der sogleich die Sache untersuchen ließ, und nachdem sie richtig befunden worden war, seinem Rentkammer-Collegium den Befehl ertheilte, der armen Wittwe die ganze Forderung zu erlassen.

382.

Als die Kaiserin-Königin, Maria Theresia, sich in ihrem Lust-Schlosse zu Laxenburg aufhielt, erhielt sie eine Botschaft von einer hundert und achtjährigen Frau, welche mehrere Jahre hindurch sich am grünen Donnerstage eingefunden hatte, um unter der Zahl der Armen zu seyn, denen die Fürstin an diesem Tage die Füße wusch. Seit zwey Jahren aber hatte ihre Schwächlichkeit sie verhindert, im Schlosse zu erscheinen. Sie ließ der Kaiserin sagen, es thue ihr ausserordentlich leid, daß sie sich bey dieser frommen Ceremonie nicht habe einfinden können, und zwar nicht sowohl wegen der Ehre, die

sie dort zu erwarten gehabt habe, als vielmehr deßwegen, weil sie dadurch des Glückes beraubt worden seye, eine hochverehrte Fürstin zu sehen. Die Fürstin, durch die Gesinnungen dieser guten, alten Frau gerührt, begab sich selbst nach dem Dorfe, wo sie wohnte. Sie scheuet sich nicht in die elende Hütte zu gehen. Sie fand die Alte auf einem Bette hingestreckt, auf welches ihre Schwachheit, die unzertrennliche Gefährtin des Alters, sie gefesselt hielt. „Es thut Euch also leid" — redete die großmüthige Kaiserin sie an — „daß ihr mich nicht gesehen habt. Tröstet Euch, meine Liebe! ich komme jetzt, um Euch zu besuchen." Sie wurde durch die Lage und die Blicke der alten Frau gerührt, welche nur darüber seufzte, daß sie nicht von ihrem Bette aufstehen konnte, um ihr zu Füßen zu fallen. Sie unterhielt sich eine Zeitlang mit ihr, und ließ bey ihrem Abschiede eine Summe Geldes zurück, um ihr die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen.

383.

Bernhard, der Stifter des nach ihm benannten Mönchs-Ordens, ein Mann, der ein wahres Muster von Mäßigkeit war, speiste mit einigen, so eben angekommenen Fremden, wider seine Ordens-Regel, zu Abend. Seine Schüler bezeugten hierüber ihr Mißfallen und ihre Verwunderung. „Nicht ich" — so entschuldigte sich der liebenswürdige Greis — „nicht ich aß und trank mit ihnen, sondern die Liebe that es."

384.

König Friedrich II. von Preußen hatte eine besondere Gabe, Jedermann höflich und leutselig zu begegnen, wodurch er dann auch alle Herzen einzunehmen wußte. Diese angeborne Höflichkeit verursachte, daß er Jedem, der ihn auf der Straße grüßte, freundlich dankte, und den Hut abnahm. Einst sagte der Monarch über der Tafel: wenn er in Berlin ausreite, müsse er fast im-

nur den Hut in der Hand haben. Der Baron v. Pöllnitz antwortete: „Se. Majestät haben gar nicht nöthig, Jedem, der Sie grüßt, zu danken.“ — „Ich meinem nicht, mein lieber Baron,“ — erwiederte der König leutseligst — „das sind Menschen, so wie ich!“

Eintracht; Friedfertigkeit.

385.

In einem Dorfe der Grafschaft Pyrmont wohnte noch vor einigen Jahren eine Bauern-Familie, die anfänglich arm war, aber durch ihre Wirthschaft, Fleiß, Arbeitsamkeit und durch Gottes Segen bald in einen gewissen Wohlstand kam. Diese Familie bestand aus Vater, Mutter und 6 Söhnen. Einer von diesen verheirathete sich, war aber nicht glücklich. Der Vater starb, und die fünf übrigen Söhne blieben bey der Mutter. Diese ordnete Alles in der Wirthschaft an, und die Söhne gehorchten ihr aus Liebe. Sie heiratheten nicht, hauptsächlich weil keiner von ihnen gern die Mutter verlassen, noch weniger eine fremde Frauensperson in's Haus bringen wollte, wodurch, ihrer Meynung nach, leicht Uneinigkeit mit ihrer Mutter hätte entstehen können. Den Anbau der Güterstücke trieben sie gemeinschaftlich; aber Jeder von ihnen hatte noch ein Handwerk gelernt, und was er damit im Winter verdiente, das war sein eigen. Die Mutter erreichte ein hohes Alter, und da sie in der letzten Zeit schwach und hinfällig ward, empfieng sie nun den Segen wieder, den sie ihren Kindern durch die mütterliche Pflege und Sorgfalt in der Jugend ertheilt hatte. Die Söhne pflegten, hoben und trugen sie wie ein Kind auf ihren Armen, und als sie starb, nahmen sie von ihr Abschied mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens im Himmel. Einige Zeit hernach starb einer ihrer Nach-

barn, und hinterließ dreyhundert Gulden Schulden. Sein Sohn hatte acht Kinder; deſſen ungeachtet wurde deſſen Haus und Gütchen, von Obrigkeits wegen, zum öffentlichen Verkauf ausgeboten, um die Schulden damit zu bezahlen. Aber Niemand aus der Gemeinde wollte darauf bieten, weil ſie wohl dachten, daß der Mann mit ſeinen 8 Kindern nicht unter freyem Himmel bleiben könne. Da kam ein Fremder, und bot darauf, ſo daß ſich dieſer arme Mann mit ſeinem Weibe und Kindern in der peinlichſten Verlegenheit befand. Nun gieng einer von den 5 Brüdern zu ihm hin, und ſprach: „Verzweifelt nicht, Nachbar! da oben im Himmel wohnt einer, der wird wohl Rath finden; ihm iſt kein Ding unmöglich.“ — Von da aus begab er ſich zu dem Käufer, bot auf das Haus, und erhielt es. — „Für Euch habe ich's gekauft“ — ſagte er zu dem armen Hausvater; — „könnt ihr mir's einmal wieder geben, wenn Eure Kinder groß werden und Euch helfen, ſo iſt's gut; wo nicht, ſo ſeyd nur ruhig, und laßt's Euch nicht anfechten. Gott wird mir's auf eine andere Art wieder geben. Aber daß es ja Niemand erfährt! Meine Brüder möchten ſonſt nicht damit zufrieden ſeyn, daß ich's von meinem eigenen Gelde bezahle.“

386.

Der berühmte Naturforſcher, Dr. Friedrich Heinrich Wilhelm Martini, der im J. 1778. zu Berlin ſtarb, beſaß ſchon als Jüngling den verträglichſten Charakter, und Frieden ſtiften war ihm gleichſam natürlich und angeboren. Er hatte die Gabe, die roheſten Gemüther zu beſänftigen, und die auf's höchſte aufgebrachten Köpfe wieder zu verſöhnen. Nach dieſem edeln Charakter war er bey Jedermann auf der Univerſität bekannt, und wurde oft von verſchiedenen, ihm zuvor noch ganz unbekannten Studirenden, auf das innigſte gebeten, dergleichen Ausſöhnungs-Geſchäfte auf ſich zu nehmen. Sein ſanftmüthiges Betragen machte ihn ſo vorzüglich

beliebt, daß faſt jeder rechtſchaffene akademiſche Bürger ſeinen Umgang ſuchte, wobey er aber ſehr delikat war, und mit einem ſolchen, wo er das Gute, was er ſuchte, nicht fand, herzhaft abzubrechen pflegte. Sein mitleidiges und wohlthätiges Herz gegen arme Studenten erweckte ihm allgemeine Hochachtung und Liebe. Mehrmals ſchenkte er andern die von ihm in Händen habenden Lehrbücher, und kaufte ſich neue. Eben ſo oft gab er armen Landsleuten das Tiſchgeld, und dieß auf eine ſo vorſichtige und liebreiche Art, daß ſie ſich ihrer Armuth nicht ſchämen durften. — Seine Mäßigkeit bey Zuſammenkünften und Spatziergängen auf dem Lande mußten auch die bewundern, welche die Gränzen dieſer Tugend längſt aus den Augen verloren hatten, und ſich nicht getrauten, in ſeiner Gegenwart unmoraliſche Dinge vorzunehmen. Dagegen war er im Stande, die ganze Geſellſchaft ſo angenehm und intereſſant zu unterhalten, daß auch die Ungeſittetſten ihm mit Vergnügen zuhörten. Sehr oft glückte es ihm, durch ſein geſetztes Weſen, durch ſeine dringenden Bitten und Vorſtellungen, und durch ſein erlangtes großes Anſehen, die gefährlichſten Tumulte zu ſtillen, und allgemeine Ruhe wieder herzuſtellen.

Sanftmuth und Verſöhnlichkeit.

387.

Sich ſelbſt zu beſiegen und ſeine Leidenſchaften mäßigen können, iſt die größte Herrſchaft:

Wahr iſt's, die Kunſt iſt ſchwer, ſich ſelber zu beſiegen;
Allein in dieſer Kunſt wohnt göttliches Vergnügen.

Nichts iſt auch dem Charakter einer großen Seele gemäßer als ſanftmüthige Mäßigung, Vergeſſung des erlittenen Unrechtes und wohlthätige Güte. — Titus

Vespasianus, dieser berühmte Römische Kaiser, war zugleich ein Fürst von dem vortrefflichsten Charakter, und wurde allgemein so sehr geliebt, daß man ihn nicht anders als das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes zu nennen pflegte. Wie leicht und gern er Beleidigungen, die man ihm machte, vergab, davon zeugt, unter andern, folgender Vorfall. Vitellius war sein Feind gewesen, aber Titus war so großmüthig, daß er, als er Kaiser ward, nicht nur an der Familie desselben keine Rache übte, sondern vielmehr dazu beytrug, daß die Tochter des Vitellius eine sehr vortheilhafte Heirath mit einem Manne aus einem der größten Häuser zu Rom traf, wobey er sie auf eine ihrem hohen Range gemäße Art ausstattete. Titus war so weit von aller Selbstrache entfernt, daß er, ob er schon öfters die gerechteste Ursache zur Strenge gehabt hätte, sich doch vielmehr großmüthiger Weise erklärte, er wolle lieber umkommen, als Andere unglücklich machen. Indessen gab es doch traurigerweise, noch hier und da Leute, die niedrig genug waren, verrätherisch gegen ihn zu handeln. Zwey vornehme junge Römer von Adel, Sertus und Lentulus, von denen einer mit dem Kaiser aufgewachsen und mit ihm erzogen worden war, den Titus auf das zärtlichste liebte, und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumulte den Kaiser ermorden, und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherey wurde jedoch entdeckt, die Verschwornen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt, und von dem Senate zum Tode verdammt. Titus sollte nun das Todes-Urtheil seiner treulosen Freunde unterschreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen solle; sie erschienen mit Gesichtern, auf denen die schmerzhafteste Reue und Zerknirschung des Herzens nebst der nagenden Todesangst, die ihr Herz folterte, auf das lebhafteste ausgedrückt waren. Der Kaiser entfernte durch einen Wink alle seine

Umgebungen von sich, blieb mit den Verurtheilten allein, und anstatt sie hart anzulassen, ließ es dieser großmüthige Fürst nur bey einem starken, väterlichen Verweise bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern auf das vollkommenste und großmüthigste, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abstehen möchten, indem er sagte: „Was die Oberherrliche Gewalt betrifft, so stehet es einzig und allein bey den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in diesem oder jenem Stücke etwas zur Befriedigung eurer Wünsche beytragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren.“ Nicht nur verzieh er diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und abscheuliche Verrätherey, sondern er wußte auch seinen Feinden das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte Eilboten zu der Mutter des Sextus, die sich vor Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ diese trostlose Dame in seinem Namen versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohnes völlig beruhigen, und seines Lebens wegen ganz ausser Sorgen seyn könnte. Ja, Titus behielt nicht nur die beyden Schuldigen bey sich zur Tafel, und unterredete sich auf das vertraulichste mit ihnen, wie er es vorher zu thun gewohnt gewesen war; sondern er nahm sie auch den folgenden Tag mit sich zum öffentlichen Schauspiele der Klopf-Fechter, ließ sie daselbst mit gutem Bedacht neben sich sitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit vor aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu besehen, die man jedesmal dem Kaiser zur Beschauung zu bringen pflegte.

388.

Ein junger Mensch, dessen Familie mit dem Bischofe Hough zu Worcester in England sehr gut bekannt war, reisete einst durch diese Stadt, und machte demselben seine Aufwartung. Er kam gerade zur Mittags-Stunde und fand den Saal voller Gäste. Der Bischof bewill-

kommte ihn mit vieler Höflichkeit und Freundschaft. Der Bediente, der ihm einen Stuhl setzen sollte, stieß bey dieser Gelegenheit einen seltenen Luftmesser, der über 200 Gulden kostete, und an den der Bischof sich sehr gewöhnt hatte, dergestalt um, daß er in tausend Stücke zerbrach. Der Fremde war über diesen Vorfall, wozu er unschuldigerweise Anlaß gegeben hatte, sehr bestürzt, und bemühete sich, den Bedienten zu entschuldigen. „Lassen Sie uns nicht weiter hievon sprechen," — unterbrach ihn der Prälat lächelnd — „die Witterung ist bisher so trocken gewesen; nun werden wir doch endlich wieder Regen bekommen; denn mein Barometer hat noch nie so tief gestanden als eben jetzt." Der Prälat war zur Zeit dieses Vorfalles achtzig Jahre alt, allein er behielt seine Lebhaftigkeit und Sanftmuth auch noch in einem Alter bey, wo die Schwächlichkeiten gemeiniglich diesen Charakter zu ändern, und die Greise mürrisch zu machen pflegen.

389.

Johannes Steiger, Schultheiß von Bern, einer der reichsten Männer seiner Zeit, stand mit dem andern Schultheiß, Franz Nägeli, lange Zeit in einer öffentlichen Feindschaft. Die Erbitterung beyder Männer war so heftig, daß keiner ohne starke Begleitung auf's Rathhaus oder sonst aus dem Hause gieng; und alle Versuche, sie mit einander zu versöhnen, vergeblich waren. Steiger verlor im J. 1566. seine geliebte Gattin, mit der er glücklich und zufrieden lebte, durch den Tod. Dieser Todesfall wirkte so sehr auf sein Herz, daß er auf einmal den Entschluß faßte, sich mit seinem bisherigen Feinde auszusöhnen. Er gieng daher eines Tages ganz allein, ohne Bedienten, und bloß mit einem Degen bewaffnet, nach dem Schlosse Bremgarten, wo Nägeli sich im Sommer aufzuhalten pflegte. Bey'm Eintritte in den Schloßhof erblickt er die Tochter des Schultheißen auf einer Rasenbank. Das junge Frauenzimmer

erschrickt, und will vor dem Feinde ihres Vaters die Flucht nehmen. Steiger aber wirft ihr vorher noch eine goldene Kette um den Hals. Unterdessen erfährt Nägeli durch seinen Bedienten, daß Steiger auf seinem Hofe seye; und in der Erwartung, sein Feind erscheine aus feindseligen Absichten, begab er sich bewaffnet zu ihm herunter, fest überzeugt, ihre Degen würden jetzt ihre Feindschaft entscheiden und beendigen, und redete ihn also an: „Was suchst Du hier, Unglücklicher?" — „Den Tod," — sagte Steiger, indem er ihm seinen Degen übergab, — „den Tod suche ich, wenn Du unversöhnlich bist; Deine Freundschaft aber und Deine Tochter, wenn Du verzeihen kannst." Sogleich warf Nägeli sein Gewehr zu Boden, umarmte Steigern, und nun gelobten sich beyde, unter heißen Zähren, auf der Stelle eine unauslöschliche Freundschaft. Um dieses Band recht fest zu knüpfen, übergab ihm der Versöhnte seine Tochter, und die Hochzeit wurde am 22. Juny 1567. vollzogen. Die Freude der Einwohner des Kantons Bern über diese unvermuthete Versöhnung ihrer beyden höchsten obrigkeitlichen Personen war groß und allgemein.

390.

Melanchton gerieth zwar seinem Temperamente nach leicht in Hitze; er kannte aber diesen seinen Naturfehler, wachte über denselben, und wurde augenblicklich Herr über seinen auflodernden Zorn. Darum konnten ihn auch seine Verfolger und Verläumder mit allen ihren harten Beleidigungen nicht zu dem unchristlichen Betragen verleiten, daß er Erbitterung und Rache wider sie in seinem Gemüthe hätte. Er vergalt nicht Böses mit Bösem, noch Scheltworte mit Scheltworten. Er trug die ihm zugefügten Kränkungen mit Gelassenheit, und beschämte seine Feinde mit Großmuth. So bewies er sich überaus gütig gegen Osiandern. Dieser hatte ihn auf's heftigste mit Schmähschriften beleidigt: aber er trug es mit Geduld, sprach bey jeder

Gelegenheit rühmlich von seinen Verdiensten und Einsichten, erinnerte sich dankbarlich ihrer vorigen Freundschaft, und erwähnte seiner stets mit Hochachtung. Flacus, dessen Lehrer und Wohlthäter er war, vergaß die Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit, griff ihn mit wildem Eifer an, half durch seine Beleidigungen und bitteren Schriften seine Tage verkürzen, aber er blieb stets gegen ihn ein sanftmüthiger Mann. Er fand in seinem guten Gewissen stets Trost und Beruhigung wider alles Unrecht, das ihm seine Feinde anthaten.

Dankbarkeit gegen Wohlthäter, und Erkenntlichkeit.

391.

In dem vorletzten russisch-türkischen Kriege ritt der russische Lieutenant Pfuhl, von Geburt ein Deutscher, den Tag nach der Schlacht bey Choczim, mit einem Haufen Dragoner auf Fourage (um Futter für die Pferde zu holen) aus, und hörte aus einem nahen Waldgraben eine klagende Stimme. Er ließ zwey seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob diese Stimme von Freund oder Feind herkomme. Ein lautschallendes Gelächter, das die Dragoner bey ihrer Ankunft erhoben, bewog ihn, mit noch einigen Leuten nachzufolgen. Hier sahe er nun einen alten türkischen Juden, der ein ehrwürdiges, redliches Aussehen hatte, und, von einigen russischen Reitern verwundet, in diesen Graben aus Furcht geflüchtet war, wo ihn aber der Schmerz und Blutverlust gehindert hatte, wieder heraus zu kommen. Pfuhl, nachdem er das Gelächter seinen Leuten ernstlich verwiesen hatte, ließ den Juden in sein eigenes Zelt tragen, wohin er bald selbst nachfolgte, und dann von demselben, der

einstweilen gehörig verbunden und verpflegt wurde, unter Thränen dankbarer Freude mit den Worten: „Herr, Du hast vieles an mir gethan, wer mag Dir solches vergelten?“ angeredet wurde. Der edle Krieger lehnte jeden Dank ab, versahe den Juden mit Pässen, sammelte bey seinem Regiments-Chef und andern russischen Offizieren Geld für ihn, und schickte ihn nach Kaminiek in Podolien, um dort seine vollkommene Besserung abwarten zu können. Die russische Armee rückte indessen tiefer in das türkische Gebiet ein, und Pfuhl, der sich immer als tapferer Krieger und als Beschützer wehrloser Unschuld auszeichnete, wurde sehr hervorgezogen, einst aber bey einem Angriffe des Feindes von einem andern Offizier, wahrscheinlich aus Neid, im Stiche gelassen, so daß er, seines tapfern Widerstandes ungeachtet, in türkische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Adrianopel abgeführt, und dort an Abdul-Melek, einen aus Sicilien gebürtigen, zur muhamedanischen Religion übergetretenen Christen, der eben nach Servien reiste, als Sklave verkauft. Abdul-Melek, ein reicher, aber höchst grausamer, wollüstiger Mensch, ertheilte Pfuhl, da er sich durch seine Kenntniß der italiänischen Sprache und geschickte Behandlung der Pferde ihm nützlich zu machen wußte, anfänglich die Aufsicht über seinen Stall und seine Gärten. Als aber eines seiner liebsten Pferde, jedoch ohne Pfuhls Schuld, gefallen war, so ließ ihn dieser 48 Stunden lang in einen schauerlichen Kerker werfen, und verurtheilte ihn zu den beschwerlichsten Feld-Arbeiten. So fühlte dann der unglückliche Pfuhl, dessen Sklaven-Name jetzt Ibrahim war, das Drückende seiner Lage in vollem Maaße, und mußte bey dem geringsten Versehen die grausamste Behandlung erfahren, als ein unerwarteter Vorfall seiner Lage eine andere Wendung gab. Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Obersten B. war ebenfalls in türkische Gefangenschaft und Abdul-Meleks Gewalt gerathen. Standhaft hatte dieses tugendhafte Mädchen den ihr Gefühl empörenden

Anträgen ihres wollüstigen Herrn widerstanden. Sie hatte die Gegenwart ihres Landsmanns entdeckt, und ihn durch eine vertraute Sklavin dringend bitten lassen, sie der Gewalt ihres Herrn zu entreissen. Das Freundschafts-Bündniß ward bald geschlossen, die Anstalten zur Flucht waren getroffen, beyde Liebende schon im Begriffe, ihre Flucht anzutreten, als ihr ganzer Plan von einem Sklaven, Namens Hassan, dem sie sich selbst anvertraut hatten, ihrem Herrn entdeckt ward. Die Folge davon war, daß beyde mit Ketten belegt, und in zwey dicht an einander stoßende Behältnisse gebracht wurden. Acht Tage lang wurde Ibrahim auf das grausamste mißhandelt, und das Geschrey Natalliens — dieß war des Mädchens Name — ließ Ibrahim vermuthen, daß sie nicht gelinder behandelt werde. Er hörte endlich ihren Kerker von keinem Klagegeschrey mehr ertönen, und dieß erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen ihres Schicksals, die ihn um so mehr beunruhigen mußten, da alle Fragen, die er an die Sklaven, die ihm sein Essen brachten, that, mit einem finstern mürrischen Stillschweigen beantwortet wurden. Einst als er, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken fest zu halten vermochte, trat sein Herr in Begleitung zweyer Sklaven zu ihm herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er wohl den schmählichsten Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Hiemit befahl er, ihn demselben zuzuführen. Man brachte ihn in einen Wagen, der mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Drey Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wußte, wohin sie gieng, ohne daß er auf alle deßhalb gemachten Fragen, von seinen Begleitern, die ihn übrigens nicht als einen Sklaven, sondern als ihren Gebieter behandelten, eine andere Antwort erhielt, als: er solle nur ruhig seyn, und nicht das geringste Uebel erwarten. Am Abende des dritten Tages kamen sie endlich in einen großen Ort; der Wagen hielt in einem Hofe still, Pfuhl stieg aus,

und die erſte Perſon, die ihm der Fackelſchein erkenntlich machte, war — der Jude, dem er bey Choczim das Leben gerettet hatte. „Dank ſey Gott!“ — rief derſelbe aus — „daß ich Dir vergelten kann, Herr, was Du an mir gethan haſt: tritt in das Haus deines Knechtes, an dem Du Barmherzigkeit übteſt!“ Pfuhl wußte ſich nicht zu beſinnen; eine Frage drängt jetzt die andere, die ihm der brave Jude den kommenden Morgen zu beantworten verſprach. Aber wer ſchildert Pfuhls Entzücken, als des andern Morgens der Jude in Begleitung eines Frauenzimmers zu ihm trat, die er ſogleich für Natalien erkannte! Nach dem erſten Taumel der Freude erzählte der Jude: „Er ſey zufälliger Weiſe zu Abdul-Melek gekommen, welcher ihm ein Frauenzimmer zum Verkaufe angeboten habe, welches Natalia geweſen war. Die Thränen ſeiner neuen Sklavin hätten ihn bewogen, ſie nach der Urſache derſelben zu fragen, und er hätte von ihr erfahren, daß ein ruſſiſcher Offizier, mit Namen Pfuhl, noch im Kerker ſchmachte. Der Name ſeines Retters bey Choczim ſey ihm noch in friſchem Andenken geweſen, und ſo habe er auf der Stelle den Entſchluß gefaßt, ihn wiederum zu retten.“ — „Ich reiste,“ — fuhr der Jude fort — „augenblicklich zu Deinem Tyrannen, der Dich eines elenden Todes wollte ſterben laſſen; aber eben ſo geitzig als grauſam, überließ er Dich mir auf mein Verſprechen, daß ich Dich an einen recht harten Herrn verkaufen wollte. Auf dieſe Weiſe gelang es mir, Dich in meine Hände zu bekommen. Gott ſey geprieſen, daß ich Dir habe vergelten können, was Du an mir thateſt! In einigen Tagen reiſe ich in's Lager, und da nehme ich Dich und Natalien mit, mache einen Seiten-Weg, und bringe Euch, mit Gottes Hülfe, glücklich zu Euern Landsleuten zurück.“ — Weinend und tiefgerührt hiengen Natalia und Pfuhl an des Juden Halſe. Er brachte ſie glücklich nach Bukareſt in der Wallachey, wo damals ruſſiſche Beſatzung lag, und es wurde ihnen ſchwer, ſich

von ihrem großmüthigen Erretter zu trennen. Als er weg war, fand Pfuhl, zu Vermehrung seines Erstaunens, und seiner dankbaren Bewunderung des Juden, einen Beutel mit — 1000 Dukaten, und einen kostbaren Ring für Natalien: Geschenke, die der dankbare Israelite ganz unvermerkt in Pfuhls Kleid zu stecken gewußt hatte. Natalia fand ihren Vater noch am Leben, der sie und Pfuhl auf immer mit einander vereinigte. Die Erinnerung an den großmüthig-dankbaren Juden verschaffte ihnen sehr oft die seligsten Stunden ihres Lebens.

392.

Der Kaiserlich-Oestreichische Hauptmann, Graf Aloysius Ferdinand Marsigli, ein edelmüthiger, in allen Kriegswissenschaften erfahrner und sehr tapferer Mann, wurde in einem Feldzuge, der im 17ten Jahrhunderte wider die Türken geführt ward, auf einem weit entfernten Vorposten von einem großen Haufen Tataren überfallen. Er vertheidigte sich lange mit einem Löwengleichen Muthe, fiel aber endlich, von vielen Pfeilen verwundet, unter sein Pferd, und wurde in seinem Blute schwimmend, gefangen genommen. Er erfuhr Mißhandlungen und Beraubungen, die nur der unglücklichste Kriegsgefangene leiden kann. Mehr noch als seine erhaltenen Wunden und selbst erlittenen Kränkungen schmerzte ihn der unbeschreibliche Jammer, den die Tataren auf ihrem verheerenden Zuge durch das Oestreichische Land überall anrichteten. Nach vielen ausgestandenen Drangsalen wurde er in das türkische Hauptlager vor Wien geschleppt, und an einen Bassa aus Temeswar verkauft. Hier mußte er, wie andere Sklaven, in des Sultan Achmets Küchenzelte die geringsten Dienste verrichten: er that es mit solcher Emsigkeit und Sorgfalt, daß er seiner Vorgesetzten Zutrauen gewann. Da Achmets Zelt auf einer Höhe stand, so beobachtete er mitten unter seinen niedrigen Arbeiten auch der Türken Art, Krieg zu führen, zu belagern und Sturm zu laufen; und be-

nützte in der Folge dieſe in Sklaven-Feſſeln geſammelten Bemerkungen in ſeinen militäriſchen Schriften. Er behielt aber dieſen Herrn nicht lange, denn der oberſte türkiſche Befehlshaber ließ denſelben aus Rache vergiften. Graf Marſigli empfand dankbaren Kummer über Achmets Tod, und Lebenslang ſprach er mit Achtung von ihm, weil er ihm öfters vorzügliche Gnade erwieſen, und Hoffnung zur Freyheit gemacht hatte. Nun gerieth er in die Knechtſchaft eines grauſamen Arabers, der ihn ſehr unbarmherzig behandelte. Er faßte daher den Entſchluß, zu entfliehen, wurde aber auf der Flucht ergriffen, und von ſeinem Tyrannen nun noch wüthender gemißhandelt. Zuletzt erhielt er die ſchreckliche Nachricht, daß er ſich auf den folgenden Tag frühzeitig fertig halten ſolle, weil er beſtimmt ſey, mit nach dem Platze geführt zu werden, wo alle Chriſten-Sklaven hingerichtet werden ſollten. Dieß ſein bevorſtehendes trauriges Schickſal klagte er zwey Reitern aus Bosnien, die in das Zelt ſeines Tyrannen kamen, um Kaffee zu trinken. Beyde Brüder und gutherzige Männer verſprachen, ihn zu retten, wenn er ihnen treu bleiben und nicht entfliehen wollte. Er gelobte ihnen dieſes; nun kauften ſie ihn, und fanden Mittel, ihn vor der Vollſtreckung jenes Mordbefehls zu ſichern. Sie giengen gelinde mit ihm um, und erzeigten ihm noch mehr Gutes, als er ihnen verſprach, daß ſie ein anſehnliches Löſegeld für ihn erhalten würden, wenn er nur ſeinen Verwandten erſt Nachricht von ſeinem Aufenthalte geben könnte. Die Türken wurden vor Wien geſchlagen, und mußten ſchnell die Flucht ergreifen. Der Graf kam auf dieſer Flucht mit ſeinen Rettern nach Bosnien. Er hatte einen Wechſel zu ſeiner Auslöſung in der Hauptſtadt dieſer Provinz zu heben; aber der Kaufmann, auf den er geſtellt war, weigerte ſich zu bezahlen. Darauf wurden ſeine Retter härter gegen ihn, weil ſie ihn für einen Betrüger hielten. Aus Gemüths-Kränkung über dieſen Argwohn — denn Gefühl der Ehrlichkeit und Tugend

war in ihm das ſtärkſte — und weil ſie ihm, bey demſelben, auch härtere Arbeit auflegten, ward er todtkrank. Dieß ſein Leiden rührte doch einen von ihnen dergeſtalt, daß er ſich alle Mühe gab, bey dem türkiſchen Oberrichter die Erlaubniß auszuwirken, daß ein katholiſcher Geiſtlicher ihn beſuchen durfte. Marſigli wurde wieder geſund, fand ſichere Gelegenheit, an ſeine Brüder nach Venedig wegen ſeines Lösegeldes zu ſchreiben, erhielt es nun ſogleich, und wurde frey aus ſeiner Sklaverey. Nach ſeiner Befreyung trat er wieder in Kaiſerliche Dienſte, und fand Gelegenheit, gegen die beyden Erhalter ſeines Lebens ſeine Dankbarkeit auf die thätigſte Art zu beweiſen. Denn nachdem der Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem Sultan geſchloſſen war, wurde der Graf Marſigli nach Ungarn abgeſchickt, um die Gränzſcheidung zwiſchen ihren Reichen zu berichtigen. Bey der Ausführung dieſes Geſchäftes kam er auch in die Gegend der Stadt Rama in Bosnien, wo er vor einigen Jahren als Sklave gelebt hatte. Er ließ ſich gleich erkundigen: ob die beyden Brüder, Amar und Gelikke, noch dort leben? Und als er Nachricht von ihnen erhielt, ließ er ſie bitten, ſie möchten zu ihm kommen. Einige Tage darauf, als er mit einem großen Gefolge die Gränzen beſichtigte, kamen zwey geringe Männer auf ihn zu, wieſen mit Fingern auf ihn, und ſagten, Einer zum Andern: „ſollt' es dieſer wohl ſeyn? Er iſt es gewiß!“ Er hörte dieſes, bemerkte ſie, und erkannte in ihnen ſeine vormaligen Herren. Sie liefen auf ihn zu, umarmten ſeine Stiefeln, und benetzten ſie mit unzähligen Thränen, die auch er bey ihrem Anblicke häufig vergoß. Er ſtieg vom Pferde, umarmte ſie, ließ ſie auf ſeine beſten Handpferde ſich ſetzen, und ihm in ſein Lager folgen. Hier wartete für ſie ein Zelt, gleich neben dem ſeinigen aufgeſchlagen; er gab ihnen einen ſeiner Kammerdiener zur Aufwartung, und ſeinen Leuten den Befehl, daß ſie für die beſte Bewirthung und Pflege derſelben ſorgen ſollten. Allgemeines Erſtaunen war im Kaiſerlichen und Türkiſchen Feldlager über die

große Güte, womit er ihnen begegnete. Er ließ sie bisweilen zu sich kommen, und erkundigte sich nach ihren Weibern, Kindern und häuslichen Umständen. Mit Offenherzigkeit erzählten sie ihm freywillig: „Wir sind jetzt arme Leute; denn nach der Zeit, da wir für Ihre Auslösung das Geld erhalten haben, sind wir immer weiter herabgekommen, und haben daraus ersehen, daß der gerechte Gott dergleichen, durch den Menschen-Handel erworbenes Geld nicht segnen könne. Viel Ungemach und Noth haben wir für dieses Geld ausstehen müssen." Da sie nun einige Tage bey ihm gewesen waren, ließ er sie nach Hause bringen, gab ihnen, ihren Weibern und Kindern gute Kleider und Wäsche, zweyhundert Thaler, allerley Hausgeräthe, und eine auserlesene Heerde von Schaafen, schrieb auch für sie an den obersten türkischen Pascha, und bat ihn zu sorgen, daß sie für das ihnen wieder abgenommene Lösegeld eine Erstattung und Unterstützung zum ferneren guten Fortkommen mit ihrer Familie erhielten, welches dieser auch that, mit größter Bewunderung der ausserordentlichen Dankbarkeit des Grafen gegen diese geringen Leute — seine ehemaligen Retter und Wohlthäter. Der edelmüthige Marsigli sagte und schrieb an einen Freund von dieser Begebenheit: „Es ist schwer zu entscheiden, ob die unbeschreibliche Freude dieser armen Leute über die unerwartete große Verbesserung ihrer Glücks-Umstände, oder das Vergnügen größer gewesen ist, welches ich darüber gefühlt habe, daß ich, nach meinen Wünschen, so glücklich gewesen bin, eine Gelegenheit gefunden zu haben, meinen ehemaligen Rettern und Wohlthätern meine Dankbarkeit zu beweisen.

393.

Auf einem Kaffeehause in London kamen alle Tage gegen die Mittags-Stunde zwey Kaufleute zusammen. Sie tranken ihren Kaffee, sprachen vom Geldcours, von Zeitungen, und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von solchen Dingen, die ihre häuslichen Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mausfallenjunge in ihr Zimmer. Sein Elend machte ihn demüthig, und seine einnehmende Miene, daß man ihn gerne anhörte. Mit dieser zweyfachen Empfehlung bot der Unglückliche seine Dienste diesen beyden Herren an. Allein sie wiesen

ihn mit einigem Unwillen ab. Der Junge, dieser unfreundlichen Annahme schon gewohnt, machte ruhig die Thüre zu, und schlich sich langsam wieder fort. — Kaum war er weggegangen, als der eine Kaufmann etwas nachdenklich wurde. Er dachte, daß man diesen Jungen mit einigen Groschen hätte befriedigen können, und wirklich erregte seine gegen ihn bewiesene Härte ihm einigen Kummer. „Wie wäre es" — sagte er zu seinem Freunde — „wenn wir einmal ein gutes Werk thäten, und einen elenden Menschen glücklich machten? Wollen wir den armen Menschen zurückrufen lassen?" — „Ich bin es herzlich gern zufrieden" — sprach der andere — „bin ich doch selbst einmal in meiner Jugend von einigen beträchtlichen Spiel-Schulden und Gewissens-Bissen befreyet worden." Sie ließen also den Burschen zurückrufen. — „Armer Schelm" — sagte der eine Kaufmann — „wünschest du wohl deiner elenden Lebensart los zu seyn?" — „Warum nicht?" — antwortete der Junge; — „aber da kommt es auf's Wünschen nicht an." — „Muth gefaßt, Junge! Du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden." — „Es beliebt Ihnen zu scherzen, meine Herren! aber haben Sie die Güte, und geben mir etwas Weniges, meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag, und ich habe seit zwey Tagen nichts gegessen; Gott im Himmel wird Sie dafür segnen. Ach! — seufzte er, und hier kamen ihm Thränen in die Augen, — „ich hatte auch einen liebreichen, wohlthätigen Vater, der manchen Elenden aus der Noth half, aber zu frühe für mich, leider! starb." — Die edle Dreistigkeit dieses jungen Menschen, die immer der bedrängten Unschuld eigen ist, machte ihn bey diesen Herren liebenswürdig. „Wohlan," — sagte der Eine — „Du sollst von einem Jeden unter uns 100 Pfund Sterling (etwa 1100 Gulden) haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken, du sollst bey einem von uns die Handlungs-Wissenschaft erlernen, und hernach dein Kapital mit den Zinsen auf eine dir beliebige Art nützen." Der gute Junge wußte nicht, wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Herzen; sie hielten auch ihr Wort redlich, und der junge Mensch führte sich so auf, daß sie alle Ursache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu seyn. Nach einer Zeit von sechs Jahren kaufte man ihm eine kleine Bude, in welcher er auf eine so glückliche Art

handelte, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog. So glücklich er war, so vergaß er doch nie den armseligen Zustand, in welchem er sich zuvor befunden, und versäumte eben so wenig die Pflicht, Bedrängten beyzustehen, Andere glücklich zu machen, und das Gute, was er von Andern empfangen hatte, wieder auf Hülfsbedürftige zurückfließen zu lassen. Einst fand er einen alten Kalender, der seinem seligen Vater zugehörte, wo dieser verschiedene Merkwürdigkeiten seines Lebens eingezeichnet hatte. Er las unter anderm auch die Nachricht: „Den 19. März 1698. habe ich einen jungen Menschen, Namens A†† G††, der mir seine dringende Noth klagte, mit 20 Pfund Sterling (220 Gulden) von seinem gänzlichen Untergange gerettet, und zur Tugend zurückgebracht.“ Wie erschrack er nicht, als er die Entdeckung machte, daß der hier angeführte unglückliche Mann der Name desjenigen Kaufmannes war, der ihn selbst einst auf dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte! Er schrieb sogleich an ihn, machte ihm diese Entdeckung bekannt, und bat ihn zugleich flehentlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könne. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch den Freund des Kaufmanns die Nachricht, daß sein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unglücksfällen zur ewigen Ruhe eingegangen seye; er hätte zwar einen Sohn hinterlassen, man wisse aber den Ort seines Aufenthaltes nirgends zu entdecken. Hierauf wird der gute Mann sehr betrübt; er suchte indessen dieß für ihn harte Gefühl einigermaßen dadurch zu lindern, daß er nothleidende Haus-Arme durch seine Wohlthaten ganz im Stillen erquickte. Noch ein anderer Umstand machte ihm viel Kummer. Miß Sara, seine einzige Tochter, war mit einem benachbarten Handlungs-Diener in Bekanntschaft gerathen, und hatte sich mit demselben, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie wollte sich durch keine Vorstellung von ihrem geliebten Gegenstande trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite, und bat in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheirathung, so daß endlich der Vater, der seine Tochter recht zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um seine Aufführung und seinen

Charakter kennen zu lernen, den Zutritt in sein Haus gestattete. Der Jüngling kam, und that Alles, um den Vater auf seine Seite zu bringen. Er wird um seinen Namen und seine Aeltern gefragt, und, Gott! wie erstaunte nicht der Vater, als eben dieser junge Mensch, der seither bey einem Kaufmanne die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte, der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war. Nunmehr stand der glückliche Vater keinen Augenblick an, in die Heirath dieser beyden Verlobten mit Freuden einzuwilligen, und bald darauf überließ er seinem geliebten Schwiegersohne sein Vermögen und seine große Handlung.

394.

Durch ein Reſcript vom 23. July 1785. hatte der Markgraf (der im J. 1810. verstorbene Großherzog) von Baden in seinen gesammten Ländern die Leibeigenschaft aufgehoben, auch seine Unterthanen von allen Abgaben bey dem Ueberzuge von einem Amtsbezirke, aus einem Landestheile in den andern, die seit Jahrhunderten hergebracht waren, völlig befreyet. Dankbar hiefür reiseten acht Bauern nach Frankfurt am Mayn zu dem dasigen geschickten Sattlermeister Wagner, und verlangten Kutschen zum Kauf zu sehen. Dieser zeigte ihnen verschiedene, aber alle waren ihnen nicht gut und prächtig genug. Endlich sahen sie einen Wagen, von dem er sagte, daß er ihn nicht unter 400 Louisd'or erlassen könne. „O wenn er uns schön genug dünkt," — antworteten die Bauern, — „so darf er auch mehr kosten." Darauf erfuhr Wagner, daß sie Abgeordnete einer Gemeinde aus dem Badischen wären, die ihrem Herrn, für die vielen Wohlthaten, welche er ihnen erweise, einigermaßen ihre Erkenntlichkeit bezeugen wollten. Der Kauf ward geschlossen, und Wagner war damit so wohl zufrieden, daß er die Bauern in den damals vornehmsten Gasthof zu Frankfurt, in das rothe Haus, führte, und sie wie Standes-Personen behandeln ließ.

395 a.

Nach des Ritters Fourbin (Furbeh) Erzählung ereignete sich zu Algier, während die Französische Flotte unter Duquesne's (Dügeh'n) Befehlen die Stadt beschoß, folgendes: Die Algierer waren wegen des Sch

dens, den sie durch das Bombenwerfen leiden mußten, auf die Franzosen so erbittert, daß sie alle gefangenen Franzosen, mittelst der gegen die Flotte gerichteten Kanonen, erschoßen. Unter diesen Gefangenen war auch ein Französischer Schiffs-Capitän, der schon vorgeführt und angebunden war, und eben erschossen werden sollte, als ein danebenstehender Türke ihn als seinen Wohlthäter erkannte. Dieser Türke war nämlich vorher des Capitäns Gefangener gewesen, von demselben sehr gütig behandelt, und wieder freygegeben worden. Der Türke erinnerte sich alles dessen mit Dankbarkeit, und bat für den Gefangenen, aber vergebens; der Befehlshaber blieb unerbittlich. Der Türke erbot sich, den Gefangenen zu kaufen, um welchen Preis es auch seyn möchte; allein man verwarf auch dieses Anerbieten. — Als jetzt der Gefangene eben erschossen werden sollte, umarmte der Türke den Unglücklichen, schloß sich fest um ihn herum, und rief dem Kanoniere zu: „Zünde los, ich will mit meinem Freunde sterben, dessen Tod ich nicht verhindern kann.“ Dieser Anblick rührte alle Umstehenden, und der Gefangene ward mit Gewalt befreyet. Welch ein edler Türke, der aus Dankbarkeit lieber mit seinem Wohlthäter sterben, als ohne ihn leben wollte!

395 b.

Ein englischer Schiffs-Kapitän, Namens Richardson, wurde einst von einem heftigen Sturme nahe bey Danzig ergriffen; nur mit großer Mühe lief er endlich in den Hafen ein. Ein anderes Schiff, welches ihm folgte, war nicht so glücklich; denn es wurde auf eine Sandbank geworfen, und 16 Menschen, welche die Schiffs-Besatzung ausmachten, erwarteten schon, daß es scheitern, und sie selbst eine Beute der Wellen werden würden. Richardson sah die Gefahr, welche diese Menschen bedrohte; allein sein eigenes Schiff war in einem so schlechten Zustande, und seine Leute waren von Ermattung und Schrecken so sehr erschöpft, daß es ihnen unmöglich war, zurückzukehren, um den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Inzwischen war es ihm nicht möglich, ein bloßer Zuschauer der Gefahr seiner Mitmenschen zu bleiben. Er lief zum Kapitän eines andern Schiffes, welches auch vor Anker lag, und bat ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, welche er selbst zu erfül-

len auſſer Stande wäre. Allein dieſer Mann gehörte zu den niedrigen und unempfindlichen Seelen, welche, wenn es darauf ankommt, Andern Dienſte zu leiſten, immer zunächſt fragen: „ſetze ich mich nicht ſelbſt der Gefahr aus? Iſt etwas für mich zu gewinnen?“ — So konnte denn dieſer Mann durch alle, noch ſo rührende Vorſtellungen nicht bewogen werden, ſich der Gefahr auszuſetzen, um einigen ſeiner Mitmenſchen das Leben zu retten. Richardſon bat ihn, ihm wenigſtens ſein Schiffs-Boot zu leihen, weil es gröſſer und zuverläßiger wäre als das ſeinige. Allein er ſchlug ihm auch dieſe Bitte ab, weil, wie er ſagte, bey dem heftigen fortdauernden Sturme der Verluſt ſeines Bootes unvermeidlich ſeyn würde. Voll edeln Unwillens kehrte darauf Richardſon zu ſeinem Schiffe zurück, und rief ſeinen noch ganz ermüdeten Matroſen zu: „Gefährten! habt Ihr noch Kraft und Muth genug, im Namen Gottes ein Werk der Liebe zu verrichten? Sehet dort die Unglücklichen, welche ihrem Untergange nahe ſind! Wer ein Herz hat, der folge mir!“ Mit dieſen Worten ſprang er in das Boot, und ſechs brave Matroſen folgten ihm. Sie ruderten eifrig mitten durch die ſchäumenden Wellen, und kamen endlich bis zum geſtrandeten Schiffe. Aber ihr Boot konnte nur 6 Menſchen aufnehmen. Sie fiengen damit an, 6 Menſchen an's Land zu bringen, dann kehrten ſie zurück, um die übrigen zu holen. Die Unglücklichen, denen ſie das Leben gerettet hatten, zeigten ihre Erkenntlichkeit durch Freudenthränen, und die ſchöne Handlung, welche die Retter eben verrichtet hatten, gab ihnen einen Vorſchmack von der Freude der Glücklichen. Unter dieſen 16 Geretteten befand ſich auch ein reicher Kaufmann aus Smyrna in der aſiatiſchen Türkey. Dieſer beſuchte Richardſon am folgenden Tage, und wollte ihm ein Geſchenk von 1000 Stück Dukaten machen. „Wozu dieſes Geld?“ — fragte Richardſon — „für Dich,“ — antwortete der Kaufmann, — „nimm es an als einen ſchwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit.“ — „Für mich?“ — erwiederte Richardſon — „für mich? Gott bewahre mich davor! Glaubſt du, daß ich für Geld geholfen habe?“ Da der Kaufmann fortfuhr, Richardſon zu bitten, er möchte das Geld annehmen, ſo fragte ihn dieſer endlich: „wie groß iſt denn dein Vermögen, daß Du ſo anſehnliche Geſchenke

macht?" — „Groß genug," — versetzte der Kaufmann, — „um Dich und Dein Schiffsvolk zu erhalten, ohne daß ich dadurch arm würde." — „Wenn das ist," — sagte Richardson — „so kann ich das Geschenk annehmen." Er nahm hierauf das Geld, ließ seine Matrosen auf das Verdeck kommen, und vertheilte Alles unter sie, ohne etwas für sich zu behalten. Während das Schiffsvolk sein Freuden-Geschrey hören ließ, flossen dem Kaufmanne Thränen von den Wangen. „Was fehlt dir?" — fragte Richardson. — „Die Ursache meiner Traurigkeit ist die: daß der Mann, dem ich das Leben schuldig bin, mich nicht der Erlaubniß würdigt, ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen." — „Ach gewiß! du irrest dich," — sagte Richardson; — „nicht aus Eitelkeit habe ich dein Geschenk getheilt, sondern weil die Matrosen das Geld nöthiger hatten als ich, und weil ich ohne ihre Unterstützung dich nicht hätte retten können." — „Glaubst du denn," — versetzte der Kaufmann, — „daß ich sie würde vergessen haben? Siehe!" — er zeigte einen Geldbeutel — „dieses war für sie bestimmt. Aber, leider! muß ich sehen, daß du meine Erkenntlichkeit verachtest." — „Bey allem, was heilig ist," — versicherte jetzt Richardson, — „ich verachte sie nicht." — „So nimm denn dieses an" — sprach der Kaufmann — und zog einen kostbaren Ring von dem Finger, welchen er Richardson darbot, der ihn endlich annahm.

395c.

Die Fürstliche Familie Woronitzky in Pohlen, war durch verschiedene Zufälle im Anfange des 18ten Jahrhunderts so tief herabgesunken, daß der letzte zu derselben gehörige Prinz sich entschloß, seinen Stand zu verläugnen, und bey einem Edelmanne, der sich durch des Prinzen Vorfahren bereichert hatte, in Dienste zu treten. Einst hielt er mit den Pferden seines Herrn vor einer jüdischen Schenke. Der Wirth, ein Jude, erkannte ihn, und behandelte ihn mit derjenigen Ehrerbietung, die ihm seiner Geburt wegen gebührte. So sehr ihn auch der Prinz versicherte daß er keinen Titel annehmen könne, dessen Würde er nicht zu behaupten im Stande sey; so blieb der Wirth doch gebückt vor ihm stehen, und [illegible] dringend, mit ihm in seine Stube zu gehen. [illegible]ger Herr" — fieng er hier an — „Ihr Großva-

ter und Ihr Vater haben mich mit Wohlthaten überhäuft. Es ist billig, daß ich mich gegen ihren letzten Abkömmling dankbar beweise. Gott hat mich gesegnet, und ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Segen mit Andern theilen zu können. Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich mit dem Bewußtseyn hinscheiden kann, etwas zur Wiederherstellung des alten Glanzes Ihrer Familie beygetragen zu haben." — Darauf drang er so lange in den Prinzen, bis er sich entschloß, den Dienst seines Herrn zu verlassen. Der brave Israelite hielt auch vollkommen Wort. Kleider, Pferde, Equipage, Bediente, alles schaffte er von seinem Gelde dem jungen Prinzen dessen Stande gemäß an, und zuletzt sorgte er ihm noch für eine schöne, tugendhafte und sehr reiche Gemahlin, wodurch die Umstände des Prinzen dergestalt verbessert wurden, daß er von nun an die Würde seines Hauses wieder behaupten konnte. Von 2 Söhnen, die ihm geboren wurden, hinterließ der eine, eine zahlreiche Nachkommenschaft, die es sich nun gegenseitig zur Pflicht machte, die Nachkömmlinge des braven Juden, der ihrer Familie ihren alten Glanz wieder verschafft hatte, mit Wohlthaten zu überhäufen.

Verschwiegenheit.

396.

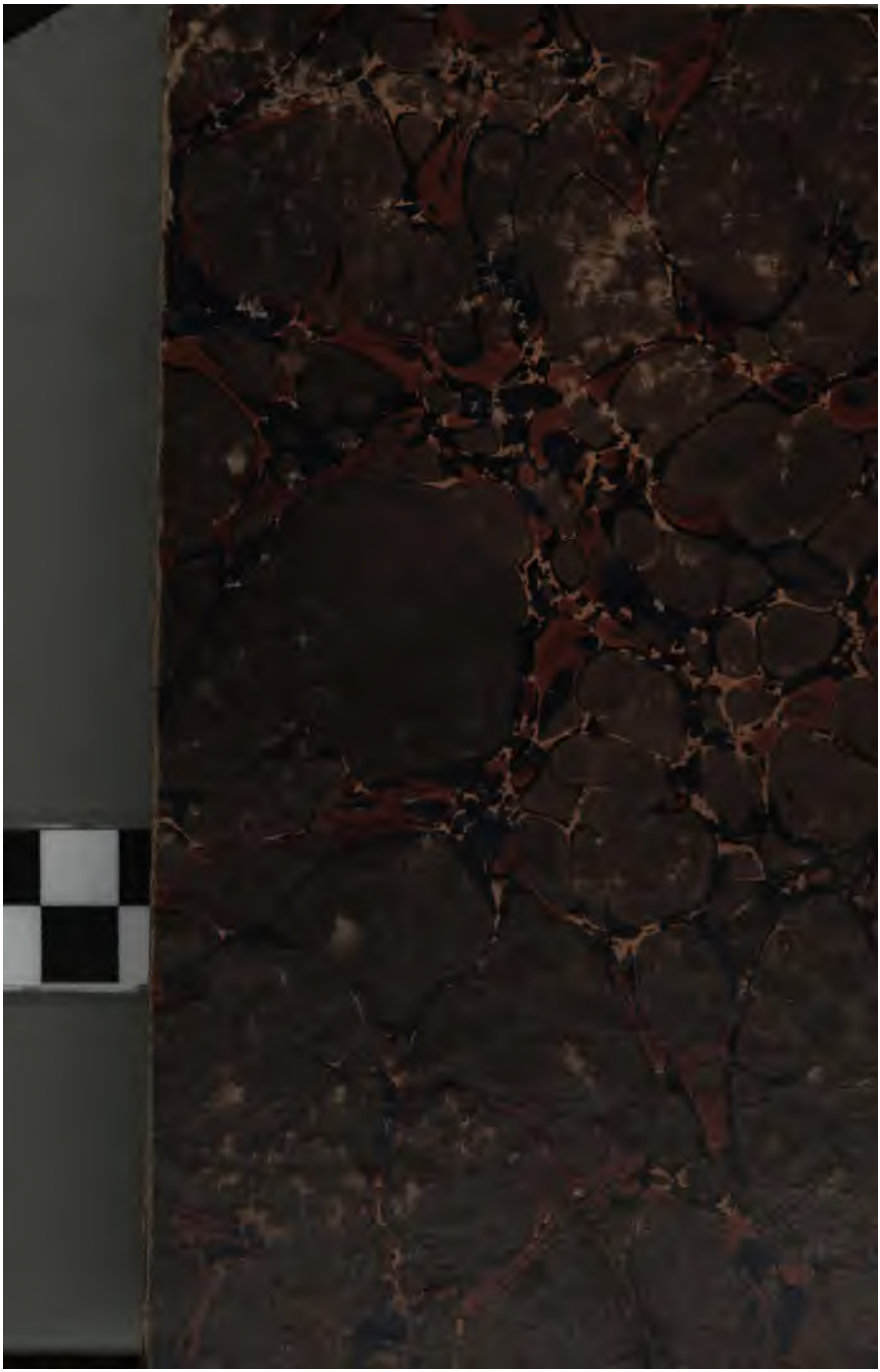
Antigonus, Feldherr Alexander des Großen, und einer seiner Nachfolger in der Herrschaft über viele in Asien eroberte Länder, hatte den Grundsatz: der Anführer eines Heeres müsse nie wissen lassen, was er unternehmen wolle. Als ihn daher sein Sohn Demetrius, den er sehr liebte, fragte: wann er sein Lager abbrechen würde? antwortete ihm Antigonus lächelnd: „Fürchtest Du etwa, daß Du die Trompete nicht hören werdest?" — So kann man einen Bekannten, der uns unbefugt fragt, wohl abweisen. Hat man aber mit Leuten zu thun, denen man Achtung schuldig ist, so muß man durch eine allgemeine Antwort, die nichts Bestimmtes enthält, durch mancherley Muthmaßungen, die man

hinwirft, oder auch dadurch, daß man von andern Dingen zu reden anfängt, der pflichtwidrigen Entdeckung der Wahrheit ausweichen.

397.

Chateauneuf (Schatohnöf), Siegelbewahrer unter König Ludwig XIV. in Frankreich, wurde verhaftet. Sein vertrauter Freund, Chevalier du Jars (Schwallieh dü Schar), sollte gegen ihn zeugen; er wollte aber nicht. Man setzte ihn in die Bastille; er beharrte bey seiner Weigerung. Man drohte; er schwieg. Man machte ihm den Kriminal-Prozeß: er sagte weiter nichts, als: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" — Um ihn zu schrecken, sprach man zum Schein das Todes-Urtheil über ihn: er erschrack nicht und schwieg. Man führte ihn zum Schaffot, und er gieng ohne Zagen. Man bot ihm Gnade, wenn er gegen seinen Frrund aussagen würde; er sagte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" Man entkleidete ihn zur Hinrichtung; er knieete standhaft nieder. „Gnade! Gnade!" hieß es plötzlich. Schweigend stand er auf. „Wie werden Sie dem Könige Ihre Dankbarkeit beweisen können?" — fragte man ihn. — „Sagt dem Könige," — versetzte er, ohne eine Miene zu verändern, — „daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist!"

398.

Fouquet (Fuckeh), französischer Finanz-Minister unter Ludwig XIV., ein Mann von vorzüglicher Rechtschaffenheit, wurde von neidischen Verläumdern böser Absichten beschuldiget, fiel in Ungnade, und wurde mit seinem Sekretär Pelisson gefänglich in die Bastille gebracht. Man machte alle möglichen Versuche, um Pelisson zum Geständnisse mancher Sachen zu bringen, die zwar nicht unredlich, aber unter diesen Umständen doch für Fouquet hätten gefährlich werden können. — Pelisson aber blieb standhaft. Er saß vier Jahre in der Bastille, und bekannte nichts gegen seinen Herrn; worauf dann beyde, als ihre Unschuld an den Tag gekommen war, wieder in Freyheit gesetzt wurden, und vom Könige Ersatz wegen des angethanen Unrechts erhielten.

201
237